This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600035757X

8.

Mein politisches

Glaubensbekenntniß

in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt.

Von

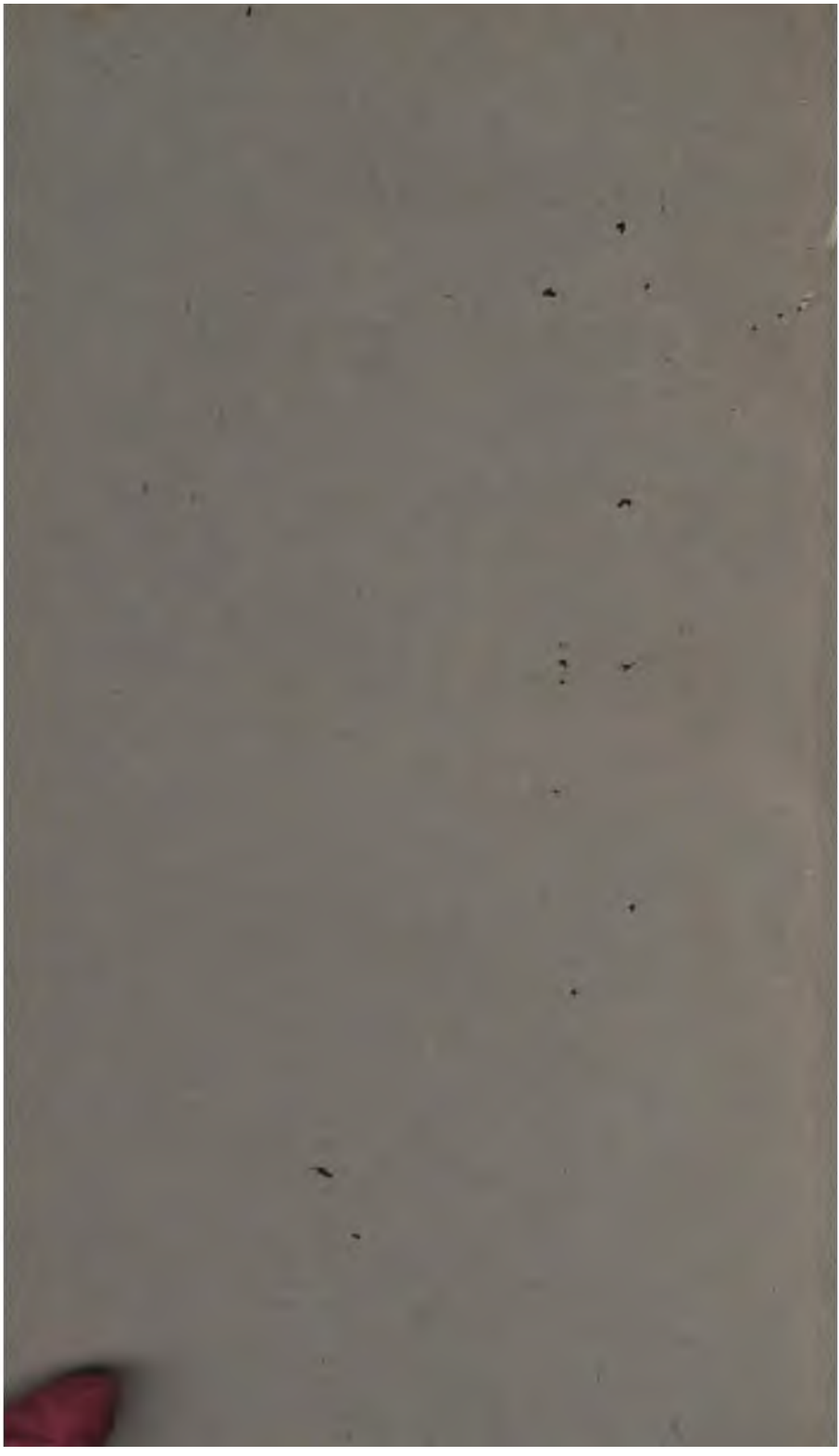
Dr. Josef Freiherrn von Kalchberg,

K. K. u. K. A. Majestät wirklichem geheimem Rath, Leiter des k. k. Ministeriums für Handel und Volkswirthschaft a. D. u. s. w.

Leipzig.

Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).

1881.



Mein politisches

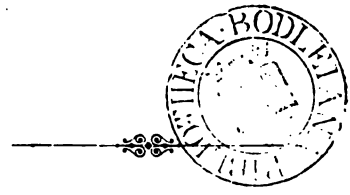
Glaubensbekenntniß

in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt

von

Dr. Josef Freiherrn von Kalchberg,

S. k. u. k. k. Majestät wirklichem geheimem Rath, Leiter des k. k. Ministeriums für Handel und Volkswirthschaft a. D. u. s. w.



Leipzig.
Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).
1881.

240 e 528.

Der Mensch ist gut, doch hat er viel zu schaffen.
Und wie er einzeln dies und das besorgt,
Entgeht ihm der Zusammenhang des Ganzen.

Franz Grillparzer.

Was den Menschen am meisten in Kunst und Leben zurückhält? —
Daß er auf Brücken sich gern ewige Wohnungen baut.

Friedrich Hebbel.

Inhalt.

Erstes Gedenkblatt.

Seite

Ueberschau der Grundsätze und Erfahrungen, welche ich heimgebracht 1

Was soll mein Buch? — Die Confessionslosigkeit des Staats. — Die sechste Großmacht. — Panem et circenses. — Der Liberalismus nach den Julitagen, das Juste milieu, der Socialismus, der Nihilismus. — Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung. — Die Parteistrenge im Parlamente. — Specialist und Totalist. — Pessimist und Optimist. — Das verlorene Paradies. — Der Seelenadel in der Politik.

Zweites Gedenkblatt.

Knaben- und Jünglingsjahre und der Eintritt des Mannes ins Leben 93

In den Kinderschuhen. — Gymnasiast und Convictist. — Am Lyceum. — Plankenberg. — Als Doctorand und Docent an der Universität zu Wien.

Drittes Gedenkblatt.

Am Sylvesterabend 1875 125

Der Sylvester begehrt sein Recht. — Der Sylvester nimmt Abschied. — Muß man denn g'rad' glücklich sein?

Viertes Gedenkblatt.

Die habsburgischen Erblande werden ein selbständiger Staat im europäischen Staatensysteme 138

Maria Theresia, Josef, Leopold, Franz, Ferdinand. — Der Absolutismus hatte sich überlebt.

Fünftes Gedenkblatt.

Seite

Umschau im Vormärz 144

Napoleon Bonaparte. — Die heilige Allianz. — Reactionäre Selbstüberschätzung. — Die Polizei. — Unser Richterstand. — Die Armee. — Die Alma mater in Wien. — Trostlose Zustände im Beginn des Jahres 1848.

Sechstes Gedenkblatt.

Der Güterdirector vor, in und nach den Märztagen 1848 194

Vom März 1839 bis zum März 1848.

Die erzherzogliche Güteradministration in Teschen, ihre politische und wirthschaftliche Bedeutung. — Ein Jahr in Selowitz. — Unsere Nachbarn in Freistadt und Karwin, dann zu Friedland. — Viel Schlimmes und wenig Gutes aus den Jahren 1844—1848. — Der Fürstbischof von Breslau kommt im August 1846 zur Firmung. — Ein Seitenblick auf unsere geselligen Verhältnisse in Teschen.

Vom März 1848 bis September 1848.

Der Director wird, gern oder ungern, ein Politiker des Tages. — Die österreichische Frage und die deutsche. — Vor und in der Paulskirche. — Ausflug nach Heidelberg, Baden-Baden und Karlsruhe. — Mein Besuch in Wien. — Mandatsniederlegung und Heimreise nach Teschen. — Was ich daheim gefunden. — Mein Uebertritt in den k. k. Staatsdienst.

Siebentes Gedenkblatt.

Mein Noviziat als Statthalter in Schlesien 272

Auch Ungarn war niedergeworfen, was nun? — Land und Leute. — Alexander Freiherr von Bach. — Ein Jeder lenkt das Gespann nach seiner Weise. — Der Beamten Pflicht und Noth.

Achtes Gedenkblatt.

Was ich im Polenlande zu schaffen hatte 297

Umschau. — Die Juden in Galizien. — Ein jugendlicher Cannibale. — Die Polen und die Ruthenen. — Nochmals meine Mission. — Meine Heimkehr aus dem Polenlande.

Neuntes Gedenkblatt.

Aus dem Sterbejahre des Absolutismus 313

Das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860 entsagte dem Absolutismus. — Drei Opfer.

Zehntes Gedenkblatt.

Seite

Aus unsern parlamentarischen Lehrjahren 320

Das alte Haus Habsburg und das neue Oesterreich. — Anton Ritter von Schmerling und die Februar-Verfassung. — Ein Blick in's Abgeordnetenhaus. — Ein Besuch im Herrenhause. — Noch einmal das Handelsministerium. — Galadiner zu Schönbrunn.

Elftes Gedenkblatt.

Procul negotiis 359

Auf den Boulevards. — Heimreise. — Stimmung in Wien.

Zwölftes Gedenkblatt.

Die Gefahren und Nöthen der Verfassungslosigkeit . . . 365

Frei ist die Bahn. — Schau um Dich, schau in Dich! — Verdiene Geld und mache Carrière.

Dreizehntes Gedenkblatt.

Der endliche Sieg des Verfassungsrechts 380

Minister gesucht und gefunden. — Aus der Versöhnungs-Aera.

Vierzehntes Gedenkblatt.

Unser dualistisches Oesterreich-Ungarn ist weder ein Bundesstaat noch ein Staatenbund, noch eine bloße Personal-Union 399

Was ist es also? — Ein undefinirbarer Dualismus. — Am Sarge Déak's. — Jenseits und diesseits. — Wie wir diesseits endlich zu einer Verfassung gelangten. — Andere Zeiten, andere Sitten. — Kluge Wirthschaftlichkeit war niemals unsere Stärke. — Knickern heißt noch nicht gut wirthschaften. — Haben und Sollen, Können und Wollen. — Neue Pensa für die Statistik: Zum Zolltarif, zur Steuerreform, zur Feststellung der Quote, zur Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Statistik, ein Wort über die Localsteuern. — Schutzzöllner und Freihändler. — Zur Eisenbahnpolitik. — Auf der Donau. — Personalunion und Dualismus. — Der Geist Déak's.

Fünfzehntes Gedenkblatt.

Seite

Nächstliegende Aufgaben Oesterreich-Ungarns in seinen internationalen Beziehungen 482

Der Panslavismus und die Wiedergeburt der europäischen Türkei. — Rußlands nationale Politik. — Wir müssen uns vorsehen. — Moltke über Rußland und was ich daraus folgere. — Die hohe Pforte und der moderne Constitutionalismus. — Intervention oder Nichtintervention, wie man es eben braucht. — Nach dem Kriege. — Die Abtretung Cyperns an England. — Ein Danaergeschenk. — Ein neues Concert européen.

Sechzehntes Gedenkblatt.

Abschiedswort 524

Anhang.

Ministerien und Minister vom März 1848 bis zum März 1881 546

Erstes Gedenkblatt.

Ueberschau der Grundsätze und Erfahrungen, welche ich heimgebracht.

Was soll mein Buch?

Ich kennzeichne mein Buch als politisches Glaubensbekenntniß, in der Durchführung ist es eine Suite von politischen Essay's, es ist ein Stück Zeitgeschichte, eine Kritik unseres gesellschaftlichen und politischen Lebens, wohl auch ein Vorschauen in die Zukunft. Der geehrte Leser soll sofort wissen, wie ich denke, fühle, bin; ich gebe daher die Grundlinien meines politischen Glaubensbekenntnisses welches in den weiteren Ausführungen Fleisch und Blut erhalten soll. Mag, wie ich denke, fühle, bin, dem Einen gefallen, dem Anderen mißfallen, ich muß es hinnehmen, man kann es eben nicht Allen recht machen und das Gebot: überzeugungstreu zu sprechen, steht obenan. Meine Aufzeichnungen sind eine Art Studienzeugnisse aus der Schule des Lebens oder eigentlich die Fragen und Antworten selbst bei den vielen praktischen Prüfungen, welche ich zu bestehen hatte. Wer im März 1801 geboren ist und im März 1881 noch Bücher zu schreiben, oder richtiger gesagt, ob seiner Blindheit zu dictiren vermag, hat doch wohl mancherlei Erlebtes zu erzählen. Aber wie komme ich dazu, mein politisches Glaubensbekenntniß niederzuschreiben; wer verlangt es? Ich antworte, mir selbst bin ich es schuldig, wie eine Gewissensprüfung; meinen politischen Freunden bin ich es schuldig, welche durch eine Reihe von Jahren in mich Vertrauen setzten, — und es waren derer nicht wenige; meinen Schülern von ehemals, welche in hohen Aemtern standen und stehen; endlich der großen Sache, dem Vaterlande, welchem ich angehöre und welches sich noch immer mühsam und mit schweren Opfern zum Ziele fortarbeitet, das ihm die Weltgeschichte vorgesteckt hat. Mein Ideencultus drängte mich dahin, in der Auffassung und Darstellung der geschichtlichen Thatsachen der Spur der lei-

tenden Idee nachzuforschen. So kamen denn zunächst Einzelbilder zu Stande, welche zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden meine nicht leichte Aufgabe wurde; um sie zu lösen, hielt ich mein Einzelleben gleichsam als Rebstock fest, umrankt von den Reben der Zeitgeschichte. So kam ich einerseits zu einem Stück Selbstbiographie und andererseits zu einem Stückchen Zeitgeschichte.

„Wie der Mensch nur sagen kann: hier bin ich,
Daß Freunde seiner schonend sich erfreu'n,
So kann auch ich nur sagen: nimm es hin!"

(Goethe.)

Ich erzähle aus meinem Leben, damit der Leser urtheile, ob ich eine Berechtigung habe, zu ihm zu sprechen; mich entschuldigt das Verfahren unseres genialen Justus v. Liebig, welcher die auf einer Bodenfläche wildwachsenden Pflanzen verbrannte, um aus ihrer Asche durch Analyse die Stoffe zu ermitteln, welche in diesem Boden als Bedingungen seiner Vegetation vorhanden sind; auf diesem Wege stellte Liebig jene Stoffe fest, welche in den fraglichen Boden gebracht werden müßten, um diesen für eine bestimmte Vegetation zu befähigen: als eine solche Pflanzenasche betrachte ich denn auch mein politisches Leben und Wirken. Ich schreibe gewissermaßen politische Chemie, wenn ich als Selbstbiograph mein Thun und Lassen, nach rückwärts als Wirkung, nach vorwärts als Ursache dem Urtheile des Lesers überantworte. Wenn ich mich der Bezeichnungen: Vormärz, Märztage und Nachmärz bediene, so verstehe ich unter dem „Vormärz" zunächst den Zeitraum, welcher von den drei Pariser Julitagen 1830 bis zu den drei Wiener Märztagen 1848 reicht; dessen Saugadern führen aber zurück bis in die Prunkperiode des Wiener Congresses 1814 und 1815; ja, sie gehen hinauf bis in die josefinisch-theresianische Zeit, bis zur Einführung der Normalschule 1775, bis zur Aufhebung der Jesuiten 1773, bis zu den Robotpatenten der großen Kaiserin; denn alle diese Schöpfungen sind Erzeugnisse des Einen mächtigen Geistes, welcher in der Neuzeit sein Banner rücksichtslos entfaltet. Zu den „Märztagen" zähle ich zunächst den Zeitraum vom 13. März 1848 bis zur Einnahme Wiens durch den Fürsten Windischgrätz, also bis Anfangs November 1848. Unter dem „Nachmärz" endlich verstehe ich zunächst den Zeitraum vom November 1848 bis zur Erringung des Constitutionalismus mit der Verfassung vom 26. Februar 1861, obschon derselbe seinen vollen Abschluß erst mit den Jahren 1867—1869 in der dualistischen Construction des Staates gefunden hat.

Ich schreibe keine eigentlichen Memoiren; solche passen nur für große Herren und interessante Persönlichkeiten; aber ich erzähle allerlei aus meinen Erlebnissen, damit der Leser über die Genesis und die Berechtigung meiner Anschauungen sich ein Urtheil bilden könne, wie der Geschworene über die Glaubwürdigkeit eines vernommenen Zeugen. Die Persönlichkeiten, welche ich vorführe, zeichne ich nicht sowohl um ihrer selbst willen, als vielmehr als Producte und Exponenten des öffentlichen Lebens, in welchem sie wirken; ebenso haben die Anekdoten, welche ich erzähle, nur Werth als Charakteristik oder als Ausdruck des Geistes, welcher in der Zeit und den Zeitgenossen sich kundgab, ich möchte sagen: ex ungue leonem.

Was ich gebe, sind für den Historiker höchstens Kleinigkeiten, welche Lichtstreifen werfen auf die Geschehnisse und die Handelnden, auf den Geist, welcher halb verborgen oder verleugnet oder zurückgedrängt im Hintergrunde wirkte; aber eben dieses giebt ihnen gewissen Werth, denn „das Wasser thut es nicht, es thut's der Geist, der drinnen ist," — in der Bibel wie in der Politik. Vielleicht könnte ich meine Aufschreibungen als politische Essay's bezeichnen, in welchen die Wege des ruhelosen Weltgeistes durch meine kleinen Erlebnisse beleuchtet und gemeinfaßlich gemacht werden.

Der welt- und geldkluge Araber sagt: Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold; der ehrliche judaische Prophet dagegen empfiehlt seinem Herrn, daß er sich bellende — nicht stumme — Hunde halte, um vor gefährlichen Einbrechern und Einschleichern gewarnt zu werden. Nun, es giebt Zeiten, in welchen das Reden patriotische Pflicht ist, und wir leben in einer solchen und deshalb rede ich.

Ich habe allgemeine politische Betrachtungen vorangehen lassen, wie man bei der Besichtigung eines Bergbaues Fackelträger mitnimmt, um sowohl die aufgelassenen Strecken, als auch die neu aufgeschlossenen zu beleuchten. Es wird nicht an solchen fehlen, welche mich doctrinär schelten, vielleicht auch als tendenziös verdächtigen. Ich gestehe, daß ich allerdings in den Fesseln jener Doctrin liege, welche einerseits bei dem Berufe der Menschheit anknüpft und diesen festhält als gleichberechtigt für jede Nationalität, für jeden Stand und für jede Hautfarbe. Aber diese Doctrin verführt mich nicht, Reis oder Zuckerrohr anbauen zu wollen, wo nur Kartoffeln und Esparsette gedeihen, oder politische Theoreme an Stämme und Völkerschaften zu übertragen, für welche sie zur Zeit noch nicht passen, denn sie lehrt mich vor Allem Geduld zu

haben und abzuwarten, — war ich doch so viele Jahre Lehrer und Pädagog, somit ein Kämpfer gegen die Unwissenheit und wider die Nichtsnutzigkeit. Das Programm für meine Doctrin habe ich von Immanuel Kant und Friedrich v. Schiller überkommen. Es sind dies Firmen auf dem geistigen und sittlichen Weltmarkt, deren Wechsel und Anweisungen man zur Zeit noch honorirt. Auch tendenziös bin ich insofern, als ich Oesterreich gern groß, mächtig, wohlhabend und gebildet sehen möchte; bin es, weil ich den Culturideen allwärts Eingang verschaffen möchte; bin es, weil ich ein Nachzügler aus alter Zeit, manche vergessenen Namen dem Gedächtnisse der Jetztzeit auffrischen möchte, um ihr zu sagen: „Seht, das waren Männer so aufgeklärt wie ihr, so eifrig wie ihr, so muthig wie ihr, vergesset sie nicht; sie mögen euch vielmehr nachahmungswerthe Vorbilder sein, auch in der unerfreulichen Wahrnehmung, daß der Strom der Vergessenheit über sie hinweggegangen ist, wie er auch über euer Thun und Lassen kalt und undankbar einstmals hinwegströmen wird.“ Tendenziös bin ich, weil ich Ungarn und Oesterreich gern fester kitten möchte, durch eine ehrliche auf gegenseitiger Achtung beruhende Vaterlandsliebe und vor Allem durch freisinnige Uebereinstimmung in ihren politischen Anschauungen, welche nicht mehr zwischen dem Schwaben und Magyaren unterscheidet, sondern den zur Freiheit und Cultur berufenen Menschen über den einseitig Nationalen stellt.

Vielleicht darf ich meine Schrift der Mappe eines Malers vergleichen, in welcher der Künstler Studien und Skizzen von Menschen und Geschehnissen aufbewahrte, Wünsche und Gedanken hinterlegte, deren Verwirklichung seinen Idealen entsprach. Freilich der Zeichner und der spätere Beschauer sehen dieselben Menschen und Geschehnisse in verschiedener Beleuchtung und in andern Farbentönen, denn die Individualität des Beschauers spielt überall mit hinein und verhindert die Uebereinstimmung der Urtheile, da jeder mit der Brille sieht, welche ihm das Leben geschliffen und das Bedürfniß angepaßt hat.

Der eine seufzt nach den Fleischtöpfen der Vergangenheit, der andere jubelt in den Orgien der Gegenwart, der dritte sieht überall nur Täuschungen und Enttäuschungen; Recht hat nur, wer glaubt und sich freut, daß die Welt, langsam fortschreitend, doch besser werde, ohne sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, man werde das verlorene Paradies wiedererobern, vor dessen Pforten ein böser Geist steht mit dem Doppelschwerte der Selbstsucht und des Hochmuthes. Ohne Tropus gesprochen, wir haben zuviel von der Lüsternheit Eva's und

von der Brutalität Kain's wegbekommen, um uns Paradiesesträumen hingeben zu dürfen; aber ein Jeder findet sein Pensum in dem großen Werkhause der Welt. Diesem Pensum vermag er aber nicht gerecht zu werden als Einzelner, indem er nur sein Ich im Auge behält, sondern als Theil des Ganzen, durch selbstlose Verbrüderung mit seinen Genossen, wodurch er allerdings zu einem mehr und minder fruchtbaren Culturdünger herabsinkt. Das ist die Demüthigung, welche der Weltgeist uns auferlegt hat, welche uns jedoch nicht hindert, in einem engeren Kreise uns eine kleine Welt aufzubauen, welche uns befriedigt und zur Mitarbeit an dem Ganzen befähigt. Wenn ich in meinen Aufzeichnungen einzelne Zeitgenossen silhouettire oder mit wenigen Crayonstrichen zeichne; wenn ich Geschehnisse, oftmals in ihren Wirkungen scheinbar unbedeutend, kritisirend hinwerfe, so hat hierbei niemals Gehässigkeit oder Absichtlichkeit meine Feder gelenkt.

Von selbstbiographischen Tendenzen kann nur insofern die Rede sein, als ich es für nötig erachtete, meine Bekanntschaft einerseits mit der Wissenschaft, andererseits mit den praktischen Erfordernissen des Lebens anschaulich zu machen; denn auf diesen fußt meine Berechtigung über die Zeit zu schreiben, in welcher ich lernte und wirkte. Ich schreibe nicht sowohl für die Alten, welche ihr Denken und Wirken bereits abgeschlossen oder doch more solito umgrenzt haben, sondern für die Jungen, welche damit entweder erst beginnen oder in vollem Zuge sind. Ich schreibe nicht für die Fachgelehrten, sondern für jeden anspruchslosen Gebildeten, welcher nicht die Muße hat, sich durch Studien ein knappes Bild von den Phasen unseres politischen Werdeprocesses aus dem reichen Geschichtsmateriale herauszu arbeiten: ist er ein Ausländer, damit er uns nicht ungerecht verurtheile, die Mühen und Opfer nicht unterschätze, mit welchen wir uns emporrangen; ist er ein Inländer, damit er patriotischen Muth behalte und an der Zukunft nicht verzweifle.

Die Confessionslosigkeit des Staates.

Wer am heutigen Tage ein politisches Glaubensbekenntniß aussprechen will, muß vorerst über das Verhältniß von Staat und Kirche sich erklären und so den Stier bei den Hörnern fassen. Ich will es thun. Eine gesunde Politik treibt weder Freigeisterei, noch Theologie. Der Staat als solcher ist nicht confessionell, soll es nicht sein, ebenso wenig als er Homöopath oder Allopath oder Hydropath zu sein oder für Spinoza oder Kant oder Schelling oder

Hegel oder Darwin zu kämpfen einen Beruf hat. Er ist das rechtssichere Wohnhaus und Asyl für Alle, aber keiner von ihnen darf für sich den Hausherrn spielen. Die Religion ist eine hochwichtige Gesellschaftsangelegenheit, aber sie ist keine unmittelbare Staatssache. Die Confessionalität des Staates, insbesondere wenn sie in einer privilegirten Staatskirche ihren Ausdruck findet, ist eine Quelle des Unfriedens. Sie erzeugt Mißtrauen, Eifersucht und Verdächtigungen der Confessionen unter einander und gefährdet dadurch die gesellschaftliche Eintracht; der confessionelle Glaubenseifer wird ausgebeutet, um daraus Nutzen zu ziehen, und so entstehen Heucheleien und Anfeindungen, weil der Glaube als Mittel dient, Vortheile zu erlangen und Andern den Rang abzulaufen; was man bekämpfen will, befördert man: den Indifferentismus und zwar in seiner widrigsten Maske, indem er sich als Zelotismus verkleidet. Aber es giebt einen Indifferentismus, welcher noch viel verderblicher ist als der religiöse und confessionelle. Das ist der Indifferentismus gegen Recht und Wahrheit, und der Staat ist von ihm in höherem Grade bedroht und gefährdet als von jenem. Der greise Alexander v. Humboldt erschien einstmals gegen seine Gewohnheit bei einer festlichen Kirchenfeierlichkeit. Es war zur Zeit des frommen Königs, welcher nicht gestattete, daß zwischen seinem Volke und dem königlichen Herzen ein Blatt Papier eingeschoben werde. Der Minister des Innern eilte sofort zu Humboldt, um seine Freude und Ueberraschung auszusprechen. Dieser entgegnete: „Mein Gott, man will eben auch Carriere machen.“ Das war boshaft, aber zutreffend, denn die Regierung hatte durch die erkünstelte Union der Lutheraner mit den Calvinisten wider den Geist ihres großes Königs Friedrich II. eine Art Cäsaropapismus angebahnt; und wo dieser herrscht, ist die Frömmigkeit ein nützliches Geschäft und die Verdächtigung ein wirksames Ruder, um das Lebensschiff eines Aspiranten vorwärts zu bringen. Adam Smith empfiehlt in seinem berühmten Werke: „Ueber die Ursachen des Nationalreichthums“ auch für die Förderung der religiösen Interessen die freie Concurrenz; er sagt: fette Pferde leisteten wenig und dies gelte auch von den fetten Pfründen der Staatskirche, es seien daher recht viele religiöse Secten zu wünschen, denn diese würden den religiösen Eifer aufstacheln. Allerdings eine gar zu materielle Auffassung; allein, wenn man die ersten drei Jahrhunderte des Christenthums ins Auge faßt, dazu den energischen Glaubenseifer der confessionellen Secten in

den selbstisch materiellen nordamerikanischen Freistaaten und diesen Erscheinungen entgegenhält den beinahe in Atheismus übergehenden Unglauben am päpstlichen Hofe des Mittelalters, einen Blick auf die frivole Freigeisterei zur Zeit der frömmelnden Maitressen-Wirthschaft in Paris wirft — so wird man dem kühnen Vorschlage des genialen Schotten eine gewisse Berechtigung nicht versagen können. Denn die auf der Straße von dem nächsten besten Bierfasse, welches sie zu einem Predigerstuhl improvisirt hatten, eifernden Glaubenszeloten thaten dem Christenthum kaum so viel Schaden, als die schleichenden lüsternen Abbé's der Maitressen.

Kurz, die Confessionalität des Staates ist nicht das richtige Mittel, das religiöse Bewußtsein in dem Volke erstarken zu machen. Dennoch laufen zur Stunde alle europäischen Staatswagen auf dieser schiefen Ebene, sich damit begnügend, von Zeit zu Zeit einen populären Zettel auszuwerfen, auf welchem geschrieben steht: Glaubens- und Gewissensfreiheit. —

Als Ferdinand II. seine Gegenreformation begann, saß auf dem steirischen Landtage unter lauter Lutheranern ein einziger katholischer Edelmann; als Ferdinand starb, war das Verhältniß gerade ein umgekehrtes: unter lauter Katholiken saß ein Protestant. Ist es denkbar, daß diese Bekehrungen aus dem Innern der Bekehrten kamen oder aber von äußeren Verhältnissen erkauft und erzwungen wurden? Freilich, die Kirche, als ein mit dem Staate um die weltliche Gewalt ringendes Institut, hatte ihren Zweck erreicht. Wenn am heutigen Tage der religiöse Sinn im modernen Erwerbs- und Genußleben unterzugehen droht, so kann er nur wiedergeboren werden durch die Erweckung und Bethätigung aufopfernder Nächstenliebe, welche im Gottesbewußtsein gipfelt, aber nimmermehr wird diese Umwandlung durch zelotischen Haß, noch durch die Förderung alten Köhlerglaubens erzeugt werden; ebenso wenig wird sie aus dem ehrgeizigen und habsüchtigen starren Kampf für kirchliche Vorrechte hervorgehen, selbst wenn man einräumen muß, daß die Kirchengewalt in den ersten Zeiten der christlichen Aera eine berechtigte höhere Sendung ausübte, indem sie der ihre Pflicht versäumenden Staatsgewalt mit Kreuz und Inful herrisch entgegentrat. Die Wiedergeburt des religiösen Lebens muß aus der Gesellschaft selbst oder richtiger aus dem religiösen Bedürfniß des menschlichen Herzens hervorgehen; der unberufene Eingriff der Staatsgewalt verdirbt und entheiligt diese Wiedergeburt. Auch die Protestanten machten diese Erfahrung,

als sie zur Leitung ihrer religiös-sittlichen, reformatorischen Bestrebungen sofort mit dem Grundsatze: „cujus regio, illius est religio“ die herrische Hand der Staatsgewalt heranzogen, denn sogleich begann die Zerbröckelung und Versumpfung in dem religiösen Leben des Protestantismus und der Rückschlag blieb nicht aus, als der hochbegabte General des Jesuiten-Ordens, der Neapolitaner Aquaviva, eine Gegenreformation in Bewegung setzte, welche dem verweltlichten, politisirenden Protestantismus ein mächtiges Halt gebot (vergl. Leopold Ranke: „Geschichte der römischen Päpste“). — Der Ordens-General beschränkte sich aber nicht darauf, die Kirche dem Staate beizuordnen, sondern verlangte und erstrebte folgerichtig die volle Unterwerfung des Staates unter die Kirche. Der Jesuiten-Orden war ihm die streitende Kirche und er verstand es, zu siegen. „Sint, ut sunt, aut non sint!“ Aber der Orden begnügte sich nicht, die Gesalbten und ihre Höfe sich unterthan zu machen, sondern suchte seine Herrschaft dadurch für immer zu sichern, daß er das Monopol des Unterrichts in allen Zweigen des Wissens eroberte. Der neuerlich mit vielem Prunk in Scene gesetzte Grundsatz der „freien Kirche im freien Staate“ ist nur eine Mystification, wenn man unter der „freien Kirche“ vor Allem die mit mannigfaltigen Vorrechten ausgerüstete herrschende Kirche im Auge hat, weil diese in Folge ihres geschichtlichen und gesetzlichen Uebergewichts die andern Confessionen, sowie den Staat selbst unfrei macht, oder er ist die Politik der Freigeisterei. Als ich im April 1850 an dem Tage, an welchem unsere katholischen Bischöfe nach Wien zu einer Versammlung einberufen worden waren und das betreffende Edict in der Wiener Zeitung stand, einem mir befreundeten Minister begegnete, sagte dieser zu mir: Du wirst mit unserm Thun wohl zufrieden sein, da wir die Freiheit der Kirche und des Glaubens proclamirten. Ich antwortete, daß ich die Herren Minister nicht für so liberal gehalten hätte, denn, weil sie ohne Zweifel Oesterreich nicht der Curie unterordnen wollten, so verstünde ich den großen Act als eine Bekehrung zu dem Principe der nordamerikanischen Freistaaten, welche Jeden nach seiner Façon selig werden ließen und jede begünstigte Staatsreligion als unzulässig zurückwiesen.

Die Gestaltungskämpfe, welche die wandernden Völker auf dem Gebiete des niedergeworfenen weströmischen Reiches durchkämpften, waren nicht Kämpfe für große Ideen, auch nicht für die christliche Idee in ihrer Reinheit, sondern Kämpfe der Leiber um das Dasein, um Macht und Herrschaft, um Hab und Gut. Der interessanteste

und bald auch der mächtigste unter den Kämpfern, der einzige, welcher von einer Idee ausging und von ihr getragen wurde, war die römische Kirche, welche seit Constantin dem Großen büreaukratisch regieren gelernt hatte und bei der gleichzeitigen Christianisirung aller Völker zu einer auf kein Territorium beschränkten Macht herangewachsen war; zu ihr standen die Völker, weil sie ihnen Schutz gewährte gegen die Anforderungen ihrer wilden Heerführer und gegen die Zumuthungen entsittlichter Zwingherren. Die römische Kirche war, so zu sagen, die demokratische Potenz in dem großen Weltkampf. Es lag nahe, daß sie ihre äußere Macht zu befestigen und zu erweitern trachtete und trachten mußte, was ihr auch in vollem Maße gelang, so daß sie im Verlaufe der Jahrhunderte zwei Schwerter in ihren Händen führte und eine dreifache Krone auf ihr Haupt setzen konnte. Es darf meines Erachtens nicht vergessen werden, daß die Urquelle ihrer Macht geistigen und zugleich demokratischen Ursprunges gewesen. Sie mißbrauchte ihre Macht, wie dies in der Menschennatur liegt, aber der Geist, welcher sie selbst geboren und geschaffen hatte, erhob sich gegen den Mißbrauch, den sie übte. Kunst und Wissenschaft, welche aus den Hinterlassenschaften der hochgebildeten Griechen und Römer in die chaotische Zeit herübergedrungen waren, fanden bei den christlichen Priestern und Mönchen ein schützendes Asyl und sorgsame Pflege; Kunst und Wissenschaft leisten jedoch auf die Dauer nicht Sklavendienste, sie strebten daher, die Fesseln der Kirche abzustreifen. Es begann der Kampf für die Freiheit des Geistes auf allen culturellen Gebieten und führte zu einem Kampfe gegen die knechtende Allmacht der Kirche, und die Idee der Menschheit verlangte eine sie anerkennende und schützende Organisation insbesondere vom Staate, und so kam der Begriff und die Mission des modernen Culturstaates auf das Programm der Neuzeit. Der Staat mußte für sich das Recht beanspruchen und die Pflicht anerkennen, für die civilisatorische Aufgabe der Menschheit selbstthätig einzutreten. Da mußte er denn Vieles an sich ziehen, was die christliche Kirche damals mit Fug und Recht, ich möchte sagen als negotiorum gestor, in ihre Hand und Gesetzgebung genommen hatte, weil es der Staat nach seiner beschränkten historischen Auffassung vernachlässigt hatte. Der mittelalterliche Staat und die römische Kirche gingen daher in steten Ringkämpfen selbständig neben einander. Wenn man das canonische Recht durchblättert, so findet man auf

jedem Blatte die Bestätigung, daß die beiderseitigen Wirkungssphären undefinirt und streitend neben und in einander liefen, sowie daß die Kirche Siegerin blieb, das Recht des Geistes für sich beanspruchend gegenüber dem Körper, welcher ihr der Staat war, wie es in der Bulle Bonifacius VIII. kategorisch ausgesprochen ist. Erst in der Neuzeit wurden Wind und Sonne anders vertheilt, indem der Staat an der Hand der emancipirten Philosophie behauptete, daß es ihm obliege, die Freiheit des Geistes zu vertreten, welchen die Kirche zu knechten suche. Das ist der Culturkampf der Neuzeit. Kann es die Kirche tadeln, wenn die öffentliche Meinung dem Staate eine höhere edlere Sendung zur Pflicht macht; wenn sie von ihm begehrt, daß er den höheren Menschheitszwecken diene, der allgemeinen Gesittung und Wohlfahrt und dem Rechte, das dem gottähnlichen Menschen in die Brust geschrieben ist? Widerspricht diese Mission dem Geiste des Christenthums? Ja, trat dieses nicht selbst als Vorkämpfer auf, weil der historische Staat, wie er eben war, die höchsten Interessen der Menschheit vernachlässigte? So war es denn die christliche Kirche, welche zuerst den Culturkampf begann für Recht und Gesittung. Der Staat der Vorzeit war ein politisches Conglomerat von Privilegirten und einer misera plebs contribuens; die Kirche war geschichtlich die erste Macht, welche im Geiste des Christenthums die Humanisirung dieser unhaltbar gewordenen Zustände anstrebte und sich in ihrem Gottesvertrauen nicht einschüchtern ließ von den tollen Excessen der Entfesselten. Weil aber die Kirche mit grundsätzlich nothwendiger Unduldsamkeit die volle Freiheit des Denkens und des Wortes nicht zugestehen konnte, so mußten sie von ihren geschichtlich errungenen Regierungsvorrechten Stück um Stück einbüßen, da diese mit dem sich neu entwickelnden Staatsgedanken unverträglich waren. Das dogmatisch wohl begründete „Non possumus“ der römischen Kirche macht sie unfähig, den modernen Staat zu regieren und deshalb verlor der römische Papst seine weltliche Herrschaft. An die Stelle des alten Rechtes muß daher zunächst ein vermittelnder modus vivendi treten, welcher das Hausrecht und die Ehrenvorzüge der Kirche zu respectiren haben wird. Nebenbei sei bemerkt, daß der sogenannte Culturkampf in Preußen mehr den Charakter eines Kampfes zwischen der protestantischen und katholischen Orthodoxie an sich trägt. Am heutigen Tage sind es wesentlich zwei Fragen, in welchen das gegenseitige Recht und der administrative modus vivendi gesetzlich festgestellt werden

müssen: die Gesetzgebung in Ehesachen und dann jene im Unterrichtswesen. Diese beiden greifen so recht in das Herz und die Nieren des Culturstaates ein, denn dieser ruht auf der Familie und einem sittlich geordneten Familienleben, als dem gesellschaftlichen Grundbau; seine culturelle Zukunft aber, seine Wohlfahrt, seine Macht und die Erfüllung seiner Aufgabe im Leben des Menschengeschlechtes ist bedingt durch den Grad allseitiger Bildung, welchen die als Staat organisirte menschliche Gesellschaft zu erringen vermag. Das ist sein eigenstes staatliches Problem, und die Kirche muß bei dessen Lösung ihm dienstbereiter Genosse, darf nicht sein eifersüchtelnder Gegner sein.

Der Staat hat als Hort des sittlichen Lebens sogar ein unmittelbares Interesse daran, daß das religiöse Leben und Bewußtsein nicht verkomme, denn nur aus diesem heraus vermag sich das sittliche Bewußtsein und Pflichtgefühl in weiten Kreisen zu entwickeln und einzubürgern, deshalb ist es die Aufgabe aller einzelnen Confessionen, in ihrem Kreise dies anzustreben und der Staat muß hierbei allen gleiches Recht einräumen und gewährleisten. Der confessionslose Staat, wie ich ihn verstehe, ist daher nicht ein Staat des Atheismus, des Unglaubens oder des Indifferentismus, sondern während er seine eigene große, culturelle Aufgabe selbständig im Auge behält, zählt er und hofft er auf die sittigende Mitwirkung aller Confessionen. Er kann dieser Mitwirkung nicht entbehren, denn seine Strafrichter wie sein Polizist schützen nur das Ansehen des Gesetzes nach außen, wirken aber nicht ausreichend auf die innere Achtung vor dem Rechts- und Sittengesetze, — und die Philosophie ist kaum dazu angethan, um hinaufzusteigen zur Köhlerhütte auf der Alpe, um hinabzusteigen in die feuchte Kellerwohnung des darbenden Arbeiters. Insofern wird der Culturstaat auch ein christlicher sein.

Durch mein ganzes Leben zieht sich die besprochene confessionelle Frage wie der rothe Faden durch das englische Schiffstau und ich will eine Episode davon erzählen.

Als studiosus juris an der Wiener Universität verweilte ich in den Herbstmonaten der Jahre 1822 und 1823 durch einige Wochen zu Dresden im Hause des allvermögenden Ministers Grafen Einsiedel und hatte Gelegenheit in nächster Nähe zu sehen, welche ränkevolle Ergebnisse es zur Folge hat, wenn der Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht offen und ehrlich, sondern mit steten Hinter-

gedanken ausgeübt wird. Graf Einſiedel war der alleinreferirende Miniſter in Sachſen und der alte König Auguſt ſchenkte ihm ſein vollſtes Vertrauen, ſo daß man nicht ganz mit Unrecht ſagte: Graf Einſiedel regiere Sachſen. Das Land lutheriſch, der Hof katholiſch, wie man glaubte jeſuitiſch beeinflußt; der beredte Superintendent Tſchirner in Leipzig eine heftige Luthernatur; der kluge Oberhofprediger Amon zu Dresden dem Melanchton vergleichbar; der Paſtor Stephan an der böhmiſchen Kirche in Dresden ein Mucker; der Conſiſtorialpräſident von Globig, ein vermittelnder Mann und Freund Einſiedel's; in der katholiſchen Hofkirche, wie man erzählte, ab und zu Geiſtererſcheinungen — ſo ſtand es in dem Lande der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit: Sachſen. Tſchirner hatte ſoeben ſeine ſenſationelle Flugſchrift: „Proteſtantismus und Katholicismus" in die Welt geworfen und der Curator der Leipziger Univerſität, der öſterreichiſche Hofrath Adam Müller, übte fleißig Bücherpolizei, ſchrieb und intriguirte für Feudalismus und Jeſuitismus. Ich fühlte mich ſehr behaglich in dem ſtillen, faſt herrenhuteriſch angehauchten Hauſe des Grafen; die Gräfin, eine hochgebildete, heitere, gemüthliche, nur vielleicht zu fromme Dame, war die Schweſter des königlich ſächſiſchen Geſandten in Wien, des Grafen Schulenburg-Kloſterode, eines angenehmen Lebemannes, welcher auch vor dem Roulettetiſche nicht erſchrak. Wenn die Gräfin auf den Gütern war, ſo ſpeiſte ich zumeiſt allein mit dem Grafen, welcher ſich ſehr freundlich und offen mir gegenüber gab und ſelbſt etwas vorlaute Aeußerungen des Studioſus lächelnd hinnahm. Graf Einſiedel genoß unter Andern die Sinecure einer Domherrnſtelle zu Meißen und hatte in Folge deſſen das Präſentationsrecht für eine Superintendentenſtelle allda. Die Gräfin empfahl dringend einen frommen Candidaten, und Graf Einſiedel präſentirte ihn. Vor der Ordination hatte der Präſentirte noch eine Probepredigt zu halten, ſowie ein Examen rigorosum zu beſtehen. Dem letzteren wohnte ich als Zuhörer bei, was auch dem Grafen Einſiedel ſehr willkommen war, um ſofort Mittheilungen über den Verlauf des Rigoroſums zu erhalten. Der Haupteraminator Dr. Amon unterließ nicht, jene Fragen anzuregen, welche als Markſtein galten zwiſchen den myſtiſch-frommen und den freiſinnigen Proteſtanten. Die Prüfung geſchah in lateiniſcher Sprache. Der Candidat ſchien beſonders ſtark zu ſein in der Apokalypſe und hatte deshalb manche Biſſigkeit des Examinators zu beſtehen. Ein Hauptthema bildeten die Ehegeſetze. Der Geprüfte war natürlich eifriger Verfechter der kirchlichen Autonomie, während der Oberhofprediger für die Rechte

der staatlichen Gesetzgebung eintrat, und es gewährte mir, dem Wiener Studiosus, eine besondere Befriedigung, daß der schlagfertige Oberhofprediger wiederholt unsern Professor Dolliner citirte und dem frommen Candidaten den Vorwurf machte, daß er in seinem überkirchlichen Eifer weitergehe, als es die Katholiken thäten. So hörte ich denn schon damals von berufenen Autoritäten eine warme Discussion über die Civil-Ehe, welche heutigen Tages so viel Staub aufwirbelt. Der Examinat wurde, wie es kaum zweifelhaft gewesen, approbirt und der Graf Einsiedel fand, daß die von mir erzählten doctrinären Kämpfe in den bestehenden kirchlich-politischen Grundsätzen wurzelten und selbstverständlich von Tendenz nicht frei seien. Mir scheint die gegebene Erzählung, welche auf beinahe 60 Jahre zurückreicht, eine passende Illustration zu den Zuständen, welche heute sich abspielen, zu der Frage über die Zweckmäßigkeit einer Staatskirche und zu dem knorrigen Satze der Protestanten: cujus regio, illius est religio, und ich kann mir einige Bemerkungen über denselben nicht versagen. Vorerst klingt er etwas pythisch, weil die modernen Anhänger der Volkssouveränität, wenn sie nicht stark im Kirchen-Latein sind, unter der Regio „das Volk" verstehen und verlangen könnten, daß, wie in Rußland, der Fürst das Religionsbekenntniß des Volkes auch zu dem seinigen machen müsse, was jedenfalls dem unantastbaren Grundsatze der Glaubens- und Gewissensfreiheit widerstreben würde; dann klingt er wieder wie ein gewaltiger Vertrag über das Hab und Gut eines Andern, welches verschachert wird wie eine gewöhnliche Marktwaare. Heutigen Tags darf sich die Staatsgesetzgebung nicht in scholastischen Spitzfindigkeiten ergehen, sondern muß mit dem geläuterten Rechtsgefühl übereinstimmen. Eine solche Spitzfindigkeit ist z. B. unser „Ehehinderniß des Katholicismus", welches von dem Katholiken verlangt, daß er eine zwischen Protestanten bestandene und nach dem Gesetze normal aufgelöste Ehe vor seinem Gewissen dennoch als zu Recht fortbestehend betrachte! Man darf der Thatsache die Augen nicht verschließen, daß Gesetze, welche nicht mehr im Rechtsbewußtsein des Volkes wurzeln, mißachtet werden und absterben wie die Pflanzen, welche in dem Boden die Stoffe nicht mehr finden, durch welche sie gedeihen und Früchte tragen. Dieser anormale Zustand ist gefährlich, denn er untergräbt die Achtung vor dem Gesetze und der Autorität. Die Staaten der Neuzeit sind vielfach in dieser Lage, denn das Rechtsbewußtsein der Völker hat sich seit den Tagen des tridentinischen Concils durch die Arbeiten eines Hugo Grotius

und seiner gelehrten Nachfolger wesentlich geändert. Die Legislationen sollen diesen Wechsel der Anschauungen im Rechtsbewußtsein der Völker nicht verkennen, denn dieses ist mächtiger als der Paragraph, wie wir dies, mehr als es gut ist, selbst in den Aussprüchen der Gerichtshöfe sehen.

Wer wollte bestreiten, daß die Beziehungen der Geschlechter, die Stellung von Mann und Weib und die Gestaltung der Familie von unmeßbarem Einflusse sind auf die soziale und staatliche Entwickelung? Nicht minder wird Jeder, der die Geschichte des Menschengeschlechtes kennt, zugeben, daß das Christenthum dem Ehebande erst eine Weihe gab und das eheliche Bündniß aus der sensualistischen Versumpfung auf eine sittliche Höhe emporhob. Das Ehe-Recht steht aber auch mit den confessionellen Beziehungen im nahen Zusammenhang und wird von demselben wesentlich beeinflußt. Der Rechtsstaat, wie wir ihn auffassen, kann daher bei seinem Grundsatze: volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, der einen confessionellen Genossenschaft nicht verweigern, was er den andern zugesteht; er kann jedoch nicht einräumen, daß jede Confession nach ihrer Auffassung das Eherecht gestalte, kann nicht zugeben, daß jede Confession dasselbe nach seinem Ermessen feststelle; es kann ihm nicht zugemuthet werden, daß er sich als Rechtsvollzieher dem füge, was der Jude, der Islamite, der Mormone in Ehesachen verfügen. Hieraus folgt, daß der Rechts- und Culturstaat die Ehegesetzgebung vollständig in seine Hand nehmen muß, insofern nämlich, als er gesetzlich feststellt, welche Art von ehelicher Verbindung er anerkennt und mit welchen Rechten und Pflichten dieselbe als ein sociales und staatliches Rechtsinstitut geschützt werden soll. Dies ist für den Staat nicht nur ein Recht, sondern vielmehr eine Pflicht.

Noch tiefer greift der Competenzstreit um die Schule in das staatliche Recht und in das politische Leben ein. Wenn ich zurückdenke, wie vorsichtig-spärlich in meinen Studienjahren die Brosamen der Wissenschaft uns gereicht wurden, wir daher als Autodidakten das Versagte oder Verkümmerte zu ersetzen bemüht waren, somit gleich Freigelassenen erst recht freisinnig wurden; wenn ich mich unter Andern erinnere, wie man den Hörern der Philosophie nach Frind's Handbuch die Religions-Wissenschaft dozirte und darin die sogenannten Freidenker Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Dr. Paulus und seinen „Sophronizon" erbarmungslos niedermetzelte, wir aber nur um so eifriger den Aussprüchen dieser Ketzer nachliefen, so sage

ich mir und sagte es mir schon damals, daß es unklug war, Laien-Studenten zu halben Theologen machen zu wollen. Die scholastische Verchristlichung der Wissenschaft ist Unnatur, weil unlogisch; man lasse jedem Theile seine Bahn frei, sie werden sich in den Bedürfnissen des Herzens und des Lebens zusammenfinden; der Kampf aber, man mag dies thun oder lassen, ist unvermeidlich. Allein jede Partei führe ihn auf ihrem Boden und mit ehrlichen Waffen, damit der Unbefangene sich orientire und nach seinem Gewissen und seinen Bedürfnissen die Wahl treffen könne. Dem Staate kommt es zu, durch das Gesetz zwischen beiden, der Wissenschaft und dem confessionellen Glauben, einen rechtlichen modus vivendi zu schaffen. Die Kirche soll als Lehrerin nicht abdiciren, aber sie beschränke sich auf ihr Gebiet. Wenn sie aber unklug die Gegner auf einem Gebiete herausfordert und angreift, wo diese eben die Stärkeren sind, so ruft sie nur den Spott wach, denn wie will sie mit einem Nicolaus Kopernicus contra Josua und mit einem Gallileo Gallilei mit seinem: „E pur si muove", wie mit den neueren Geologen und Chemikern fertig werden? Die dogmatische Hartnäckigkeit im Kampfe verwirrt nur den unbefangenen Gläubigen, die nothwendig mit discutirende Jugend wird dadurch vorlaut und absprechend. Freilich, wenn die Emancipation der Wissenschaft — wir haben es erlebt — dahin führt, daß ein Halbwisser, in selbstischem Dünkel schwelgend, gute Sitte und Pietät als bornirtes Zeug bei Seite wirft, so ist dies widerwärtig und ekelhaft. „Halb Diebsgelüste, halb Rammelei" möchten wir mit Faust sagen, und man muß auf ein Gegengift bedacht sein. Ich erinnere mich, daß ein sehr selbstbewußter Lehrer an einer Mädchenbildungsanstalt sich in so schlüpfrigen physiologischen Erörterungen über die Genesis des Menschen erging, daß nicht nur das Sittlichkeitsgefühl, sondern selbst der gesunde Menschenverstand über solche Taktlosigkeit erstarren mußte. Leider belehrt uns jedoch die Geschichte des Schulwesens und der Pädagogik, daß es an derlei Verirrungen auch in den best-christianisirten Schulen nicht mangelt; sie drängen sich, weil an dem Schmutze der Individualität haftend, in die confessionelle, wie in die confessionslose Schule. Ich nehme keinen Anstand auszusprechen, daß die Mission der Schule alle andern Staatsaufgaben überrage, man darf vielleicht sagen in sich aufnehme; darum muß die Gesetzgebung für dieselbe Staatsgesetzgebung sein und bleiben, und wo der Staat einen Mandatar delegirt, muß er das Beaufsichtigungsrecht stramm in seiner Hand behalten, und eben deshalb gehört sie

in Staaten, welche von föderalistischer Zerbröckelung bedroht sind, nothwendig zur Reichsgesetzgebung.

Die Schulfrage ist aber vor Allem eine Machtfrage; denn die Schule ist der Maßstab der Intelligenz und in dieser liegt die Macht, und daraus erklärt sich auch die Hartnäckigkeit und Bitterkeit des Kampfes; so ist denn der sogenannte Culturkampf vor Allem ein Kampf um die politische Macht. — Ich gestatte mir noch ein paar Thatsachen aus der allerneuesten Zeit zu erwähnen. Die eine ist die päpstliche Encyklika aus dem Jahr 1879, welche dabei verharrt, durch eine von ihr approbirte Philosophie den Unterricht dogmatisch zu regeln; die zweite, daß die Regierung der nordamerikanischen Freistaaten, welche Jeden nach seiner Façon selig werden und heirathen läßt, in neuester Zeit das Recht beansprucht, der Polygamie der Mormonen durch ein Staats-Ehegesetz ein Ende zu machen. Aus diesen beiden Thatsachen folgt zweierlei: einmal, daß die römische Curie beharrlich verlangt, daß die Wissenschaft sich ihren Dogmen widerstandslos unterwerfe; und in anderer Beziehung, daß auch der freieste moderne Staat sich berechtigt und verpflichtet fühlt, die Ehe als eine Staatsangelegenheit aufzufassen und ein confessionelles Gebahren nicht zu gestatten, durch welches ein sittliches Familienleben unmöglich gemacht würde. Wenn einerseits die römische Curie auf ihrem alten Standpunkte unbeugsam beharrt, so hat andererseits die Regierung der nordamerikanischen Freistaaten begriffen, daß die confessionelle Freiheit und Berechtigung durch das Staatsgesetz eingeschränkt werden müsse, sobald die hochwichtige Institution der Ehe in eine Bahn geführt werde, welche mit der Gesittung im Widerspruch steht. Wenn die allerfreieste Staats-Gesetzgebung trotz ihres Principes: „freie Kirche im freien Staat" dennoch das Eherecht der Mormonen durch das Staatsgesetz abändert, so thut sie es nicht, weil die Polygamie unchristlich, sondern weil sie unsittlich und für die Culturinteressen nachtheilig ist. Die angeführten beiden Thatsachen sind politisch lehrreich.

Wer wird im Laufe der Zeiten Recht behalten? Der anstürmende Superintendent von Leipzig, oder der diplomatische Oberhofprediger von Dresden, oder der fromme Pastor an der böhmischen Kirche, oder der Jesuit am Hoflager, oder die schaukelnden Büreaukraten, oder Moses Mendelssohn, der in dem berühmten Briefe an seinen hohen Gönner, den Herzog von Braunschweig, welcher nicht begreifen wollte, wie der Philosoph Jude bleiben könne, dem

Fürsten antwortete: daß es ein Rückschritt wäre, wenn er Christ würde; oder der große König und Philosoph, welcher mit Humor einem Soldaten, der von einem Gnadenbilde der Muttergottes den Schmuck gestohlen hatte und beharrlich behauptete, daß die Muttergottes ihm denselben ausdrücklich geschenkt habe, bedeuten ließ: er möge für diesmal frei ausgehen, aber wenn er sich wieder etwas von der Muttergottes schenken lasse, so werde er gehenkt werden, — vielleicht wäre das Zuchthaus gerechter gewesen. Wer wird Recht behalten? Ich antworte: Der Staat wird es, aber nicht der confessionelle Staat, nicht der Staat der Bartholomäusnacht, noch jener der oligarchischen Knechtung der katholischen Irländer, sondern der Staat, welcher auf dem Boden humanistischer und christlicher Moral emporgewachsen ist, dessen Gesetze auf dem geläuterten Rechtsbewußtsein fußen, welcher über die Gesittung jenes Theiles des Menschengeschlechtes, der sich auf seinem Gebiete zusammengefunden hat, hinausblickend, auch einem besonnenen Kosmopolitismus sich nicht verschließt. Eine päpstliche Encyklika vom 10. Februar 1880 beschäftigt sich mit der Ehe und dem Eherechte. Sie steht vollständig auf dem alten bekannten Boden und beansprucht, man darf es wohl sagen, die Alleinherrschaft der Kirche in Ehesachen. Auf dieser Grundlage ist ein wahrer ewiger Friede zwischen Staat und Kirche in Ehesachen nicht wohl denkbar; inzwischen giebt die Encyklika einige Anhaltspunkte, welche zu der Hoffnung berechtigen, daß wenigstens ein Waffenstillstand zwischen den beiden Gewalten, oder, wie die moderne Bezeichnung lautet, ein annehmbarer modus vivendi zu erreichen sein dürfte. Aber der moderne Rechts- und Culturstaat gilt den Vertretern des historischen Staates und der Kirche als der unberechtigte Angreifer und sie rufen lärmend: Die Entsittlichung sei des neuen Staates Werk und Ziel. Das ist Unverstand und Verleumdung im Bunde, denn gerade die Versittlichung des vielfach unsittlichen historischen Rechtes ist seine Aufgabe und sein Ziel, welches er durch die Moral, die das Christenthum in die menschliche Gesellschaft eingeführt hat, zu erreichen strebt. Seine nächste Aufgabe ist es, das Rechtsbewußtsein lebendig zu machen und zu versittlichen, denn gar viele den Menschen entwürdigende, zum Himmel schreiende Gesetze voll Unrecht hat uns die Geschichte als sociale und staatliche Erbschaft hinterlassen. Dem Christenthum feindlich sei der moderne Staat, so klagen die Pharisäer aller Orten, und doch stehen aller Orten die europäischen Staaten auf dem Boden der christlichen

Moral, wenn auch der Dogmatik nicht eine gleiche Anerkennung zu Theil wird. Der moderne Staat soll auch den Verfall jeglicher Autorität verschulden! Aber, wie kann man es dann wagen, wie man es allerwärts thut, den Ausspruch über Leben und Tod, über Kerker und Freiheit in die Hand schlichter Bürger zu legen, welchen das Gesetz vertrauensvoll zuruft: Gebt die Hand auf's Herz und sprecht euren Wahrspruch. Ist dies nicht der schlagendste Beweis für das Lebendigsein und die Verbreitung des Rechtsbewußtseins? Leider hat der gottähnliche Mensch eine gute Portion Bestialität als diabolische Beimischung mitbekommen und wenn diese explodirt, so horcht er nicht auf die Verdammung und die Drohung des göttlichen wie des menschlichen Gesetzes. Ich will nicht theoretisch-pathologisch untersuchen, ob diese verderbliche Beigabe etwa nach Darwin'schen Anschauungen genetisch von dem vorweltlichen Krokodil, dem Ichthyosaurus oder dem antediluvianischen Riesenaber herstammt, oder aber von Beelzebub, welchem der allmächtige Christengott eine Mitregentschaft zu gestatten bemüßigt ist, etwa wie Ormuzd dem Ahriman, eine Mitherrschaft, welche durch Zauberer- und Hexenprozesse, durch Folter und Scheiterhaufen nicht zu überwinden war, sondern ich beschränke mich auf die empyrisch gewonnene Therapie, welche uns lehrt, die anzuwendenden Heilmittel seien: der Schulmeister und der Seelsorger, welche durch das Land ziehen, Kunst und Wissenschaft, welche ihre Hörsäle und Museen aufbauen, ehrliche und freisinnige Gesetze, geschützt von starken Autoritäten, geistige und körperliche Arbeiten, welche Brod schaffen, in Verbindung mit Einrichtungen, welche die Menschen zu nützlicher Arbeit verbänden und verbrüderten. Dieser Therapie folge ich und thue es um so zuversichtlicher, als sich durch dieselbe ein sittliches und civilisatorisches Klima bildet, welches auf Jung und Alt, auf Regierende und Regierte, auf Hoch- wie auf Minderbegabte, auf Mann und Weib, kurz auf alle, welchen der Stempel der Gottähnlichkeit aufgedrückt ist, belehrend und sittigend einwirkt. Der moderne Staat ist ein Staat der Arbeit und Arbeitsamkeit und verdammt daher vor Allem den Müßiggang, der „alles Lasters Anfang" ist. Fleiß und Arbeitsamkeit fragen nicht um das Glaubensbekenntniß, verbrüdern die Menschen in dem gemeinsamen Wettkampfe; freilich verlangt der Fleißige, daß er auch die Früchte seiner Arbeit genießen dürfe, und da liegt die sociale Seite unseres Staats- und Rechtslebens. Ja, ja, „Glaubens- und Gewissensfreiheit" nennt man, was ehedem Indifferentismus und Unglauben hieß, so

sagen die Eiferer in Christo, die Frömmler sagen es, nicht die Frommen, welche nur für die eigene, nicht für die fremde Gläubigkeit besorgt sind, weil sie demüthig sind wie der Zöllner an der Pforte des Tempels. Ihr Kleingläubigen, muß man den Pharisäern zurufen, habt ihr denn so wenig Vertrauen in die Lebens- und Zeugungskraft eures Bekenntnisses, daß ihr vor dem freien Wettkampfe erzittert? Ich will im Geiste des genialen Adam Smith zu euch sprechen. Vielleicht gab es Zeiten und Länder, wo es die richtige Politik, der Verbreiter und Vertreter des Christenthums gewesen ist, zum confessionellen Prohibitiv-System zu greifen; ich denke dabei an jene Zeiten und Länder, wo der Kampf mit dem Heidenthum durchzukämpfen war, wo die zu gewinnenden Gläubigen tief im heidnischen Leben und Aberglauben mit seiner unmoralischen Moral staken, wo nur National-Götter und National-Religionen bestanden. Damals war es vielleicht angezeigt, gegen das Eindringen dieser Elemente ins Christenthum durch confessionelle Prohibitiv-Maßregeln anzukämpfen; in jenen Zeiten, wo es zumeist nur Kirchenstaaten gab, nicht Rechts- und Culturstaaten nach moderner Auffassung. Heute ist dies anders, heute ist vielleicht der Freihandel, ich erlaube mir diesen realistischen Vergleich zu gebrauchen, mit religiösen Anschauungen die richtige Politik; heute, wo die christlichen Grundgedanken der Gottähnlichkeit, der Nächstenliebe, einer Weltreligion eben durch die Christianisirung bereits in die Anschauungen der Völker eingedrungen sind, auch durch die Rechtsphilosophie und durch die Ethik befürwortet und verbreitet werden; heute, wo die christliche Moral mehr und mehr auch ins Rechtsgebiet hinübergedrängt wird, ist der freie Wettkampf der religiösen Ideen und Bekenntnisse die richtige Politik für die christliche Kirche, denn Wind und Sonne sind ihr günstig, portae inferi non praevalebunt adversus eam, wenn sie im Kampfe mit den verneinenden Potenzen, welche die Philosophie, die Geschichte und die Naturwissenschaften ins Treffen führen, sich auf den Boden des sittlichen Bewußtseins und ihrer göttlichen Sendung stellt. Diese Anschauungen hat nicht erst das Jahr 1848 in meinem Hirne gereift, sondern sie waren lange vorher da und ich habe niemals ein Hehl daraus gemacht. Als ich im Jahre 1834 die höchst ehrenvolle Vertrauensmission erhielt, die Prinzen des kaiserlichen Hauses in den Staatswissenschaften zu unterrichten, ersuchte mich der stets aufmerksame Direktor der juridischen Studien, zugleich Normalienreferent bei der k. k. Studien-Hof-Commission, ihm doch etwas über die Grundsätze mit-

zutheilen, nach welchen ich diesen Unterricht zu leiten beabsichtige. Ich entsprach seinem Begehren insofern, als ich ihm eine Reihe von leitenden Grundsätzen übergab, welche so knapp gehalten waren, wie etwa die Disputationssätze zu einer Doctors-Promotion. Darunter befand sich auch ein Satz über die gegenseitigen Berechtigungen der Confessionen und einer Staatskirche; derselbe lautete ungefähr dahin, daß die Confession keinen Unterschied machen solle in den politischen und bürgerlichen Rechten der Confessionellen und daß einer Staatskirche nur Ehrenrechte als Vorrechte einzuräumen seien. Mein Herr Hofrath war damit nicht zufrieden gestellt und bemerkte mit bissiger Heiterkeit: „Ich theile diese Anschauung nicht, aber Sie müssen freilich so sprechen aus Rücksicht für die selige Frau Erzherzogin, sowie für die Gemahlin des Hofraths v. Kleyle und endlich — aus Rücksicht für Ihre Braut, die Superintendententochter! Ach ja, man vernimmt ja Allerlei.“ Ich antwortete gelassen und lächelnd: „Ach nein, Herr Hofrath, mich bestimmte nur meine Ueberzeugung und keine Rücksicht für die Genannten.“ Unser Gespräch verlief ganz ruhig und fast heiter. Der Hofrath wollte den heiligen Petrus in Rom als ein Staatsoberhaupt geltend machen. Ich meinte dagegen, daß der römische Kaiser denselben nur als Oberhaupt einer geheimen Gesellschaft habe gelten lassen können und verlangte, daß wir unsere Beispiele lieber aus der Geschichte des Islamismus wählen sollten. So tändelten wir, möchte ich sagen, mit der großen staats- und kirchenpolitischen Frage; aber man sieht daraus, daß es selbst damals nicht außergewöhnlich gewesen, über dieselbe frei und unumwunden zu sprechen, denn ich wurde Lehrer der Staatswissenschaften bei kaiserlichen Prinzen und von dem Kaiser Franz zum Professor der politischen Wissenschaften an der Theresianischen Ritterakademie ernannt.

Wenn ein Staatspolitiker mich fragte: „Wie hast du's mit der Religion“, so würde ich nicht antworten wie Faust, noch wie Gretchen, denn der Herr Doctor befriedigt mich nicht mit seinem zerfahrenen Pantheismus, mehr erreicht dies noch das verliebte Gretchen; allein da ihr Glaubensbekenntniß stramm und knapp auf einer positiv begrenzten Confession steht, vermag ich nicht mit Hilfe desselben eine Religion für Staatspolitik zu construiren, welcher ich doch nachgrüble, um nicht nur dem religiösen Bedürfnisse und Bewußtsein eine Freistätte zu sichern, sondern dieselben in den Gemüthern als Kräfte zu nähren, weil die Politik deren Wirksamkeit für den ethischen Theil ihrer Aufgabe nicht entbehren kann. Die Ideen des

Christenthums sollen meinen confessionslosen Staat zu einem christlichen machen, wie paradox dies auch klingen mag.

Die weitaus größte Mehrzahl der Menschen hat nicht die Befähigung, sich auf dem unendlichen Gebiete, auf welchem die Frage steht, frei, unabhängig und selbständig zurecht zu finden: die Einen würden in den Sümpfen der Schlechtigkeit versinken und verkommen, würden bloß um das physische Dasein kämpfend verthieren; die Bestrebungen der Andern würden in den weiten Himmelsräumen als Nebelbilder verduften, dem Leben fremd bleiben wie ihren Brüdern im Leben. Der künstlich angeregte Schwung des Geistes und der Phantasie würde sie in Hirngespinnste und in Aberglauben hineintreiben, bis sie mit sich selbst und mit dem Leben zerfallen in Trostlosigkeit untergehen. Die weit überwiegende Mehrzahl des Menschengeschlechtes bedarf daher in ihrer Wanderung durch dieses dunkle Gebiet einer *Genossenschaft*, mit welcher sie wandert, mit andern Worten: Die Entwickelung des Gottesbewußtseins im Menschen und seines ethischen Berufes *bedarf der confessionellen Einrahmung*. Das naive Gretchen sagt ihrem phrasenreichen Dr. Faust: „Es steht doch immer schief darum, denn du hast kein Christenthum"; sie unterscheidet nicht zwischen Lutheranern, Calvinern und Katholiken, Unitariern, Mennoniten u. s. w., sondern fußt auf den christlichen Ideen im Allgemeinen und hat damit vielleicht das Richtige getroffen. Man geht zu weit, wenn man unsere große culturelle Entwicklung lediglich oder auch nur vorzugsweise aus dem *Christenthume* ableiten will, ja, die confessionelle Verbildung desselben in der Kirche hat der Cultur sogar vielfach geschadet; man gedenke nur der Ketzerverbrennungen und Judenhetzen und des Aberglaubens, welcher mit confessioneller Starrheit festgehalten wurde. Unser heutiges Culturleben strömt zunächst und unmittelbar aus andern Quellen: aus den Nachlässen des classischen Alterthums und aus den überraschenden Leistungen der exacten Wissenschaften, aber das *Christenthum unterlegte diesen Arbeiten und Bestrebungen einen ethischen Boden*, welches dieselben social, geistig und sittlich befruchtet. Insbesondere schuf es ein *Rechtsbewußtsein, welches der Grund und Unterbau des neuen Staates ist*. Aus diesem ging mit logischer Nothwendigkeit und realem Bedürfniß eine neue menschenwürdige und die Menschen verbrüdernde Politik hervor. Wenn aber die *Confession* und zwar insbesondere die christliche, der weite Rahmen sein soll, innerhalb dessen Grenzen das Gottesbedürfniß und die ethische Fortbildung der Ein-

zelnen ihre Entwickelung in weiten Kreisen finden, so muß der Knauf des gemeinschaftlichen staatlichen Daches möglichst hoch liegen und kann nichts Anderes sein, als die Ethik des Christenthums selbst, welche von da allen Confessionen zuströmt, selbst den nicht christlichen: das ist die Religion der Politik, welcher ich das Wort rede, oder wenn ihr lieber wollt, von welcher ich träume. Unter diesem gemeinschaftlichen Dache sollen also die mannigfaltigen Confessionen neben einander frei und friedlich bestehen, und dies zu bewirken ist Aufgabe der Staatspolitik in Gesetzgebung wie in Verwaltung. Sie wird daher verhindern, daß die Gleichberechtigung der einzelnen neben einander stehenden Glaubensbekenntnisse weder offen noch verdeckt beeinträchtigt werden; sie wird verhindern, daß das persönliche Recht des Einzelnen nicht durch unzulässigen Zwang gefährdet werde. Daher muß es jedem Staatsbürger auch gestattet sein, keiner Confession sich anzuschließen, wie im Parlamente der „Wilde" gleiches Stimmrecht hat mit jenem, der einer Partei angehört; dadurch wird nicht der Confessionslosigkeit, der Lüsternheit das Wort geredet, welche heirathslustig den bestehenden Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen bemüht ist.

Also würde ich antworten. Ich hatte den Muth, den Stier bei den Hörnern zu fassen und schließe mit dem Satze, mit welchem ich begonnen habe: eine gesunde Politik treibt weder Freigeisterei noch Theologie. Ich wage zu hoffen, daß die gebildete Welt nach wenigen Generationen nicht mehr begreifen werde, wie man im verhimmelten 19. Jahrhundert das Bestreben in der Staatspolitik, auch die Ethik zur Geltung zu bringen, als revolutionär, als irreligiös und vor allem als unchristlich verschreien konnte. Freilich der Psycholog und Geschichtsforscher haben es verlernt, über irgend eine menschliche Verkehrtheit zu erstaunen.

Die sechste Großmacht.

Die Freiheit der Presse ist das Alpha und Omega des constitutionellen Wesens und Lebens. Ein berühmter englischer Staatsmann, Burke, rief im vollen Parlamente den reactionären Ministern zu: „Nehmet uns Alles, aber lasset uns die Preßfreiheit und wir werden Alles wieder erobern." Der schriftgewandte Hofrath Friedrich v. Genz veröffentlichte vor etwa 60 Jahren in den Wiener Jahrbüchern einen geistreichen Aufsatz über die berühmten Junius-Briefe, in welchen er die politisch legislative Frage über Censur und Preß-

freiheit discutirte; der Aufsatz ist ein Meisterstück und plaidirt selbstverständlich für die Beibehaltung der Censur: sein Hauptargument ist meines Erinnerns, daß bei der Institution der Preß-Freiheit die Preß-Frechheit unabwendbar sei. Ich gebe dies zu, sie ist unabwendbar, wie Mord, Todtschlag, Diebstahl, Betrug, Nothzucht u. s. w. trotz der gegen sie erlassenen Strafgesetze; unabwendbar, wie der Wucher trotz der Wuchergesetze. Die Gesetzgebung hat zwischen zwei Uebeln nur das minder schlimmere zu wählen, und da plaidire ich für die Preßfreiheit. Es ist ein alter, legislativer Streit, aber man sollte meinen, daß er am heutigen Tage bereits geschlichtet sei; dem ist nicht also, denn in vielen großen politischen Gesetzesfragen reicht der Verstand mit seiner feinen Logik und fleißigen Aufsammlung der Thatsachen nicht aus, es tritt vielmehr der ganze politische Mensch mit seinen individuellen Anschauungen von politischer Freiheit und staatlicher Ordnung auf den Kampfplatz und drängt die Frage aus dem Gebiete der Justiz in jenes der politischen Legislation und des Rechtsbewußtseins hinüber. Da liegt es und darum bleibt die Streitfrage immer eine mehr oder weniger offene, d. h. eine politische. Aehnliches gilt von so manchen andern Fragen, welche der Gesetzgeber juridisch abzuthun vermeint, aber damit nicht fertig wird, als: über Wuchergesetze, über die Prostitution, über Schwurgerichte, über Gewerbefreiheit, über Socialismus, fast möchte ich beifügen, selbst über Freihandel und Schutzzoll; endlich über das Duell, dieses Spottgedicht auf unsere Begriffe von Mannhaftigkeit und Ehre, halb Lynchjustiz, halb Gottesgericht, verurtheilt von der Moral wie von dem Rechte, aber aufrechterhalten durch die öffentliche Meinung und die aus alter Zeit überkommene Sitte. Es sind Fragen der Politik, in welchen der Jurist, der Polizist, der Volkswirth und der Finanzmann nur Mitarbeiter und Consulenten sind. Deshalb folgt auch die Gesetzgebung in diesen Zweigen auffällig den Strömungen des Tages, sagen wir der öffentlichen Meinung. Darum vermag in diesen Dingen die isolirt gestellte Staatsgesetzgebung und Verwaltung nicht zu helfen, sondern nur die Gesellschaft selbst, welcher man zurufen muß: „Aide-toi et le ciel t'aidera!“ Zweierlei scheint mir in der Preß-Gesetzgebung und deren Ueberwachung festzustehen: einmal, daß bei dem Systeme der Preßfreiheit der Schmutz der Preßfrechheit nicht zu vermeiden ist; denn die sechste Großmacht recrutirt auch viel Wallensteinisches Kriegsvolk, zählt manche Gustel von Blasewitz zu den Ihrigen und vernimmt berechtigte und unberechtigte Capuzinerpredigten. Die Anwendung der Censur dagegen,

wie vorsichtig und scheinbar freisinnig man sie auch einrichten möge, benachtheiligt die culturellen Interessen und schädigt nothwendig das politische Leben; darum muß die Gesellschaft sich selbst helfen. Man wendet unausgesetzt allen erdenklichen Scharfsinn an, um die Anforderungen einer öffentlichen Ordnung mit den Interessen und Bedürfnissen des Fortschrittes in Einklang zu bringen; bis jetzt ist es nicht gelungen. So hat man z. B. in jüngster Zeit das objective Preßverfahren erfunden, aber wer wollte bestreiten, daß dasselbe etwas Anderes sei, als verkappte Polizeiwillkür? Auch diese Mache wird den Anforderungen der politischen und bürgerlichen Freiheit zum Opfer fallen. Ich gebe den Ausführungen des Hofrathes Genz in seinen Vordersätzen Recht, aber verwerfe die Folgerungen, die er daraus zieht. Bedauerlich ist der Mißbrauch, welchen sich die freie Presse erlaubt; aber man kann nicht zugeben, daß das Kind mit dem Bade verschüttet werde. Die allgemeine Gewerbefreiheit in Verbindung mit der freien Concurrenz hat die Gefahr vermehrt, daß das Publikum durch gewissenlose Erzeuger und Verschleißer übervortheilt werde, allein eben diese Gefahr hat auch die Käufer klüger und vorsichtiger gemacht; gewiß sind bei den Erzeugnissen der freien Presse die gesteigerte Vorsicht und ein besserer intelligenterer Geschmack nicht im Stande, dasselbe zu leisten, denn die schlechte Presse zieht schlechte Leidenschaften groß und an dieselben sich wendend fälscht oder betäubt sie das besonnene ruhige Urtheil. Es lohnt sich wohl der Mühe, nach allen Mitteln auszusehen, welche geeignet sein dürften, wider ein so arges sociales Uebel einige Hilfe zu schaffen. Die Neuzeit hat das Genossenschaftswesen in weitem Umfange entwickelt, nicht bloß zum Zwecke der Production und des Handels, sondern auch im Interesse der Ehrenhaftigkeit des einzelnen Geschäftes. Man hat das soziale Ansehen eines Standes, Geschäftes oder Erwerbes mit in die Berechnung gezogen, zum Theil in Nachahmung von Einrichtungen aus früheren Zeiten. Die Advocaten haben ihre Kammern, die Künstler ihre Vereine, die Gelehrten ihre Akademien, die Studenten ihre Burschenschaften, die Feuerwehren eine gesellschaftliche Verbindung, und so geht das fort durch alle Lebensstellungen und Geschäftszweige. Es liegt darin neben andern Zwecken auch der Gedanke der socialen Ehrenhaftigkeit des betreffenden Geschäftsbetriebes; der solide Geschäftsgenosse verlangt von seinen Mitgenossen nicht bloß die Wahrung des unmittelbaren Erwerbsinteresses, sondern auch die Achtung der socialen Ehrenhaftigkeit desselben und solches Bestreben verdient sympathische Anerkennung.

Das Offiziercorps hat seine Ehrengerichte, die Advokatenkammer verurtheilt formell ein unehrenhaftes Benehmen ihrer Mitglieder, und eine solche autonome Jurisdiction zieht sich durch manche Genossenschaften und Vereine, ihre wohlthätige strafende Wirksamkeit auf Unlauterkeiten ausdehnend, welche das Gesetz, der Jurist und der Polizist nicht mehr zu erreichen vermag. Eine derartige Institution sollten auch die Männer der freien Presse schaffen, besonders die Journalistik, in welcher zur Zeit der Schwerpunkt des schriftstellerischen Lebens liegt. Das ist der Gedanke, welchen ich hier flüchtig andeuten wollte; seine Ausführung würde uns vielleicht von der Revolverpresse und andern Preßniederträchtigkeiten befreien in Fällen, wo das bestehende Strafgesetz nicht mehr ausreicht.

Wer das öffentliche Leben ernsthaft nimmt, soll auch nicht unterlassen, jene verächtlichen Helfershelfer zu kennzeichnen, welche sich in den Dienst der bezeichneten sechsten Großmacht eindrängen, soll vor den Abwegen warnen, auf welchen sich diese allerwichtigste Institution der Neuzeit zu verirren in Gefahr ist. Wer der freien Presse dienen will, muß auch freien Mannesmuth haben, und diesen hatten gar Manche, bevor noch die bezeichnete Großmacht Souveränität beanspruchte, und wenn ihr dieser fehlt, ist sie auch heute machtlos. Wer dächte dabei nicht an Gallilei mit seinem: „E pur si muove"; nicht an Dr. Luther mit seinem: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe"; nicht an Sarpi, den Gegner der römischen Curie und der Jesuiten, der den Dolch bereits in der Brust fühlend, dem Meuchelmörder zurief: „Nosco stylum curiae Romanae?" Ich nenne als den erwähnten Männern ebenbürtig noch den hochwürdigen Jesuiten Friedrich von Spee, wie er gegen die schauderhaften Hexenprozesse im Anfang des 17. Jahrhunderts in Folge tiefinniger Erschütterung seines Gemüthes sich erhob und seinen Entschluß mit den Worten rechtfertigte: „Denn es stehet mir nicht an, unter denen zu sein, die der Prophet stumme Hunde nennt, die nicht bellen können." Die Freiheit der Presse erzeugt eben diese bellenden Hunde des Propheten, welchem die nur knurrenden und murrenden Wächter des Gehöftes nicht genügen, weil sie, angeblich um den Schlaf des Hauses nicht zu stören, den Einbrechern freie Hand lassen, wofür ihnen wohl auch manches nahrhafte Stück zufällt; denn die Einbrecher sind erkenntlich. Einer solchen Cohorte von Triariern bedarf die sechste Großmacht; aber man schnitzt sie nicht aus jedem Holze, sie müssen geboren

werden, wie der Poet, und erzogen, wie der Redner, und damit sie gedeihen und wachsen, muß der Boden des öffentlichen Lebens und der Presse gereinigt werden von Unkraut. Lobhudeln und Schimpfen sind zwei gefährliche Klippen für das Amtsschiff der sechsten Großmacht, wenn sie sich verleiten läßt, ihre Schoßkinder vor Allem zu bereichern, ihre Gegner aber nicht sowohl ernsthaft zu bekämpfen, als mit giftigem Koth zu bewerfen, heute ein byzantinischer Hofherr, morgen ein schimpfender Thersites.

Panem et circenses.

Die römischen Triumviren und die ihnen nachfolgenden Imperatoren waren stolz auf die Erfindung, dem Pöbel Futter zu streuen und unentgeltliche Augenweide zu spenden, um ihn zahm und gefällig zu erhalten gegenüber den Ausschweifungen der cäsarischen Despoten. Man darf sagen, daß sie die Niederträchtigkeit pflegten, um auf derselben fußend ihre Machtfülle zu begründen, denn das Niederträchtige ist auch das Mächtige, wie Goethe sagt. Wir thun es ihnen nach, nicht aus dem Staatssäckel, sondern aus den Taschen der Gesellschaft, besonders der mittleren und ärmeren Klassen; durch die Anreizung, ihr Geld verschwenderisch und genußsüchtig in die Kassen der Schaubuden zu tragen, treiben wir sie, mit Sallust gesprochen, „der Ueppigkeit und Habsucht" (luxuria et arivitia) in die Arme. Die Christen jener Zeit, von den Römern nur als eine Judensecte betrachtet, waren so charaktervoll, anderer Meinung zu sein und diese mit ihrem Blute zu besiegeln. Man warf sie den wilden Bestien vor zur Belustigung der Bestien, welche auf den Sitzen des Circus Platz genommen hatten; und das waren die Lustbarkeiten, durch welche die Imperatoren die römischen Bürger zähmten und ein großes Culturvolk fortbildeten! Das Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge und die macchiavellistische Politik fand große Weisheit darin. Aber die Leichname der Christen in den römischen Katakomben unterwühlten mit den neuen Lehren und den Blutzeugnissen den versumpften Boden des römischen Staatsbaues, etwa wie die Drainröhren den Moorboden einer schlechten Sumpfwiese. Nach 300jähriger Arbeit stürzten die alten Tempel ein und mit ihnen auch die Götterstandbilder, welche die hochmüthigen Cäsaren sich selbst aufgerichtet hatten, das Christenthum bestieg den Weltthron, vielleicht nicht zum Nutzen seiner eigenen Reinheit und Wahrheit, denn es kam viel heidnisches Wesen in dasselbe: asiatische Ueppig-

keit, heidnischer Aberglauben und cäsarische Geistesknechtung. In anderthalb Jahrtausenden aber hatte es viel aufgesaugt von dem nach Westen und Norden geflüchteten edlen Geist der Hellenen; ja in der Gestaltung des socialen und ethischen Lebens ging es über diesen hinaus, indem es die Arbeit nicht mehr als einen Dienst des Sklaven kennzeichnete, sondern als die Aufgabe des freien Menschen, welcher sich, wie die Bibel sagt, sein Brod im Schweiße seines Angesichtes verdienen soll. Panem muß also nach unserer nicht cäsarischen Doctrin der Christenmensch sich selbst schaffen; aber auch die Circenses muß er sich selbst auf- und ausbauen auf dem Boden der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens. Es ist nicht gleichgiltig, was in dieser Richtung dem unbemittelten Manne geboten wird, denn dieses kann ebensowohl sittigend als entsittlichend wirken, kann ihn heben oder erniedrigen, ihn belehren oder verdummen; wer auf sein Leben ehrlich forschend und mit Verstand beobachtend zurückblickt, wird sich bewußt werden, daß oft Kleines, in einem kurzen Moment sich Abspielendes tiefere Eindrücke zurückließ, als eine ganze Unterrichtsstunde oder eine wohlgesetzte Kanzelpredigt. Man glaube auch nicht, daß den Rohen nur Rohes zu bieten sei, wenn er sich ergötzen soll; im Gegentheil, er fühlt das Bedürfniß, Besseres aufzunehmen und strebt danach instinktmäßig. Dies gilt insbesondere von der Jugend. Darum vernachlässige man die Circenses nicht, sondern veredle sie im Zwecke der Gesittung, Geschmacksverbesserung, der Belehrung und Veredelung des gemeinen Mannes.

Die römischen Circenses führen mich auf unser modernes Theater.

Unbestreitbar ist das Theater eine culturelle Potenz im Leben der Völker. Die Neigung zu theatralischen Darstellungen wurzelt in der Natur des Menschen, ist nichts Gemachtes und Erkünsteltes; man will sehen und gesehen werden, hören und gehört werden, und dieser Wunsch beschränkt sich nicht auf die Gegenwart, sondern greift zurück in die geschichtliche Vergangenheit und auf das, was die Sage uns hinterbracht hat; wir wollen unsere Ahnherrn sehen und kennen und freuen uns, wenn der Priester und der Dichter, zwei verwandte Beschäftigungen, uns erzählen von den Göttern, welche uns beherrschen und über unsere Geschicke entscheiden. In allen diesen Richtungen sucht das Theater unsern Wünschen und Bedürfnissen nachzukommen. Aber mehr noch als die Vergangenheit interessirt uns die Gegenwart und das Theater ist befähigt, Bilder aus derselben mit Lebendigkeit uns vorzuführen. Darum ist dasselbe

eine mächtige Potenz im Culturleben, welche auch von dem Staatsmanne und der Politik nicht nebensächlich als ein nichtssagender Zeitvertreib betrachtet werden darf. Die Tragödien des Aeschylos galten den Griechen nahezu als gottesdienstliche Handlungen und der geistvolle Aristophanes stellte ihnen Thorheiten der Gegenwart mit drastischem Humor geißelnd und höhnend vor die Augen; jener war ein Idealist, dieser der Realist. Die Römer, die gelehrigen Schüler ihrer griechischen Meister, blieben weit hinter diesen zurück, aber sie entwickelten das äußerliche des Theaterwesens, wie Alles, was sie in die Hand nahmen, zu einer prunkvollen, colossalen Größe. Aber in ihren roheren Händen wurde das, was der griechische Künstlergeist weihevoll anfaßte, zu einen Werkzeuge roher und entsittlichender Politik. Ihr Panem et circenses sollte vor allem dazu dienen, für den cäsarischen Despotismus willfährige Banditen heranzubilden. Wer denkt nicht an das grausige Wort der vorüberziehenden Gladiatoren, wenn sie dem sich selbst vergötternden Kaiser zuriefen: „ave Caesar, morituri te salutant!“ Wer nicht an die unbeugsam gläubigen Christen, welche man im Circus den wilden Thieren vorwarf, oder als Pechfackeln zur Belustigung des Publikums verbrannte oder in den Katakomben massacriren ließ! Dies waren römische Schauspiele. Bei allen Nationen, bei den rohesten wie bei den Culturvölkern, liebte man Schauspiele bald als religiöse Feierlichkeiten, bald als Aneiferung zu kriegerischen Thaten, bald als Volksbelustigungen, bald als Todtenfeier. Auch die christianisirten Völker hielten an diesen Gebräuchen fest und feierten zunächst die Lebens- und Leidensgeschichte ihres Heilandes in solchen Darstellungen, gingen aber sehr bald in Folge griechischer und römischer Bildung über diesen beschränkten Kreis der Darstellung hinaus. Die Jesuiten, welchen man das Verständniß der Bedürfnisse und Schwächen ihrer jeweiligen Zeitgenossen nicht abstreiten wird, nahmen die theatralischen Vorstellungen als Erziehungs- und Bildungsmittel unter ihre mächtigen Fittige, zugleich aber verweigerten sie dem Schauspieler ein ehrliches, christliches Begräbniß. Am heutigen Tage haben die theatralischen Vorstellungen bereits alle Gebiete der Kunst in ihren Dienst genommen: die Dichtkunst, die Malerei, die decorative Technik, die Musik, sowie die eigentliche schauspielerische Darstellungskunst des Lebens, Denkens und Fühlens und aller Leidenschaften des Einzelindividuums wie ganzer Nationalitäten und Gruppen von Menschen. Man muß, wie ich glaube, zugeben, daß sich das Theater zu einer mächtigen Culturpotenz emporgearbeitet hat. Man muß zu-

geben, daß dasselbe naturgemäß berufen ist, sowohl dem Idealismus als dem Realismus im Leben des Einzelnen und der menschlichen Gesammtheit Ausdruck zu geben. Daraus folgt, daß auch seine Abirrungen, welche der Künstler und der Philosoph mit Recht rügen und tadeln, eine gewisse Berechtigung in dem Leben selbst finden, welches darzustellen ja ihre Aufgabe ist. Mag man daher viele unserer leichtfertigen und unsittlichen Possen verurtheilen, auf unsere Ehebruchsdramen mit Abscheu herabblicken, weil sie die Kunst entwürdigen und den Seelenadel schädigen; wir müssen an die Brust schlagend ihnen eine gewisse Berechtigung im Leben und durch das Leben zuerkennen. Das Theater hatte durch die frivole Maitressenwirthschaft einen nachhaltigen Aufschwung genommen; es war als Hofbühne favorisirt, nur nebenbei sollte es dem großen Publikum dienen, welchem man zumeist nur die liederliche und oftmals sinnlose Posse als Köder zuwarf. Die Reaction blieb nicht aus; es reagirte dagegen der durch die Classiker geläuterte Volksgeist in Italien, in Spanien, in Frankreich, in England; das Nationalitätsgefühl trat der unbedingten Herrschaft der Classicität und des importirten Geschmackes kämpfend entgegen. In Deutschland waren es zunächst die Gelehrten und vor Andern der geniale Lessing und der künstlerisch hochbegabte Schröder, welche einen mächtigen und nachhaltigen Umschwung bewirkten. Es war die nationalbegeisterte Neuberin, welche den Kampf mit dem trivialen Hanswurst siegreich aufnahm; es entstand ein deutsches Nationaltheater. Es hat sich zugleich eine gewisse Gemeinsamkeit zwischen allen Theatern des europäischen Kunstlebens herausgebildet und dies ist meines Erachtens ein Standpunkt, welchen auch der Politiker nicht unbeachtet lassen darf. Diese Grundlinien der Geschichte des Schauspielwesens mir vorzeichnend, sage ich: „Schaffet ein gutes Theater!" und zwar nicht bloß zur Zerstreuung und Unterhaltung, sondern auch als Bildungsmittel. Zur Zeit als die Neuberin ihren Kreuzzug gegen den „Hanswurst" unternahm, bildete sich im Zusammenhang mit dem allgemeinen geistigen Aufschwung auch ein wahrer und falscher Kunstenthusiasmus für das Theater heraus; man lese an der Hand von Wilhelm Meister's Lehrjahren die Kunstgeschichte jener Tage. Am Markt und im Hause wurde Theater gespielt, das Fräulein wie der junge Herr waren dafür begeistert und die praktischen Eltern hatten ihre Noth damit; aber in jener enthusiastischen Zeit traten auch jene großen Mimen hervor, deren Andenken wir noch heute ehren und feiern. Die sentimentale und mystische Richtung der literarischen

Thätigkeit übertrug sich auch auf das Theater und trieb dasselbe in eine falsche Richtung; überall traten uns die Schicksalstragödien mit ihren dunklen und unwahren Entwickelungen entgegen. Ein Menschenalter reichte hin, um die Literatur und das Publikum von diesem falschen Wege abzubringen. In der neuesten Zeit nahm das Theater in seinen Aeußerlichkeiten, in Bau, Einrichtung, Decorationen, Beleuchtung, Costümen, Reichthum und Mannigfaltigkeit der Darstellungen einen bisher ungekannten Aufschwung. Aber es wurde auch von der strengen Kunstrichtung ab in jene einer Erwerbsunternehmung gedrängt; sein Ziel wurde Cassa machen und Spektakel. Der Dichter wie der Schauspieler sagten, daß sie aus dem Leben schöpfen müßten, und dieses war verlottert; die Kunstaufgabe lief nur nebenbei. Das war nicht gut, aber andererseits muß man einräumen, daß das Theater nicht eine trockene und ernste Kunstschule sein könne noch solle; es handelt sich daher um die Auffindung des richtigen Mittelweges. Großen Dank sind wir daher den Dramaturgen schuldig, welche diesen mit allem Ernste aufsuchten. Ich nenne nur als die uns zunächst stehenden Herren Heinrich Laube und den Baron Franz Dingelstedt; sie haben beide Dankenswerthes geleistet: Heinrich Laube, indem er die strenge Einschulung der Darsteller, das knappe Zusammenspiel und die gewissenhafte, pflichtgetreue Darstellung zur Regel machte und den Herren und Damen künstlerische Obedienz beibrachte; Franz Dingelstedt, indem er, begünstigt durch ein ausgezeichnetes und eingeschultes Personal, die unerreichten Kunstwerke des großen Britten unseren theatralischen Verhältnissen anpaßte. Endlich sind die Darstellungen der Meininger ein sprechender und erfolgreicher Beleg für die Realität und culturelle Fruchtbarkeit des Gedankens, daß das Theater eine Bildungsanstalt für das Volk sein könne und solle. So sind wir denn wirklich auf dem guten Wege, die allgemeine Kunstbildung durch das Theater zu erweitern und zu populariſiren und auch die Auswüchse und Afterbildungen, zu welchen ein frivoler und verdorbener Zeitgeschmack hindrängt, wenigstens zum Theile zu beseitigen. Ich verwahre mich, ein trockener und pedantischer Moralprediger sein zu wollen, aber dahin sollen wir gelangen, daß wir das Liederliche nicht als etwas künstlerisch Achtungswerthes ansehen, sondern als etwas Liederliches genießen, wie mancher ein Gläschen über den Durst trinkt; schon dies ist eine Umkehr und eine solche thut noth. Als ich nach der zweiten oder dritten Aufführung der hochgefeierten „Griseldis“ zufällig Franz Grillparzer sprach und ihm achselzuckend be-

merkte, daß das vielgepriesene Stück mich nicht befriedigt habe, ja, daß ich sogar nach Schluß des dritten Actes überlegte, ob ich nicht das Theater verlassen solle, da erwiderte mir Grillparzer: „Nun, der Unterschied zwischen uns Beiden besteht nur darin, daß ich wirklich wegging.“ Er setzte verdrießlich hinzu: das Publikum sei so verkommen, daß man in dem Sumpfe seiner Gefühle recht gewaltig umrühren müsse, um einige Blasen aufsteigen zu machen. Noch zehn Jahre zuvor war es anders; es war insbesondere das zweite Parterre des Hofburgtheaters, in welchem sich bei billigen Eintrittspreisen die Theaterenthusiasten älteren und jüngeren Schlages zusammenfanden und mit großer Pietät nach der Bühne schauten und horchten; war ich doch selbst oftmals dort und ward nicht müde, anderthalb Stunden vor Erhebung des Vorhanges einzutreten und noch weitere drei Stunden stehend auszuharren und den Kunstgenuß in vollen Zügen aufzunehmen. Ich erinnere mich einer Darstellung des Hamlet. In der Scene, wo Hamlet überlegt, ob er den betenden König ermorden soll und Korn mit leiser Stimme mehr lispelte als declamirte, da wurde in einer Loge des ersten Ranges oberhalb des zweiten Parterres ziemlich ungenirt fortgeplaudert; ein Kunstenthusiast mit grauen Haaren fand sich dadurch gestört und gekränkt. Als sein Zischen nicht fruchtete, sprang der Mann flugs auf die Bank, schlug mit seinem spanischen Rohr gegen die Bogenbrüstung und gebot in derben Worten Stillschweigen. Der alte Mann war ein sehr geachteter Kunstkenner und Galeriedirector eines erlauchten Hauses. Ich sprach einmal mit Heinrich Laube von der Kunstpietät des Insassen dieses zweiten Parterres und Laube meinte allen Ernstes, daß es wünschenswerth wäre, ein solches wieder heranzubilden als Cadre für eine edlere Kunstrichtung.

Aber was hat alles Dieses mit der Politik zu thun, diesem Markte der Opportunität? Ich antworte: die Politik des Culturstaates muß die Gesittung und Bildung in allen Zweigen und für alle Volksklassen im Auge behalten und das Theater scheint mir eben eine Institution zu sein, welche vor andern geeignet ist, das geistige Brod dem Volke recht nahe an den Weg zu legen. Wenn man mich fragt, was der Staat und seine Regierung für diese Aufgabe unmittelbar thun könnten, so antwortete ich: dasselbe, was sie für so viele Institutionen, Einrichtungen und Gebräuche thut und thun soll, ohne sich selbst unmittelbar einzumengen; die durch das Bedürfniß angeregte Gesellschaft wird selbst die richtigen Wege einschlagen, wenn die Regierung ihr fördernd zur Seite steht. Sie wird auch nicht nöthig

haben, tief in den Staatssäckel zu greifen, wenn sie die Landes- und Ortscommunitäten und ernsthafte Privatunternehmer aufzumuntern und zu unterstützen versteht; wenn aber diese die Theater in ganz gleiche Linie mit allen andern Gewerbsunternehmungen stellen, mit Gast- und Schankhäusern und Tanzsälen, dann geht es freilich nicht. Die Unternehmer werden auf die Frivolität speculiren und schließlich zu Grunde gehen. Es sollte wenigstens in jeder größeren Stadt für ein entsprechendes Gebäude und ein genügendes Inventar gesorgt sein und die Verzinsung und Amortisation des dafür nöthigen Kapitals nicht dem jeweiligen Pachtunternehmer zur Last fallen. — Doch genug, ich wollte dadurch nur dem allgemeinen politischen Problem: „Pfleget die Kunst" eine specielle Illustration beifügen.

Der Liberalismus nach den Julitagen, das Juste milieu, der Socialismus, der Nihilismus.

Die zur Zeit der Julirevolution politisch sehr mäßigen Franzosen versahen uns reichlich mit Gedanken; aus den Tuilerien kam uns das sogenannte Juste milieu zu, welches ein conservativer Publizist jener Zeit, Dr. Busch, nicht ganz mit Unrecht als l'injuste mediocreté beleumundete. Es fand in den Regierungskreisen, sowie im gebildeten Mittelstande warme Anhänger. Wer wollte auch theoretisch gegen die richtige Mitte oder die goldene Mittelstraße feindlich seine Stimme erheben! Das französische Wort ist aber kein Wegweiser, denn jeder Parteiführer behauptet, daß eben er die Mittelstraße gehe und weiset immer auf welche hin, die noch weiter seitwärts stehen, sei es nach links, sei es nach rechts; auch Fürst J. Polignac und Herr v. Villèle waren von Manchen ihrer Partei noch des Liberalismus bezichtigt und ich meine, daß die tollen Communards von 1871 selbst die blutigen Revolutionsmänner Danton und Robespierre als mattherzige Politiker verwerfen würden. Die feinsinnigen und feinfühligen Hellenen wählten einstmals eine richtigere Bezeichnung, wenn sie „das Maßhalten" in der Kunst, in der Wissenschaft, wie im Leben und in der Politik als leitendes Prinzip hinstellten; aber für das Bedürfniß und die Ringkämpfe des öffentlichen Lebens reicht es nicht aus, weil es doch nur eine Formel ist ohne Inhalt. Es erging dem Menschengeschlechte im Staate, wie in der Kirche; diese erstarrte in Formen, bis Einer kam und rief: das Wasser thut es nicht, es thut's der Geist, der drinnen ist; ihr betet mit den Lippen zu mir, aber euer Herz ist ferne von mir. Die Kirche war

ein verweltlichter Organismus geworden, strebend nach Macht, Reichthümern und Herrschaft; ihr Ritus und Ceremonialgesetz ließ kaum mehr ein Plätzchen dem erhabenen Geiste ihres Stifters, darum wurden die Christen indifferent, skeptisch, ungläubig und der Kirche feindlich. Die Staaten aber und ihre Gesalbten vergaßen, vernachlässigten, ja verhöhnten die Aufgaben der Menschheit, und so wurden diese Verächter der Ordnung im Staate, wurden Revolutionäre. Reformation und Gegenreformation, Revolution und Restauration sind die Phasen dieses Culturkampfes. Eine solche ist auch der Rationalismus; er gebar in der Kirche die Lauheit, in der Politik das Juste milieu. Der Rationalismus erschien als eine neue, Wissen und Glauben vermittelnde Phase, welche das Christenthum den Gläubigen wie den Denkern genießbar zu machen vermeinte; er genügte nicht, mußte abdanken und der Kampf zwischen Wissen und Glauben entbrannte nur um so heftiger. Das ist das Spiegelbild auch unseres politischen Kampfes. Lange vorbereitet traten die Freiheitsideen, fußend auf dem unantastbaren idealen Rechte der menschlichen Persönlichkeit, im Jahre 1789 auf den Kampfplatz. Sie wurden anerkannt und wieder niedergeworfen. Der neue Staat unterlag dem alten, aber die Freiheitsideen gährten in dessen Boden vulkanisch fort und brachen im Jahre 1830 wieder plötzlich hervor. Da zog man unter Louis Philipp den abgedankten Rationalismus wieder hervor und nannte ihn das Juste milieu; Guizot nannte es die Politik des Widerstandes (résistance) gegenüber der Politik des Fortschritts (mouvement), mit welcher A. Thiers Staat machte. Diese erkünstelte und ungesunde Politik brach am 24. Februar 1848 wieder zusammen und ein politisches Chaos bedrohte die europäische Welt. Das Juste milieu ist frostig bis an das Herz hinan; ich möchte einen Horazischen Vers auf dasselbe anwenden: Desinit in piscem, mulier formosa superne. Weil es eine belebende, patriotische Wärme nicht zuläßt, so wird es ein Opfer der entfesselten Leidenschaftlichkeit; es fälschet die Freiheit, welche sofort in wilden oder heimtückischen Bewegungen sich Luft macht und die Niederträchtigkeit oder Thorheit obenauf bringt; es ist ein Schaukelsystem, dessen Lebenstage gezählt sind. Darum bestand es auch nicht seine Maturitätsprüfung, selbst nicht unter dem klugen, beharrlichen und wohlwollenden Louis Philipp. Wenn es aber in dem centralisirten und nivellirten Frankreich noch Aussicht auf Erfolg haben konnte, so paßt es doch vollends nicht auf das polyglotte, seiner Geschichte nach förderalistische und heutigen Tages

dualiſtiſche Oeſterreich; man darf dies ſagen, ohne deshalb ein Bewunderer der hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten zu ſein. Der Boden, auf welchem das Juste milieu bei uns Wurzel ſchlagen konnte und ſchlug, waren die Joſefiniſche Büreaukratie und die allgemeine Unzufriedenheit, deren Concubinat den undefinirbaren Liberalismus der dreißiger Jahre erzeugte.

Mit dem neuen Stichwort: „conſervativ-liberal" ergeht es mir nicht beſſer, denn auch dieſes hat keinen definirbaren Inhalt und bleibt ſonach eine Phraſe. Wenn der Conſervative die Neugeſtaltung des Staates und der Welt nicht als berechtigt anerkennt und ſich nicht entſchließen kann, derſelben ſich ränkelos einzufügen, dann iſt er kein Politiker, auf welchen man hören kann. Wenn der Liberale ungeſtüm poltert und ſtürmt und das Beſtehende als eine unberechtigte Thatſache zurückſtößt, dann iſt er kein Politiker, dem man vertrauen kann. Es handelt ſich immer zuerſt um die volle Anerkennung der Berechtigung des werdenden neuen Staates; zu zweit' um die Anerkennung der geſchichtlichen Berechtigung des Lebens und der Einrichtungen des alten Staates, jedoch nur als Objecte zur Umbildung in den neuen, nicht als hiſtoriſche Heiligthümer, welche conſervirt werden müßten — deshalb müſſen auch die vielgefeierten hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten der Staatsidee den Platz räumen. Zu dritt' endlich handelt es ſich um die richtige Art und den geeigneten Zeitpunkt zur Umbildung; dieſen wird man aber nicht finden, wenn man ohne zeitgemäßes Verſtändniß ränkevoll und zur Gewaltthat gewaffnet ſich gegenüberſteht, und leider iſt es ſo. Das Stichwort: „conſervativ-liberal" taugt nicht zu einem Parteiprogramm, welches concrete Objecte verlangt, ſondern ſagt nur dem Conſervativen, daß er vorwärts müſſe, ſagt dem Liberalen, daß er nicht ſowohl umſtürzen, als vielmehr auf- und umzubauen habe, jedoch nicht auf unhaltbaren, morſchen Stützen, wenn dieſe auch einen geſchichtlichen Urſprung für ſich haben, ſondern auf ſoliden, dem Bedürfniſſe der Neuzeit entnommenen Grundlagen. Das neue Stichwort lehrt eine Politik von Fall zu Fall, aber den Fall bezeichnet ſie nicht und für dieſen muß ſich die Partei erſt praktiſch zuſammenfinden; es ſchafft daher nicht eine geſchloſſene Partei mit feſtem Programme, ſondern eine ſchaukelnde unſichere Gruppe; es bereitet nur eine Partei vor. Allein man liebt die Worte! „Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten, mit Worten ein Syſtem bereiten." Wenn der Eine z. B. glaubt, daß mit der geſetzlichen Duldung der Andersgläubigen dem Rechte

in der Menschenbrust genug gethan sei, während der Andere die volle Anerkennung des Rechtes der Glaubens- und Gewissensfreiheit verlangt, so können beide, vorausgesetzt, daß sie bei dem Uebergange Maß halten, als „Conservativ-Liberale" bezeichnet werden und doch stehen sich dieselben geharnischt gegenüber. Wenn der Eine für die Institution der Schwurgerichte sich ausspricht, der Andere für die rechtsgelehrten Richter, hierbei aber der Erstere so viel, als ihm formell thunlich scheint, von dem inquisitorischen Verfahren dem Schwurgerichte aufgepfropft haben will, der Andere aber seine rechtsgelehrten Richter nicht an gesetzliche Beweistheorien bindet, sondern auf den individuellen Ausspruch ihres Gewissens verweist, beide aber bestrebt sind, die Präsidenten zu Staatsanwälten und Polizeiministern zu machen, verdienen sie alsdann die Bezeichnung als „Conservativ-Liberale?" Nein, denn sie werden die Rechtspflege nicht verbessern. Wenn — um einen kühnen Griff in die Gegenwart zu thun — bei einer unbestrittenen, zu Recht bestehenden Verfassung, welche die jährliche Bewilligung des Militär-Budgets verlangt, die Einen fordern, daß an dieser Bestimmung festgehalten werde, die Andern aber begehren, daß der Regierung auf zehn Jahre carte blanche gegeben werde: wer ist alsdann der Conservative, wer der Liberale und wer der Conservativ-Liberale? Wenn sich die Gelegenheit darbietet, Länder zu erwerben, jedoch die Benutzung derselben viel Geld kostet und der Staatsschatz leer ist, wenn da die Einen im Großmachtsbewußtsein erwerben wollen, die Andern aber klagend und knausernd, wie man sie beschuldigt, die Schnur des Staatssäckels zuziehen: wer ist da conservativ, wer liberal, wer conservativ-liberal? Ich weiß es nicht, aber ich wollte auch nur darthun, daß mit dem neuen Stichwort für die Praxis Nichts gewonnen ist.

Am heutigen Tage hat die sociale und socialistische Frage das politische Gebiet ganz und unbarmherzig besetzt. Aber schon vor vierzig Jahren verkannte man nicht die Vorzeichen des Herannahens dieses bösen Feindes. Ich war im Jahre 1842 Director der schönen erzherzoglichen Herrschaft Selowitz bei Brünn. An einem Sommertag bereiste mein liebenswürdiger Chef Hofrath Kleyle die Herrschaft. Er war thatsächlich mehr als Hofrath, er war der treue, warme Freund seines Herrn, des gefeierten Erzherzogs Karl. Voll Eifer für alle wirthschaftlichen Fragen, war er ein thätiges Mitglied sowohl der „Neuen österreichischen Landwirthschaftsgesellschaft" als des „Neuen Gewerbevereins zu Wien", für dessen Begründung (1840) er

lebhaft und erfolgreich mitgewirkt hatte. Nachdem wir unsere wirthschaftlichen Fragen durchgesprochen hatten, kamen wir auch auf die Politik. Wie sollten wir nicht? Waren doch seit der Pariser Juli-Revolution eben zwölf Jahre abgelaufen und die Stöße zitterten noch allerwärts nach; zudem standen wir sechs Jahre vor der Februar-Revolution, deren schwarze Punkte und Feuerzeichen am Himmel bereits sichtbar wurden. Der Hofrath war ein warmer Verehrer des Bürgerkönigs und seines Juste milieu; ich war es nicht, da gab es denn Streit. Meinen klugen und freisinnigen Amtschef bestach das vermittelnde Vorgehen des Bürgerkönigs, sowie dessen schlichte Weise und diplomatische Feinheit. Ich aber machte dem Sieger von Valy und Jemappes und schweizerischen Schullehrer den Vorwurf, daß er die Größe und Bedenklichkeiten der politischen und socialen Gährungen nicht ernst genug und nicht mit voller Gewissenhaftigkeit auffasse; es sei klar, daß eine gefährliche Bewegung durch die unteren Schichten der Gesellschaft ziehe, welche, zum wirklichen Ausbruch gelangend, alle Verhältnisse erschüttern müsse. Gegen diese seien doch nur halb aufrichtige Zugeständnisse, verbunden mit kleinen Polizeimaßregeln, durchaus unzureichend, vielleicht aufreizend; während dieselben die friedliebende Welt widerwärtig belästigten, so seien sie doch völlig unzureichend gegenüber den kalt besonnenen Hetzern und fanatischen Verschwörern, und fügen wir bei, gegenüber den nicht abzuleugnenden politischen und socialen Uebelständen, Versäumnissen, Täuschungen und Lügen, welche verhinderten, daß die Charte zur Wahrheit werde, wie Louis Philipp versprochen hatte. Sieben Attentate seien auf den König verübt worden, und waren sie auch erfolglos geblieben, so bewiesen sie doch, daß in weiten Kreisen eine fanatische Verstimmung herrsche, gegen welche kein Gesetz und keine Polizei ausreiche, sondern nur ehrliche und tiefgehende Verbesserung der socialen und wirthschaftlichen Zustände. Wenn man aber, wie Louis Philipp thue, zum verkappten, sophistisch bemäntelten Verfassungsbruch übergehe, so dränge man das Uebel zum Ausbruch. Der König der Franzosen scheine diesen unheilvollen Weg zu betreten und dieser führe zu einer unberechenbaren Umwälzung. Mir spiele der König zu viel bürgerliche Bonhommie, welche nicht ehrlich sei und kaum die Epissiers gewinne. Ungeachtet dessen sei ich doch weit entfernt, die hervorragenden Vorzüge Louis Philipp's als Mensch und als Familienvater, als Franzose und als König verkennen zu wollen. Das Gefährlichste aber sei seine macchiavellistische Kunst, populäre Männer abzunützen,

insbesondere angewendet auf ein Volk, dem es ohnehin im Blute läge, Alles zu nivelliren, um dann in wilden Massenangriffen niederzuwerfen, was ihm zur Zeit mißliebig sei. Die traditionelle englische Politik achte und conservire die Parteien und ihre Führer, und darum falle sie nicht einer Ochlokratie zum Opfer; darum vermochte sie die Katholiken-Emancipation, die Aufhebung der Navigationsacte, die Abschaffung der Getreide-Einfuhrzölle, endlich die Parlamentsreform durchzusetzen, ohne einer Revolution anheimzufallen. Die Franzosen aber wurden von jeher daran gewöhnt, ihre politischen Götzen nach kurzer Apotheose selbst wieder vom Altare herunter zu reißen und in den Straßenkoth zu schleifen; dieser verderblichen Neigung leiste Louis Philipp Vorschub, indem er seine geistvollen Minister gegen einander ausspiele, anstatt in dem einen wie in dem andern einen geachteten Parteiführer und dadurch einen Halt der Ordnung zu suchen und zu finden. Dieses Spiel spiele der König mit Vielen; ich nenne nur Guizot und A. Thiers, welche er gleichfalls gegen einander ins Treffen führte und in der öffentlichen Meinung abnützte. So stürmte mein speech gegenüber meinem lieben Hofrath, welcher für seinen Louis-Philipp tapfer und beharrlich kämpfte. Ich will meine Philippica von damals trotz der geänderten politischen Verhältnisse heute fortsetzen. Ein Deutscher kann sich für Herrn Thiers schwer begeistern, denn dieser geistreiche Mann war nicht nur durch und durch Franzose und Feind der Deutschen, er war ein Priester der beiden nationalen Götzen: der Gloire und des Esprit mit dem Obergotte, dem Chauvinismus; zugleich war er ein Apostel und Prophet des idées napoléoniennes und deshalb populär wie Keiner. Wegen des linken Rheinufers hatte er es besonders auf uns Deutsche abgesehen; aber vielleicht müssen wir ihm dafür Dank wissen, denn indem er als Minister des Aeußern seinen Chauvinismus zu verwirklichen drohte, erwarb er sich das Verdienst, die schlafenden Deutschen aufgerüttelt zu haben, so daß diese zuerst mit Becker's Rheinlied und dreißig Jahre später mit der Schlacht bei Sedan antworteten. Thiers war mir auch wegen seiner engherzigen, protectionistischen Handelspolitik nicht sympathisch, jedoch seine große Bedeutung als französischer Politiker muß Jedermann aufrichtig und bewundernd anerkennen. Der Bürgerkönig aber suchte seinerzeit den populären Schriftsteller und Minister in der öffentlichen Meinung abzunützen. Dies war zwar kein Verbrechen, aber nach Talleyrand etwas Schlimmeres — ein politischer Fehler. Louis Philipp stellte

ihn dem gelehrten, ſtarren Hugenotten Guizot entgegen und verdarb dadurch Beide. Die Unterſcheidung der Politik in eine des „Widerſtandes“ und eine andere der „Bewegung“ erſchien mir immer nur als eine macchiavelliſtiſch-franzöſiſche Phraſe, welche dieſem geiſtreichen Volke zu Gebote ſtehen. Mouvement und Résistance müſſen ſich in jeder praktiſchen Politik zuſammenfinden und bilanciren. Durch die Maxime der Abnützung beraubte ſich der überkluge Bürgerkönig der Parteiſtützen, welche er im Falle des Sturmes nicht entbehren konnte. Deſſen ungeachtet bleiben doch Guizot wie Thiers unbeſtritten zwei glänzende Geſtirne am politiſchen Horizont des neunzehnten Jahrhunderts und die Geſchichte wird ihre Namen und Thaten niemals vergeſſen, insbeſondere hat ſich A. Thiers im Jahre 1871 um ſein Vaterland wohl verdient gemacht.

Endlich kann ich dem Louis Philipp und ſeinen Miniſtern den Vorwurf nicht erſparen, daß ſie der bereits überall heranbrängenden ſocialen und ſocialiſtiſchen Bewegung nicht eine genügend ernſte Aufmerkſamkeit ſchenkten. Der Ernſt, welchen ich begehre, erſchöpft ſich nicht in Polizeimaßregeln, ſondern wendet auch der Reform der geſellſchaftlichen und Erwerbsverhältniſſe eine gewiſſenhafte Hingebung zu. Wenn mir die Culturmiſſion des Staates ein politiſches Dogma iſt, ſo hoffe ich, daß mir die überwiegende Mehrzahl der ernſthaften, unbefangenen Denker beiſtimmen werde, denn alle Welt proclamirt den Culturſtaat. Schon in den Staaten des Alterthums zeigt ſich eine Spur von der Anerkennung dieſer Miſſion, in welche Staat und Kirche ſich theilten und wodurch faſt alle Staaten des Alterthums den Charakter von Kirchenſtaaten und ſagen wir Prieſterſtaaten annahmen, die Griechen und Römer nicht ausgenommen. Mit dem Chriſtenthume und dem Islam trat dieſe Grundanſchauung noch deutlicher hervor. Ich darf wohl insbeſondere auf Indien, Aegypten, China und Thibet, auf Perſien und Judäa verweiſen, ſowie auf Döllinger's hochintereſſante Bücher: „Heidenthum und Judenthum“, dann „Das Judenthum als Vorhalle des Chriſtenthums.“ Die Katholiken hatten ihren Papſt mit dem Doppelſchwerte und der dreifachen Krone; die orthodoxen Griechen in dem weißen Czar ihren Kaiſerpapſt; die Moslims ihren Khalifen, den Nachfolger des Propheten, als geiſtliches und weltliches Oberhaupt, und die Nachkommen des Propheten mit dem grünen Turban lieferten außerdem

noch mohammedanische Päpstlein; die Japaner haben ihren geistlichen und ihren weltlichen Mikado; der Gottessohn Daleilama residirt in Thibet, und fast jeder Negerstamm construirt sich einen Götzen, den er zerschlägt, wenn der Fetisch sein Gottesamt nicht populär verwaltet. Habe ich daher Unrecht, wenn ich behaupte, daß die meisten Staaten zuerst als Kirchenstaaten sich bildeten und dadurch Zeugniß gaben für die höhere Mission des Staates? Ueberall wird an ein Gottesgesetz angeknüpft und diesem gegenüber bildet sich ein weltliches und ein geistliches Regiment im Staate. Aber der überwiegend sensualistische Mensch kämpft nicht bloß um ein nothdürftiges Dasein, er kämpft um Herrschaft, er will unterjochen und keinen andern Herrn neben sich dulden. So gewann denn der Absolutismus überall in Kirche und Staat das Oberwasser, aber zugleich dauerte auch naturnothwendig der Kampf gegen denselben fort, und vor Allem die Träger der beiden großen Gewalten traten gegen einander in die Schranken; und siehe da, sie appellirten beide an eine dritte Potenz, welche schließlich ihrer selbstischen Omnipotenz verderblich wurde. Das Christenthum und die Rechtsphilosophie traten gegen den historischen Absolutismus auf und er unterlag; das ist nach meiner Auffassung die Geschichte der neuesten Zeit. Das Christenthum, sowie die Rechtsphilosophie fußen beide auf demselben Grundstein, auf der sittlichen Menschenwürde, verlangen daher für jeden Staatsbürger wenigstens die Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins. Darin liegt der Samen, der Keim und die Berechtigung des Socialismus. Wer anzweifelt, daß derselbe auch im Christenthum wurzelt, lese das tiefgedachte und tiefempfundene Buch: Les paroles d'un croyant von Abbé Lammenais.

Wie man dem Socialismus eine Berechtigung theoretisch nicht absprechen kann, so haben die Staatsgesetzgebungen und Verwaltungen dieselbe auch praktisch anerkannt, selbstverständlich unter Beschränkungen. Auch bei uns hat dies der patriarchalische Absolutismus gethan; ich verweise auf die vielen überwiegend socialen Gesetze und Einrichtungen, wie z. B. die Robotpatente, beginnend in den Zeiten Maria Theresia's und Josef's, 1772 die Aufhebung der Leibeigenschaft durch Josef, verweise auf die mannigfaltigen Zunftordnungen und die endliche Abschaffung der Zünfte, die Fabrikordnungen der Neuzeit, auf den Schulzwang mit unentgeltlichem Unterricht u. s. w. Allein etwas Anderes als diese Zugeständnisse an die Humanität

und an das Christenthum sind die wilden Anforderungen der Socialisten und Communisten mit ihren Empörungen und Verschwörungen. Gegenüber dem Grundsatze: „Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht", welchen politische Herostrate der Neuzeit verkündigen, erübrigt nur entschlossener Kampf, nicht so sehr um veraltete Rechte, als vielmehr um die Culturmission des Staates zu retten. Der Culturkampf ist so alt wie die Vergesellschaftung der Menschen, und der Hunger hat gar großen Antheil an demselben. Menenius Agrippa kämpfte ihn zu Rom mit den Plebejern, Pompejus mit Spartacus; Johannes von Leyden kämpfte ihn, sowie der schwäbische Bauernverein „Bundschuh" im Geiste der Nihilisten unserer Tage. Kein Volk und keine Zeit blieb völlig verschont von ihm; denn der Mensch strebt naturnothwendig nicht bloß nach einem nothdürftigen Dasein, sondern nach Genuß und möglichst unabhängiger Behaglichkeit; das ist, möchte ich sagen, die physiologische Seite des Kampfes, und als solcher kümmert er sich wenig um das Recht, um Sittlichkeitsfragen und um die Zwecke der Menschheit. Die große französische Revolution hatte ihn auf den ethisch-politischen Boden übertragen und suchte ihn durch Philosopheme zu rechtfertigen und zu klären, aber schließlich behielten doch die sensualistischen Potenzen, angetrieben von Genuß und Herrschsucht, die Oberhand und die Philosopheme wurden von den Einen mißbraucht, von den Andern mit Haß und Verachtung niedergetreten. Die heilige Allianz glaubte mit der Revolution fertig zu sein, aber siehe da! die politische Krise der Julitage 1830 gab ihr einen neuen Anstoß, welcher durch ganz Europa fortwirkte, über den Rhein drang und über den Kanal. Wenn die Ideen von Freiheit, vom Berufe der Menschheit, von angeborenen Rechten in immer weiteren Kreisen sich verbreiten, so tritt ihr idealer Inhalt mehr zurück und die praktischen Lebensbedürfnisse des Einzelnen wie der Gesammtheit gewinnen das Oberwasser. Der gemeine Mann verlangt, daß die angepriesenen politischen Neugestaltungen ihm persönlich Unabhängkeit und Genüsse bringen sollen: nicht nach der Erringung politischer Rechte, welche ihm nur Mittel für diesen Zweck sein sollen, steht sein Sinn; er will besser essen und trinken, bequemer schlafen, mit seiner Familie behaglicher leben und wenn es hoch geht, seine Kinder zu gebildeten, anspruchsberechtigten Bürgern erziehen. Sieht er nun, daß die neuen Institutionen diese Ansprüche nicht erfüllen, so wird er ein Feind derselben, ja er haßt

sie grimmiger als die alten, durch die Tradition in seiner Erinnerung geheiligten Einrichtungen, während die neuen nur von wortreichen Aposteln marktschreierisch, wie er meint, ihm angerühmt werden, ohne zu leisten, was sie versprachen. Mit dem Begehren, daß die politischen Errungenschaften auch sociale Verbesserungen im Gefolge haben sollen, ist er nicht im Unrecht, aber die Täuschungen, welche er erfahren hat, machen ihn gewaltthätig und es finden sich die beredten Führer, welche ihn aufstacheln. So wird er Socialist und schließlich wilder Communist, bricht mit den alten Doctrinen und spielt va banque, denn er hat wenig zu verlieren. Es ist nicht staunenswerth, daß der Julirevolution eine Februarrevolution folgte und dieser die socialistischen und communistischen Anstürmungen. Selbst England, welches keine Heimath von Verschwörern ist, hat in Irland seine Feniers. In Deutschland fand der Socialismus viele theoretische Nährväter, denn der gerühmte bureaukratisch-politische Fortschritt war ungenügend und unwahr. Die Herren Rauschenplatt, Pfarrer Weidig, Georg Büchner und Andere in den dreißiger Jahren hatten bereits die Gewaltthat von unten als den alleinigen Weg, zu voller Freiheit zu gelangen, proclamirt. Ihnen folgte zwei Decennien später der energische und geistsprühende Lassalle; die Revolutionäre vor der Pariser Julirevolution verschworen sich in Katakomben, jene nach ihr auf offenem Markte. Georg Büchner hatte seine Zeitgenossen gelehrt, daß die Revolution eine Frage der Macht und der That sei, nicht der Doctrin und der Debatte, daß sie eine Aufgabe sei für die Faust des entschlossenen Mannes, nicht für die Phrasen des Redners. Zwanzig Jahre später sagt Lassalle dasselbe. Wenn der Socialismus in Rußland bis zu dem Nihilismus vorwärts getrieben wurde, so hat diese furchtbare Erscheinung ihren besonderen Grund in den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Riesenreiches. Wenn dort, wie uns Feldmarschall Moltke in seinen interessanten Reisebeschreibungen erzählt, eine halbe Million, zu einem namhaften Theil aus Eingewanderten bestehend, die einheimische Bevölkerung von 80 Millionen mit einem unerhörten Despotismus knechtet und mit unerbittlichem Trotze jedes ernstgemeinte Zugeständniß zurückweist, wenn zudem die Mehrzahl der gebietenden Functionaire ins Unglaubliche entsittlicht und corrumpirt ist, dann darf man nicht erstaunen, wenn der Kampf ein Verzweiflungskampf wird; aber erschrecken muß man über die Ausdehnung, welche er bereits gewonnen und über die Mittel, welche derselbe mit unerhörter Wildheit an-

wendet. Das Elend der unteren Klassen ist allüberall keine Fiction; ich verweise auf zahllose statistische, amtliche und außeramtliche Berichte und auf die geistreichen Romane englischer, französischer, deutscher und russischer Schriftsteller. Als politischer Patholog möchte ich sagen, daß der Nothzustand der unteren Klassen zunächst eine Krankheit der Gesellschaft sei, welche den Staat als Centralorgan in Mitleidenschaft zieht. Sie ist hoffentlich nur eine Entwickelungskrankheit und zunächst muß die Gesellschaft sich selbst helfen, denn es ist vor Allem eine wirthschaftliche Krankheit, und wirthschaften muß die Gesellschaft; aber der Staat ist der Schirmherr der freien wirthschaftlichen Thätigkeit. Diese Gesellschaftskrankheit ist nicht eine von außen eingeführte, sondern entspringt unmittelbar aus dem neuen wirthschaftlichen Leben, welches zudem fast plötzlich hereingebrochen ist, denn das abgelaufene halbe Jahrhundert hat auf dem Gebiete der Volks- und Staatswirthschaft mehr verändert als ein Jahrtausend in der Vorzeit. Die neuen Doctrinen haben zwar die Krankheit nach Zeit, Ort und Verhältnissen bösartig gemacht, aber sie nicht erzeugt. Das neue wirthschaftliche Leben hat insbesondere den Arbeitsmarkt wie den Capitals- und Geldmarkt umgestaltet, hat eine Macht des Capitals geschaffen, welche die Arbeiter nahezu unfrei und hörig macht. Dadurch bekamen das Proletariat und der Pauperismus eine Ausdehnung, welche man ehemals nicht gekannt hat. Heutigen Tages wird das Elend laut ausgerufen und farbenreich ausgemalt, während es in den Vorzeiten indolent ignorirt, herzlos vertuscht und geleugnet, endlich, um eigene Verantwortlichkeit abzulehnen, als Strafe der Sündhaftigkeit dem lieben Gott zugeschoben wurde.

Neben den Uebeln und Krankheiten finden sich in der Natur und im Leben meist auch die Heilmittel gelagert, so auch hier: die Arbeits- und Capitals-Associationen, sowie die kluge Arbeitstheilung, die Verbindung der Arbeiter, um ihre Lebensbedürfnisse wohlfeiler zu beschaffen, z. B. durch gemeinschaftliche Consumvereine, durch den Bau billiger Arbeiterwohnungen, durch Krankheits- und Vorschußkassen aller Art, durch die Begründung von Unterrichts- und Lehranstalten und Beschaffung von Lehrmitteln. Hierbei erwähne ich insbesondere der wechselseitigen Vorschußkassen, welche Herr Schultze aus Delitzsch mit so großem Erfolg ins Leben rief, sowie der Productiv-Associationen, welche z. B. zu Rochdale in England so glänzende Erfolge hatten. Was haben vermögliche patriotische Männer in Großbritannien, in Frankreich, in Nordamerika nicht alles in dieser Richtung geleistet!

Die Gesellschaft ist also nicht flau gegenüber der schweren Aufgabe, welche die Zeit ihr gegeben hat, und wird noch eifriger und thatkräftiger werden, wenn sie der Zustimmung und Aneiferung von Seite der Staatsgewalt sicher bleibt. Man erschrecke nicht vor gewissen Ausschreitungen bei Vergesellschaftungen auf offenem Markte, denn der Impuls geht immer von eifrigen, mitunter übereifrigen, thatkräftigen, mitunter ungestümen Männern und Charakteren aus, und wenn man diese Vorkämpfer zurückscheucht oder lahmlegt, so entweichen auch Leben und Thatkraft. Blicken wir doch auf Old Albion. Was hat man dort auch unter strengthoryistischem Regiment gewagt, gethan und unterlassen, worüber ein Polizeipräfect des Continents in rathlose Bangigkeit versunken wäre; was wagt und gestattet man in den nordamerikanischen Freistaaten! Und dennoch wächst der Staat von Jahr zu Jahr an Sicherheit, Macht und Wohlstand und überstand die Wehen eines mehrjährigen furchtbaren Bürgerkrieges! Ich kann nicht umhin, eines Ereignisses zu gedenken, welches einen continentalen Staatsmann mit Entsetzen erfüllen müßte: des groben Strikes der Eisenbahnarbeiter, die sich innerhalb 24 Stunden eines ganzen Bahnnetzes bemächtigten. War die Thatsache selbst hoch überraschend, so setzt beinahe noch mehr die Raschheit, mit welcher bei diesem unglaublichen Excesse wieder Ordnung geschafft wurde, in Erstaunen und beweist, was die Staatsgewalt zu leisten vermag, *wenn die bessere und intelligente Gesellschaft mit ihr geht*. Die Symptome und gleichzeitig auch die Ursachen der schweren Gesellschaftskrankheit, von der ich spreche, sind der *Pauperismus* und das *Proletariat*, und *was zur Beseitigung oder Verminderung derselben geschieht, ist zugleich der mächtigste Schutzdamm gegen die Bestrebungen revolutionärer Socialisten*; denn die trostlosen Hütten der Armen und die wüsten Sammelplätze des Proletariats sind die Haupt-Rekruten-Depôts für das socialistische Aufgebot. Ich habe nicht nöthig, für die *volkswirthschaftliche* Bedeutung des Unterrichts und der Erziehung zu plaidiren; auch der zum Kampfe geworbene Socialist wünscht seine Kinder zum Selbsterwerb tüchtig zu machen, ja er fühlt wohl selbst das Bedürfniß, noch Manches zu lernen. Genügend bezahlte Arbeit ist die Quelle des Wohlstandes für den Einzelnen wie für die Gesellschaft und den Staat. Um aber eine Arbeit zu liefern, welche gut bezahlt wird, muß man dieselbe und noch Allerlei gelernt haben, ja muß auch für sie erzogen sein, damit Fleiß, Ordnung, Arbeitsamkeit und

Pflichttreue in dem Blute des Arbeiters sich vorfinden. Das weiß und begreift der gemeine Mann und deshalb wünscht er, daß seine Kinder etwas lernen und für tüchtige Arbeitsleistung eingeschult und erzogen werden. Aber auch dem tüchtigen Arbeiter fehlt nicht selten die Arbeit oder er ist mit seinen Ansprüchen dem Wucher des Arbeitgebers preisgegeben. Dies ist der Punkt, an welchen der Socialismus zunächst und mit Verbitterung anknüpft. Wenn er dem darbenden Arbeiter das bekannte: „Hilf dir selbst, auf daß Gott dir helfe" zuruft, so ist er nicht im Unrecht, sobald es nur ein Appell sein soll an die eigene productive und vorsorgende Thätigkeit des Arbeiters; und die Gesellschaft wie der Staat müssen im eigenen Interesse mitwirken, daß der Arbeiter sich selbst helfen könne durch freigewählte Arbeit, durch Associationen für dieselbe, durch Ersparungen für das Alter und für Krankheitsfälle; sie müssen ihm die Hand bieten für den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder und daß diese nicht ausgenützt werden wie Arbeitsvieh. In allen diesen Beziehungen läuft das Interesse des Arbeiters auf der gleichen Bahn mit den Aufgaben und den Interessen der Gesellschaft wie des Staates; wenn aber der Socialismus von Neid und Haß erfüllt dem darbenden Arbeiter zuschreit: „Schlage d'rein!" dann betrügt er die Arbeiter und richtet sie zu Grunde, vor allen diese, denn die Gesellschaft und der Staat wissen sich zu helfen. Die neue Zeit ist jedenfalls reicher an Werken und Genußmitteln aller Art, als es die Vorzeit gewesen, allein die Eigenthümlichkeiten der modernen Gewerbthätigkeit und die Fluctuationen des modernen Verkehrs schaffen oft plötzlich Verarmung in weiten Kreisen, schaffen ein sorglos hintaumelndes Proletariat, welches von der Hand in den Mund lebt, sittlich und öconomisch verkommend.

Gegen diese hochbedenkliche Gesellschaftskrankheit giebt es meines Erachtens vier Gruppen von Heilmitteln. Die erste ist die des Unterrichts und der Gesittung in allen ihren Verzweigungen und specifisch in Erlernung der Arbeiten, welche Brod schaffen; und darum muß heutigen Tages, wie schon vor vielen Jahren ein großer englischer Staatsmann sich ausdrückte: „der Schulmeister aus der Schule heraustreten und im Lande umherziehen." Das Lernen und Wissen muß jedoch mit der Gesittung Hand in Hand gehen. Zur zweiten Gruppe der angedeuteten Heilmittel gehören alle jene Einrichtungen, welche den öconomischen Bestand des Arbeiters fördern und sicher stellen, als insbesondere eine klug entworfene Arbeitstheilung und

Wiederverbindung der Einzelleistungen zu dem auf dem Markte gesuchten Ganzen, wie der Uhrmacher die einzelnen fabrikmäßig gearbeiteten Räder, Spindeln, Zapfen und Plättchen erst zur Uhr verbindet, welche auf dem Markte gekauft wird. Ferner die genossenschaftlichen Verbindungen sowohl, um mit vereinten Kräften zu leisten und zu schaffen, was der Einzelne mit seinem kleinen Capital und der vereinzelten Kraft zu schaffen und zu leisten nicht vermag, als auch, damit er hereinbrechenden Nothzuständen und den Unbilden schlimmer Marktverhältnisse Trotz bieten könne, wodurch für den Arbeiter ein genügender Grad öconomischer Selbständigkeit erobert werden soll. Die dritte Gruppe sind jene Einrichtungen, welche man mit den Namen „Wohlthätigkeitsanstalten" zu bezeichnen pflegt. Sie dürfen nicht fehlen, denn wie ausgebildet auch Alles sein mag, was in die beiden ersten Gruppen fällt, so muß doch die Wohlthätigkeit als Reserve im zweiten Treffen stehen bleiben und wirken, denn die Natur, Wind und Wetter, Krankheit und Alter sind unerbittlich und das Unglück schreitet schnell. In dieser Gruppe muß auch das religiöse Element seine Wirksamkeit äußern, damit die christliche Nächstenliebe zur thatsächlichen Geltung komme. Dies ist denn vor Allem das Gebiet des christlichen Menschenfreundes. Wir dürfen es unserer Zeit nachrühmen, daß sie hierin nicht kalt, nicht träge, nicht säumig ist. In die vierte Gruppe endlich reihe ich alle jene Thätigkeiten ein, welche dem Staate unmittelbar obliegen. Seine Arbeiten und Pflichten ziehen sich nicht nur ordnend und befruchtend durch die oben bezeichneten drei Gruppen hindurch, sondern die Staatsgewalt hat auch ihre spezifischen Aufgaben, und je ausgedehnter und verwickelter das Gesellschaftsleben und das Gemeinwesen werden, desto dringender und umfangreicher werden auch die Pflichten des Staates. Ihm liegt es insbesondere ob, die einzelnen Gesellschaftskreise und Gruppen zu ihrer gesellschaftlichen Pflichterfüllung anzuspornen und, wo ihre Kräfte nicht ausreichen, nachhelfend einzutreten. Mit diesen sehr friedlichen Heilmitteln werden die Heißsporne der Ordnung nicht zufrieden sein, denn wo man nicht maßregelt, allda, meinen sie, gäbe es auch keine rechte Ordnung. Die Frommen aber fragen den Socialismus, wie das liebestrunkene Gretchen ihren Faust: „Wie hast Du's mit der Religion?" Der Socialist jedoch schaukelt und schwankt wie der überraschte und betroffene Faust. Ich sage aber, daß der Socialismus die Religion nicht verwerfe, vielmehr heranziehe, um den Mann, welcher weder die Zeit noch die Befähigung hat, Philosophie zu treiben, für eine

edle Anſchauung des Lebens empfänglich zu machen durch eine Moral, welche, an den Himmel anknüpfend, in der Verbrüderung und Selbſtloſigkeit des Chriſtenthums wurzelt.

Der Socialismus, wie ihn die modernen Socialiſten verkündigen, betrachtet ſein revolutionäres Wirken als eine Sendung für das Wohl der geſammten Menſchheit; im Revolutionsjahr 1848 wurde im Generalſtabe der Revolution lebhaft darüber discutirt, ob es beſſer ſei, einzeln, und zwar auf dem Boden der Nationalität, loszuſchlagen, oder aber kosmopolitiſch eine internationale Geſammtrevolution in Scene zu ſetzen. Der Sieg der geſchichtlich beſtehenden Rechtsordnung im Jahre 1849 machte dieſer Debatte bald ein Ende, aber dem unbeſonnenen Rückſchritte gegenüber bildete ſich die verbitterte ſocialiſtiſche Internationale. Mit dieſer kämpfen noch am heutigen Tage die Regierungen, und einmal da angelangt, kann die Pflicht der Staatsgewalt nicht zweifelhaft ſein: Faust gegen Faust, Krieg gegen Krieg; denn das Geſetz, um ſein Daſein kämpfend, muß ſeine Autorität wahren, vollends gegen Mörder und Brandleger. Die bekannten Arbeiterſtrike bilden die Vorhut des ſocialiſtiſchen Aufgebots; ſie verfolgen aber meiſt örtliche und perſönliche Zwecke, und nicht ſowohl die Doctrin, als die ökonomiſchen Intereſſen der Vereinigten beſtimmen ihr Handeln; aber die Vorhut der ſocialiſtiſchen Bewegung ſind ſie und dürfen auch im ſtaatlichen Intereſſe nicht außer Acht gelaſſen werden. Ich war nicht ſelten und zwar in bedenklichen Zeiten in der Lage, mit ihnen zu ringen: im Jahre 1846 mit den Bauern in Weſtgalizien; im Jahre 1848 wohl auch mit manchen in Schleſien; im Jahre 1869 oder 1870 mit Arbeitern auf der Schiffswerft in Ofen. Im Vormärz vor dem Grundentlaſtungs-Geſetze vom 7. September 1848 waren die Robotsverweigerungen der Gutsunterthanen die Vorläufer der am heutigen Tage üblichen Strike der induſtriellen Arbeiter. Es gelang mir immer, Ordnung zu machen, denn die Leute wußten ſowohl, daß ich mich nicht einſchüchtern ließ, als auch, daß ich zugeſtand, wofür Recht und Billigkeit ſprachen, nicht nergelnd und deutelnd, um Uebungen aufrecht zu erhalten, welche ich unbillig und unnothwendig fand. Ich verwarf den viel geprieſenen, mehr ruhmredigen als tapferen Grundſatz: „Nur keine Zugeſtändniſſe“; ich verwarf ihn ſchon deshalb, weil mich die Erfahrung belehrt hatte, daß die unbillig verweigerten Zugeſtändniſſe in der Folge nur um ſo hartnäckiger gefordert, ertrotzt und mit

hohen Verzugszinsen von eben Denjenigen furchtsam eingeräumt wurden, welche noch jüngst polterten und drohten.

Im Kampfe um die Bemessung des Arbeitslohnes zwischen dem Fabrikherrn und seinen Arbeitern als Concurrenten am Arbeitsgewinn sind Sonne und Wind nicht gleich und billig getheilt; denn der Hunger ist der übermächtige Kampfgenosse des Fabrikherrn, und fehlen diesem Humanität und christliches Pflichtgefühl, dann stellt er wohl die Arbeiterfamilie auf die Linie der Lastthiere, ja noch tiefer, weil er bei deren Untergang kein Capital einbüßt. Andererseits hat eine aufhetzende Doctrin die Arbeiter zu belehren versucht, daß sie Geschäftsgenossen und daher Gewinnberechtigte am ganzen Saldo des Unternehmens seien, folglich sich nicht mit dem vom Unternehmer willkürlich bemessenen Arbeitslohn zu begnügen hätten. Dies ist aber ein Sophisma, weil der Arbeiter zwar sehr bereitwillig den Gewinnstantheil einheimsen wird, dagegen den Verlustantheil nicht tragen will noch kann. Da aber die Parteien für sich allein diese Gegensätze nicht einmal von Fall zu Fall, noch viel weniger dauernd zu lösen vermögen, so müssen die Gesetzgebung und die Behörden vermittelnd und schiedsrichterlich dazwischen treten, und sie thun es auch bereits in allen Culturländern. Da kam aber eine neue Doctrin und sagte den Arbeiterklassen, daß sie von Gottes und der Natur Gnaden die Herren in der staatlichen Gemeinschaft seien. Der gesunde Sinn der Arbeiter hatte zwar Zweifel an der Richtigkeit dieses Dogma's; aber die Führer, ehrgeizig und kühn, hörten nicht auf, dasselbe zu predigen, und bewiesen zuletzt, daß, weil ein verfassungsmäßiger Aufbau eine unbestrittene und hochberechtigte Anforderung der Zeit sei, den Schlußstein desselben Arbeiterparlamente bilden müßten. Doch der gemeine Mann ist mißtrauisch und oft ein kluger Kauz, und so fürchteten auch die Arbeiter, daß sie nur Heeresfolge zu leisten haben würden zum Nutzen ihrer ehrgeizigen Führer. Schon vor Jahren, als man die Frage noch mehr doctrinär und ideal betrieb, hatte man ihnen vorgeschlagen, sich in Phalanstèren, einer Art Arbeiter-Klöster, zusammenzuthun; allein sie fanden heraus, daß der Fleißige für den Trägen werde arbeiten müssen, daß die allgemeine Arbeitsrührigkeit dabei unterginge und die geniale neue Construction nicht bloß sehr langweilig, sondern wahrscheinlich auch wenig einträglich sein werde. Sie wiesen dieselbe also, wie auch die Nationalwerkstätten, zurück und verblieben lieber in ihren alten Verhältnissen. Da kamen, um

der Apathie zu ſteuern, neue energiſche Führer und belehrten ſie, daß ſie mit dem Dreinſchlagen den Anfang machen müßten, um zuerſt thatſächlich Herren des Landes und der Regierung zu werden. Und leider boten die Regierungen nur allzu reichlichen Stoff für berechtigte Klagen, ſo daß die Unzufriedenheit fort und fort anwuchs und die „Internationale“ in vielen Ländern Anklang fand. Zu einer wirklich politiſchen Einheitlichkeit konnte ſie ſich aber bis jetzt nicht emporarbeiten. Immerhin hat ſie genug gethan und erreicht, um die Thatkraft der Regierungen herauszufordern, und dieſe anerkennen wohl ihre Pflicht, einerſeits feſt und beſonnen zu bleiben und andererſeits ehrlich das zu thun, was die Gerechtigkeit, die Billigkeit und die Humanität verlangen. Wie der ewige Geiſt, welcher die Schickſale des Menſchengeſchlechts, der Staaten und Völker mit ſtarker Hand leitet, die Pflichtverſäumniß, von welcher ich eben ſprach, im göttlichen Zorne rächt und durch die Vergiftung des öffentlichen Lebens beſtraft, lehren warnend die grauenvollen Verbrechen, welche mit teufliſcher Beharrlichkeit an der Newa und Moskowa den Boden Rußlands mit Blut beflecken; iſt es doch, als ob der grauſige Typhon zum zweiten Male der Unterwelt entſtiegen wäre, um Oſiris zu tödten und zu zerſtücken.

Ein blutiger Unhold, der politiſche Meuchelmord, gipfelnd als Königsmord, ſchleicht durch die Welt, ſpottet des Rechts und des Geſetzes, rüttelt an den Grundfeſten des Staats und der geſammten menſchlichen Geſellſchaft. Er iſt ein alter unheimlicher Gaſt, unſterblich wie Ahasverus; er ſtieg zum Capitol hinauf, um Cäſar zu erdolchen, drückte das Dolchmeſſer in die Hand des Dominikanermönches Clément, wie des religiöſen Fanatikers Ravaillac; die keuſche Charlotte Corday drang in die Badekammer des wüſten Marat, der Studioſus Rapp verbüßte ſeinen Meuchelmordverſuch gegen Napoleon I. in Schönbrunn auf dem Sandhaufen, der Studioſus Sand ſeinen Mord an Kotzebue auf dem Schaffot. Das ſchwarze Geſpenſt erfand Höllenmaſchinen gegen Louis Philipp wie gegen die Napoleone; auch für den edlen Lincoln fand ſich ein Meuchelmörder, und ſo ging es fort bis zu Höbel und Nobiling und zu der wilden Nihiliſtin Wjera Saſſulitſch. Der blutige Unhold hat in neueſter Zeit eine nihiliſtiſche Vehme geſchaffen und fordert die Aufmerkſamkeit und die Thatkraft aller Wächter des Rechtes und des Geſetzes heraus. Sind doch Manche erſchreckt, als ob die

von Lord Bentink vor mehr als einem Menschenalter in Indien vertilgten Thugs in dem bildungs- und freiheitsstolzen Europa wieder aufleben sollten! Gegenüber solchen Gefahren muß der Politiker zwei Standpunkte ins Auge fassen, aber auch von einander sondern: jenen der Rechtspflege, weil dem verletzten Gesetz die Sühne nicht versagt werden darf; dann jenen der Polizeigewalt, welche dem Verbrechen zuvorkommen soll und dessen Wurzeln bloßzulegen und auszutilgen hat. Sowie die Rechtspflege vermeiden muß, Ausnahmsgesetze zu geben, ebenso muß die aufgeregte Polizeigewalt den Spruch Talleyrand's: pas trop de zèle sich gegenwärtig halten, um nicht politische Fehler zu begehen, welche nach der Meinung des Großmeisters der Diplomatie schlimmer sind als Verbrechen. Blättert man in den Acten der Gerichtshöfe oder in den alten und neuen Pitavals, so fehlt es nicht an humanen Juristen, welche sofort mit dem Rettungsanker der Unzurechnungsfähigkeit zur Hand sind. In der guten alten Zeit, vor zwei und drei Jahrhunderten, erschöpften sich die Vollzieher des Rechts in der Erfindung unsagbarer Todesmartern, um derartige Verbrecher zum Schrecken der Welt abzuthun und abzuschlachten; in der menschenfreundlichen Neuzeit ist man dagegen nicht abgeneigt, für die Unzurechnungsfähigkeit dieser Verbrecher zu plaidiren und sie als „Maniaci sine delirio" ins Irrenhaus zu schicken. Vor etwa 47 Jahren beurtheilte ich ein Buch von Dr. Heinroth aus Leipzig „über die Mania sine delirio", welche von dem Franzosen Pinelles mit Geist, Fleiß und Scharfsinn auf die Tagesordnung der juristischen Literatur gesetzt worden war; auch Dr. Heinroth war bemüht, der Humanität ihr Recht zu wahren. Aber es ist gewiß bedenklich, wenn der Jurist bei ungetrübter Verstandesthätigkeit des Handelnden einen die Zurechnungsfähigkeit ausschließenden inneren Einfluß auf die Willenskraft gelten lassen soll, welcher das begangene Verbrechen straflos machte. Zur selben Zeit las ich, falls mein Gedächtniß mich nicht täuscht, in einem Buche von Dr. Grolmann die energisch ausgesprochene Ansicht, wenn die Thätigkeit der Willenskraft für sich von dem Bösen in solcher Weise beherrscht werden könne, daß der Handelnde ungeachtet seines ungetrübten Urtheilsvermögens der Herrschaft des Bösen unrettbar verfalle, dann verdiene er erst recht gehenkt zu werden. Ohne in diese Controverse einzugehen, gestehe ich, daß ich zu Dr. Grolmann hinneige, denn mir scheint es eben eine Aufgabe der Autorität des Gesetzes zu sein, daß es durch sein Organ, den Verstand, welcher hier als gesund vorausgesetzt

wird, den widerhaarigen Willen nöthige, innerhalb der Schranken des Gesetzes zu verbleiben. Im Falle eines, aus einem berechtigten menschlichen Gefühl entsprungenen Gemüthstaumels (Affect) muß wohl ein Milderungsumstand abgeleitet werden; allein die Anerkennung einer völligen Unzurechnungsfähigkeit würde auch in diesem plötzlich und unvorhergesehen eingetretenen Falle zu weit gehen; sie muß daher um so mehr ausgeschlossen werden, wenn die That, wie bei Verschwörern, vorbedacht und geplant ist. Wenn ein Schwurgericht im Falle eines solchen außergewöhnlichen Affectes bis zur Anerkennung völliger Unzurechnungsfähigkeit vorgeht, so wird ein Grund davon wohl zumeist darin liegen, daß das Gesetz keine Handhabe bietet, um dem hervortretenden Milderungsgrunde eine befriedigende Geltung und Berücksichtigung einzuräumen. Aber geradezu die Autorität des Staatsgesetzes vernichtend ist es, wenn dem Verbrecher zugestanden werden wollte, sich auf ein über dem Staatsgesetze stehendes höheres Gesetz zu berufen, mag ein solches aus einer kirchlichen Confession oder aus der autonomen Berechtigung der Vernunft entnommen werden wollen. Dadurch würde dem religiösen Fanatismus, sowie der Gewaltthat wilder Freiheitsmänner Thür und Thor geöffnet; die Fanatiker aller Art, nicht bloß religiöse und politische, sondern auch diejenigen, welche eine Leidenschaft bis zur Unbezähmbarkeit heranwachsen ließen, würden straflos ausgehen. Wie soll man daher z. B. über ein Verdict urtheilen, welches die auf der That ergriffene, rücksichtslos geständige und ihres Verstandes mächtige Wjera Sassulitsch für „nicht schuldig" erklärt? Dem Manne im Richterkleide, auf dieses dunkle Gebiet der — ich gebe es zu — noch nicht völlig gelösten Antinomieen gedrängt, erübrigt nichts Anderes, als mit trauriger Selbstverleugnung sein „Fiat justitia" zu sprechen. Ich gedenke eines seiner Zeit viel besprochenen Falles. Ein sehr frommer, grübelnder Schullehrer in preußischen Landen traf auf seinem Heimweg den Viehhirten der Gemeinde, welcher gleichfalls sich gern in biblischen Fragen erging. Er sagte zu dem Schullehrer unter Anderm, daß sich am heutigen Tage wohl kein Vater mehr fände, so fromm wie Abraham, welcher seinen einzigen Sohn opferte. Der Schullehrer, heimgekommen, sperrte die Zimmerthür ab und mordete, um es Abraham gleichzuthun, seine drei Knaben. Vor Gericht gestand er die Absicht, seine Kinder zu tödten, ein, zugleich erklärend, daß ihm die Aufopferung des jüngsten Knaben besonders schwer gefallen sei; aber, fügte er bei, hätte ich ihn nicht geopfert, so hätte ich es Abraham nicht gleichgethan.

Die Gerichtsherren schwankten; aber Friedrich II. ließ den Schullehrer in ein Irrenhaus sperren. Ein junger Mann, welcher in Triest in einem Handelsgeschäft fungirte, verliebte sich in eine junge, schöne Dame, welche in einer engen Straße gerade ihm gegenüber wohnte; das Mädchen war sehr heiter, vielleicht auch ein wenig coquett, und fand, so schien es, Gefallen an dem seufzenden Seladon, in dessen Herzen jedoch die Liebe zur wilden Leidenschaft emporwuchs. Er hielt sich für verhöhnt. Eines Tages saß er im Parterre des Theaters, das Fräulein mit einer Freundin in einer Loge ersten Ranges. Die Mädchen scherzten und es schien, daß die Angebetete ihrer Freundin Mittheilungen machte über den jungen Mann, welchen sie mit ihrem Opernglase beguckte; da erhob sich dieser, ging in die Loge und stieß seiner Verehrten sofort einen Dolch ins Herz. Mania sine delirio — sagte man. Das Gericht schickte den Mörder zur Beobachtung in ein Irrenhaus. In einem Circus Londons mißhandelte der Director eine Elevin von etwa 11 Jahren mit Schlägen, so daß sie aufschrie. Da sprang ein Mann über die Barrière und stieß dem Director ein Messer in die Brust. Das Mädchen war des Mannes einzige vielgeliebte Tochter, sie war ihm vor etwa drei Jahren geraubt worden und der zärtliche Vater trostlos; da fand er sie plötzlich im Circus und zweifelte nicht, daß er den Räuber vor sich habe. Das Schwurgericht sprach „Nicht schuldig!“ — Die Geschichte der Justizpflege ist reich an solchen Fällen, für welche der Gesetzestext nicht ausreicht, daher durch das individuelle Rechtsbewußtsein ersetzt wird. Es reihen sich diese Fälle an die bekannte Schulfrage über das Recht der zwei Schiffbrüchigen, welche um ein Brett als Rettungsboot kämpfen; sie sind gute Exercitien für die juristische Logik der Studirenden, aber in den Gerichtshöfen werden sie schwerlich eine alle Welt befriedigende, gleichmäßige Entscheidung finden. Besonders gefährlich und geradezu unzulässig sind jedoch jene Verdicte, in welchen *über das concrete Staatsgesetz* ein höheres, ideales gestellt werden will, um die Zurechnungsfähigkeit auszuschließen; denn dies heißt das Staatsgesetz aufheben nach dem individuellen Denken und Belieben, heißt den Staat und die Gesellschaft aufheben. Solche Verdicte aus der Praxis der Gerichtshöfe zu verbannen, liegt nicht bloß in der Aufgabe der Staatsgesetzgebung und Verwaltung, sondern auch in dem unmittelbaren Interesse der *Gesellschaft*, welche in einem Staate krystallisirt und organisirt ist; *deshalb muß die Gesellschaft zunächst für sich selbst sorgen*

durch eine richtige öffentliche Meinung und durch ein geläutertes Rechtsbewußtsein. Im modernen Staate kann sie dies, denn es steht ihr der große Apparat der freien Presse und des Vereinslebens zu Gebote, und eine Staatsgewalt, welche diese Hilfe hochmüthig verachtet oder zurückweist, treibt eine schlechte Politik. Die Tagesgeschichte hat uns diese Warnung nahe gelegt. Weil die Regierung in Rußland eine öffentliche Meinung und ein correctes Rechtsbewußtsein nicht aufkommen ließ und läßt, nehmen die Revolutionsgräuel des Nihilismus so erschreckende Dimensionen an. Es ist eben der Kampf zwischen dem Rechtsbewußtsein des Volkes und dem Formalismus des positiven Gesetzes*), es ist der Kampf zwischen dem ethischen Gesetz, welches Gott in die Menschenbrust gelegt hat und das sich durch die Bildung entwickelt und Ausdruck gewinnt; aber dieser Kampf hat unbestreitbar sein Bedenkliches, weil die Handhabung des Rechts und der staatlichen Ordnung unvermeidlich auf einem bestimmten Formalismus fußen müssen, wenn sie nicht der individuellen Meinung zum Opfer fallen und dadurch von der Anarchie verdrängt werden sollen. Wenn das positive Gesetz mit dem ethischen Rechtsbewußtsein nicht gleichen Schrittes vorwärts geht, so entsteht logisch nothwendig die angedeutete bedenkliche Antinomie. Die Ethik, das Gottesgesetz in der Menschenbrust, ist stärker als der Paragraph der auf Zeit gemachten Gesetzestafeln, und darum wird dieser von dem im Volke groß gewordenen Rechtsbewußtsein bei Seite gelegt, und darin liegt eben eine große Gefahr. Die Freisprechung der Wjera Sassulitsch war nicht eine Rechtfertigung ihres Verbrechens, sondern die Verurtheilung der staatlichen Rechtspflege und Politik aus dem Standpunkte der Ethik, es trat die traurige Antinomie zu Tage, auf welche ich hinwies; um diese zu lösen, möchte ich zu einem Salomonischen Urtheile greifen, wie jenes war, welches der weise König gegenüber den streitenden Müttern aussprach. Ich möchte sagen, daß die berufenen Geschworenen, um ihrem Gewissen gerecht zu werden, Mann für Mann das Verdict verweigern und sich, wie die Gesetzgebung am heutigen Tage liegt, der Ahndung selbstaufopfernd unterziehen müßten, welche das Gesetz für solche Verweigerung ausspricht. Ich denke, daß dies noch nicht so schlimm und überschwenglich ist, als der Salomonische Wahrspruch, welcher das Kind zu theilen befiehlt, um die Mutterliebe zum entscheidenden Ausdruck zu bringen. Die

*) Vergl. Julius Vargha: „Die Vertheidigung in Strafsachen" §. 268 ff.

Antinomie und in Folge derselben der Kampf wird andauern, so lange die Menschen und ihr Rechtsbewußtsein noch in cultureller Fortbildung begriffen sind, d. h. niemals aufhören. Die Legulei werden immerfort, nur auf verschiedenem Bildungsstandpuncte, ihr kategorisches: Fiat justitia, etsi pereat mundus! ausrufen und die Andern mit dem verbesserten Gegenrufe antworten: Ne pereat! Die heikligsten Fragen der Gesetzgebung können eben durch scholastische Syllogismen nicht beantwortet und gelöst werden, sondern nur, indem man die Hand aufs Herz legt und des alten Capiat, qui capere potest eingedenk bleibt, denn es giebt Fragen, Zweifel und Antinomien in der Kunst, in der Wissenschaft und vollends im Leben, mit deren Lösung der klügelnde Verstand nicht fertig wird, so daß er sich an den ganzen Menschen, wie er dasteht, mit Leib und Seele und in tausendfachen Beziehungen zu Mitmenschen wenden muß. Um aber sagen zu können, wie weit Gesetz, Justizpflege und die Polizeiaction im Kampfe mit dem Nihilismus in andern Ländern zu gehen berechtigt und verpflichtet sind, müssen nach Zeit, Ort und Verhältnissen bestimmte, statistische und geschichtliche Thatsachen vorliegen. Es ist eine sehr arge Beschuldigung unserer Zeit, wenn man die Einführung meuchelmörderischer Thugs in Europa befürchtet; aber als eine Pflicht der Gesellschaft und des Staates betrachte ich es, daß sie sich aufraffen, um einer besonnen fortschreitenden Polizei- und Justizgewalt Boden und Stütze zu sein. Mit diesem Aufrufe will ich nicht für das Berliner Socialistengesetz plaidiren; es ist betrübend, wenn dasselbe nöthig war, und beinahe noch betrübender, wenn es überflüssig gewesen, denn Ausnahmsgesetze sind entweder ein Armuthszeugniß für die bestehende Legislation, oder für die Organe der Rechtspflege und Polizei, oder für das Rechtsbewußtsein und den Patriotismus der gesammten Gesellschaft.

Noch ein Wort zu meiner Auseinandersetzung, welche mit der Julirevolution begann und mit dem Nihilismus abschloß. Es ist eine bitter traurige Wahrnehmung, daß einzelne Menschen wie ganze Völkerschaften, während sie die steilen Pfade, welche den Culturberg hinanführen, nur sehr langsam und mühevoll erklimmen, sobald in Folge dichten Nebels oder eines eingeschlagenen Irrweges die Wendung eingetreten, erschreckend rasch wieder zu Thale niederfahren, oder wie der Publizist sagt, reactionär werden. Die Weltgeschichte liefert zu dieser Behauptung zahlreiche betrübende Belege;

ich will nur des großen Alexander und seines Reiches gedenken: welches die griechische Cultur an den Indus trug und an den Nil; ich verweise auf das uns Christen näher liegende Spanien und was es geworden, nachdem die an Culturblüthen reiche Sarazenenherrschaft gestürzt und die Ausbeutung der reichen Gold- und Silberminen in dem neu entdeckten Amerika diese schwunghafte Nation entsittlicht hatte. Wohl ist es betrübend, wie diesen culturellen Rücklauf bald die vorwärts polternde Revolution, bald die gleißende Reaction bewirkt, indem diese die ewige Schraube des bildenden Weltgeistes tückisch oder gewaltthätig rückwärts dreht; beide vollziehen ihr unheilvolles Werk auf dem Boden der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Selbstsucht und der thierischen Rohheit. Es begeht ein Verbrechen an der Menschheit, oder, biblisch gesprochen, eine Sünde wider den heiligen Geist, wer die in der Menschenbrust schlummernde Leidenschaft und Rohheit böswillig oder leichtfertig entfesselt. Der Christ und Menschenfreund verdammt mit gleicher Strenge die Septembriseurs von 1792 und die Communards von 1871, die Judenhetzen aller Zeiten, die Anstifter und Vollzieher der Bartholomäusnacht 1572, die Gräuel des 30-jährigen Krieges, wie die Bestialitäten der galizischen Bauern im Februar 1846; — wo Entmenschung eintritt, verstummt jede Rechtsfrage. Aber leider ist auch unsere culturstolze Zeit noch nicht auf die Höhe dieser Anschauung gelangt, sonst könnte sie nicht beschönigen oder gar vertheidigen wollen, was das Recht und die Sittlichkeit, die Humanität und das Christenthum unnachsichtig verdammen.

Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung.

Der moderne Liberalismus hat sich ein Schlagwort zurecht gelegt, mit welchen er die verwickeltsten politischen Zeitfragen kurzweg abzuthun vermeint; es heißt: Gehorche dem Zeitgeiste, welcher in der öffentlichen Meinung sich ausspricht. Viele betrachten dieses Ehepaar als den großen Welt-Areopag, gegen dessen Aussprüche jede Berufung unzulässig sei;*) dagegen ist Andern die öffentliche Meinung nichts Anderes, als eine hundertäugige und tausendzüngige Schwätzerin, um welche man sich nicht zu kümmern brauche, und der Zeitgeist ist ihnen „der Herren eigener Geist, in welchem sie

*) Aber schon der geistige Bahnbrecher Gotthold Ephraim Lessing sagt: „Einer könne Recht haben gegen Millionen".

die Zeiten sehen," er ist ihnen ein anmaßlicher Patron, welcher verkündet, was seine geschwätzige Gemahlin umherträgt, ein Mann der Willkür, welcher das alte Recht mit Füßen trete und auch dem neuen die Beständigkeit versage. Beide haben Unrecht.

Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung gleichen bald, wie ich sagte, einem Ehepaar, in welchem Madame den Pantoffel führt; denn der Herr Gemahl muß sich gefallen lassen, als Zeitgeist anzuerkennen, was oftmals nur ein Erzeugniß von selbstischen Bestrebungen und Ränken des Augenblickes ist. Manchmal gleichen sie wieder Vater und Tochter, weil die öffentliche Meinung dem herrschenden Zeitgeiste ihren Ursprung verdankt. Ein ander Mal sind sie Sohn und Mutter, weil der Zeitgeist durch die öffentliche Meinung allmählich gebildet, von ihr ergänzt, durch sie umgemodelt, ja nicht selten völlig umgestaltet wird. Dies hat denn auch die sogenannte öffentliche Meinung übermüthig und eigenwillig gemacht, hat bewirkt, daß sie den Zeitgeist rücksichtslos ihren Launen anpassen will. Für beide sind die Wissenschaft, die Geschichte und die realen berechtigten Bedürfnisse der Zeit maßgebend. Große Ereignisse in der Entwickelung des Menschengeschlechtes, Umwälzungen im Staatsleben, vor Allem aber epochemachende Thaten des menschlichen Geistes bewirken, daß bestimmte geistige und politische Bestrebungen herrschend werden und überall, wo sich Gelegenheit bietet, zum Ausdrucke gelangen. So bildet sich ein Zeitgeist, welcher da, wo die Zunge gelöst ist, in kräftigen Worten zum Ausdrucke gelangt. Der Gedanke und das Wort des Einzelnen kann allerdings nicht beanspruchen, die öffentliche Meinung zu sein; aber wenn sie auf verwandte, wenn auch noch unklare Gedanken in andern Köpfen treffen, so zünden sie, und im raschen Laufe wird das Wort des Einzelnen vieltausendzüngig und so zur öffentlichen Meinung. So sahen wir es z. B. an dem Worte Martin Luther's, für dessen Empfänglichkeit durch die Mißbräuche der herrschenden Kirche und durch die Entartung des Priesterstandes vorgearbeitet war. So sahen wir es in Frankreich, als Mirabeau seine Donnerworte sprach. So sahen wir es in Deutschland, als Karl Rotteck, Welker und viele andere den Constitutionalismus für Deutschland beanspruchten, dessen Völker im Jahre 1813 die Bluttaufe erhalten hatten. So sahen wir es in Italien, wo seit Jahrhunderten die Befreiung des Landes von Fremdherrschaft und dessen Einheit die Herzen beseelte. Gewiß, die öffentliche Meinung ist kein bloßes Phantom, sondern die Wissenschaft

und die Geschichte verleihen ihr eine zuletzt obsiegende Berechtigung. Die Christianisirung der europäischen Völker schuf in denselben durch die Lehren des Christenthums eine öffentliche Meinung, welche durch Karl den Großen staatlich verwirklicht, für viele Jahrhunderte die europäische Welt beherrschte und umgestaltete. Aus ihr ging der Zeitgeist hervor, welcher von der römischen Kirche beherrscht wurde, bis am Ende des 15. Jahrhunderts eine mächtige und in vielen Ländern siegreiche Gegenströmung ihr diese Herrschaft entzog. Auch in absolutisch regierten Ländern bildet sich in Folge des unaustilgbaren geistigen Lebensdranges die öffentliche Meinung wider den Absolutismus, die endlich wie comprimirter Dampf die Wände des staatlichen Kessels zerreißt, wenn man die constitutionellen Sicherheitsventile beharrlich versagt. Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung sind der naturgemäße Ausdruck des politischen Lebens, aber sie bedürfen längerer Zeit, um sich zu einer berechtigten Selbständigkeit zu entwickeln und in organisirten politischen Parteien zum Ausdrucke zu gelangen. In den Lehr- und Flegeljahren des Constitutionalismus und der Preßfreiheit taumelt die öffentliche Meinung; denn Alle vermeinen Alles zu verstehen, und da dieses denn doch nicht der Fall ist, so schwanken sie wie der Seefahrer, welcher plötzlich an das feste Land gesetzt wird. „Ich bin die öffentliche Meinung," sagt nicht nur das abonnentenreiche, große Journal, sondern auch jeder kaum noch flügge gewordene Jünger der Publizistik, jeder Club sagt es, jeder Kannegießer im Kaffeehaus und jeder halb inspirirte Officiosus rühmt sich dessen. Dadurch zerbröckelt die öffentliche Meinung, oder vielmehr eine solche besteht gar nicht. Die Wirkung dieses Abganges ist: daß es keine großen politischen Parteien mit der Unterordnung der Einzelnen unter geachtete Führer giebt, sondern nur Fractionen und Factionen, welche nicht nur den Constitutionalismus nach oben wie nach unten in Mißachtung bringen, sondern auch den öffentlichen Geist vergiften, weil sie die Politik zum Gegenstand persönlicher Speculation herabwürdigen; denn die behäbigen Männer der Fractionen und Factionen sorgen zunächst für sich und für die Ihrigen. Die öffentliche Meinung, diese Tochter und zugleich Mutter des Zeitgeistes, hat im constitutionellen Leben eine unbestreitbare Berechtigung, und der Staatsmann, welcher sie vom hohen Pferde herab verachten wollte, würde sich eines hochmüthigen Leichtsinns schuldig machen; allein da sie nicht unfehlbar, weil häufig flüchtig und vorübergehend, so muß er auch den Muth haben, ihr, wo es Noth thut, entgegenzutreten,

muß dabei aber auch staatsmännische Besonnenheit besitzen, um sich mit ihr abzufinden, sowie patriotische Entsagung, um ihr ohne Groll und Hintergedanken zu weichen. Die Apostel und Propheten der öffentlichen Meinung und des Zeitgeistes dürfen sich aber vor Allem nicht anmaßen, über der Wissenschaft und über der Geschichte zu stehen, sowie die reellen Bedürfnisse des Staates für dieselben zu jeder Zeit maßgebend bleiben müssen. Der praktische Staatsmann, weil er sich nicht wie der theoretische Politiker auf die Frage: „Was soll ich?“ beschränken darf, muß sich auch fragen: „Was kann ich?“ Daher muß er mit dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung abrechnen, auch wenn diese noch nicht vollständig geklärt sein sollte. Letzteres zu bewirken ist vielmehr seine vermittelnde Aufgabe. Die öffentliche Meinung ist oftmals auch ein undankbares Kind, welches Vater und Mutter nicht ehrt und deshalb auch nicht lange lebt, noch es ihm wohl ergeht auf Erden, wie Moses voraussagte. Man darf ihr aber diese Undankbarkeit nicht allzu schwer anrechnen, weil sie in Sünde erzeugt ist, oft auch ihre Eltern wenig taugen, da nicht immer der Verstand ihr Vater und die selbstlose Vaterlandsliebe ihre Mutter gewesen, sondern in wilder Ehe der Eigennutz und die Leidenschaftlichkeit sie erzeugt und geboren haben. Ihre Ansprüche auf langes Leben und Wohlergehen sind eben bedingt durch die Berechtigung ihrer Eltern. Immerhin wirkt in der öffentlichen Meinung auch ein undefinirbarer Instinkt, welcher in dem bekannten vox populi vox dei seinen dogmatischen Ausdruck findet. Aber als der ideale Gott, wandelnd unter den Sterblichen, darf der Zeitgeist sich nicht brüsten, er, welcher die Christen in Rom abschlachtete, wie die Moriscos in Spanien und die Juden überall, die Hexen und Zauberer verbrannte und dazu viele von den Besten unseres Geschlechts; er war es, welcher die Septembriseurs schuf, den zur Guillotine fahrenden Karren überlud und welcher die Petroleusen zu seinen Priesterinnen machte. Allein man vergesse nicht, daß auch er es ist, welcher die Menschheit befreit von den bezeichneten bösen Dämonen, indem er die ewigen Ideen in ihr Recht einsetzt und dadurch sowohl die Menschen veredelt, als auch mit Genüssen bereichert. Er ist Dämon und Kakadämon zugleich, und es ist nur die Kunst des Maßhaltens, welche ihn zu dem einen oder andern macht; dem Menschen ist aber in seiner Vernunft die Kraft gegeben, den gefeierten Gott in dieser Doppeleigenschaft zu erkennen. „Einer kann Recht haben gegen eine Million,“ aber wenn er gegen diese ihm gegenüber-

stehende Million ein praktisches Recht behaupten will, dann bedarf er einer staatsrechtlich constituirten Autorität, welche ihm dasselbe verleiht. Damit will ich sagen, daß die öffentliche Meinung nur durch Zustimmung der staatlich organisirten Gesetzgebungs- und Verwaltungskörper für ihre Anschauungen, Wünsche und Bestrebungen Gesetzeskraft und äußeren Gehorsam erringen könne, denn die Gesellschaft (societas), zertheilt in tausend Gruppen, vertritt zwar ihre Anschauungen, Wünsche und Bedürfnisse in den Kundgebungen der öffentlichen Meinung; dem Staate aber mit seinen Organen und den Volksvertretern liegt ob, jene Programme zu discutiren, sie anzuerkennen oder zu verwerfen. Nur auf diesem Wege kann sich die öffentliche Meinung zur Gesetzgebung und zur Mitregentschaft emporarbeiten; die freie Presse, das freie Wort überhaupt, die Thätigkeiten der Vereine und die Arbeitstische der Publizistik sind ihre Werkstätten und die Küchen, in welchen sie gar gemacht wird. Die Heißblütigen in dem Feldlager des Fortschritts werden sagen, daß durch eine solche Theorie die öffentliche Meinung kalt gestellt werde und zu einer akademischen Phrase herabsinke. Sie haben Unrecht. Ihnen ist die Regierung nur eine Faction, welche selbstische Interessen verfolgt; die öffentliche Meinung aber, mag sie auch nur in irgend einem Club ausgesprochen werden, ist ihnen die Stimme des Volkes, des sonveränen Volkes, wie sie sagen, und darum ist ihnen Mißtrauen und Opposition gegen die Regierungsgewalt die erste Pflicht des selbständig gewordenen Volksgeistes. Allein wir alle können irren, auch die erleuchtetsten Führer; darum bedarf der Staat des Filters constitutioneller Organe. Die unsagbare Bedeutung der öffentlichen Meinung liegt darin, daß sie den Bürgersinn weckt, das Interesse für das Gemeinwohl aufstachelt, die Intelligenzen wider einander ins Treffen führt. Dadurch klärt sie sich und wird zur vox dei; irrthumslos ist sie ebenso wenig, als irgend ein menschlicher Ausspruch, aber sie ist das kräftigste Zeugungsmittel, um das Wahre, Richtige oder patriotisch Wünschenswerthe zu Tage und zur Geltung zu bringen. Der Werth und das Ansehen der öffentlichen Meinung wird durch übereilte Durchführungen zu Grunde gerichtet. Das 19. Jahrhundert liefert zu dieser Behauptung tausendfache Belege. — Die öffentliche Meinung ist nicht identisch mit dem Zeitgeist, obschon sie ihre Ergebnisse in demselben ablagert; sie ist ein Kind der Aufklärung und wird in Folge ihrer Entwickelung ein geistig-sittliches Gemeingut, hängt daher mit den Anschauungen und Bestrebungen des modernen Staates

unmittelbar zusammen. Der Zeitgeist setzt nicht nothwendig den modernen Staat voraus und baute seine Herrschaft, wie uns die Geschichte lehrt, nicht selten auf Unwissenheit, Aberglauben und Selbstsucht auf; seine temporären Grundsätze und Bestrebungen liefen nicht selten der Vernunft und all dem, was heute eine gesunde Politik verlangt, schnurstracks entgegen. Die öffentliche Meinung hingegen bewegt sich auf dem Felde der Politik, ist ein Kind der Neuzeit und der modernen Staatsidee. In Rußland, in den Ländern der ottomanischen Pforte, in China u. s. w. giebt es keine öffentliche Meinung, weil es keine Politik giebt, an welcher die Völker sich betheiligten; aber einen Zeitgeist anerkennt die Geschichte auch in diesen Ländern, denn eine Culturbewegung findet auch in ihnen statt und bringt wechselnde Anschauungen über Alles, was den Menschen interessirt, in das Denken und Leben der Völker, und so werden diese social reformirt und revolutionirt, wenn auch die Regierungen starr und unnahbar bleiben. — Der Zeitgeist und sein politischer Halbbruder, die öffentliche Meinung, werden bald von oben, bald von unten befruchtet; nicht immer wachsen sie von unten nach oben aus nationalen Anschauungen und Bedürfnissen empor, nicht immer bauen sie sich von unten auf, wie etwa ein Plebiscit entsteht oder eine Nationaltracht, oder Volksunterhaltungen und Volksfeste; gar häufig wachsen sie von oben nach unten, wie manche hängenden Pflanzengebilde, welche ihre Zweige und Blätter abwärts führen von der Krone des Baumes oder dem Gipfel des Felsens. Meistentheils kommen die großen Gedanken, welche eine neue Zeit ins Leben rufen, aus einzelnen erleuchteten Köpfen und fallen wie befruchtender Regen oder belebende Sonnenstrahlen in die Volksmenge, deren Denken, Fühlen und Leben umgestaltend: die zehn Gebote brachte Moses vom Berge Sinai zu seinem um das goldene Kalb tanzenden Volke; Mohammed mit seinem Koran war nicht das Product des Zeitgeistes oder einer öffentlichen Meinung, sondern schuf vielmehr beide; Lykurg und Solon gaben gewiß viel mehr von oben herab ins Volk, als sie von diesem empfingen. Der Zeitgeist wie die öffentliche Meinung schöpfen nicht immer aus dem Vorrathe der Ideen, welche in des Menschen Brust und Hirn gelagert sind, sondern vorwiegend aus den realen Lebensbedürfnissen und den Mitteln, diesen gerecht zu werden: die Entdeckung Amerikas, die Erfindung des Schießpulvers und vor Allem der Buchdruckerkunst, der Eisenbahnen, der Telegraphen u. s. w. haben auf die culturelle Entwickelung des Zeitgeistes und der öffentlichen Mei-

nung sicherlich keinen geringeren Einfluß geübt, als die Lehren Plato's, Aristoteles' und einer langen Reihe ihrer Nachfolger in alter und neuer Zeit. Woher immer der Anstoß zum Denken kommen mag, wenn derselbe erfolgt, bleibt seine Wirkung auf den arbeitsbedürftigen menschlichen Geist nicht aus. Wenn der Altmeister Goethe spottet: der Zeitgeist sei der Herren eigener Geist, in welchem sich die Zeiten spiegeln, — so hat er nur die Wahrheit gesprochen, nicht einen Spott, denn er selbst hat es an sich erfahren, wie hochbegabte und hochbegnadete Männer das rechte Wort zu finden verstehen, um den Ideen Ausdruck zu geben, daß sie dadurch Wohlthäter des Menschengeschlechts sowie Zierden ihrer Zeit werden. Das fruchtbarste Verdienst des modernen Zeitgeistes und der öffentlichen Meinung ist, daß sie das Rechtsbewußtsein in Kopf und Brust des Menschen klärten und veredelten; dies allein entschädigt für vieles Schädliche, was mitlief. Die britische Rechtsanschauung: daß es vorzuziehen sei, wenn von zehn Beschuldigten neun Schuldige entlassen werden, als daß ein Nichtschuldiger gehenkt werde, entspringt aus dem sittlich gewordenen Rechtsbewußtsein. Einen rechtswidrigen Beigeschmack hat dagegen die Anschauung mancher Gerichtspräsidenten auf dem Continent, welche die Brauchbarkeit und Verdienstlichkeit ihrer Richter nach der Zahl der Verurtheilungen, welche sie durchzusetzen vermögen, zu bemessen und anzuerkennen geneigt sind. König Herodes folgte in seiner Justizpflege der auch heutigen Tages hoch gefeierten Staatsraison, als er die gesammte Erstgeburt zu vertilgen befahl, um den Einen zu treffen, welchen er für staatsgefährlich hielt. Zu oberst muß an dem Grundsatze festgehalten werden, daß die öffentliche Meinung nicht einen imperativen Charakter haben könne, sondern nur einen belehrenden, man könnte fast sagen einen akademischen Beruf; denn geht sie darüber hinaus und will unmittelbar befehlen, dann depossedirt sie die constituirten Staatsorgane, hebt den bestehenden Rechtszustand auf und wird revolutionär. Andererseits dürfen auch die Regierungen nicht vergessen, daß das Recht der öffentlichen Meinung kein anderes sei, als das Recht der Wahrheit selbst und sie daher gehört werden müsse, sobald sie Wahrheit spricht; die Regierungen, welche dem beharrlich zuwiderhandeln, versündigen sich an dem Gesetze, welches der Griffel Gottes in die Brust des Menschen geschrieben hat, und die Revolution — nicht als Recht, sondern als Thatsache — bestraft ihr verkehrtes Thun.

Die der „sechsten Großmacht," der „Presse" dienenden Officiere

beanspruchen für dieselbe als Dogma, daß sie der Ausdruck und die Vertreterin der öffentlichen Meinung sei. Das ist vorweg unrichtig, einmal weil insbesondere die Tagespresse im Geiste und im Interesse von Parteien schreibt, daher nur eine Gruppe repräsentirt, während andere Gruppen dawider kämpfen oder dazu schweigen; ferner weil, wenn man auch ein Scrutinium machen wollte und könnte, man doch niemals ein Resultat erlangte, schon wegen der zahllosen Amendements, welche in der Mitte liegen; endlich weil die öffentliche Meinung doch nur als vox dei oder sagen wir als die Stimme der Wahrheit und nur als diese Geltung beanspruchen kann, daher ihr gegenüber vom Publizisten wie vom Staatsmanne der Grundsatz aufrecht erhalten bleiben muß, daß „die Stimmen nicht bloß zu zählen, sondern auch zu wägen sind." *)

Die Parteistrenge im Parlament.

Die Soldaten sind doch arge Barbaren: wenn ihre Artillerie in eine Festungsmauer ein großes Loch geschossen hat und der Commandirende findet, daß dieses, wie man militärisch sagt, eine gangbare Bresche sei, so muthet er den Leuten ohne Weiteres zu, daß sie durch das Loch hineinrennen oder hineinkriechen sollen, trotzend der Todesgefahr, während doch Jeder sein Dasein liebt und dafür kämpft. Fürwahr! sich todtschießen lassen ist doch weder Zeitvertreib noch Lebensbestimmung; aber der Herr Commandirende ist eben kein Philosoph, ja er läßt, wenn's Noth thut, auch noch im Rücken der Zurückweichenden Kartätschen auffahren, als ob das Todtschießen des Lebens höchstes Ziel und Genuß wäre. Und überhaupt, wenn ein eingeschworener Kriegsmann, des Geschäftes müde und das Leben philosophisch richtig als einen Kampf ums Dasein betrachtend, den Hinterlader wegwirft und das Weite sucht, aber von den Commilitonen eingebracht wird, so schießt man ihn als Deserteur todt, als ob das am Lebenbleiben nicht oberstes Lebensgesetz wäre. Kurz, die Kriegsleute sind unphilosophische Barbaren. In der Politik ist dies anders. Die schwarzen und weißen Abstimmungskugeln schlagen keine so gefährlichen Wunden wie Spitzkugeln und Shrapnels, und auf Desertion von der politischen Partei, welcher man angehört, steht nicht die Todesstrafe, ja nicht

*) Vergl. v. Holtzendorff: Wesen und Werth der öffentlichen Meinung. München 1879.

selten gewinnt man dadurch Ehren und Avancement und wird erst etwas. Aber ich will von dem ernsthaften Gegenstande ernsthaft sprechen und nicht in frivolen Vergleichen.

Ja, der politische Dienst ist etwas Anderes als der Militärdienst. In der Armee wirkt neben dem Patriotismus als zweite überaus mächtige Kraft die Disciplin; diese kann aber in einem Parlamente nur schwach organisirt werden, versagt daher ihren Dienst in kritischen Momenten, obschon der Patriotismus für den Abgeordneten wie für den Soldaten dieselbe heilige Pflicht bleibt, welche nicht durch Winkelzüge oder Uebergriffe der Disciplin geschädigt werden darf. Ich muß geschichtlich etwas zurückgreifen. Der Absolutismus in Staat und Kirche, oft im Kampfe, oft im Bunde, war durch Jahrhunderte bemüht, die Sonderrechte der geschichtlich gewordenen Gesellschaftsgruppen abzuschwächen, und bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war es dem Unholde gelungen, die Gesellschaft im Staate absolutistisch zu nivelliren. Allein die Freiheitsgedanken des Christenthums und die schwunghaften Bestrebungen des menschlichen Forschergeistes kämpften gegen den alle Rechte verschlingenden Leviathan und sie gewannen auf dem nivellirten Terrain gar zahlreiche Anhänger. Als nun am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Revolutionskampf losbrach, erfochten die Gegner in rascher Folge Sieg um Sieg auf dem ihnen günstigen, weil nivellirten Boden. Da die geschichtlichen Sonderrechte der Gesellschaftsgruppen durch den Absolutismus größtentheils eingesackt waren, so übernahm die von mächtigen Geistern geführte Doctrin den Neubau, wobei sie jedoch die Geschichte oftmals zu wenig beachtend über die Ansprüche der einzelnen gesellschaftlichen Gruppen autonom hinwegging, das Geschäft der Nivellirung rücksichtslos fortsetzend. Das Gesagte gilt zunächst von dem continentalen Europa, weniger von England und Nordamerika. Allein die constituirende Doctrin, soll sie Dauerndes und Befriedigendes liefern, muß in das gesellschaftliche Leben der Völker hinabsteigen und diesem ihre Constructionen entnehmen. Daß sie es nicht thut, ist der Fehler der Gegenwart, und das Versäumte nachzuholen die Aufgabe der politischen Zukunft. Nach langen, blutigen Kämpfen fällt den letzten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts das inhaltsschwere Problem zu: die Gesellschaft mit dem Staate zu versöhnen. Der Tag des Versöhnungsfestes ist zwar leider noch nicht angebrochen, aber durch viele Zeichen angekündigt; deshalb sollen wir uns auf ihn vorbereiten, und giebt es für diese

Arbeit eine bessere Werkstätte und einen berufeneren Festplatz als die Räume des Parlaments? Ja, man muß den Muth haben, es anzuerkennen und auszusprechen, daß die Leistungen der concreten Staaten und ihrer Organe zur Zeit den Anforderungen noch nicht genügen, welche die Societas humana an die Politik der Staaten, in welchen sie sich örtlich kristallisirt hat, zu stellen berechtigt ist. Da stehe ich denn wieder vor dem Schreckbilde des Socialismus! Der Absolutismus hatte die Gesellschaft mit ihren Gruppen und Rechten abgeschafft und die ihm nachfolgende revolutionäre Doctrin hielt an dieser Cassation fest; aber die Gesellschaft läßt sich nicht abschaffen und baute sich eigenmächtig durch nützliche Arbeit wieder auf und bekämpft die Unfehlbarkeit des Staates und ihrer Organe. Das ist der Riß und Zwiespalt, für welche die Ueberbrückung und die Versöhnung gefunden werden müssen. Ich meine aber, daß diese nur dann sich finden werden, wenn der Staat mit seinen Parlamenten ehrlich und gerecht die Gesellschaft wiederspiegelt. Dieser Gedanke weist folgerichtig auf die Gruppen hin, welche das Cultur- und Erwerbsleben der Gesellschaft naturwüchsig bilden; von diesen soll sich nun auch im Parlamente ein Spiegelbild abheben, allein die in Frage kommenden Gruppen sollen, wenigstens zunächst nicht den staatsrechtlichen, sondern den real- und culturpolitischen Standpunkt im Auge behalten. Ich denke mir diese Fach- und Interessen-Gruppen ungefähr wie die Sectionen oder Abtheilungen in einer Versammlung von Aerzten und Naturforschern, von Land- und Forstwirthen u. s. w.; sie sollen das vorliegende Material, d. i. das vorliegende Jahresprogramm, discutirend prüfen und klären, dem Parlamente und seinen Ausschüssen, deren Wirksamkeit intact zu bleiben hätte, als Beirath dienen, daher ohne unmittelbare Parteinahme die Folgen und Wirkungen der specifischen Parteianforderungen klarstellen und dadurch dem Parlamente einen fachkundigen und unbefangenen Einblick in das, was politisch Noth thut oder nützlich ist, ermöglichen und vermitteln. Es ist vielleicht eine Art akademischen Einflusses, welchen ich diesen Gruppen zudenke, aber ich glaube, daß derselbe nicht theoretisch verschleppend, sondern praktisch heilsam wirken könnte, indem er sich zu einem Arsenal der öffentlichen Meinung ausgestaltete; er würde auf diese veredelnd und klärend einwirken und deren Geburtsstätte zum großen Theil in das Parlament verlegen, während gegenwärtig die Parteianschauungen in anonymen Artikeln großer Blätter und in nicht selten tendenziösen

Flugschriften und Enunciationen in die Welt geworfen werden und dabei beanspruchen, die „öffentliche Meinung" zu sein. Die Gruppen, welche ich vorschlage, müßten daher auch die Wirkung haben, das Ansehen des Parlaments in der öffentlichen Meinung zu heben und zu festigen: ein für die ruhige Entwickelung des staatlichen Lebens unschätzbarer Gewinn. Dieselben würden als Träger der Intelligenz, als Sach- und Fachkundige und als Geburtsstätten der öffentlichen Meinung berufen sein, den Unterbau und die Grundmauern des Parlaments zu bilden, auch wenn ihnen constitutiv kein maßgebendes Stimmrecht eingeräumt wird. Das Parlament, welches gegenwärtig nicht selten den Fluctuationen einer sogenannten öffentlichen Meinung preisgegeben ist, würde dadurch selbstschaffend die Mutter der vergötterten vox populi werden. Fragt man, wie diese Gruppen oder Abtheilungen oder Sectionen praktisch organisch gebildet werden sollen, so antworte ich, daß darüber an der Hand der Volks- und Staatswirthschaftslehre und -Kunde, dann der Statistik das Bedürfniß entscheiden werde und daß in dem einen Jahrzehnt eine Gruppe als praktisch nothwendig erscheinen könne, welche ein Jahrzehnt später nur mehr von geschichtlicher und nebensächlicher Bedeutung sein wird. Die Geschäftsordnung des Parlaments müßte daher vor Allem dem Wechsel des Bedürfnisses Rechnung tragen. Ich sagte bereits, daß ich mit meiner Erörterung und meinem Vorschlage zunächst auf realpolitischem, sagen wir, volkswirthschaftlichem Boden stehe; allein es ist nothwendig, daß ich meinen Standpunkt des Näheren kennzeichne.

Vorerst erlaube ich mir gleichsam episodisch einen Seitenblick auf die gegenwärtige Stellung des Adels und des Clerus in der Gesellschaft und im Staate zu werfen. Man wird kaum bestreiten, daß zur Zeit der Erbadel noch eine Potenz sei in unserem gesellschaftlichen Gesammtleben und daß er daher naturwüchsig auch in der Organisation des Parlaments Ausdruck finden soll. Ich verlange deshalb nicht eine constitutionell organisirte Repräsentanz für denselben; allein es scheint mir nahe zu liegen, daß er als historisch-politische Potenz eine gewisse Geltung beanspruche. Nicht ein förmliches Adelshaus oder eine Peerskammer möchte ich befürworten, meine jedoch, daß der Erbadel mit Hinblick auf unsere factischen socialen Verhältnisse sich auch als politische Partei fühle und dazu berechtigt sei; jedoch nur als Reichsadel möchte ich sie ihm zugestehen, nicht als föderalistischen Provinzialadel, welcher seine Ansprüche auf das alte Indigenat stützt, somit nur

als Adel des Gesammtreiches, in dessen Herz und Bewußtsein die Staatsidee neben der dynastischen Hingebung eine feste und bleibende Stätte gefunden haben muß. Aehnliches gilt auch vom katholischen Clerus. Es gab eine Zeit und es ist noch nicht so lange her, daß seine Macht jene der Staatsgemeinschaft sogar weit überragte, und man wird zugeben, daß er auch heute noch eine sociale Gewalt ist, mit welcher man rechnen muß. Der Staatsmann darf jedoch hierbei nicht vergessen, daß der katholische Clerus eine geschlossene Gesellschaftsgruppe bildet mit Sonderinteressen, welche bisweilen mit den allgemeinen Staatsinteressen und Gesetzen in Widerspruch und Kampf gerathen; er zersplittert sich nicht nach Königreichen und Ländern, denn die katholische Kirche beharrt stramm auf ihrer untrennbaren autonomen Einheit. Wenngleich man aber die genannten beiden Gesellschaftsgruppen, den Erbadel und die katholische Hierarchie, auch gegenüber dem modernen Staate und seinen Obliegenheiten als social berechtigte Potenzen anerkennt, so muß man doch politisch deren Sonderinteressen den allgemeinen Gesellschafts- und Staatsinteressen legislativ und administrativ unterordnen; daher mir auch eine constitutive Repräsentanz derselben vielleicht in einem Herrenhause, aber nicht in einem Volkshause zulässig erscheint. Die constitutionelle Vertretung der modernen Staaten ist, wie man so gern betont, vor Allem Interessen-Vertretung; Niemand verkennt aber hierbei, daß die Vertretung der specifischen Culturinteressen in dem Boden des idealen Gebietes der menschheitlichen Bestrebungen und Aufgaben wurzelt, wodurch die Pflege der Culturinteressen eine Allgemeinheit erlangt, welche über die specifisch österreichische Unterscheidung in Königreiche und Länder hinausreicht. Denn das Ideale bleibt dasselbe für jede Hautfarbe wie für jede Zunge, Abstammung und historische Vergangenheit. Die Reichs-Vertretung hat wegen dieser Allgemeinheit des Culturinteresses die Verpflichtung, dasselbe allüberall als gleichberechtigt zu schützen und zu fördern und wird dadurch in den viel besprochenen Culturkampf hineingedrängt, dessen Ziel die Verallgemeinerung der Civilisation ist, somit die Bekämpfung aller bösen Gewalten, welche ihr feindlich entgegentreten. Das Parlament verlangt aber ausgesprochene Parteigruppen, durch welche es mit der Gesellschaft im Staate zusammenhängt und deren Ausdruck wird; und diese Gruppen bedürfen Führer und Disciplin. Die Minister sowie die Parteiführer müssen unausgesetzt Fühlung erhalten mit der Partei, aus welcher sie

hervorgegangen, sowie die gewählten Abgeordneten mit den Wählern, von welchen sie in das Parlament geschickt wurden. Die Partei-Disciplin aber soll nicht herrisch oder kleinlich sein, sonst zerbröckelt die Partei und es bleiben nur die Bedienten und Unverläßlichen zurück, die Besten aber stehen abseits als Gegner oder als Wilde. Unser Parlament theilt sich in zwei große Hauptgruppen: die eine nennt sich *Verfassungspartei*, die andere wird von der Publizistik als die Partei der *Föderalisten* oder *Autonomisten* bezeichnet, jedenfalls also als die *Nicht-Verfassungspartei*, vielleicht als *verfassungsfeindlich*. Wie kommen wir zu dieser, ich möchte sagen: verfassungswidrigen Eigenthümlichkeit? Ich antworte: Auch in dem großen habsburgischen Erbe war der Absolutismus nicht träge gewesen. Die autonomen Privilegien der Königreiche und Länder, welche das habsburgische Fideicommiß bildeten, wurden von ihm bei Seite geschoben und seit der Kaiserin Maria Theresia wurde keines derselben mehr unterzeichnet. An ihre Stelle setzte die große Kaiserin den *Staatsgedanken*, aus den Königreichen und Ländern sollte ein Reich, sollte ein *Staat* werden. Der Sturm des 19. Jahrhunderts kam und der Absolutismus abdicirte auch bei uns, am 15. März 1848, am 20. October 1860, durch die Octroyirung der Reichsverfassung vom 26. Februar 1861, endlich durch den Dualismus und die Verfassungs-Revision 1867—69. So lange der Reichsrath gemäß der Februar-Verfassung nur von Abgeordneten aus den Landtagen der Königreiche und Länder beschickt wurde, schien das föderalistische oder autonomistische Princip in der Verfassung noch fortzuleben; als aber durch die Einführung der *directen* Wahlen (1872) das Abgeordnetenhaus unmittelbar als Vertretungskörper des cis-leithanischen Gesammtreiches gewählt wurde, *ist auch die Staatsidee in die Verfassung vollständig aufgenommen worden*. Ich möchte sagen: die Königreiche und Länder seien gegenwärtig nur die großen historischen Reichstheile und politischen Gemeinwesen, ausgerüstet mit besonderen verfassungsmäßigen Rechten, welche geeignet sind, einen ungerechtfertigten büreaukratisch-centralistischen Eingriff in ihr provinzielles und nationales öffentliches Leben für die Zukunft fern zu halten. Wenn auch über die Abgrenzung der Reichsgewalt gegenüber der historischen oder nationalen Landes-Autonomie vielleicht noch mancher constitutive Wunsch berechtigt sein mag, welcher aber selbstverständlich im Parlamente ausgetragen werden muß, so rechtfertigt doch dieses Zugeständniß

keineswegs die unparlamentarische Theilung in zwei Hauptgruppen, welche als Verfassungsfreunde und im logischen Gegensatze als Verfassungs-Gegner stigmatisirt werden. Dieser hochbedenkliche Gegensatz muß meines Erachtens überwunden werden durch die naturgemäße Bildung von politischen Parteien, welche das gesammte Reich umschließend unmittelbar die concreten Fragen des Bedürfnisses, des Interesses, wie solche in der öffentlichen Meinung zu Tage treten, an- und auffassen; nur so werden jene großen politischen, in der Staatsidee geeinigten Parteien gezeugt werden, welche, wie die Geschichte des parlamentarischen Lebens lehrt, ein lebendiger und praktisch nützlicher Constitutionalismus nicht entbehren kann.

Nach diesem Proëmium trete ich an die oben gestellte Frage der Parteibildung und Fahnentreue unmittelbar heran. Zunächst ist die Stellung eines Deputirten in ihrer Hauptrichtung und -Thätigkeit durch seine Stellung zu den allgemeinen Culturfragen gekennzeichnet und die großen Partei-Unterscheidungen sind daher, formell aufgefaßt, in letzter Auflösung doch nur drei: der Eine will vorwärts, sei es bedächtig oder mit Ungestüm; dem Andern genügt das Erreichte und er will es erhalten; der Dritte endlich will zurück in die Vergangenheit, deren Denkweise und Zustände ihm besser zusagen als die gepriesenen Errungenschaften der Gegenwart. So bildet sich denn eine Linke, eine Rechte und eine Mitte, — es wäre nur zu wünschen, daß die letzte auch immer vermittelnd wäre; bei uns wird diese naturgemäße Dreitheilung leider durch nationale und föderalistische Sonderbestrebungen gefälscht und zerrissen. Mit Hinblick auf ein Einzel-Problem, welches in der Verfassung, in der Gesetzgebung oder in der Verwaltung gelöst werden will, wird sich die dreigliederige Partei-Theilung so oft wiederholen, als constitutive, legislative oder administrative Aufgaben in Diskussion gebracht werden; es werden daher jene maßgebenden Unterscheidungen nicht bloß bei der Richtung der Politik im Ganzen und Großen, sondern auch bei den meisten wichtigen Einzelfragen zu Tage treten und wohl auch neue Gruppirungen hervorrufen, da derselbe Mann, welcher bei der einen Frage dem Fortschritte huldigt, in einer andern entschieden conservativ sein kann. Im germanischen Blute liegt vielleicht etwas zu viel Doctrinarismus, wodurch es kommt, daß die Parteiprogramme nicht selten so breit angelegt sind, als handle es sich um die Verfassung eines Handbuchs der Politik und als wäre das Parlament die Akademie, welche den doctrinären Programmen das

Imprimatur zu geben hätte. In England ging man von jeher, auch zur Zeit des großen politischen Durchbruches in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts anders vor: man hob die Navigations-Acte auf und die Kornzölle, man emancipirte die Katholiken und reformirte endlich selbst das Parlament; immer begrenzte man das Programm auf knapp zurechtgelegte Fragen und verlor nicht die Geduld, wenn sich der Kampf von Session zu Session hinauszog. Auf dem Continente dagegen wird das Programm breit angelegt, die Kräfte werden dadurch zersplittert und wenn die Kämpfer nicht sofort obzusiegen vermögen, so treten sie entweder resignirt in den politischen Ruhestand oder schreien nach Revolution. Ich meine, daß unsere parlamentarischen Parteien gut thäten, dem Beispiele der Engländer zu folgen, d. h. ihre Jahresprogramme auf große Einzelfragen zu beschränken, bei diesen aber Jahr für Jahr zu verharren, bis das Ziel erreicht ist.

Ist mein oben entwickelter Vorschlag, welcher als Unterbau und Hauptmauern des parlamentarischen Domes die Schaffung von *specifischen Interessengruppen* oder *berathenden Sectionen* verlangt, nur eine theoretische Grille? Oder entspringt er der Anerkennung eines praktischen Bedürfnisses? Ich will darauf antworten und glaube es im Hinblick auf meine persönlichen Erfahrungen mit einer bescheidenen Berechtigung thun zu dürfen, denn ich saß in der deutschen National-Versammlung zu Frankfurt a/M., in den Provinzial-Landtagen für Schlesien wie für Nieder-Oesterreich, im Abgeordnetenhause unseres Reichsraths und im rothen Fauteuil unseres Handelsministeriums. Wenn ein Gesetzesvorschlag von dem Parlamente an einen Ausschuß gewiesen wird, so erwartet man in der Regel schon mit Ungeduld dessen Erledigung; der Ausschuß ist nicht selten überlastet und überhastet; die Beurtheilung geschieht alsdann in einseitiger Parteirichtung und das Sachliche und Fachliche kann nicht immer geprüft werden, wie es sollte; man schwört auf die Worte eines Meisters oder folgt der vermeintlichen öffentlichen Meinung, welche sich in dem anonymen Leitartikel eines bedeutenden Blattes als solche kundgiebt; die obsiegenden Redner sind nicht selten Neulinge in dem Gegenstande, während die durchgebildeten Fachkundigen schlechte Redner sind. Das Gesagte gilt auch in vielen Fällen von den Debatten im Parlamente selbst, womit ich nicht einen böswilligen Tadel aussprechen, sondern nur eine kaum abzuleugnende Thatsache feststellen will. Die Clubs sind meines Erachtens kein Ersatz und Heil-

mittel für diese Mängel und Uebelstände, einmal weil in denselben die politische Partei-Färbung gewöhnlich zu sehr vorherrscht und die fachlichen Potenzen in den Hintergrund drängt; ferner, weil in denselben das meist breite formelle Wesen und die beanspruchte Gleichberechtigung die Debatten sehr verlangsamt, ermüdend wirkt und so vor Andern den mit unerschütterlicher Geduld ausharrenden Persönlichkeiten der Sieg zufällt. Das Gefüge eines Clubs ist locker und bewirkt die Einzelherrschaft ausdauernder und redegewandter Parteimänner; insbesondere wird die so sehr wünschenswerthe sachkundige Prüfung durch den Club häufig nicht erreicht; dessenungeachtet bleibt der Club ein constitutionelles Medium, welches nicht entbehrt werden kann. Das sind die Anschauungen, welche mich zu meinem akademisch-anmuthenden Vorschlage geführt haben; wie sollen sich aber meine Interessengruppen oder Sectionen parlamentarisch entpuppen? Ich meine, daß das Parlament an der Hand einer nüchternen Volkswirthschaftslehre und der Statistik unschwer eine Geschäfts-Ordnung finden werde, welche den gestellten Aufgaben entspricht. Bei der Feststellung der Zahl und der gegenseitigen Abgrenzung der Gruppen dürfte das jeweilige Sessionsprogramm des Parlaments maßgebend sein. Wenn mir die Einfügung der gedachten Gruppen für die fachliche Klarlegung als wünschenswerth erscheint; wenn ich zugleich der Hoffnung mich hingebe, daß das Parlament dadurch sich auch zur Beherrschung der öffentlichen Meinung emporarbeiten könne, so kommt für unser eigenthümlich aufgebautes, polyglottes, durch Nationalitäts-Ansprüche zerrissenes Reich noch der hochwichtige Umstand in Betracht, daß die gedachten, den unmittelbaren politischen Parteikämpfen entrückten Interessengruppen und Sectionen des Parlaments einen neuen Boden für besonnene Verständigung und Ausgleichung der Interessen und der politischen Gegensätze darbieten würden. Ich glaube daher mit meinem Vorschlage nicht einem theoretischen Hirngespinnste nachzulaufen.

In dem Eingange zu meinen Erörterungen habe ich nicht ohne boshaften Beigeschmack eine Parallele hingeworfen von der Fahnentreue und Fahnenflüchtigkeit zwischen Soldaten einerseits und Parlamentsmitgliedern andererseits. Zwei Grundsätze haben in der Politik eine unbestrittene Berechtigung und stehen mit einander in innigem Zusammenhange, durch welchen ihr staatsmännischer Werth bedingt ist. Der Eine ist: zuwarten, oder wie Talleyrand und

Metternich sagen: il faut temporiser; der Andere heißt: ein praktischer Staatsmann stellt nur Erreichbares auf sein Programm. Beide vereinigt geben die Regel: thue das Rechte und Erreichbare, aber zu rechter Zeit, d. h. nicht zu früh, nicht zu spät. Der eine wie der andere dieser Grundsätze hat seine gefährliche Kehrseite. Der Staatsminister v. Schmerling sprach im Sommer 1864 gegenüber den Forderungen der Ungarn das sensationelle geflügelte Wort: wir können warten; wir warteten — aber auch die Ungarn warteten! Uns brachte das Zuwarten eine Niederlage, den Ungarn den Sieg und mit ihm den Dualismus. Was ist erreichbar, was nicht? Zufällige Umstände in Wechselwirkung mit der Geisteskraft und der Thatkraft der Acteure entscheiden hierüber; was dem Einen unerreichbar bleibt, wird von dem Andern erstürmt oder in berechnetem Fortschritt errungen, so daß man nicht selten an die Fabel erinnert wird von dem Wettrennen zwischen dem Hasen und der Schnecke, wobei der Schnellfüßler besiegt wird, weil er seine Zeit verschläft. Ich gedenke des Schotten Josef Hume mit seinen ökonomischen Reformprojecten; anfänglich im Parlamente geradezu verhöhnt, erreichte er durch seine unerschütterliche Beharrlichkeit sein als unerreichbar geltendes Ziel der Verbesserung der Staatswirthschaft. Ich gedenke des großen Agitators Daniel O'Connell, welcher mit staunenswerthem Talente die Emancipation der Katholiken so weit vorwärts trieb, daß endlich der torystische Herzog von Wellington sie selbst auf sein Programm setzte. Aber auch ein warnendes Memento sprach aus O'Connell's merkwürdiger Agitation. Daniel O'Connell, welcher sich in den ersten Jahren mit seltener Gewandtheit auf dem Boden des Gesetzes zu bewegen verstand, gerieth schließlich doch, als er zur Repeal griff, auf die Wege der Revolution. Was ist politisch erreichbar? Wenn wir selbst heute auf ein paar Menschenalter zurückblicken und auf das horchen, was noch am heutigen Tage fort und fort zu unsern Ohren klingt, auf das stereotyp gewordene: es geht nicht, es paßt nicht für uns, es ist für uns nicht praktisch, oben will man es nicht und unten versteht man es nicht, wir müssen eben warten etwa wie der Landmann auf Sonnenschein und Regen — dann verliert man wohl jeglichen Anhaltspunkt, um zu sagen, was erreichbar sei und was nicht, wofür die Zeit bereits gekommen sei und wofür noch nicht. Denn ohne frischen Einblick und rüstige Thatkraft ist gar Weniges erreichbar! Der percentuale Zuwachs in den politischen Forsten der Culturvölker ist langsam, wird oft durch politische Windbrüche,

böse reactionäre oder revolutionäre Insecten und schlechte Wirthschaft gestört und unterbrochen, aber bleibt doch constant. Maria Theresia legte im Jahre 1774 durch die Gründung der Normalschule die Eichel des Unterrichts in den Culturboden, sie keimte und das Bäumchen wuchs: erst hundert Jahre später, unter dem Ministerium Adolf Auersperg-Stremayr, wurde es durch das Volksschulgesetz zur schützenden Eiche. Maria Theresia ging mit ihren Robotpatenten der Hörigkeit der Gutsunterthanen zu Leibe und achtzig Jahre wurde die Arbeit der großen Kaiserin fortgesetzt, bis im September 1848 die Gutsunterthänigkeit und Patrimonial-Gerichtsbarkeit völlig beseitigt wurde. Hundert Jahre verflossen, bis die Carolina und Theresiana von dem verbesserungsbedürftigen Strafgesetze von 1803 vollständig verdrängt wurden, aber noch weitere siebzig Jahre gingen hin, bis wir zu dem gegenwärtigen noch immer unzureichenden Stand der Straf-Gesetzgebung gelangten. Ja, die Forste des Cullurlebens der Völker mit ihren gemischten Beständen wachsen langsam und die Forstmeister haben viel zu kämpfen mit Forstfrevlern und Insectenfraß. Die Franzosen, uns vielfach überlegen, stürmten am 14. Juli 1789 die Bastille, die Zwingburg des Despotismus, jubelten über die errungene Freiheit, entzündeten ganz Europa für diese und siehe da! — am 2. September 1870 mußten sie das verlorene Palladium aus der Hand des verhaßten Siegers dankbar zurücknehmen.

Aber von alledem wollte ich ja eigentlich nicht sprechen, sondern nur von der Fahnentreue des Abgeordneten zur parlamentarischen Parteifahne. Es giebt erfahrungsmäßig zwei böse Mißverständnisse, durch welche die Parteistellungen verwirrt und oftmals die Parteien selbst zerrissen werden. Das eine Mißverständniß ist: wenn ein hervorragendes Parteimitglied in den Rath der Krone berufen wird, so kommt es wohl vor, daß der Berufene glaubt, seine Partei müsse durch diese Auszeichnung so befriedigt sein, daß sie nun vertrauungsvoll ihm durch Dick und Dünn zu folgen habe. Dies ist nun wohl ein Irrthum, der sich straft; es liegt vielmehr nahe, daß die Partei dem Erwählten der Krone mißtrauisch nachblickt und sich fragt: wird er denn treu bleiben seinen Grundsätzen, welche ja eben diejenigen unserer Partei sind? Diesem Irrthume ist schon mancher talentvolle und ehrliche Mann erlegen: seine Partei gab ihn auf, ja wurde ihm in dem Verhältnisse feindlicher, als sie ihm großes Vertrauen nachgesendet hatte. Die politische Partei eines Parlaments darf gegenüber einem Minister nicht zu einem

Club achselzuckender „Ja"-Herren herabsinken; begegnet ihr dies, dann zerbröckelt sie und verliert ihre Geltung im Lande. Das zweite, entgegengesetzte böse Mißverständniß ist: wenn eine Partei meint, sie könne den aus ihrer Mitte entnommenen Minister lediglich als ihren Commis betrachten; dies geht nicht an, vollends nicht in einer Monarchie, welche noch nicht abdicirt hat. Die Krone wählt den Minister aus der Partei und dieser tritt sofort in neue selbständige Beziehungen; seine Aufgabe wird es sein, sich in dieser Doppelstellung zurecht zu finden: einerseits den Parteigrundsätzen getreu zu bleiben, andererseits den neuen Aufgaben und Zumuthungen gerecht zu werden. Da kann es nun wohl kommen, daß die neuen Berufsverhältnisse seine politischen Anschauungen umwandeln — was dann? Wenn er diese Wandlung offen und ehrlich bekennt, so kann ihn Niemand der Charakterlosigkeit beschuldigen, denn nur beschränkter Eigensinn bleibt unzugänglich für neue Erkenntnisse, welche den Wechsel sogar zur Pflicht machen können; damit ist aber, ich anerkenne es, die Antinomie nicht gelöst, vielmehr zugespitzt und verschärft. Ein ähnlicher Gesinnungswechsel kann auch dem Abgeordneten zur Pflicht werden, denn seiner Ueberzeugung zu folgen ist eben seine Pflicht. Freilich erscheint diese Wandlung als sehr bedenklich, wenn dieselbe von heute auf morgen sich vollzieht! Ja, ich meine sogar, daß an den Abgeordneten ein strengerer Maßstab angelegt werden müsse; denn für ihn muß das unverfälschte Parteiprogramm heiliger sein als für den Minister, welcher verpflichtet ist, andere Beziehungen und Ueberzeugungen unmittelbar heranzuziehen. Die politische Geschichte glorificirt daher nicht unberechtigt jene catonischen Naturen, welche bei ihrem: Ego vero censeo ... unbeugsam verharren; denn die politische Meinung mit ihrer Ebbe und Fluth bedarf solcher Stützpunkte und Leuchtthürme, um nicht jeden politischen Halt zu verlieren und in Gesinnungslosigkeit zu verkommen. Allein wie soll die Zwietracht zeugende Antinomie gelöst werden, und daß sie es werde, ist ein folgenschweres Bedürfniß. Ich antworte: wenn das Gesetz oder die parlamentarisch anerkannte Uebung oder die persönliche Feinfühligkeit des Betroffenen verlangen, daß dieser entweder sein Mandat niederlege oder in anderer Weise den Fortbestand des Vertrauens seiner Wähler beglaubige, dann scheint sie mir gelöst zu sein; denn daß der Abgeordnete wie der Minister ihrer Ueberzeugung folgen

und daher diese über Alles hochhalten, müssen wie die Krone, so die Partei, so die Wähler anerkennen und achten; der Gewählte ist kein Bevollmächtigter mit bindenden Instructionen, sondern der freie Vertrauensmann, von welchem die Wähler hoffen und erwarten, daß seine Ueberzeugung mit der ihrigen harmoniren werde. Aber gewissenhafte Feinfühligkeit sollte den Gewählten, dessen politische Ueberzeugung mit jener seiner Wähler nicht mehr zusammentrifft, bestimmen, sich um ein neues Vertrauensvotum bei seinen Wählern zu bewerben.

Bevor ich schließe, will ich zu dem oben bezeichneten Grundsatze der Politik: „Thue das Rechte, und thue es zu rechter Zeit" einen kleinen Zusatz machen. Ein triviales französisches Sprichwort sagt: „Le ton fait la musique"; so meine ich, daß ein diplomatisch geschulter Staatsmann den oben ausgesprochenen Grundsatz durch die Art, wie er denselben in Scene setzt, durch die Phrasen, in welche er seine Intentionen einkleidet, den Menschen und Verhältnissen anpassen werde, damit seine Musik ihren Ohren wohlklinge. Das ist eben das Vorrecht und der Nutzen der Phrase in der Diplomatie wie im gesellschaftlichen Leben; schlecht gewählt schlägt sie manchmal die Wirkung der Wahrheit und der besten Intentionen todt, während sie gut gewählt beseitigt und abschleift, was das Dargereichte herbe und unschmackhaft machen würde. Um für diesen guten Rath dem Leser eine Autorität vorzuführen, gebe ich noch eine kleine Erzählung aus Ebers' „Aegyptischer Königstochter": „Neithotep, der Oberpriester, sagt: ein gutes Wort ist weit wirksamer als ein böses, und es kommt viel darauf an, wie man seine Rede zu brauchen versteht. Höre, was ich Dir erzählen will. Vor vielen Jahren herrschte über Aegypten der König Snefru, welcher zu Memphis regierte. Dem träumte eines Tages, ihm fielen alle Zähne aus dem Munde. Er schickte sofort zu einem Traumdeuter und erzählte ihm den Traum. Da rief der Ausleger: „O König, wehe Dir, alle Deine Verwandten werden vor Dir sterben!" Der erzürnte Snefru ließ den Unglücksboten peitschen und rief einen zweiten Seher. Dieser erklärte den Traum also: „Großer König, Heil Deinem Namen, denn Du wirst länger leben als alle Deine Verwandten!" Der König lächelte über diese Worte und beschenkte den zweiten Deuter, denn, wenn ihm dieser auch Dasselbe sagte, wie der erste, so hatte er doch seinen Ausspruch in ein schöneres Wortgewand zu kleiden verstanden. Begreifst Du den Sinn meiner Geschichte? So bemühe Dich denn, in Zukunft die Form

Deiner Rede angenehm zu machen, denn es kommt namentlich vor dem Ohre eines Herrschers ebenso viel darauf an, wie man spricht, als was man spricht." Nicht bloß im alten Aegypten, auch im modernen Europa sind gewisse lebenskluge, wenn auch triviale Warnungen landläufig, als z. B.: „Ein gutes Wort findet einen guten Ort" oder „Allzuscharf macht schartig"; es ist gut, wenn der Politiker ihrer eingedenk bleibt, und bedauerlich, daß gerade die tüchtigsten Männer sich häufig dagegen versündigen mit ihrem charaktervollen: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders." Man sollte mit seinen Nebenmenschen nicht so strenge ins Gericht gehen! Ein verstorbener Professor an der Wiener Hochschule sagte vom Katheder herab zur Begründung seiner wissenschaftlichen Theorie: „Weß' Brod ich esse, deß' Lied ich singe." Er war kein byzantinischer Hofherr, selbstverständlich auch kein ochlokratischer Sykophant. Andere wieder kommen mit ihrem unerquicklichen: „Soll ich? — Soll ich nicht?" zu keinem Entschlusse und leiden viel dabei. Fürwahr! man sollte mit seinem Nebenmenschen nicht so strenge ins Gericht gehen!

Spezialist und Totalist.

Wir leben in dem Zeitalter der Specialitäten und des praktischen Wirkens im Einzelnen und haben in Folge dessen nie dagewesene Fortschritte zum Nutzen und Frommen des Menschengeschlechts gemacht. Allein wir sind dadurch auch einseitig geworden, selbstisch und materiell, die sittliche Richtung und das Ideale im Leben der Menschheit und der Welt ist uns dadurch abhanden gekommen. Wir meinen, daß wir das Ganze in Händen hätten, sobald wir über die einzelnen Theile verfügen können. Dem ist aber nicht also, besonders nicht auf dem Gebiete der sittlichen Welt, und in diese muß auch der Staat eingereiht werden.

Wenn ich davon schwärme, auch der Politik Idealismus oder richtiger Ethik einzuimpfen, so verstehe ich darunter, daß der leitende Staatsmann und die öffentliche Meinung sich in dem Gedanken begegnen sollen: das Menschengeschlecht sei ein Ganzes und Zusammengehöriges für ein gemeinschaftliches Ziel die Erkenntniß der Wahrheit, die Verwirklichung des Schönen und die selbstlose Hingabe an das sittlich Edle und endlich die möglichste Verallgemeinerung des persönlichen Wohlbefindens seien nicht durch

Vereinzelung, sondern nur durch die Verbindung Aller erreichbar; dazu sei aber der Staat nothwendig als die Organisirung des Menschengeschlechts für Zeit und Ort. Auch die Staatsmänner sind Specialisten wie die Aerzte, sprechen und schreiben und experimentiren gar wunderbar fein und kühn; aber die Staaten gedeihen nicht wie sie könnten, sowie die Kranken nicht genesen wie sie sollten. Wenn ich ab und zu einen musikalischen Techniker anstaune und schließlich unbefriedigt mir sagen muß: es fehlt denn doch das musikalische Verständniß und der rechte Geist, welcher hinreißt und nachwirkt, so denke ich auch an unsere politischen Concerte, welche bisweilen überraschen und aufregen, aber schließlich kalt lassen, ja nicht selten die höchsten Interessen der Menschheit kalt stellen.

Bei der Durchsicht meines Papierkorbes fiel mir ein Aufsatz in die Hand, überschrieben: „Der Idealismus in der Politik." Was soll der Idealismus, fragte ich mich, in unserer durchaus nur realen Politik? Welchen Platz soll er einnehmen in unserer ausschließlichen Interessenvertretung? Ich antwortete mir, daß man ihn nicht als Gegensatz auffassen dürfe, sondern als die Ergänzung und Vervollständigung, als die Spitze der großen Pyramide, welche auf dem realen Boden des örtlichen und zeitlichen Staates aufgebaut ist und himmelwärts strebt, wie Schiller sagt:

„Wo du auch wandelst im Raum,
Es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an,
Dich an die Achse der Welt". —

Ich meine vor Allem, daß wir zusammengehören, wir Menschen aller Zeiten und aller Orten, mögen wir in einem Paradiese erschaffen und aus demselben vertrieben worden, oder nach einem Naturgesetze durch Zuchtwahl entstanden sein und uns vervollkommnet haben; ja, im zweiten Falle läge die Zusammengehörigkeit in dem Naturgesetze selbst. Dieser Einheitsgedanke ist dann der Ausgangspunkt meines Idealismus; dieser soll uns verbrüdern, wie es die Arbeit bereits thut. Unsere Zeit hat das Ideale nicht schnöde dem Realen geopfert, sondern durchforscht dieses, um zu jenem zu gelangen, und dieses erleuchtet, befruchtet und veredelt die reale Arbeit. Diese vermag aber ihre Früchte nicht zu beschaffen, wenn nicht Ordnung herrscht und Vergesellschaftung in der menschlichen Gesellschaft. Versuche, diese herzustellen, finden wir daher an allen Orten und zu allen Zeiten, aber sie verfolgen zumeist nur ein ver-

einzeltes selbstisches Interesse, reichen daher für den großen Zweck nicht aus, welcher die Unterordnung des Einzelnen und nicht selten dessen selbstlose Hingabe an das Ganze verlangt. So gelangte man forschend und arbeitend zu dem Gedanken des modernen Staates, in welchem auch das Ideale seinen Platz und seine Berechtigung begehrt. Das ist ungefähr mein Idealismus. In demselben knüpft die Idee des Staats an jene des Christenthums an und führt diese fort, indem er patriotische Selbstaufopferung begehrt; jedoch ohne den Beigeschmack theokratischer Priesterherrschaft, sowie ohne polizeilich gemaßregelte Aufklärung durch staatlich autorisirte Aufklärer. Ob nun ein Denker sich mit dem Ideale der Dreieinigkeit — des Wahren, des Schönen und des sittlich Edlen — begnügen will, oder ob ein Anderer einen ganzen Olymp von Idealen sich aufbaut, ist mir mit Hinblick auf den Staat, von dem ich spreche, zunächst gleichgiltig; es genügt mir, wenn man dem selbstischen Materialismus die Herrschaft versagt und der Politik einen Idealismus zuerkennt, welcher den Staat als höchstes Organ im Culturleben anerkennt und nicht zugiebt, daß er zum bloßen Polizeiorgane einer andern Institution oder Macht herabgedrückt werde. Wir leben im Zeitalter der Specialitäten; das große und fruchtbare Princip der Arbeitstheilung hat uns dahin geführt und wir danken ihm einen großen Theil unserer Cultur, auf welche wir stolz zu sein Grund haben. In London giebt es ganze Straßen von Arbeitern, von welchen jeder nur ein Theilchen einer Uhr arbeitet, was ihre Arbeit unendlich vervollkommnet und verwohlfeilt; aber es bleibt doch immer ein Uhrmacher nöthig, welcher es versteht, aus diesen Theilchen eine correcte Uhr zusammenzustellen. Wir haben heute Specialisten für das Auge, für das Ohr, für die Respirationsorgane, für das Herz und für den Magen, haben Gynäkologen u. s. w.; aber der menschliche Organismus bleibt doch ein organisches Ganze und jeder Theil lebt und wirkt mit seinen organischen Genossen. Nicht anders ist es im Leben der menschlichen Gesellschaft und ihres concreten Ausdrucks, des Staats. Versteht der Uhrmacher sein Geschäft nicht, so schafft er auch nicht eine gute Uhr, und der Specialist, welcher die Bedingungen des Lebens und Gedeihens des Gesammtorganismus nicht begreift, wird auch nicht verstehen, das Herz oder die Lungen oder den Magen zu heilen. Darum ist auch der einseitige Bureaukrat noch nicht Staatsmann und auch der siegreiche General und der feine Diplomat und der Geld einbringende Fiscalist und der Professor und der Leitartikelverfasser sind noch nicht

Staatsmänner; der Staat hat sie allesammt nöthig. Grillparzer schreibt:

„Der Mensch ist gut, doch hat er viel zu schaffen;
Und wie er einzeln dies und das besorgt,
Entgeht ihm der Zusammenhang des Ganzen."

Deshalb ist die Staatskunst eine so schwierige Kunst, weil sie die Specialisten und Idealisten unter einen Hut bringen, sich daher mit beiden auseinandersetzen muß. Jeder Minister sollte ein Totalist sein trotz seines specialistischen Ressorts — nicht Polyhistoricus, welcher de omnibus zu sprechen weiß et de quibusdam aliis.

Pessimist und Optimist.

Der moderne Pessimismus verspottet alle idealen Anschauungen vom Staate und von der Gesellschaft. Nun denn! ich bin kein Pessimist, wie es jetzt Mode ist; meines Erachtens ist der Pessimismus auch vorwiegend Egoismus, weil er die ganze Welt um sein kleines „Ich" kreisen läßt, wie das ptolemäische System die große Sonne um den kleinen Planeten, unsere Erde. Uebrigens sollen die Pessimisten für die Genüsse des Lebens keineswegs unpraktische Kopfhänger sein. Man will bemerkt haben, daß die theoretischen unter ihnen meist heitere und lebensfrohe Gesellen seien, die praktischen aber es recht gut verstünden, zu sorgen, daß es ihnen persönlich eben nicht schlecht gehe. Manche sagen, daß sie etwas von den Bettlern an sich hätten, welche ihre Gebrechen erfolgreich zu Markte tragen, um Mitleid zu erregen und Almosen zu gewinnen; Andere behaupten sogar, daß viele von ihnen der gefürchteten Meduſa glichen, die den verirrten Schwimmer unversehens wie ein Netz umfaßt und hundert saugende Mäuler in sein Fleisch bohrt, um sich an dessen Blut zu erquicken und zu nähren. Die Natur selbst erzieht uns zu einem idealen Optimismus durch die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, dem sie doch den Platz räumen muß, durch die Freundschaft, durch die Familienbande, durch die Liebe zur Heimath, durch das Nationalgefühl, durch den Staatsgedanken, durch die Liebe zur Menschheit, welche in dem Gottesgedanken gipfelt. Ich quäle mich nicht mit der Forschung, ob die Welt, wie sie ist, die bestaufgebaute sei, bin somit auch nicht Optimist, anerkenne vielmehr, daß unsagbares Weh die Einzelnen trifft wie auch ganze Völker; daß oftmals die durch Jahrhunderte groß gezogenen Zweige des

Culturlebens von den Hufen roher Wildheit eingestampft werden; aber die Culturgeschichte lehrt uns, daß sie nicht vernichtet sind, sondern als Samen fortleben, bis sie neue Keime, Blüthen und Früchte treiben. Das ist eben die trostreiche Wahrnehmung, welche uns nicht erlaubt, an den Geschicken und an den Fortschritten der Menschheit zu verzweifeln; das Leben des Menschengeschlechts ist nicht ein müßiger Kreislauf, welcher immer wieder zurückkehrt zu dem culturellen Nichts seines Anfangs, sondern ein stetiger Fortschritt. Wenngleich der mühsam aufwärts geschobene Sysiphusblock von Zeit zu Zeit ein paar Treffen zurückrollt — in den alten Sumpf des Anfangs versinkt er doch nicht wieder.

Selbst Darwin's neue Lehre, über deren Gottlosigkeit die Frommen so bitter klagen, ist mir eine Bestätigung der Früchte dieser, unsere Thatkraft anspornenden und unsere Mühen lohnenden Arbeit; dagegen die frömmelnde Askese nur geeignet, die Menschen lahm und die Welt öde zu machen. Auch den dichterischen Weltschmerzler, welcher sich unbefriedigt zurückzieht, ohne thätiges Mitgefühl für seine Mitmenschen, kann ich von dem Vorwurfe eines unfruchtbaren Egoismus nicht freisprechen; ja, er ladet eine um so größere Verantwortung auf sich, wenn er als begabter Schriftsteller auch Andere in die Kreise egoistischer Unthätigkeit hineinzieht. Es stände schlimm um die Menschenwelt, wenn die Besten sängen wie unser Lenau in seinem schönen Gedichte von den drei Zigeunern:

„Dreimal haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet."

Da aber die Welt gar reich ist an Elend und Mühsal, insbesondere die große Mehrzahl die Genüsse entbehren muß, deren sich die Minderzahl erfreut, so werden die Menschen pessimistisch, nicht sowohl aus philosophischer Meditation, aus stolzem Hochgefühle und Wissensdrang, wie Faust und Manfred, sondern durch den Druck der Entbehrung, durch den Neid gegen jene, welchen es besser geht und durch den Haß, welcher aus ihm emporwächst.

Ada Christen singt in einem Gedichtchen, überschrieben „Noth":

All euer girrendes Herzeleid
Thut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennoth
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brod
Sich betten auf einen Stein."

Jawohl, der ungestillte Hunger macht pessimistischer als die verschmähte Liebe.

Es ist dies kein philosophisch abstracter Pessimismus, welcher in dem Reiche der Denker ausgebrütet wird, sondern ein praktischer, welcher nach Besitz und Genuß ringt und die gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen anfeindet, weil diese, wie er meint, ihm sein Anrecht und seinen Antheil an den Genüssen der Erde verkümmern.

Der Pessimismus wie der Optimismus passen nicht für den Staatsmann. Der erste macht bitter und muthlos, der zweite bequem und leichtfertig. Mag sich der Denker in die Nirvana der Indier vertiefen oder sich mit dem Candide Voltaire's erlustigen — Der Staatsmann hat Anderes zu thun; er soll für Recht und Ordnung sorgen, sowohl für das bestehende Recht, als für jenes, welches mit uns geboren ist; er soll den Wohlstand fördern; er soll, so weit es geht, Jedem sein Huhn im Topfe ermöglichen, wie Heinrich IV. und sein Minister Sylly wollten; er soll nach Kräften mitwirken, daß es in den Köpfen lichter und lichter werde und die Herzen aufgehen für alles Schöne, Wahre und Edle. Dazu kann er weder den trostlosen, verbitternden Pessimismus brauchen, noch den selbstischen, frivolen Optimismus, welcher über das Elend Anderer kalt hinwegblickt, weil ihn dessen Anblick im Genusse stört. Der Staatsmann muß die Welt nehmen, wie sie ihm gegeben ist, mit allem Schönen und allem Garstigen in ihr, und muß an ihre Verbesserungsfähigkeit glauben. Goethe hat nicht ganz Unrecht mit seinem pessimistischen Ausruf: „Das Niederträchtige ist auch das Mächtige!" Aber als allgemeinen, die Weltgeschichte und die Politik beherrschenden Grundsatz müßte er ihn mit einem andern seiner berühmten Aussprüche ergänzen und vervollständigen, mit dem Satze: „Ich bin die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Ja, es waltet eine Macht, mag diese Jeder nach seinem persönlichen Glauben oder Unglauben benennen und gliedern, eine Macht, welche die Niederträchtigkeiten so ordnet und schlichtet, daß aus ihnen in letzter Auflösung der Fortschritt zum Bessern hervorgeht. Daran müssen die Völker glauben und darauf hoffen, um auch schlechte Zeiten sowie unfähige Staatsmänner zu ertragen.

Die schlimmste praktische Folge des Pessimismus ist das sociale Unbehagen, welches in ihm seine Rechtfertigung und seinen Ausdruck zu finden vermeint. Der Kampf dagegen ist nicht durch vereinzelte Verfassungsverbesserungen und Verwaltungskünste auszukämpfen; er umfaßt das ganze gesellschaftliche Leben und muß sich selbst durcharbeiten, wie die Natur in ihren Vegetationsprocessen, wie der Einzelne sich im Leben ehrlich und thatkräftig weiter hilft: wie dieser soll auch das ganze Volk arbeiten und nicht in pessimistischer Trägheit klagen, oder nur in einem materialistischen „Kampf ums Dasein" sittlich untergehen. Der Einzelne muß entsagen lernen, wie der Lahme, welcher mit Lust den Tanzenden zusieht, wie der Blinde, welcher, ohne zu sehen, sich mit den Sehenden freut, wenn sie eine reizende Aussicht bejubeln. Nur der Idealismus besitzt die Macht, uns über den Pessimismus hinauszuheben.

Das verlorene Paradies.

Armes, beklagenswerthes Menschengeschlecht! Der eine Weg, welchen du wandelst, führt zu den Petroleusen, den entmenschten Weibern der Pariser Commune, der andere zu den Hexenprocessen und Ketzerverbrennungen im alten wie im neuen Mexiko. Der eine ist der Weg der materiellen Versumpfung mit Zerstörung jedes idealen Aufschwungs, der andere der Weg der Verdummung und des Aberglaubens. Welcher von beiden ist der heillosere? — Sein Christenthum zu bekennen war zu allen Zeiten eine bedenkliche Arbeit, ist es auch heute noch! Denn die Einen, die Wissensstarken, bespötteln mitleidig den Schwärmer, welcher dem Mikroskop der Spectralanalyse und dem genialen Darwin sein ethisches Bedürfniß nicht unbedingt unterordnen will, sondern von einem immateriellen Weltgeist schwärmt, welcher ihn zu sich hinaufzieht; die Andern, glaubensstark und kirchenstolz, anerkennen ein Christenthum nur in der überreich verzierten Structur einer Confession und ihres Gewissenszwanges, welche dem Nichtconfessionellen ihr: „Kreuziget ihn!" erbarmungslos entgegenruft. Es ist ein altes Lied, doch bleibt es immer neu. Ich begreife insbesondere nicht, wie man für „Freiheit," „Gleichheit" und „Brüderlichkeit" schwärmen und doch gegen das Christenthum anstürmen kann, welches durch sein Dogma der „Gottähnlichkeit des Menschen" das Recht der freien Persönlichkeit in das Rechts- und Staatsleben einführt und dadurch der Philosophie vom Staate in der entscheidendsten Frage die Bahn brach.

Giebt nicht die Geschichte Zeugniß dafür, daß das neue Culturleben, dessen wir uns mit Recht rühmen und freuen, erst mit der Christianisirung der Völker seinen Anfang und Dauer fand? Nicht minder aber ist es mir unverständlich, daß Männer, welche stolz darauf waren, Christen zu sein, von denen man also hätte glauben sollen, daß doch etwas von der Milde der christlichen Liebe in ihre Herzen gedrungen sei, daß diese Männer sich an den Jammertönen der Gefolterten und Verbrannten erfreuen konnten, und daß christliche Fürsten und gesalbte Priester Autodafé's zu Volks- und Hoffesten machten. Bei diesen wie bei jenen sind es die Unwissenheit mit ihren dummen und wilden Erstgebornen: dem Aberglauben und der Herzensrohheit, der Schwester des Aberglaubens, durch welche die Menschen fortgerissen werden auf die Bahnen der Thierheit. Wir wissen also, wo der Feind zu finden ist, gegen welchen wir zu kämpfen haben.

Als erst zwei Menschen, wie uns Moses erzählt — Er und Sie — die Erde bewohnten und ein mit schönen Früchten reich behangener Baum, der Baum der Erkenntniß, von einer bösen Schlange umzischelt, sie anlockte, da erging schon das erste Verbotsgesetz und bereitete ihnen die Qualen des Tantalus. Aber das Gesetz wurde mißachtet und die Verächter desselben fortgetrieben von dem schönen Baum. So waren denn ein Gesetz und zugleich der Ungehorsam gegen dasselbe der Beginn der Geschichte des Menschengeschlechts; und als ihrer vier geworden, erschlug der Bruder den Bruder. Hinausgetrieben in die Welt, um zu wandern und zu arbeiten, hatten die Ausgestoßenen Erinnerungen mitgenommen, welche ihr Leben und dessen Entwickelungen bestimmten. Es war vorerst der Gottesgedanke, welcher sie in Angst und Furcht erhielt: er war roh, eine unerbittliche Naturkraft; sie fürchteten Gott wie das Kaninchen die Schlange, wie die Gazelle den Tiger, wie der Schiffer den Meeressturm und der Wanderer den Räuber. Gott war eine bloße Naturkraft, bald eine zerstörende und bald eine zeugende. Die Menschen machten sich Bilder von ihm, bald Thiergestalten, bald fratzenhafte Ungethüme. Sie brachten seinem Blutdurste Menschenopfer und selbst die Unzucht wurde zum Gottesdienste erhoben. Nur ein Volk verehrte mit beharrlicher Selbstaufopferung einen einzigen Gott, welchem es Namen und Bildniß versagte, um ihn nicht zu entwürdigen; es war dies der Jehovah der Juden. Aber die Priester desselben umgaben ihn mit einer stachligen Hecke von Ceremonialgesetzen, daß er unnahbar wurde. Jahrtausende vergingen, bis er zum Gotte der Liebe

wurde, welcher die Menschen verbrüderte. Aber die Liebe wurde zu Haß und in den Kerkern der Inquisition und auf ihren Brandstätten brachte man wieder Menschenopfer, bis eine Gegenströmung im Geiste und in dem Herzen der Menschen diese abseits führten bis zu völligem Unglauben. Allda stehen wir heute. Ein zweites, was die flüchtende Familie Adam's aus dem Paradiese mit sich genommen hatte, war ein dunkler Rechtsbegriff. Es war aber nicht das rechte Recht, sondern ein Nothbehelf, dessen sich sofort Habsucht und die Gewaltthat bemächtigten. Es war nicht das Recht der Persönlichkeit des Menschen, welches wir heute als die Wurzel jeden Rechts anerkennen, sondern nur das Vorrecht und Unrecht des Stärkern über den Schwächern: das Recht der Macht, welches dem Rechte der sittigen Persönlichkeit voranging. Man theilte die Menschen in Kasten, wie die Thierwelt in Säugethiere, Vögel, Fische und Gewürm aller Art. So gab man dem Unrecht den Schein des Rechts und machte die Gewaltthat zu einer Satzung der Götter. Und wieder ging's Jahrtausende fort, bis durch den Einfluß eines geläuterten Gottesgedankens der Rechtsbegriff an den Begriff der Persönlichkeit des Menschen angeknüpft und aus diesem entwickelt wurde. Wir stehen am Anfange dieser Periode. Das dritte, was das aus dem Paradiese flüchtende Geschlecht mit sich genommen hatte, war die Ueberzeugung, daß es fortan arbeiten müsse, körperlich und geistig, einzeln und verbunden. Und diese ihm wegen seines Ungehorsams zur Strafe auferlegte Arbeit wurde ihm zum Heile und zur Erhebung aus seiner Versunkenheit. Erst glaubten die Menschen, daß in der Welt, gleichwie im Bienenkorbe, man Arbeitsbienen und Drohnen unterscheiden müsse, und man schuf Herren und Sclaven, als der Ersteren Eigenthum. Das Christenthum verwarf im Principe diese des Menschen unwürdige Unterscheidung, aber es duldete sie im Leben. Die arbeitenden Menschen lernten die Naturkräfte sich dienstbar machen; sie theilten die Arbeit und sie verbanden sie wieder, und die Erzeugnisse derselben erweiterten und vervollkommneten sich bis an die Grenzen des Wunderbaren. So war die Arbeit, welche die mosaische Schöpfungsgeschichte als Strafe bezeichnete, zum Segen der Menschheit geworden. Noch ein viertes hatte der verbannte Adam mit sich genommen aus dem verlornen Paradiese, und dieses war die Sehnsucht nach dem Baume der Erkenntniß mit seinen goldnen Früchten. Und darin fand er die segensreiche Quelle für alles Andere; denn sie machte ihn

empfänglich für einen gereinigten Gottesgedanken; sie lehrte ihn den wahren, das gesammte Menschengeschlecht umfassenden Rechtsbegriff, veredelte und vertausendfachte die Arbeit, welche allein durch die Herrschaft des Menschen über die Natur, dessen Veredelung und Wohlfahrt zu begründen vermag. Dies sind die vier heilbringenden Gaben, welche das flüchtende Menschenpaar mit sich nahm, an welchen das Menschengeschlecht auch heutigen Tags noch zehrt und mit deren Hilfe es seine Staaten aufbaut und fortbildet.

Ob Moses Recht behält, ob Darwin, — die Mission des modernen Staates bleibt dieselbe.

Klaget nicht, gläubige Christen, über das verlorene Paradies, denn die Vorsehung hat euch dafür ausreichenden Ersatz gewährt. Das Gottbewußtsein in der Menschenbrust, die Erkenntniß der socialen Zusammengehörigkeit der Menschen auf der Grundlag seines gemeinschaftlich nationalen und internationalen Rechts, das Bedürfniß der Arbeit als Bedingung des Daseins und der Cultur des Menschengeschlechts, endlich die unaustilgbare Sehnsucht nach den Früchten des Baumes der Erkenntniß hat uns das verlorene Paradies als Erbschaft mitgegeben; sie sind die vier Elemente und Potenzen des Culturlebens in der Gesellschaft und im Staate. Der gläubige Christ wird sich derselben durch die Analyse seiner Dogma's bewußt, der forschende Darwinianer findet sie synthetisch durch das Studium der Natur und der menschlichen Gesellschaft. Christ und Darwinianer mögen sich daher dogmatisch noch so sehr bekämpfen, sie finden doch ein gemeinschaftliches Heim in dem Culturleben des Menschengeschlechts; denn der brennende Dornbusch vom Sinai und das Mikroskop in der Stube des Gelehrten sind Glieder derselben Kette, die Strömung geht von oben nach unten, so wie von unten nach oben, der Glaube weicht zurück, wo die Wissenschaft belehrend und aufklärend ihm entgegentritt, aber nicht feindlich, denn sie sind beide desselben Geistes wichtige Apostel. Auch bleibt dem Zurückweichenden noch immer ein großes Gebiet, in welches die mühsam aufsteigende Wissenschaft nur langsam vordringt. Darum sind nicht die Führer im Kampfe die Zeloten, sondern die Epigonen der Führer sind es. Der Verlust des Paradieses hat uns in den Realismus geworfen, aber es verblieb uns noch die Leuchte des Idealismus.

Der Seelenadel in der Politik.

Der Kopf macht nicht allein die Politik, auch das Herz thut mit. Wie kommt es doch, daß wir trotz der Anläufe, welche die Wissenschaft und die Politik genommen haben, trotz Eisenbahnen, elektromagnetischer Telegraphen, Jaquard'scher Webestühle und Dampfhämmer, trotz Constitutionalismus, mag er nun ein monarchischer oder republikanischer sein, trotz des rothen Genfer-Kreuzes und der unzähligen Vereine für Gutes und Nützliches, für Recht und Humanität, dennoch uns so unbehaglich fühlen in unserer freiheitlichen Gottähnlichkeit, daß wir die Besorgniß, die wie ein Alp auf unserer Brust liegt, nicht los werden können. Viele rufen uns zu: wir seien doch nur Culturdünger für spätere Generationen, wie Griechen und Römer ein solcher für uns geworden sind.

Zunächst möchte ich antworten, daß der echte und rechte Freiheitsgedanke bei uns in Fleisch und Blut nicht übergehen zu wollen scheint, daß er sich unserm Organismus nicht assimilirt, denn die Einen stoßen ihn zurück wie etwas Schädliches und Verdammliches, die Achtung vor der Autorität Vernichtendes, wobei Alles untergehen müsse, was uns die Vergangenheit an sittlichen Errungenschaften, an religiösem Glauben und an staatlicher Ordnung hinterlassen hat; den Andern ist die Freiheit nur eine Verneinung von jeglichem Gesetz und von gesellschaftlicher Ordnung und Unterordnung. Zwischendurch schiffen und schwanken die Dritten, welche trotz freisinniger Redensarten die Freiheit fürchten, sowie ihnen andererseits die alte Ordnung unhaltbar erscheint und die Vertheidiger derselben widerwärtig sind; dadurch kommen sie in ein Schaukelsystem, welches Niemanden befriedigt und nur den Bodensatz politischen Unbehagens zurückläßt.

Ich meine, daß dieses widerwärtige Unbehagen zum großen Theile der Absolutismus verschuldet hat, welcher uns durch Jahrhunderte niederdrückte und entsittlichte, insbesondere gedankenfaul, genußsüchtig und leichtfertig machte. Wenn man sich die Levers Ludwig's des Vierzehnten vergegenwärtigt, so denkt man unwillkürlich an die Selbstvergötterung römischer Cäsaren, an die Schlechtigkeit ihrer Freigelassenen und an die Sittenlosigkeit eines verlotterten Volkes. Wir haben zwar solchen Absolutismus in Oesterreich niemals erlebt, aber auch der verdünnte, welchen wir hinnehmen mußten, macht, daß wir uns mit der neugeborenen Freiheit nicht zurechtfinden können; denn auch er hatte die Folge, daß man das Gesetz als etwas Willkürliches, nur der Laune der Regierungs-

bequemlichkeit oder der Pedanterie Entsprossenes ansah und daher die Umgehung desselben als einen Act der Opportunität betrachtete. Der Gewandte umging das Gesetz ohne Gewissensscrupel oft lachend und scherzend, der Heftige setzte ihm Gewalt entgegen. Soll ich aber den Absolutismus in Oesterreich kennzeichnen, so möchte ich sagen, daß er patriarchalisch-gutsherrlich, bureaukratisch-kaiserlich gewesen. Diese Regierungsweise ließ eine freie, unabhängige Vaterlandsliebe nicht aufkommen, die steten polizeilichen Einmischungen machten mißtrauisch und unwahr, erzeugten einerseits tückischen Trotz und andererseits niedrigen Bedientengeist. Sie machten indolent und wirkten erschlaffend auf Kopf und Herz, machten leichtfertig und selbstisch. Der Volkshumor blieb zwar frisch, wurde aber gemein; die Zote gefiel besser als der Witz. So erzeugte der Absolutismus eine Art Philoxera vastatrix, welche sich an die Herzen der Jugend ansetzte, wie die Reblaus an die Wurzeln des Weinstocks. Sie konnte und kann nur ausgerottet werden durch das Aufleben einer warmen und thatkräftigen Vaterlandsliebe, und diese ist nicht bloß ein Erzeugniß des Verstandes und der Logik, sondern bedarf einer tiefen, inneren Gemüthswärme. Unser Uebergang in die constitutionelle Neuzeit mit seinem traurigen, zwölfjährigen Rückschlag war jedoch von Zufällen und von Thaten begleitet, welche die Gemüther gewaltig erhitzten, dann widerwärtig erkälteten und auf selbstische Bestrebungen zurückwarfen. Eine schlimme Beigabe dieser Gemüthserkältung und Vertrocknung ist die blasirte Gemeinheit, welche nicht selten auch unter hohen Orden und glänzenden Toiletten sich einnistet. Ich spreche nicht von jener Gemeinheit, welche nur salonunfähig macht, weil die Kleidung unmodern und die Sprachweise unfein ist, sondern von jener, welche aus der Vertrocknung und Versumpfung jeglichen Seelenadels entspringt. Wenn ich den Seelenadel definiren soll, so möchte ich sagen, er bestehe nicht bloß in der Fähigkeit, sich für Kunst und Wissenschaft und deren edle Erzeugnisse zu erwärmen und zu begeistern, sondern vor Allem in der Erregbarkeit, wo Menschenrechte bedroht sind oder das Unrecht den Sieg erficht; er besteht in der Befähigung, hohe Geister und große Menschen zu erkennen und zu bewundern und den Zielen derselben nachzustreben. Dieser Seelenadel scheint untergehen zu wollen in Genußtaumel und Habsucht. Man fühlt die Gefahr und berauscht sich in theatralisch angelegten Ovationen, wie der Pfarrer die Kirchenglocken läuten läßt gegen

ein heranziehendes Gewitter. Gestehen wir es uns ein, daß unsere politischen Parteilager durchwegs von materialistischer Selbstsucht beherrscht sind, oder doch daran kränkeln. Die socialistischen Anläufe der neuesten Zeit haben die Diagnose der Krankheit klar gestellt und meines Erachtens dargethan, daß Polizei und Waffengewalt, sowie kirchliches Ceremoniell nur symptomatische Heilmittel sind, während das Uebel eine tiefergehende Diätetik verlangt, um es im Keime anzufassen, daß wir uns bemühen müssen, den Seelenadel wieder zu gewinnen, von welchem die Geschichte der Menschheit so viele erhebende Beispiele verzeichnet hat.

Sallust prophezeite den Römern, daß sie an ihrer luxuria et avaritia zu Grunde gehen würden, und sie gingen zu Grunde, obschon sie Römer gewesen. Als Horaz sein bekanntes: Odi profanum vulgus et arceo niederschrieb, so dachte er wohl nicht ausschließlich an den römischen Mob, sondern auch an manche Patricier und Ritter.

Die Wiederbelebung und Kräftigung des geistigen und sittlichen Aufschwungs, welche ich als Heilmittel und Diätetik unserer Zeit empfahl, wird uns allerdings nicht neue Entdeckungen und Erfindungen in der Mechanik und Chemie bringen, noch andere Communicationsmittel, als Eisenbahnen und Telegraphen, noch bessere Banken und Crédits mobiliers und was sonst noch unsern wirthschaftlichen Geschwindschritt beschleunigen könnte. Vielleicht wird sie unsere Verfassungsparagraphen verbessern; vor Allem aber wird sie, wie ich hoffe, manche selbstische Nergeleien, deren Quellen ungerechtfertigter Ehrgeiz und niedrige Habsucht sind, in Verruf bringen, indem sie eine ehrliche Vaterlandsliebe obenauf stellt; sie wird die öffentliche Meinung veredeln und sittlich strenger machen, als sie es gegenwärtig ist, wo sie nur dem Erfolge huldigt und sich ihm knechtisch beugt. Die Römer sagten: der Erfolg sei der Lehrmeister der Dummen; aber sie scheinen den Satz nur theoretisch genommen zu haben, indem sie warnten, ihn zur Richtschnur zu wählen für künftiges Handeln. Wir nehmen ihn praktisch, indem wir demjenigen, welcher Erfolg hat, so lange kriechend huldigen, als er ihn hat; versagt er ihm aber, dann werfen wir den Mann zur Seite, wie eine ausgesaugte Orange, halten aber doch eine leise Fühlung mit dem Abgenützten, so lange noch die Möglichkeit vorhanden ist, daß er neuerlich Erfolge erringen könnte. Der befürwortete geistig-sittliche Aufschwung wird uns aber insbesondere befähigen, in großen geschichtlichen und staatlichen No-

menten aufrecht zu bleiben, in Zeitläufen, wo die kleine politische Rechenkunst den Dienst versagt und ein prophetischer Gesammtblick der Leitstern sein muß für einen vollkräftigen Staatsmann. Ach! was soll doch ein moderner Staatsmann alles sein und leisten! Das Recht soll er schützen und fördern, zunächst das geschichtliche wie es in den Gesetzbüchern steht, und soll dieses wieder in gewisser Beziehung bekämpfen, indem er es fortbildet zu jenem Rechte, welches von Anbeginn in die Herzen der Menschen geschrieben ist. Er soll ein wahrer und warmer Menschenfreund sein und an die Menschheit glauben und ihre Interessen mit edlem Gemüthe erfassen. Er soll muthig dem Unrecht entgegentreten und es mit fester Faust niederhalten und niederwerfen. Er soll ein guter Wirth sein für den Staat, sparsam und doch wieder freigiebig sein, nicht knickernd, wo es den allgemeinen Interessen gilt: der Freiheit und der Ehre des Vaterlandes. Er soll tapfer sein wie ein Leonidas, soll jedoch mit Besonnenheit benutzen, was die Neuzeit an wilden Zerstörungs- und Vernichtungswerkzeugen erfunden hat und anbietet. Dabei soll er wieder den Frieden suchen mit aller Welt, damit wir nicht verarmen und verwildern. Er soll auf die Wünsche Aller horchen und doch wieder nur seiner eigenen Ueberzeugung folgen; die politische Welt verlangt einen fügsamen, zugleich unfügsamen Mann, wie es auch die Weiber thun. Wo endet die Reihe dieser Gegensätze? Aber es giebt Potenzen im menschlichen Herzen, welche den Lenker des Staatsschiffs durch das Wirrsal der Riffe und Klippen des öffentlichen Lebens durchzuführen vermögen. Zu oberst ein unerschütterlicher Rechtssinn, zu zweit' ein warmes Gemüth für die Menschen, seine Mitbrüder; zu dritt' endlich ein unbefleckter Seelenadel, welcher den Staatsmann emporhebt und fernhält von allem Gemeinen und Niedrigen. Diese drei reichen aus, um dem Staatsschiffe als Kompaß zu dienen.

Den großen italienischen Malern rühmen die Kunstkenner nach, daß sie überaus glücklich waren in der Wahl und Mischung der Farben ihres Hintergrundes, wodurch ihre Gemälde wahr, klar und plastisch vor das Auge treten. Ich habe im Vorstehenden die Grundtöne bezeichnet, in welchen der Hintergrund des Politikers gemalt sein müsse, um dem scharfblickenden politischen Zuschauer zu genügen; ich empfehle diese Grundtöne auch allen Jenen, welche sich berufen glauben, die politische öffentliche Meinung zu bilden. Wer daher zu den Völkern spricht, mag es sein als Publizist oder als Volksvertreter, um sie reif zu machen zur Selbst-

regierung, der sorge dafür, daß die Leinwand, auf welche er malt, mit jenen Grundtönen getränkt sei, daß überall unbeugsamer Rechtssinn, ein für Menschenwohl und Menschenbildung warmes Gemüth und ein unbefleckter Seelenadel sein Thun und seinen Einfluß auf die Zeitgeschichte durchleuchten; dann wird die öffentliche Meinung sein und leisten, was sie soll. So meine ich denn, daß, wenn wir die Unbehaglichkeit bannen wollen, welche wie ein Alp auf uns lastet, wir vor Allem an uns selber arbeiten müssen. Eitle Gemüthspolitik! rufen höhnisch die Praktiker. Allein ich schwärme nicht für jene romantisch-sentimentale Gemüthlichkeit, welche über den Tod eines Papagei's heiße Thränen vergießt, aber stark und kalt bleibt, wenn ein Volk zertreten wird; noch für jene Gemeinheit, deren grobe Plattheiten und Frivolitäten man Gemüthlichkeit tauft. Auch die frömmelnde Süßlichkeit ist es nicht; denn der Zelotismus, welcher ihr innewohnt, erkaltet sie; ihr Standpunkt, welcher an die Stelle des Menschen den Confessionellgläubigen setzt, ist zu enge und zudem unwahr. Die Gemüthswärme, welche ich verlange, ist aber auch nicht jene Gluthitze, welche, von der Leidenschaft entzündet, an selbstischen Gelüsten sich nährt; nicht jener Seelenbrand, welcher für seine Mitmenschen nur eine unfruchtbare Schlacke zurückläßt; nicht jener Grimm, welcher verzweifelnd zum Selbstmorde greift, zum Doppelselbstmorde, aus Liebe zu Weib und Kind. Man kann solches Thun nicht bestialisch nennen, denn es ist den Bestien unbekannt; man kann es nur als diabolische Verrücktheit bezeichnen. Mit solchem Seelenbrande hat die edle Gemüthswärme nichts zu schaffen; sie macht ihn vielmehr unmöglich, denn sie ist eine ruhige, erwärmende Flamme, welche vom Gemüthe ausgehend unser Fühlen und Thun wohlthätig durchwärmt. Sie schließt die zerstörende, vulkanische Gluthhitze ebenso aus, wie die selbstische Erkaltung der Herzen, welche frostig, träge und genußsüchtig in blasirter Langeweile erstarren. Nur jener Gemüthswärme und Stärke rede ich das Wort, welche aufflammt bei jedem schweren Unrecht, das geschieht, welche opferbereit hervortritt, wo es gilt, Leiden zu lindern oder Unglück abzuwenden, welche nicht durch Selbstsucht versumpft ist, sondern sich den Sinn und das Verständniß für Kunst und Wissenschaft, für Freiheit und Menschenglück bewahrt hat. Das ist die Gemüthswärme, welche meines Erachtens auch die Politik nicht entbehren kann, sie gleicht dem Sonnenlichte, welches leuchtet und erwärmt, belebt und kräftigt. Sie durchdringt den ganzen Menschen und findet in dem Charakter

desselben einen thatkräftigen Ausdruck und macht den Staatsmann auch zum Menschenfreund. In einem tüchtigen Staatsmanne müssen die Schärfe des Verstandes und die Wärme des Gemüths in einem glücklichen Gleichgewichte stehen. Das edle deutsche Herz unserer vortrefflichen Kaiserin Maria Theresia war bei Erfüllung ihrer Regentenpflichten nicht weniger maßgebend, als ihr klarer, naturwüchsiger und praktischer Verstand, und in ihrem unvergeßlichen edlen Sohne Josef überwogen vielleicht die Regungen eines begeisterten Herzens die kalten Erwägungen praktischer Klugheit. Auch der vielgeprüfte Kaiser Franz horchte gern auf die mildernden Eingebungen des patriarchalischen Geistes. Fürst Metternich galt als ein Kenner und Gönner der Kunst und Literatur, trotz seiner Leidenschaft für die Censur; die Romantiker der Zwanzigerjahre waren willkommen in den Empfangszimmern am Ballplatz. F. Grillparzer erzählte mir, daß, als er dem Fürsten in Neapel seine Aufwartung machte, dieser ihm nahezu mit Begeisterung eine der liberal-prägnantesten Stellen aus Child Harold vordeclamirte, worüber der ehrliche Grillparzer beinahe unwillig wurde, denn er nahm es als Ironie oder doch als Komödie auf. Wer kennt nicht den gemüthlichen Aufschwung der publizistisch-diplomatischen Damen und ihre Befähigung, Sentimentalität und Religiosität als politische Hilfsmittel auszubeuten? In dem alten, kalten Albion verwenden viele der ausgezeichnetsten Staatsmänner, wie die Bücherkataloge nachweisen, ihre Mußestunden zu belletristischen Arbeiten, um ihr Gemüthsleben zu kräftigen und nicht erkalten zu lassen. Alexander der Große führte die Gedichte Homer's, Napoleon, wie man sagt, jene Racine's in ihren Reisetaschen. Bei Napoleon war dieses Heilmittel nicht wirksam; wäre er nicht jeden Seelenadels baar gewesen, so würde er nicht auf dem tropischen Eilande als Staatsgefangener Europa's verkümmert sein. Mag man immerhin fragen: hatten die Mächte aber dazu auch ein erweisliches Recht? Wenigstens hatten sie die Macht dazu! — und Gewalt geht vor Recht, sagen die Thatkräftigen*); vielleicht war es Nothwehr, vielleicht glaubten Europa's Fürsten berufen zu sein, das Strafgericht der himmlischen Gerechtigkeit auf ihre gesalbten Schultern zu übernehmen.

Der Leser wird ungeduldig fragen, weshalb ich ein so langes Plaidoyer für die Gemüthswärme im Herzen des Staats-

*) Jahre lang schon bediene ich mich meiner Nase zum Riechen, habe ich aber dazu auch ein erweisliches Recht? (Schiller.)

mannes schrieb? Ich antworte, daß ich es that mit Hinblick auf den moralisch-politischen Genius epidemicus unseres Zeitalters: Blutleere und Gemüthsarmuth, die Defecte unserer Zeit, machen die Politik wie die Kinder rhachitisch. Apotheken sowie Arsenale überschütten uns mit Eisenpräparaten, aber die einen heilen nicht die Schwindsucht des Nachwuchses und die andern schaffen den Bankerott der in Blutlachen watenden Völker. Diese Defecte heilt man nicht von außen hinein durch Drillcultur und Gedankenabstinenz, sondern nur von innen heraus durch ein tüchtiges Geistes- und Seelenleben. Julius Hammer hat ein Buch geschrieben: „Schau in Dich, schau um Dich." Dieser Weisung muß man nachkommen, um nicht im Realismus zu vertrocknen oder im Idealismus zu verdunsten. Ohne Gemüth kein Patriotismus! Aber der Himmel bewahre das Vaterland vor Gemüthscomödianten! Ihre Muse ist die Lüge und die Aermsten wissen oft nicht, daß sie Lügner sind.

Der Seelenadel sowie sein Widerpart, die Gemeinheit, haften an den Individualitäten und dringen erst durch diese in die Politik ein; denn wie der Mensch denkt, fühlt und ist, so gestalten sich auch seine politischen Anschauungen und Bestrebungen, mag er in einem Parlamente seinen Sitz rechts oder links wählen.

Ich habe meinen Aufsatz überschrieben: „Der Seelenadel in der Politik;" das mag Manchem unklar oder gesucht klingen. Ich bleibe aber doch dabei: Diejenigen, welche sich mehr und minder klar sagen, daß in dem tüchtigen Staatsmanne auch ein mannhafter Rechtssinn herrschen müsse, und ein Sittlichkeitsgefühl, welches, das Selbst verleugnend, für die Gesammtheit des Staates und des Menschengeschlechts erwärmt ist; welche sich sagen, daß derjenige Staatsmann, welcher nur ökonomisch nergelt und polizeilich maßregelt, nicht der rechte sei, und daß die Zukunft ihn vergessen oder verwünschen werde; — eben diese werden von dem Staatsmanne auch Achtung, ja Begeisterung für Kunst und Wissenschaft verlangen, werden begehren, daß er das Ideale und Reale von einander nicht losreiße, sondern in selbstloser Humanität verbinde; solchen Männern wird meine Bezeichnung „Seelenadel" weder fremd noch unverständlich klingen, weil er in ihrer eigenen Brust ein Heim gefunden hat. Mein emphatischer Zuruf ist aber nicht sowohl an die gesalbten und gekrönten Häupter und ihre Minister gerichtet, als vielmehr an einen Potentaten der modernen Welt: an die öffentliche Meinung und an ihren Premier, die frei gewordene Presse; in diesen muß

der Seelenadel eine Heimat gewinnen, soll er Gemeingut der Völker und ihrer Fürsten werden. Bis jetzt ist er es noch nicht; denn nur zu häufig entadeln unwürdige Leidenschaftlichkeit, selbstische Erbärmlichkeit, niedrige Rancüne, Gewinnsucht u. s. w. den genannten Potentaten und seinen Premier. Und auf diesem arg verunkrauteten Boden hat sich eine Verbrecherschule entwickelt, welche Recht und Sittlichkeit als veralteten Plunder mit Füßen tritt und jeder Gewissensregung unzugänglich bleibt. Die Tagesgeschichte nennt diesen Kakadämon den Nihilismus. Ursprünglich wurzelnd in der sittlichen Idee des Menschenrechts und Menschenglücks, wuchs er in schlechter Atmosphäre zu einem giftigen Manzanillo empor. Gewissenlose Täuschungen und verbitternde Enttäuschungen, welche den Völkern nicht selten mit Spott und Hohn hingeworfen wurden, hatten die Herzen vergiftet, die Menschen leidenschaftlich gemacht und aus ihnen Fanatiker erzeugt, welche wir Nihilisten nennen. Die Menschenliebe wurde in Haß verwandelt und die Thatkraft prunkte mit den Verbrechen eines wilden Fanatismus. Der Fanatiker aber steht nahezu gleich dem Maniacus sine delirio; mag dieser auch an Unzurechnungsfähigkeit streifen, so sind Diejenigen, die er bedroht, und zu diesen gehört auch das Recht und die Sittlichkeit, befugt, ja verpflichtet, ihn Faust gegen Faust zu bekämpfen und seine dämonische Thatkraft zu vernichten. Das ist das Erste, was uns gegenüber dem Nihilismus obliegt; aber man vergesse auch nicht die Urquelle und den Entwickelungsgang dieses bedauerlichen Zustandes. Damit die schwer erkrankte politische Welt wieder gesunde, ist es die nächstliegende Aufgabe, den bezeichneten Feind Brust gegen Brust niederzuwerfen, doch ist es nicht minder Pflicht, die Ursachen zu beseitigen, welche wortbrüchig den verbrecherischen Wahnsinn erzeugten und fortan erzeugen werden; denn die Menschenbrust ist nicht gefeit gegen den Unhold Fanatismus. Ich befürchte nicht den endlichen Sieg des Nihilismus; aber Mann gegen Mann ist die Losung, nicht Phrase gegen Phrase. Aus der überreizten und getäuschten Gesellschaft ist er emporgewachsen, daher muß sie selbst ihn niederwerfen, und deshalb richte ich mein Mahnwort an die Träger der öffentlichen Meinung, an das Gewissen und den Seelenadel der Völker. Hoffen wir, daß er in der grausigen That des 13. März zu St. Petersburg seinen Culminationspunkt erreicht habe und dem Niedergange zueile. Ein entsetzlicher Mahnruf war dieser Königsmord für Alle und Jeden! Wie kam es doch, daß keine unserer legislativen Körperschaften ein Wort der Theilnahme und des Ab-

ſcheus gegenüber einem ſolchen Ereigniß fand? Sei es auch, daß irgend ein Formfehler dazwiſchen lag, — jeder Einzelne war berufen, berechtigt und verpflichtet, ſeine Stimme zu erheben, denn der Geſellſchaft ſelbſt und ihren organiſchen Vertretern in dem Parlamente und in der Preſſe kommt es zu, ihre Axt an die Wurzeln dieſes Upasbaumes zu legen. Europa möge ſich den Bibelſpruch gegenwärtig halten: „Du wirſt ihr den Kopf zertreten, ſie dich aber in die Ferſe zu ſtechen trachten.“

Zweites Gedenkblatt.

Knaben- und Jünglingsjahre und der Eintritt des Mannes ins Leben.

In den Kinderschuhen.

Mein Großvater Josef Erhard hatte ein für jene Zeit (1760) namhaftes Vermögen erworben und dasselbe durch den Ankauf von Landgütern nutzbar gemacht. Er wurde geadelt und Mitglied der Landstandschaft in Steiermark. Er hinterließ vier Söhne: Josef, Johann, Franz und Alois. Ich war der Erstgeborene des dritten Sohnes. Josef hatte sich in Krain angekauft, erwarb dort die Landstandschaft und galt als ein befähigter und charaktervoller Mann, wurde ständischer Verordneter und stand, als das Herzogthum Krain zum Kaiserthum Frankreich geschlagen wurde, in französischen Staatsdiensten. Man erzählte, daß bei der Invasion im Jahre 1809 ein Schurke dem französischen Commandanten verrathen habe, daß der Verordnete Kalchberg die in seiner Verwahrung gestandenen Staatsgelder zuerst auf sein Gut Neudeck und dann weiter in nicht occupirte österreichische Provinzen gebracht habe. Da sei Kalchberg sofort festgenommen und mit dem Erschießen bedroht worden, man habe ihn nach Görz geschleppt und fortwährend mit dem Tode gedroht; er aber habe mit Kaltblütigkeit geantwortet: „Wenn Sie mich erschießen, werden Sie aus meinem Blute dennoch keine Zwanziger prägen!“ Ungeachtet dessen, vielleicht deshalb, wurde Kalchberg von dem Usurpator als Intendant bestellt. Der zweite Sohn Johann war mehrfacher Gutsbesitzer in Steiermark, besaß insbesondere das kleine Stammgut „Pichel“ im Mürzthal, wurde im ganzen Lande als Dichter und historischer Schriftsteller gefeiert, war von dankenswerthem Einflusse auf die Culturinteressen Steiermarks und von dem munificenten Erzherzog Johann geachtet und in seinen Bestrebungen warm unterstützt. Dennoch ist er heutzutage von den Epigonen der neuen Landstube nahezu vergessen! Mein Vater Franz, dessen Vermögen

Schaden genommen hatte, war in die Staatsgüter-Administration eingetreten. Der vierte Sohn Alois diente als k. k. Rittmeister und schloß sein Leben als k. k. Postmeister. Meine ersten Erinnerungen reichen zurück in die Zeit nach der Schlacht von Austerlitz und dem Preßburger Frieden. Wir wohnten damals in Graz, welches mit einer französischen Garnison belegt war. In unserer Wohnung war einem Capitain Cavernell ein Zimmer eingeräumt; wir verstanden uns sehr gut mit ihm, denn er war wohlwollend, heiter und bescheiden in seinen Anforderungen. Ich fand Gnade bei ihm, wie denn die Franzosen in der Regel Kinderfreunde sind; doch heute bin ich so boshaft, anzunehmen, daß zwei sehr hübsche Fräulein, welche er in unserem Hause traf, einen noch wärmeren Eindruck auf ihn machten als mein runder steirischer Kinderkopf. Die beiden Damen rechtfertigten auch die Artigkeit des Franzosen, welche die Stadt Graz an der Mur: La ville des graces au bord de l'amour zu benennen so chevaleresk waren. Der Capitain trieb viel Muthwillen mit mir, welchen ich nicht jederzeit gnädig aufnahm: z. B. als er einst dem weinenden Buben einen Zwirnknäuel in den Mund warf und ihn auf diesem Wege abhaspelte; so auch, wenn er, als wir speisten, erschien und dem phlegmatischen Steirer zu jedem Bissen Fleisch ein Stück Weißbrod in den Mund schob. Dafür entschädigte er mich, indem er mir seine Uniform anzog, den Hut aufstülpte und den Degen ankoppelte, sich herzlich freuend, wenn ich so angethan durch die Zimmer schritt und mit seinen Rockschößen den Boden bürstete. Am meisten nahm er mich aber dadurch gefangen, daß er mich fast täglich zum Schlusse des Offizierdiners einlud, welches in einem ebenerdigen Saal unseres Wohnhauses unter dem Vorsitze eines Generals, eines mageren, olivenfarbigen Mannes, stattfand, um mich mit Orangen und Desserts zu füttern. Eines Tages war unser Franzose, wie ich ihn zu nennen pflegte, im Dienste abwesend, da nahm mich sogleich der General in Empfang, führte mich nach Schluß des Diners in ein anstoßendes Cabinet und setzte sich mit mir auf ein kleines, nahe an der Thür stehendes Sopha, um mit mir zu plaudern. Plötzlich griff er nach einem über dem Sopha hängenden Miniaturgemälde und fragte mich: „„Kennst Du den?““ Ich verneinte. „„Das ist unser großer Kaiser.““ „Das ist nicht unser Kaiser; Papa hat ein Portrait von ihm und das ist ein ganz anderer Mann.“ Lebhaft entgegnete mein General: „„Das ist der große Napoleon, unser Kaiser.““ Ich aber erwiderte trocken: „Ach so, das ist der böse

Mann, welcher mit unſerm Kaiſer Krieg führt.“ Der General ſchickte mich ſofort nach Hauſe. Meine Großmutter war, wie ich denke, mit meinen kriegeriſchen Sympathien nicht einverſtanden, denn ſie war fromm und hatte mich für einen Pfarrer prädeſtinirt, aus welchem auch ein Prälat werden konnte, war doch mein Taufpathe der Prälat aus dem Ciſterzienſerſtifte Rain. Etwa ein Jahr ſpäter überſiedelte mein Vater auf ein Staatsgut, wenige Meilen von Graz, und mein regelmäßiger Unterricht begann. Der Ortspfarrer, der Ortsſchullehrer und ein Franzoſe, Herr Santerre, welcher in unſerm Hauſe wohnte, waren meine Lehrer und Pädagogen, jedoch war er nicht der famoſe Bierbrauer aus der Vorſtadt St. Antoine. Mein Unterricht war dürftig genug. Im Sommer 1809 begleitete ich meinen Vater auf einem Beſuche in das Lager des Corps-Commandanten Grafen Gyulay, welcher am linken Murufer gegen Graz zurückwich, während am rechten der Marſchall Marmont auf der Straße nach Wien vordrang. Eine zurückgehende demoraliſirte Truppe macht einen peinlichen Eindruck. Während Gyulay gegenüber Wildon lagerte, kam eine Eskadron Frimont-Huſaren zu uns nach H., um Vorſpann und Anderes zu requiriren; es waren tapfere Leute, aber wild und abgeriſſen. Zufällig kannte der Rittmeiſter meinen Vater und ſchien hocherfreut, ihn wiederzuſehen. Ich begaffte Alles und Alle als ein verblüffter Junge; da kam mein Schulmeiſter und klagte mir, daß die Huſaren ſein auf der Wieſe aufgehäuftes Heu ſich gewaltthätig aneigneten, und ſiehe da, in meinem Herzen erwachte der ſchlummernde Juriſt. Ich eilte mit dem Schulmeiſter auf die Wieſe, mich von der Thatſache zu überzeugen, lief dann zurück, um mit aufgeregtem Rechtsgefühl dem Rittmeiſter das nach meiner Anſchauung entſetzliche Attentat zu berichten. Das deutete doch offenbar auf meinen Beruf für das Barreau. Der Rittmeiſter ſchien nicht eben erbaut von meinem wahren Rechtsgefühl, auch mein Vater war nicht ſehr erfreut darüber. Allein der Rittmeiſter war gerecht wie Salomo und ließ einen Mann niederziehen; nur die Bitten meines Vaters verhinderten die Vollſtreckung des Prügelurtheils. Ich eilte wieder fort mit meinem bedrohten Lehrer, aber ſiehe da, der Corporal der abziehenden Huſaren ſprengte auf uns zu und riß ſeine Piſtole aus der Halfter, der Schulmeiſter ſprang in die Thür ſeines Hauſes, ich aber eilte, ſo ſchnell mich die Füße trugen, nach dem Schloſſe. In dieſer That gab ſich wieder mehr die Anlage zum Rechtsfreunde als zum Feldherrn kund. Der traurige Friede zu Wien war geſchloſſen,

da kamen eines Tages die Schuljungen aus unsern Dörfern zu mir und baten mich, ihr Anführer sein zu wollen, denn sie hätten einen Ehrenstreit auszukämpfen mit den Jungen von Wildon. Der Kampfplatz sollte die Brücke bei Wildon sein und die Waffe Steine in Sacktüchern. Ich nahm die Sache ernsthaft wie Don Quixote, ging zu meinem Vater, um die Erlaubniß zu erbitten, ihr Anführer sein zu dürfen. Allein der Papa war so unkriegerisch gestimmt, daß er mich am Ohre faßte und meine Armee davonjagte. Dies demüthigte gar sehr meine Hoffnungen auf Kriegsruhm.

Gymnasiast und Convictist.

Im October desselben Jahres wurde ich an das Gymnasium nach Marburg an der Drau geschickt, um ein Federfuchser zu werden. Ich war neun und ein halb Jahre alt und kam in Kost und Wohnung zu dem Katecheten des Gymnasiums, Abbé Humpel, der ein alter Bekannter meines Vaters und ein aufgeklärter Mann gewesen. Ich war allda auch physisch gut versorgt, denn die Wirthschafterin des Herrn Abbé, eine schlanke hübsche Person in guten Jahren, hatte mich bald liebgewonnen und der Abbé war väterlich wohlwollend. Ich glaube, daß er meine Befähigung nicht sehr hoch anschlug, dennoch wurde ich erster Prämiant und mein Mentor war stolz auf mich. Lebhaft gedenke ich noch des 20. Hornung 1811, als ich Morgens acht Uhr mit meiner Mappe unter dem Arm über den Stadtplatz zur Schule ging. Es drängten sich allda viele sehr aufgeregte Menschen und besprachen das trostlose Finanzpatent vom selben Tage. Und von da ab kam ich nicht mehr los von financiellen Klagen, bis zum 9. Mai 1873, wo unser berüchtigter großer Krach eine neue ökonomische Tragödie in Scene setzte.

Ende October 1811 kam ich als Zögling in das k. k. Convict in Graz, in welchem mein Vater einen steirisch-ständischen Stiftungsplatz für mich erhalten hatte, trat in das k. k. Gymnasium ein und setzte meine Studien auch in der philosophischen und juridischen Facultät fort. Ich spreche von dieser Zeit nicht nur, weil sie aufklärend über meine Persönlichkeit ist, sondern vor Allem, um das damalige Erziehungs- und Unterrichtswesen zu kennzeichnen. Das k. k. Convict war den Benedictinern aus Admont übertragen, welche zugleich die meisten Lehrkräfte für das Gymnasium lieferten. Ich kann diesen meinen Erziehern und Lehrern im Wesentlichen nur Günstiges nachsagen; sie waren verständig und liebevoll als Pädagogen,

eifrig und aufgeklärt als Lehrer und ferne lag ihnen mönchischer Geist und pfäffisches Wesen. Als ich eintrat, stand der Anstalt ein sehr kräftiger, imponirender und dabei freundlicher Ordenspriester P. Rainer als Director vor. Er genoß bei den Zöglingen Vertrauen und Achtung. Der Vicedirector und zugleich Präfect des Gymnasiums war P. C. Hammer, ein jüngerer Bruder des berühmten Orientalisten. Er war sehr frischen Geistes und recht wohlwollend gegen mich. Einstmals tadelte er mich in halb heiterer Laune wegen einer Inconsequenz, welche er mir vorwarf. Ich entgegnete halb schnippisch, daß meine Inconsequenz nur eine Schwenkung zum Bessern gewesen sei, und ob er vorziehe, wenn ich aus purer Consequenz dasjenige gethan hätte, welches ich als das Schlechtere erkannte. „Nun," erwiderte der Pater, „es ist mir lieber, wenn Sie in Ihrem Thun und Denken consequent bleiben, selbst auf die Gefahr hin, nicht immer das Richtige zu treffen, als wenn Sie, angeblich das Rechte suchend, immer zwischen Gutem und Bösem hin- und herschwanken." Mein zweiter Director, P. Magnus Röck, war gleichfalls frei von ängstlichen Scrupeln. Als ich ihm eines Tages die kühne Bitte vortrug: er möge gestatten, daß zu unsern höchst langweiligen Tanzunterhaltungen am Fasching-Montag, bei welchen wir Buben mit einander höchst ungraziös umhersprangen, auch die verwandten Mädchen der Zöglinge und deren Freundinnen erscheinen dürften, sagte er mir, daß er persönlich nichts dagegen habe, da wir nicht bestimmt seien, Mönche zu werden, es werde jedoch viel böses Gerede verursachen. Er ging darauf ein, aber sühnte seinen Liberalismus mit dem Verluste seiner Stelle, indem der im Anfange der zwanziger Jahre eingesetzte Bischof von Seckau, P. Zängerle, Dieses und Anderes als kühne Eingriffe in unsere geistliche Disciplin erachtete. Unter unsern Präfecten hatte ich insbesondere den P. Gerhard Endres sehr lieb gewonnen. Er war ein Mann von reichem Gemüthe und ernstem Streben, würdig und gebildet, ein Vater unter seinen Zöglingen. Unter anderm besaß er auch die Gabe, welche an Tieck und Holtei so sehr gefeiert wurde, die Gabe, Theaterstücke im Charakter der einzelnen Rollen vorzutragen, womit er uns manchen Abend erfreute. P. Gerhard war zuerst mein Professor in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, später Katechet am Gymnasium. Sehr liebenswürdig und voll philologischen Eifers war mein Präfect P. Justus Zettler. Er trug im dritten Jahre des philosophischen Studiums lateinische Classiker vor und las in dem einen Semester mit uns

die Horaz'schen Oden und Briefe, im andern die Satyren fast ohne Verstümmelung in usum delphini. Von gleichem Eifer war unser Professor in der Quinta, P. Speckmoser, ein auch in den neuern Sprachen sehr bewanderter Mann. Eine hervorragende Kraft war ferner P. Hartwig Dorfmann, der Professor der Mathematik und der Schrecken aller unmathematischen Köpfe. Schon diese wenigen Angaben zeigen, daß sowohl das Convict, als das Staatsgymnasium gut bestellt waren, selbstverständlich mit Berücksichtigung der damaligen Zeit- und Lehrverhältnisse. In der Lectüre waren wir fast gar nicht beschränkt, vielleicht weniger als es gut gewesen; aber es herrschte in Folge dessen eine gewisse geistige Regsamkeit, welche auswärts kaum vermuthet wurde. Nebenbei trieben wir auch Politik, hielten uns in der Abtheilung, welche ungefähr sechzehn Köpfe zählte, die „Augsburger allgemeine Zeitung", und als in den Jahren 1816 und 1817 die Debatten in der französischen Kammer und im englischen Parlamente sehr lebhaft wurden, wählten wir zu muthwilligem Zeitvertreib auch in unserm Museum, wie unsere Abtheilung benannt wurde, ein Ministerium, um eine Zielscheibe zu haben in unsern oppositionellen Exercitien. Diese ziemliche Ungebundenheit hatte auch ihre Schattenseiten, war aber geistig anregend und dadurch nützlich. In der Abtheilung, welcher ich angehörte, gab es recht tüchtige Jungen; so einen Karl von Schröckinger, welcher unzweifelhaft ein früh entwickeltes poetisches Talent gewesen, denn er starb erst 21 Jahre alt in Wien und hinterließ eine ziemliche Anzahl guter Gedichte, sowie Schauspiele und Trauerspiele, welche nicht ohne Erfolg über die Bühne gingen; so den zur Zeit noch lebenden Karl Gottfried von Leitner, unsern in der Literatur rühmlichst anerkannten vaterländischen Dichter. Schade, daß er sich über den Standpunkt der Romantik nicht hinauszuheben vermochte. Ferner Franz Unger, welcher als Botaniker in der europäischen Gelehrtenwelt gefeiert ist und mit poetischem Geiste die Reste der vorweltlichen Flora und Fauna zu vorweltlichen Landschaften ausarbeitete. Ich darf auch Josef Knar nennen, welcher schon in seinem 22. Lebensjahre zum Professor der Mathematik an dem Grazer Lyceum, später Universität, ernannt wurde. Er war ohne Zweifel ein hervorragendes mathematisches Talent, und es ist nur zu bedauern, daß ein zu weit gehendes Heimathsgefühl ihn fortwährend an Graz fesselte. Ich habe einiges Verdienst dabei, daß Knar sich der Mathematik zuwendete. Er war ein Jahr vor mir und wir galten Beide als tüchtige Auf-

löser von Gleichungen, welche damals in der Quarta gelehrt wurden; so kam ich denn dazu, Knar aufzufordern, mit mir die Mathematik Vega's zu studiren; daran schloß sich die Exponential-Rechnung von Paskiévič; die Professoren Jenko von der Mathematik und Kulik von der Physik ermunterten und unterstützten uns; wir gingen an Bohnenberger's Astronomie, an Euler, Lagrange, Cousin. Knar blieb der Mathematik treu, ich aber wurde fahnenflüchtig. Ohne „Büffler" zu sein, waren wir fleißig; so kamen wir an schönen Sommertagen, Knar, Kulik und ich, nicht selten schon Morgens 5 Uhr in einem Caségarten zusammen, um allda mathematische Studien zu machen. Wenn unser Convictsportier um 5 Uhr Morgens das Hausthor aufschloß, saß nicht selten mein jüngerer Bruder Franz vor demselben, um zu mir zu gehen, da ich mit ihm repetirte. Wenn das Gesagte und die angeführten Persönlichkeiten geeignet sind, auf das damalige Unterrichtswesen an dem Gymnasium und Lyceum zu Graz, sowie auf das k. k. Convict ein günstiges Licht zu werfen, so ließ vielleicht die Pädagogik in dieser Erziehungsanstalt Manches zu wünschen übrig. Es ist schwer, in einem großen mönchisch oder militärisch organisirten Erziehungsinstitute jene allgemeine, freie, humanistische Erziehung zu geben, auf welche der Pädagog doch hinsteuern muß; denn die Ordnung begehrt eine gewisse pedantische Gleichförmigkeit, der das Individuelle eingeordnet werden muß, welches dadurch nicht selten zu Schaden kommt. Auch die Ausscheidung aus den socialen Lebenskreisen macht fremd in denselben und schafft nicht selten Gegensätze, welche besser vermieden würden. Nicht bloß die Zöglinge, sondern auch ihre Erzieher werden von diesen Mißständen berührt. In Instituten endlich, wo Kinder aus den verschiedensten Lebenskreisen zusammengewürfelt sind, entstehen theils Absonderungen, welche nicht zuträglich sind, weil sie manche sociale Uebelstände, als Neid, Eifersucht, Uebermuth, Renommisterei und Kriecherei nebst anderen unsittlichen Ausartungen in das Erziehungshaus einschleppen. Es ist unmöglich, in demselben jene Potenzen wirken zu machen, welche im gesellschaftlichen Verkehr durch naturwüchsige Erziehung zwischen den verschiedenen Bildungsgraden, den Geschlechtern u. s. w., durch Sitte und Gewohnheit die Gegensätze ausgleichen. Auch wir im Convicte fühlten dies und nahmen wahr, wie der Eine oder Andere durch geschleckte Manierirtheit unangenehm wurde, an Vielen aber eine Rohheit hervortrat, welche dieselben von den gebildeten Kreisen ausschloß. In dem Institute selbst kamen jene kleinen Kameradschaften zu Stande, welche nicht immer in einer edlen Freund-

schaft gipfelten. Damit will ich unsern geistlichen Erziehern keinen Vorwurf gemacht haben, sie thaten vielmehr ihr Mögliches, standen aber wohl selbst nur ausnahmsweise auf den Standpunkten der feinen Gesellschaft. Als ich in das Gymnasium eintrat, waren nur vier Lehrfächer von Nicht-Admontern besetzt. Der Katechet war ein säculariſirter Franziskaner P. Vogtner (?), eine äußerst gutmüthige, wohlwollende Natur, aber der Spielball des Muthwillens. Sobald er das Schulzimmer betrat, ging der Maskencarneval los, und man könnte ein geschichtliches Handbuch schreiben über alle die Possen, welche die Buben zu Tage förderten. Er wurde sehr bald durch den bereits genannten Admonter P. Gerhard Endres ersetzt, und es war erstaunlich, wie sofort die rohe muthwillige Mannschaft umgewandelt wurde. Ein zweiter war Herr Welisch, Professor der Geographie und Geschichte, gemein und unwissend. Ein dritter, Professor des Lateinischen in der Quarta, war ein Exjesuit und wegen seiner ausgezeichneten Latinität unter allen Collegen anerkannt und gefeiert, P. Kruschnik. Er war bei seinen Schülern sehr beliebt; wir lernten viel bei ihm, ohne daß er uns mit Regeln und Schulbuch ermüdete; zudem war er heiter und wohlwollend, vielleicht über die richtige Linie der Pädagogik hinaus. Der vierte endlich war der Exjesuit P. Kirchstetter, Professor der Rhetorik in Sexta. Zu jener Zeit duldete die k. k. Censur keine Witzblätter mit Carricaturen, sonst wäre der gute Mann gewiß eine stehende Figur in denselben gewesen: unter Mittelgröße, das Haupt bedeckt mit einer großen Perrücke, deren unterer Rand in einen Wulst gerollt von einem Ohr zum andern reichte und auf welcher ein abgenützter Hut saß, ein immer drohendes Antlitz mit weit vorstehenden Augen und einem spanischen Rohr mit einem langen Elfenbeinknopf, welches er in der verkehrten Hand trug, suchte er den muthwilligen Jungen zu imponiren. Unter einem Quäker, drapfarben, mit stehendem Kragen und riesig großen Knöpfen, blickte eine schwarzseidene Weste hervor, an welche sich ein kurzes Beinkleid anschloß, unter welchem schwarzseidene Strümpfe und Schuhe mit riesigen silbernen Schnallen das Fußgestell bildeten; ein Phidias würde die Oberschenkel etwas zu kurz gefunden haben im Verhältnisse zu den langgestreckten, mageren Unterschenkeln. Er war dabei ein sehr wohlwollender Mann, eifriger Schulmeister und Lehrer, liebte seine lateinischen Classiker, ja war begeistert für dieselben und daher nicht ohne erwärmenden Einfluß auf die Jugend, obschon diese immerfort zu allerlei Schulschabernack bereit war. Er trug seinen Cicero mit

regem Eifer vor, und Cicero siegte nicht durch den pedantischen Meister, sondern durch sich selbst; aber daß er es konnte, verdankten er und wir doch nur der Wärme, mit welcher der eigenthümliche Professor für den beredten Römer sich aussprach. Im Griechischen stand es etwas dürftig, denn obschon dasselbe von der Quarta an durch fünf Jahre obligat gewesen und im dritten Jahre des philosophischen Studiums der eifrige P. Justus Zettler, wenn sich Amateurs fanden, Homer, Aeschylos, Sophokles freiwillig und ohne Anspruch auf ein Honorar las, so waren wir doch in der griechischen Philologie nicht bis zur Accentlehre gekommen. Auch der eben geschilderte Schulmeister trug wesentlich bei, das Interesse für die alten Classiker zu wecken. Er hielt auf guten Vortrag, wie denn auch in jener Zeit ein großer Eifer für declamatorische Vorträge in der Jugend erwachte und manch schätzenswerthem Talente das Bewußtsein seines Könnens gab. Die genannten vier Professoren wurden innerhalb eines Jahrzehends durch Admonter ersetzt und nicht zum Nachtheile des Gymnasiums und der studirenden Jugend. Ich erlaube mir im Vorübergehen des P. Aemilian Milde zu gedenken, welcher als Professor der Geschichte und Geographie an die Stelle des obengenannten Welisch getreten war. P. Aemilian war nicht ein genialer Kopf, aber er nahm es ernsthaft, eifrig und unparteiisch mit seiner Doctrin und belebte das überaus trockene Schulbuch. Ich erinnere mich, daß ich in der Quinta bei einer zufälligen wöchentlichen Prüfung von ihm über den dreißigjährigen Krieg befragt wurde. Ich hatte darüber Schiller's Darstellung gelesen und antwortete mit lebendigem Eifer. Der Professor belobte mich und fand es nachahmenswerth, daß ich mich in der Literatur umgesehen hätte. „Sie haben unseres Schiller's Buch gelesen," sagte er, „das ist lobenswerth, nur muß ich Sie aufmerksam machen, daß Schiller auf einem Parteistandpunkte steht und daß Sie dies nicht vergessen dürfen." Aus dem Munde eines Mönches und österreichischen Geschichtsprofessors war diese Aeußerung freisinnig und gewissenhaft. In der Zeit, als ich am Gymnasium war, bestanden Fachlehrer; es war dem nachfolgenden Jahrzehend vorbehalten, die ehemaligen Klassenlehrer zu restauriren und dem Grundsatze der k. k. Studien-Hof-Commission: „Unsere Lehrer müssen lehren, was wir ihnen zu lehren befehlen" einen wirksamen Nachdruck zu geben. Im April 1874 feierte das Gymnasium seinen 300jährigen Bestand.

Am Lyceum.

In den Jahren 1817, 18, 19 hörte ich die Vorträge an der philosophischen Facultät. Wenn wir aus dem Gymnasium auch nicht so viel Kenntnisse mitbrachten als zu wünschen gewesen wäre, so war doch unser Geist keineswegs eingeschläfert und unser Blick schaute auch nach auswärts, wo Kunst und Wissenschaft ein reicheres Material boten. Wir durften uns mit dem Spruche trösten: „Es thut's der Geist, der drinnen ist." Die Lyceen, als höhere Lehranstalten, nahmen einen unbefriedigenden und ungenügenden Standpunkt ein. Sie lehrten für das Bedürfniß der Wissenschaft zu wenig, für den Hausbedarf des Brodstudiums vielleicht zu viel. Schon die Mathematik, von deren formeller Bildungskraft man so gern sprach, wurde für den Caplan, für den Mediciner, für den Juristen, selbst für Denjenigen, welcher Buchhaltung und Rechnen zu seinem Lebensberuf wählte, zu breit behandelt; für die Mathematik als Wissenschaft war aber der Unterricht zu dürftig. Man lehrte nicht einmal sphärische Trigonometrie und in dem darauf folgenden Jahrgange der Physik plagte man die Jungen mit Astronomie und schob in den Unterricht die sphärische Trigonometrie ein, wie eine eingeschmuggelte Waare. Die Chemie wurde in wenigen Bogen abgethan, so daß wir von ihr so gut wie Nichts verstanden. Das Griechische vollends glich einem dritten Pferd auf der Wildbahn, welches sich auf dem Schotter die Hufe verdirbt, aber wenig zieht; es lieferte kaum mehr als Nomenclaturen für Apotheker und andere Geschäftsmänner. Die Philosophie war mit Argusaugen bewacht, damit sie sich fein säuberlich gegenüber der christlichen Dogmatik abgrenze. Der brave und in Graz sehr beliebte Professor Rembold, welcher nach Wien berufen worden war, um nach etwa zehn Jahren von der Lehrkanzel entfernt zu werden, weil seine Philosophie als nicht christkatholisch erkannt worden war, hatte dem Piaristen P. Josef Calasanz Likavez Platz gemacht, und dieser war ein gemäßigter Kantianer, hielt sich an Krug und sprach ein ganz hübsches Latein. Seine Zuhörer waren zwar nicht in Gefahr, von ihm zu Ketzern gemacht zu werden, er selbst aber wurde verketzert wegen des bösen Kantischen Grundsatzes von der Autonomie der Vernunft. Er kam als Bibliothekar nach Laibach. Professor Jenko trug, wie erwähnt, die Mathematik, Kulik die Physik, P. Justus Zettler die Philologie vor. Im dritten Jahrgange war auch die Erziehungskunde

für Stipendisten obligat. Sie wurde von einem geistesfrischen und heitern Priester aus dem Kloster St. Florian in Ober-Oesterreich anregend vorgetragen nach dem Lehrbuche von Milde, dem spätern Erzbischof zu Wien; das Buch war in der Hauptsache ein Auszug des größern Niemayer'schen Werks und durchaus nicht mönchisch oder ängstlich gehalten. Ich erinnere mich, daß mein Professor, der Pater aus St. Florian, mich bei der Jahresprüfung fragte, wie ich die Erziehung eines fünfzehnjährigen Mädchens anfassen und leiten würde: eine heikle, nicht mönchische Frage, gerichtet an einen achtzehnjährigen Convictisten! Appel, so hieß der Pater, war auch eine in den gebildeten Kreisen der Grazer Gesellschaft willkommene Erscheinung. Er starb als Prior in seinem Kloster zu St. Florian; — promoveatur, ut amoveatur. Frint's Handbuch der Religionswissenschaft war uns als Lehrbuch vorgeschrieben und sollte das Gleichgewicht zwischen Wissen und Glauben herstellen; es verfehlte seine Aufgabe, denn es machte uns zu Halbwissern, zu halben Theologen, und schwächte den Glauben, welchen es stärken wollte. Der Professor der Religionswissenschaft, P. Hussik, war eine eigenthümliche, wohlwollende, beliebte Persönlichkeit und fest in scholastischen Beweismitteln, aber er sprach es unumwunden aus, daß es besser sein würde, die Halbtheologie nicht zu lehren, denn in unseren Köpfen behaupte meistens das Feld nicht der Bischof Frint, sondern die vermeintlich Widerlegten: Kant, Fichte, Schelling, Dr. Paullus u. s. w. Das genannte Buch hatte viel dazu beigetragen, uns zu widerspruchsvollen Rationalisten zu machen. Unser Facultätsdirector war der Dr. theol. und frühere Professor der Kirchengeschichte, P. Gmeiner, zu seiner Zeit eine vielgenannte Persönlichkeit; seine Kirchengeschichte mißfiel der römischen Curie, wurde auf den Index gesetzt, der Verfasser zur Rechtfertigung nach Rom berufen, wollte dahin gehen, aber Kaiser Josef verbot es ihm; deshalb galt Professor Gmeiner für eine Stütze des Josefinismus. Zur Zeit, als er unser Director war, zeigte er bereits auffallende Spuren des Alterns, nur zeitweise von Geistesfrische durchblitzt. Ihm folgte P. Luschin, welcher zwei Decennien später als Bischof von Trient starb. Ich habe ihn in recht freundlichem Andenken, er war mir gut und wollte mich bewegen, für das Doctorat der Philosophie zu rigorosiren, um das Verleihungsrecht der Grazer Facultät aufrecht zu halten. Leider muß ich gestehen, daß ich zu träge war, seinem Wunsche nachzukommen, darf jedoch zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich unterleibsleidend geworden war, was

mich bestimmte, allzu anstrengenden wissenschaftlichen Arbeiten zu entsagen. Den bedeutendsten Einfluß auf die studirende Jugend übte der Professor der Geschichte Julius Franz Schneller. Sein Vortrag war blendend und reich geschmückt mit poetischen Ergießungen, etwas theatralisch, aber sehr wirksam; er schloß fast jeden seiner freien Vorträge mit einem passenden Gedicht oder mit einzelnen Strophen aus einem solchen, bald in Latein, bald in Griechisch, bald in einer lebenden Sprache. Er verstand es, die Jugend zu wecken und ein edleres Streben in derselben anzuregen, allerdings nicht ohne der Oberflächlichkeit und einem gewissen Dünkel Vorschub zu leisten. Er war ein ausgesprochener Rationalist und in der Geschichte der Philosophie wohlbewandert, aber es fehlten die logische Strenge und die gewissenhafte Sichtung der Thatsachen. Dennoch waren wir ihm zu vielem Dank verpflichtet, denn er weckte eine geistige Regsamkeit und einen Eifer für Kunst und Wissenschaft, welche vor ihm fremd gewesen waren. Sein politischer Standpunkt war modern freisinnig in französischem Geiste, verbunden mit Begeisterung für Napoleon I., was ihn eben nicht zu einem österreichischen Patrioten stempelte. In kirchenrechtlicher Beziehung war er Josefiner. Im Leben verletzte er nicht selten durch das literarische Uebergewicht, welches er geltend machte. Dabei war er unvorsichtig und daher polizeilich unschwer anzufassen. Ich gedenke z. B., daß er im Jahre 1819, als Kaiser Franz, von Italien zurückkommend, durch Graz reiste, an demselben Tage einen Vortrag hielt über die Natur der absoluten Monarchie und dabei sagte: „Wir werden heute Nachmittag unsern angebeteten Landesvater an dem bezeichneten Sammelplatze im Spalier empfangen, ihm unsere Huldigungen darbringen: da ruft der Kaiser Halt! Der Wagen hält, der Kaiser blickt durch's Fenster und ruft, auf mich deutend: ‚Dieser Kopf gefällt mir nicht, schlaget ihn ab'; da wird man mir den Kopf abschlagen und das wird Recht sein, denn in der absoluten Monarchie ist Alles Recht, was der Monarch befiehlt." Das war weder richtig noch klug; allein Schneller liebte zu sehr dramatische Effecte. Einen besondern Lustre gab ihm seine Bekanntschaft mit dem damals in Graz domicilirenden König von Holland, Louis Bonaparte, welchen er in der deutschen Sprache unterrichtete und mit der deutschen Literatur bekannt machte. Auch deshalb behielt ihn die Polizei bleibend im Auge. Einstmals, als ich nicht mehr sein Schüler war, sagte er zu mir: „Sehen Sie, Kudler ist viel liberaler als ich und hat doch keine Conflicte mit

der Polizei.“ Das war naiv. Sein Einfluß auf die Bildung der erwachsenen Jugend und selbst auf die Gesellschaft war nicht zu unterschätzen. Er belebte überall die Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft, für philosophische und freisinnige Auffassung des Lebens. In dem Priesterstande wie in der Büreaukratie hatte er große Gegner und seine pikante Ungenirtheit war nicht geeignet, dieselben zu versöhnen. Ich bewahre ihm eine dankbare Erinnerung, ohne für seine Schwächen jemals blind gewesen zu sein. Mit unserm Religionsprofessor Hussik stand er immer in einem kleinen Kriege und die beiden Herren zankten sich nicht selten in Gegenwart einer jugendlichen Zuhörerschaft. So erinnere ich mich, daß ihm Professor Hussik einstmals sagte: „Ich beweise Ihnen die Gottheit Christi mit größerer geschichtlicher Genauigkeit, als Sie mir zu beweisen im Stande sind, daß jemals ein Julius Cäsar gelebt hat.“ Solche Disputationen wirkten nicht stärkend für die Gläubigkeit. Schneller wich in seiner Art zu lehren von dem bestehenden Gebrauche vielfach ab, was natürlich von Seite der Behörde nicht unbemerkt blieb. Er trug nach seinem Lehrbuche vor, ohne danach zu lesen. Er hielt vielmehr freie Vorträge über einen von ihm gewählten Gegenstand, und um sich zu versichern, daß wir sein Lehrbuch lasen, prüfte er jedesmal etwa eine Viertelstunde lang jene Partie des Buchs, welche auf die betreffende Lehrstunde entfiel. Wir hatten für jede derselben zehn bis zwanzig Seiten durchzunehmen. Zugleich hatte er eine gewisse Anzahl der Befähigteren und Fleißigeren ausgewählt, welche immer bereit sein mußten, Antwort zu geben, sobald von dem Examinaten eine Frage unbeantwortet blieb. Diese von ihm Ausgewählten dispensirte er von der semestralen Einzelprüfung und die Vorzugsklasse blieb ihnen gesichert, vorausgesetzt, daß sie fortwährend entsprachen. Die Zahl war nicht fixirt, betrug aber zwölf bis sechzehn. Die Regierung fand darin einen Mißbrauch, kam aber zu keinem Entschlusse. Diese sogenannten Assessoren hatten auch die Obliegenheit, je zur Hälfte am Vor- und Nachmittag des Prüfungstags anwesend zu sein und die abfallenden Fragen zu beantworten. Im Jahre 1818 schickte das Gubernium einen Regierungscommissar zu unserer Prüfung, und sämmtliche Assessoren wurden gemeinschaftlich aufgeboten, um ordnungsgemäß geprüft zu werden. Siehe da! wir wußten mehr, als wir uns selbst zugetraut hatten. Schneller ließ uns nicht los und der k. k. Regierungscommissär erschöpfte sich in Lobsprüchen. Die Einrichtung blieb fortbestehen. Auch in der gebildeten Mittelgesellschaft hatte

Schneller Geltung und Ansehen, jedoch nicht in den Kreisen des clerical gesinnten Adels, noch weniger in der Geistlichkeit und selbstverständlich nicht in jenen Sphären, welchen der Sinn für Bildung noch mangelte. Auch unter den Gebildeten war eine gewisse Spaltung wahrzunehmen, denn Schneller war denn doch von Einseitigkeit nicht frei und mitunter absprechend und verletzend. Es waren nicht selten persönliche Empfindlichkeiten, welche tüchtige Männer von ihm abwendeten. Aus den letzten beiden Decennien des abgelaufenen Jahrhunderts des Kampfes für Aufklärung und Fortschritt waren noch manche tüchtige Kräfte, thätig und wohlwollend gesinnt, in das neunzehnte Jahrhundert übergetreten; ich nenne z. B. den ständischen Verordneten und vaterländischen Dichter Johann von Kalchberg mit seinen Freunden und Anhängern. Diese waren humanistisch-freisinnig, aber sentimental und mittelalterlich angehaucht, während Schneller auf dem Boden des französischen Liberalismus sich bewegte; die erstern waren zudem alt geworden, was die Annäherung erschwerte. In den gesellschaftlichen Kreisen der Stadt bildete sich auch eine Gruppe lebensfrischer und heiterer Männer und Frauen, von welchen geistiges Leben und Liebe zur Kunst und Wissenschaft ausströmten. Es wurden insbesondere die Poesie, das Schauspiel und die Declamation in engern und weitern Kreisen und die Musik gefeiert und mit Erfolg betrieben. Der damals gegründete „Musik-Verein" hat sich bis heute erhalten und durch einen Zeitraum von sechzig Jahren Anerkennenswerthes geleistet. Ich nenne nur die Namen Anselm Hüttenbrenner und Graf Lannoy, welche um das Werden und die Fortbildung des letztgenannten Instituts sich bleibende Verdienste erworben haben. Der Declamationseifer war groß und auch ein paar Haustheater, jenes des Grafen Königsacker und ein zweites des Kaufmanns Pfersich versammelten ein schaulustiges und dankbares Publikum. Auf dem letztern hat, wie ich glaube, Wenzel Scholz die ersten theatralischen Erfolge eingeheimst. Allerdings war dies zunächst das engere Gebiet, auf welchem die Schönheit und der Geschmack ihre Tempel bauen und auf welchen meistentheils das Unterhaltenseinwollen höher gestellt wird als der Ernst der Kunst; allein es ist immerhin ein Fortschritt: emollit mores, nec sinit esse feros; aber der Kunst ist von dem Weltgeiste auch die Sendung übertragen, in die Gebiete der Philosophie und Theologie, des Rechts und der Politik fortschrittlich verbessernd einzudringen. Der freien Entwickelung der Philosophie stand zwar der Clerus mit dem Dogma entgegen, und

politische Freisinnigkeit untersagte der k. k. Polizei-Director; dennoch fehlte es für einen jungen Studirenden nicht an Anregung zu unabhängigen Anschauungen über die Welt, die Menschheit, den Staat und die Kirche; denn das Ausland schickte reichliche geistige Nahrung, welche der Censor nicht abzuhalten vermochte; denn schrieb er sein „damnatur" darauf, so wurde die Schrift nur um so eifriger gelesen. Bemerkenswerth ist es, daß selten schroffe Gegensätze aufeinander platzten, weil dieselben durch die Kunst und den Volkscharakter vermittelt wurden. Im Sommer 1819 kam der neue Liguorianer-Prediger, der vielgenannte und von Vielen gefeierte Zacharias Werner nach Graz und spielte den Missionär. Die Wortführer der gebildeten Mittelklasse luden den frommen Mann ein, in der Kirche zu Maria Trost eine Missionspredigt zu halten, und er entsprach dem Ersuchen. Er redete in der schönen, geräumigen Kirche vor einer zahlreichen Zuhörerschaft und fand großen Beifall, obschon der Rationalismus wahrscheinlich überwiegend vertreten war; Z. Werner hatte schön, sehr klug und nicht als Eiferer gesprochen. Am darauf folgenden Sonntage predigte er in der Kirche der Ursulinerinnen und schien ein ganz anderer Mann zu sein. Pater Werner hatte einen Rivalen in Graz, den Franziskaner P. Bonaventura. Dieser hielt meist die Fastenpredigten in der Franziskanerkirche. Wir Studirende liefen dazu, noch mit den Schulbüchern unter dem Arm, aber keine Andacht im Herzen, und freuten uns über die Grobheiten, die er uns zuwarf. So donnerte er eines Tages: „Ich kenne Euch, Ihr kommt nicht hierher, um das Wort Gottes in Euch aufzunehmen, sondern um damit Spott zu treiben. Ich brauch' Euch nicht hier, packt Euch fort; aber nicht bloß Studenten, Handwerksburschen und anderes lüderliches Gesindel kommen hierher, sondern auch große Herren," und dabei deutete er auf ein Oratorium, in welchem sich der Landescommandirende, Fürst Hohenzollern, befand. Eines Tages predigte Bonaventura in der Kirche am Calvarienberg. Ein Schulcollege und intimer Freund von mir fand sich im Oratorium ein und schrieb da die Predigt nach. Da faßten ihn zwei handfeste Bürger und Verehrer des Bonaventura und schleppten ihn vor diesen, um ihn anzuklagen. Mein College war so gerieben, dem Pater zu sagen, er wolle eben Geistlicher werden und sammle sich daher die Predigten vorzüglicher Kanzelredner. P. Bonaventura antwortete dem Eindringling kurz und treffend: „Ganz gut, aber es wäre besser, wenn Sie die Rede demüthig in Ihr Herz schrieben, statt

dieselbe zum Gespötte zu mißbrauchen!“ Ich gab dem Pater Recht, meinte aber, man sollte dasselbe den polizistischen Wortfängern sagen, welche umherschlichen, um in den Hörsälen, in Privatconversationen, im Caféhaus und am Wirthshaustische die Tadelsworte zu amtlichem Gebrauch aufzusammeln. Schneller war mit der Grazer Gesellschaft auch durch seine Heirath mit der Kaufmannswittwe Prokesch verbunden; er hatte dadurch einen jungen Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten als Stiefsohn erheirathet. Prokesch zeichnete sich in den Freiheitskriegen gegen Napoleon aus, kam dadurch in das Haus des Obercommandirenden, Fürsten Schwarzenberg, trat in die Diplomatie über und diente als Gesandter in Athen, als Bundestags-Präsident in Frankfurt und als österreichischer Botschafter in Berlin. Er starb als Graf Prokesch und seine letzten Lebenstage brachte er in Graz, wie es scheint weniger befriedigt als er gehofft hatte, zu. Doch ich spreche von der Zeit, in welcher sein Stiefvater Schneller hier lebte und wirkte. Das achtzehnte Jahrhundert und die theresianisch-josefinischen Reformen, endlich die wiederholte Invasion der Franzosen hatten auch hier Fußstapfen zurückgelassen. Ein Theil des Mittelstandes war französisch-liberal geworden, freisinnig und fortschrittlich wie die Encyclopädisten, begeistert für Kunst und Wissenschaft wie diese; selbst Frauen zeigten in dieser Richtung eine ungewöhnliche Schwungkraft, vor andern das Haus des Advocaten Dr. Pachler, in welchem sich solche Männer begegneten, und der hochbegabten und gebildeten, schönen und schwungvollen Hausfrau huldigten. Unter ihnen befand sich auch Schneller. Ich beschränke mich darauf, auf diese Thatsache hinzuweisen, denn ich schreibe keine Zeitgeschichte und war nur ein unbärtiger Zuschauer, aber für das Culturleben der Stadt war jener Kreis nicht ohne Bedeutung. Es ist selbstverständlich, daß die religiösen und kirchlichen Anschauungen auf die culturellen Richtungen kennzeichnend waren und daß daher die theresianisch-josefinischen Reformen darin Anklang und Widerhall fanden. So waren denn auch jene Kreise josefinisch aufgeklärt, kirchlich-freisinnig und rationalistisch, und da die Männer dieser Kreise auf die öffentliche Meinung großen Einfluß übten, so war auch diese in der bezeichneten josefinischen Richtung fort- und umgebildet. Auch wir Convictisten, Gymnasiasten, Hörer der Philosophie und der Rechtsstudien blieben davon nicht unberührt, auch die Priester nicht. Wir hatten noch unsere regelmäßigen Beicht- und Communionstage, und ich gedenke eines Beichtvaters — er ist lange todt, — welcher Studirenden, die

da pflichtschuldigst kamen, ihre officiöse Beichte abzulegen, zurief: „Ah, Sie sind Studirender; ich kenne die Studentensünden alle, absolvo te, da haben Sie den Beichtzettel.“ Demselben Pater diente ich nicht selten bei der Studenten-Messe als Ministrant. Eines Tages, als wir etwas zu früh aus der Sakristei vor die Altarstufen gekommen waren, fragte er mich: „Haben Sie gestern die Oper gehört? Ist das ein prächtiges Mädel; diese Stimme, diese reine Intonation, die Frische des Vortrags und die angenehme Erscheinung!“ Ich antwortete, daß uns Convictisten der Theaterbesuch untersagt sei, und ich daher die Sängerin nicht gehört hätte. „Sehr schade,“ antwortete er. Ich erinnerte sofort, daß die Studirenden bereits alle anwesend seien und wir daher mit der Function beginnen könnten, was denn auch geschah. Mein Gemüth war für religiöse Eindrücke empfänglich angelegt, darum fand ich mich auch zu meinem Präfecten und Katecheten P. Gerhard Endres hingezogen und erinnere mich noch, wie ich in meinem dreizehnten Jahre mit ihm eine Ferialreise nach Admont machte; erinnere mich, daß wir in Leoben, wo des Katecheten alte Mutter gestorben, uns einen Tag aufhielten. Da führte mich der Pater nach Göß, wo einstens ein Nonnenkloster bestand, dessen Aebtissin auf dem steierischen Landtage Sitz und Stimme hatte. Dort setzten wir uns unter einen schönen Lindenbaum und mein väterlicher Freund zog mich in ein religiöses Gespräch, welches mich so tief ergriff, daß ich meiner Thränen nicht Herr werden konnte. Dieser Tag ist mir unvergeßlich geblieben für alle Zeiten. Noch ein halbes Jahrhundert nach jenem Abend, an welchem der Knabe unter dem Schatten der Linde sich erbaut hatte, suchte ich die nicht vergessene wieder auf, fand sie aber nicht mehr. Hatte der Sturm sie gebrochen, hatte die Axt sie gefällt und die Säge sie verschnitten; oder war der Pfad, der zu ihr geführt, verschüttet worden? Die Studien und das Leben hatten Vieles um mich und in mir umgewandelt. Noch zu der Zeit, als ich bereits Philosophie, Logik und Metaphysik gehört hatte, sehnte ich mich immer nach der zurückweichenden gläubigen Frömmigkeit! Es ist sonderbar, wie oft zufällige Umstände zu einem unerwarteten Abschluß führen. Ich war mit meiner sittlichen Entwickelung und Festigkeit nicht zufrieden und suchte Kraft und Stärkung in der Kirche. Es war im Sommer 1818, wo ich ab und zu auf dem Chor hinter der Orgel in der Domkirche mich andächtig einfand. Ich traf da wiederholt einen alternden Franzosen und betete neben ihm: es war Maret, Herzog von Bassano, einst Wohnungs-

genosse des Artillerie-Lieutenants Bonaparte, den er öfters mit seiner Börse unterstützte, bis 1791 Jacobiner und half den Club der Feuillants stiften. Als designirter Gesandter der Republik von London zurückgewiesen, auf der Reise nach Neapel von den Oesterreichern verhaftet, in Mantua und Kufstein zurückgehalten, erhielt er erst bei der Auslieferung der Herzogin von Angoulême seine Freiheit wieder. Das Vertrauen Napoleon's, welchen er überall hin begleitete, erhob ihn 1811 zum Herzog von Bassano, und er hielt treu aus bei seinem Gönner bis zum Abschied von Fontainebleau. 1816 in der Schweiz von Oesterreich verhaftet, lebte er in Graz und erhielt 1819 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Das war der Mann, an dessen Seite ich im Dome zu Graz betete, um meine wankende Gläubigkeit wieder aufzurichten. Da ging es mir plötzlich durch den Kopf: meint es dieser Mann auch ernst und ehrlich mit seinem Glauben? und der Skeptiker in mir verneinte, denn es war gar Vieles in Frankreich unter den napoleonischen Generälen und auch anderwärts in Deutschland bei uns vorgekommen', was eine solche Skepsis rechtfertigte. Ich stand auf und ging, indem ich mir sagte: „Fasse das Leben muthig und die Wissenschaft ernsthaft an und du wirst finden, was du suchst" — der Rationalist war fertig! Aber etwas blieb zurück von der alten Gemüthsrichtung des Knaben und Jünglings: die ideale Richtung, die „an den Himmel dich knüpft, dich an die Axe der Welt." Noch eines Mannes will ich gedenken, welcher auf meine Geistes- und Gemüthsrichtung von Einfluß war, eines Gutsbesitzers K. mit zahlreicher Familie, dessen ältester Sohn mein Schulgenosse gewesen. Der angedeutete Mann hatte in Jena studirt, stand lehrend und lernend an der Seite des Kantianers Professor Reinhold, dessen Collegienhefte er mir zu lesen gab. Er war auch Erzieher in dem Hause des gefeierten Wieland gewesen und erzählte mir u. A. von einer kleinen Schrulle des berühmten Mannes, welche ich hier wiedergeben will, obschon sie außerhalb meines eigentlichen Gegenstandes liegt. Wieland war alt und wunderlich geworden; seine älteste Tochter, welche das Haus- und Küchenregiment führte, hing mit unbeschreiblicher Pietät und aufopfernder Hingabe an dem alten Vater; dieser war in Bezug auf seine Nahrung wählerisch geworden, er liebte insbesondere ein Erbsengericht, welches jedoch eigenthümlich aufmerksam zubereitet sein mußte. Zufällig mißlang dasselbe einmal, zweimal und endlich auch das dritte Mal. Als es nun das dritte Mal von dem Vater gekostet wurde,

erhob sich dieser, ergriff die Schüssel, öffnete das Fenster und warf dieselbe hinab in den Garten. Darüber entstand begreiflich viel Kummer und die Tochter vergoß heiße Thränen, sie fiel dem Vater um den Hals und schluchzte, ihr zu verzeihen; er aber antwortete: „Ja, wohl hast Du mich schwer gekränkt, da Du mich zu einer That verleitet hast, deren ich mich immer schämen werde!“ Dieses Schuldbekenntniß des alten Mannes ist eine rührende Ehrlichkeit, und man könnte ein moralisch-politisches Essay darüber schreiben, auf diejenigen berechnet, welche den Eigensinn für Charakterstärke halten und dadurch ihre Autorität auch da, wo sie verwerfliche Mißgriffe begeht, gewaltsam aufrecht zu erhalten vermeinen. K. war kein deutscher Gelehrter und steifer Professor, sondern ein aus dem achtzehnten Jahrhundert übernommener französischer Encyklopädist voll Geistesblitzen und rücksichtslos gegen Alles geschichtlich Gewordene. Eine andere Persönlichkeit, von welcher ich mich gern beeinflussen ließ, war Dr. Werle, geistig schwunghaft, ein poetisch angehauchtes Gemüth und ein gesuchter, ausgezeichneter Arzt. Sein Sohn Richard stand ungefähr in meinem Alter und war ein hochbegabter, an Geist und Gemüth reicher Jüngling; leider krank in Folge freiwilligen Hinkens in den Kinderjahren, starb er frühzeitig. Diese Freundschaft hatte mich dem Vater näher gebracht. Als ich diesem meinen Wunsch, Graz zu verlassen und nach Wien zu wandern, mittheilte und über mein Fortkommen und Berufswahl Besorgnisse aussprach, sagte er zu mir: „Bleiben Sie sich selbst treu und treu der Wissenschaft, arbeiten Sie, was Ihnen geboten wird, wenn man es bezahlt und sei es Holzhacken; Sie werden nach sechs Stunden Arbeit sich selbst angehören und dann bleiben Ihnen noch achtzehn Stunden für Ihre Leibesbedürfnisse und geistige Ausbildung.“ Ich dachte oftmals an seinen wohlgemeinten Rath.

In den Jahren 1820 und 21 hörte ich das philosophische Recht und das österreichische Criminalrecht bei dem ordentlichen Professor Dr. Sebastian Jenull, Statistik bei Dr. Josef Kudler, das römische und canonische Recht bei Dr. Ulbrich. Es waren tüchtige Männer und Lehrer. Dr. Ulbrich, vielleicht kein Romanist und Canonist großen Styls, war jedenfalls ein sehr klarer Kopf, wohlwollend, angenehm und beliebt bei seinen Zuhörern, in seinen canonischen Anschauungen ein Josefiner. Von bleibendem und entscheidendem Einfluß auf die Richtung, welche ich als Jurist und Politiker nahm und fortentwickelte, waren die Professoren Jenull und Kudler; insbesondere der erstere gab mir grundsätzlich eine Rich-

tung, von welcher ich nicht mehr abwich. Es war dies seine Auffassung des Rechts und des Staats. Jenull faßte den Rechtsbegriff ethisch auf, ohne jedoch ein unsicher moralisirender Rechtslehrer zu sein. Ich gebe seine Anschauung, wie sie nach sechzig Jahren sich noch in meinem Gedächtnisse vorfindet. Die menschliche Persönlichkeit und beziehungsweise die Vernunft war ihm die gemeinschaftliche Quelle sowohl des Rechts als der Moral, beide neben einander laufende Zweige aus derselben Wurzel emporgewachsen. Zu einer Handlung, welche vorweg als sittlich unzulässig erschien, könne es daher kein Recht geben, und solches Thun oder Lassen kennzeichnete er als rechtlos, wenngleich dasselbe keines Andern Recht verletzte oder bedrohte und deshalb nicht rechtswidrig genannt werden könne. Als solche rechtlose, obschon nicht rechtswidrige Handlungen erschienen ihm z. B. der Selbstmord oder die freiwillige Hingabe zum Sklaven; der „Kampf um's Recht" konnte daher nach Umständen eine Pflicht sein, ein Satz, welchen sechzig Jahre später Professor Jhering geistreich durchführte. Eine weitere Consequenz war dem Professor Jenull der Satz, daß die Verbindung der Menschen zu einem Staat nicht bloß ein ihnen zustehendes Recht, sondern eine durch den Rechtsbegriff, welcher die Verwirklichung des Rechts begehre, gegebene Pflicht sei. Die Fiction des Contrat social von J. J. Rousseau erschien ihm daher schon deshalb überflüssig. Der concrete Staat könne ohne gemeinschaftlichen Staatsvertrag auch aus Einzelverträgen emporwachsen, ohne daß dadurch seine höchsten Aufgaben modificirt würden. Die thatsächliche Verwirklichung des idealen Staatsgedankens verlange eben einen Körper, ein Gebiet, Menschengruppen und einzelne Menschen, daher müsse an das geschichtlich Gegebene angeknüpft und auf demselben weiter gebaut werden, ohne Gewaltthat, weder von oben noch von unten, denn diese würde sofort alle Staatsordnung aufheben, sie wäre Anarchie: das ist der diametrale Gegensatz der staatlichen Ordnung, welcher man eben nachstrebe. So führte uns Jenull zu dem Rechts- und Culturstaat, als zu einem Postulate der Vernunft und ihrer Ethik. Denn nicht das, was man etwa pactirt habe, sei die Aufgabe des Staats, sondern was die Vernunft demselben als Zweck und Aufgabe vorschreibe. Aber die rechtliche Ausgestaltung der berechtigten Potenzen im Staate werde am besten und sachgemäßesten durch Verträge bewirkt. Da in dieser Doctrin die Ideale der Menschheit obenan gestellt waren über die Ergebnisse der geschichtlichen Thatsachen, so hielten manche diese Theorie

für gefährlich, meinend, daß sie die Heiligkeit des historischen Rechts erschüttere. Andere hingegen, z. B. Professor Kudler, hielten an der Vertragstheorie fest, weil sie bei der oben gekennzeichneten Anschauung den Absolutismus einer Autorität fürchteten, welche sich als ideale Vernunft hinstellen und Unfehlbarkeit beanspruchen würde, wodurch die persönliche Freiheit eingesargt werden würde, sei es durch einen Convent, sei es durch den Ausspruch und das Machtgebot einer unfehlbaren Kirche. Auch Jenull's Vorträge über unser Strafgesetzbuch vom Jahre 1803 waren in hohem Grade interessant und bildend für einen jungen Juristen; der erste Theil seines Commentars besprach die interessantesten Fragen aus der Strafrechtspflege, war mehr philosophisch-wissenschaftlich als ein Commentar für den Hausgebrauch des fungirenden Juristen. Wir waren auch, dessen darf ich mich rühmen, recht eifrig in diesem Studium, und da wir nicht commersiren, nicht salamanderreiben, ja nicht einmal in Wichs und mit Kette erscheinen durften, so besprachen wir eifrig verschiedene Rechtsfälle, wie solche von der Literatur und der Tagesgeschichte dargeboten wurden. Jenull's geistreicher College, Prof. Kudler, welcher seinem Freunde in Klarheit und Gewandtheit des Vortrags gleichkam, aber ihn in polemisirender Dialektik vielleicht übertraf, las über die Theorie der Statistik im Geiste des modernen Staats. Er beschäftigte sich besonders eingehend mit der Verfassung von Großbritannien und förderte dadurch das Wohlgefallen an einer constitutionellen Monarchie, so daß die Anschauungen und Grundsätze des philosophischen Staatsrechts von Martini völlig in den Hintergrund geschoben wurden und wir dasselbe boshaft Jus publicum austriacum rationalisatum nannten. Die warmen Anhänger des alten patriarchalischen Staats und selbst die Josefiner mit ihrem der Aufklärung dienenden Absolutismus klagten nicht ohne Grund, daß man uns politisch verderbe und eine gefährliche Zeit vorbereite, denn daß wir nicht Alles gut finden konnten, was in Gesetzgebung und Verwaltung eben da war, konnte nicht zweifelhaft sein, und andererseits mußte in Folge der allzu eingeengten Denk- und Discussionsfreiheit unser Urtheil vorwiegend verneinend und skeptisch bleiben.

Mit solchen Gedanken und wenn man will Schrullen im Kopfe und Herz verließ ich Graz, um meine juridisch-politischen Studien an der Wiener Universität fortzusetzen.

Fortziehend durch viele Jahre gedachte ich eines erlauchten Mannes, dessen gefeierter Name von den Grenzen Ungarns bis zu

jenen der Schweiz mit Hochachtung und Dankbarkeit genannt wurde, es war Erzherzog Johann, auch unserer Familie, besonders meinem Onkel Johann von Kalchberg freundlichst zugethan und mit ihm arbeitend zum Wohle des Landes und seiner Bewohner. Ich hatte den durchlauchtigsten Herrn zuletzt in heiterster, freundlichster Stimmung in einem Weingarten unfern von Marburg (Merlhof) gesehen, ich, der Jüngling, unter lebensfrohen, heiteren Männern. Es wurde getanzt und gesungen mit unverwüstlicher Ausdauer. Ich selbst war Zuschauer, denn es war ein Fest für Männer. Wohl sah ich den edlen Fürsten wiederholt auch im Hause seines erlauchten Bruders Carl, als eben aus Galizien die Nachricht von dem tollen Aufstande der Bauern einlief und zugleich von den Blutthaten derselben an ihren Gutsherren und deren Mandataren. Ich sah den edlen Fürsten auf dem Höhepunkte seines öffentlichen Lebens, als er zu Frankfurt a. M., begleitet von seiner bescheidenen, klugen und liebenswürdigen Gemahlin als Reichsverweser des deutschen Reichs den politischen Sturm, welcher uns aus Deutschland wegzufegen drohte, zu beschwichtigen sich bemühte. Ich stehe heute pietätvoll vor dem Denkmale, welches ihm die treuen und dankbaren Steirer auf dem Marktplatze ihrer Hauptstadt aufgerichtet haben.

Plankenberg.

An einem schönen Morgen in den letzten Tagen des Monats August 1821 bestiegen Freund Knar, ich und mein jüngerer Bruder Ferdinand eine gemüthliche Landkutsche, um nach Wien zu fahren. Drei Mittagsstationen und zwei Nachtlager nahm der Lenker des mächtigen Gefährts in Aussicht, uns Zeit gewährend zu gründlichen Studien von Land und Leuten, von Essen und Betten. Etwa drei Meilen vor der Residenz verließen mein Bruder und ich unsere Kutsche und mietheten ein anderes Fuhrwerk, um seitwärts zu fahren nach dem schönen Schloß Vöslau, welches der damalige Besitzer desselben, Banquier Graf Moritz Fries, von seinem Vater, welcher unter der Kaiserin Maria Theresia eingewandert war, ererbt hatte und dessen Gastlichkeit allseitig dankbar anerkannt und benutzt wurde. Wir kannten den freundlichen, kunstsinnigen und lebensfrischen Grafen aus der Zeit seines schönen Be-

sitzes in Steiermark, eines Gütercomplexes, welcher Deutsch-Landsberg und einige benachbarte Besitzungen in sich begriff und gegenwärtig das Fideicommiß einer fürstlich Liechtenstein'schen Linie ist. Der Graf empfing uns mit gewinnender Freundlichkeit. Die Gräfin, eine geborene Hohenlohe-Schillingsfürst, war vor zwei Jahren plötzlich gestorben. Das Haus und die Erziehung der Mädchen leitete eine Frau von Brebilliers, eine Dame von Seelenadel und Thatkraft. Ihr schon vor mehr als einem Jahrzehend verstorbener Gemahl war Banquier gewesen und schien sehr wohlhabend zu sein; da trat plötzlich eine ökonomische Katastrophe ein. Seine entschlossene Frau reducirte sofort ihr Hauswesen und errichtete ein Erziehungsinstitut für Mädchen aus den höchsten Familienkreisen. Die Anstalt war sehr gesucht und besucht und wurde in edlem und freisinnigem Geiste geleitet. Ich empfand bald eine tiefe und warme Hochachtung für Frau von Brebilliers; sie war offen und bestimmt in ihren Anschauungen und Grundsätzen, dabei in hohem Grade wohlwollend und theilnehmend. Jede Servilität lag ihr fern, aber auch jede Pedanterie und Schroffheit; ich erinnere mich einer kleinen kennzeichnenden Thatsache. Ihr Institut wurde auch von einer Tochter des allmächtigen Fürsten Metternich besucht. Eines Tags, es war eben der Tag der Jahresprüfung, beliebte es dem Fürsten, seine Tochter zu einer Landpartie mitzunehmen und er entschuldigte mit wenigen Worten die Abwesenheit des Fräuleins, indem er sagte, daß er so schwer dazu komme, einen Ausflug zu machen. Frau von Brebilliers nahm diese Nonchalance krumm. Nun hatte sie die Uebung, am Schlusse der Jahresprüfung eine Art Zeugniß ihren Schülerinnen in feierlicher Weise zu übergeben; als die Prinzessin Metternich als abwesend gemeldet wurde, zerriß die genannte Vorsteherin das bereits ausgefertigte Zeugniß und warf es bei Seite. Die Prinzessin war darüber trostlos und nur den eindringlichen Vorstellungen des Fürsten gelang es, den Besuch seiner Tochter an dem Institute aufrecht zu erhalten. Es wäre nicht uninteressant, die Fräulein aufzuzählen, welche an der Anstalt ihre Studien machten, allein es läge außerhalb des Rahmens meiner Erzählung. Nach dem Tode seiner Frau ersuchte Graf Frieß Frau von Brebilliers, daß sie die Leitung der Erziehung seiner Fräulein übernehmen solle; sie ging darauf ein und so sah ich sie etwa ein Jahr nach ihrem Eintritt in Vöslau. Sie war auch eine warme Fürsprecherin der Erziehungsanstalt zu Plankenberg, wohin ich eben auf dem Wege war. In den zwei Tagen meines Aufenthalts in Vöslau lernte ich auch

den Grafen Ferdinand Colloredo-Mansfeld, dessen Sohn in Plankenberg war, kennen, einen Mann, welcher mir immer durch seinen ehrlichen Freimuth sympathisch blieb. In Vöslau waren im Herbste 1821 noch Thatsachen aus dem Vorjahre in lebhafter Erinnerung, über welche man weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus glossirte. Die verstorbene Gräfin-Fürstin hatte einen Bruder, welcher Priester war; die Damen nannten ihn Le beau prince. Er war Wunderthäter geworden und vollzog in Vöslau viele Heilungen, wie man behauptete, durch Gebet und Handauflegen. Kaiser Franz und seine Polizei waren nicht erbaut von dieser Sendung und Fürst Hohenlohe erhielt eine Domherrnstelle in Großwardein, jedenfalls sehr bescheiden für einen Fürsten und Wunderthäter obendrein. In der Pfarre Geinfarren des Stifts Heiligenkreuz, wo der letzte Babenberger, Friedrich II., der Streitbare, begraben liegt, befand sich ein Pfarrer, welcher in seinem Aeußern mehr einem französischen Abbé als einem deutschen Landpfarrer glich: fein, nicht groß, im Frack, schwarzseidenen Beinkleidern und Strümpfen, gewandt in der Conversation und niemals befangen. Der wunderthätige schöne Fürst, welcher bei Tisch viel und frisch über geistliche und weltliche Dinge gesprochen hatte, beging beim schwarzen Kaffee, der stehend eingenommen wurde, die Unvorsichtigkeit, den kleinen Landpfarrer zu fragen, ob er denn nicht glaube, daß der barmherzige Gott einem sündhaften Menschen die Gnade verleihen könne, Wunder zu wirken? Der Pfarrer antwortete: „Jawohl glaube ich es und als katholischer Geistlicher muß ich es glauben, aber ich meine auch, daß, wenn Jemand sich diese Gabe beilegte, ohne dieselbe zu haben, er eine sehr schwere Sünde beginge.“ Am 2. September traf ich zur Jahresprüfung in Plankenberg ein, um mich den Kindern und Eltern vorzustellen. Der Vorsteher des Instituts, Johann Blasko, war mein Schwager. Gebürtig aus Oberungarn, hatte er seine protestantisch-theologischen Studien in Jena gemacht und war mit hübschen Kenntnissen in sein Vaterland zurückgekehrt. Er wurde an der evangelischen Schule A. C. in Wien als Lehrer angestellt. Von da folgte er der Einladung des Grafen Moritz Frieß, die Erziehung seiner beiden Söhne zu übernehmen. Es war ein nachahmungswerther, hochsinniger Gedanke des Grafen, auf seinem Gute Plankenberg eine Anstalt zu errichten, in welcher seine beiden Söhne, abgetrennt von den Verlockungen der Residenz, zugleich mit andern Altersgenossen erzogen und für die Universitätsstudien herangebildet werden sollten. Die Räumlichkeiten des Schlosses und

auch der pädagogische Zweck verlangten, die Zahl der Zöglinge auf zwölf bis vierzehn Köpfe zu beschränken. Plankenberg liegt an der Wien-Linzer Poststraße, etwa tausend Schritte von ihr entfernt, auf der westlichen Seite des Wiener Waldes, vier Postmeilen von der Residenz, in einem reizenden fruchtbaren Hügellande; das Schloß selbst war luftig, heiter, gesund und gut gelegen, nach allen Seiten mit dem Ausblick auf hübsche Wälder. Von dem Hügel, auf dem es emporragte, sah man hinab in einen wohlgebauten und gut instruirten Meierhof mit schönem Rindvieh und edlen Schafen. Diese Wirthschaft war an einen jungen intelligenten Pächter verpachtet. Als ich meine Mitarbeit in der Anstalt begann, hatten mehrere der erst aufgenommenen Zöglinge, darunter der ältere Sohn des Grafen Moriz, welcher ungefähr in meinem Alter stand, die Anstalt verlassen. Nur die kleinen Zöglinge blieben und einige wurden neu aufgenommen. Graf Frieß bezog die Universität Leipzig, Graf Marschall ging nach Wien. Zur Bezeichnung der socialen Stellung des Instituts nenne ich einige Zöglinge aus dem zweiten Contingent: den jüngeren Grafen Frieß, den Grafen Josef Colloredo-Mansfeld, gegenwärtigen Fürsten Colloredo, zwei Grafen Stackelberg aus Rußland, einen Grafen Rechberg aus München, einen Grafen Schladen, Sohn des preußischen Gesandten in Wien, einen Herrn von Rohrętz, Sohn des sächsischen Gesandten in Wien, einen Baron Trenk von Tonder aus Wien, Rudolf von Geymüller, Sohn des Heinrich Ritter von Geymüller, Chefs der bekannten großen Firma, den Grafen Carl von Grünne, Sohn des Oberstthofmeisters und vieljährigen Freundes des Erzherzogs Karl. An die Genannten schlossen sich Söhne aus wohlhabenden Familien des Mittelstandes, in der Diplomatie und im Kaufmannsstande. Dieses kleine Verzeichniß mag genügen, um die sociale Stellung des Instituts zu kennzeichnen; es genoß und verdiente die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise. In hygienischer Beziehung ließ die Anstalt nichts zu wünschen übrig; wir verfügten auch über einen Turnplatz — Spielplatz genannt, um der Polizei nicht anstößig zu werden — und über eine kleine Schwimmschule. Das Leben daselbst war ein vollständiges Familienleben, heiter, freundlich, der Verkehr zwischen den Zöglingen und den Lehrern ein unausgesetzter und die Kinder niemals sich selbst überlassen. Der Verkehr mit Wien war leicht und stetig, dennoch nicht störend für die Hausordnung; man fühlte sich recht behaglich. Als ständige Lehrer fungirten zwei besondere Lehrer

und der Institutsvorsteher für die wissenschaftlichen Doctrinen. Blasko interessirte sich insbesondere auch für Naturwissenschaft, sowie für Gärtnerei; beides kam den Zöglingen zu Nutzen. Für den Zeichnenunterricht war ein bleibender Zeichnenlehrer, für die französische Sprache ein tüchtiger, gebildeter Franzose bleibend angestellt; in andern Unterrichtsgegenständen wurde nach Bedürfniß zeitweiliger Unterricht ertheilt. Die Zöglinge, deren Eltern wünschten, daß ihre Kinder nach Vollendung des Gymnasiums ihre Studien in Wien fortsetzen sollten, machten ihre Semestralprüfungen in dem sehr gut beleumundeten Gymnasium des Benedictinerstifts Mölk. Das Institut wurde vielfach von Eltern, Kindern und Lehrern beneidet. Ich will nicht sagen, daß es Außerordentliches geleistet habe, allein die äußeren Verhältnisse boten Vortheile dar, welche anderwärts, wenn nicht ein so freigebiger und hochsinniger Mäcen wie Graf Frieß es gewesen, dazwischen trat, nicht erreichbar waren. Ein heikler Punkt war die Confessionalität, denn die österreichischen Gesetze untersagten, Zöglinge verschiedener Confessionen in demselben Erziehungsinstitute zu vereinigen. Den protestantischen Zöglingen gab der Institutsvorsteher, den katholischen ein benachbarter Pfarrer den vorgeschriebenen wöchentlichen Unterricht. Es herrschte die vollste Eintracht und von keiner Seite Zelotismus; aber es war ungesetzlich und wurde formell untersagt mit dem Bedeuten, daß die katholischen Zöglinge zu entlassen seien. Ein warmblütiger hoher Militär erhob an maßgebender Stelle Einsprache und erklärte, daß er Protestant sei, keinen Revers gegeben habe, seinen Sohn nur aus Rücksicht für die katholische Mutter katholisch erziehen lasse; wenn daher auf dem Erlaß bestanden werden sollte, so würde er sofort von seinem Rechte Gebrauch machen und seinen Sohn protestantisch erziehen lassen. Das wirkte für den vereinzelten Fall, man schwieg — toleravi, sed non approbavi. Die Confessionalitätsfrage wirbelt, wie bekannt, noch am heutigen Tage viel Staub auf und stiftet Unfrieden. Sie kann weder durch hartnäckige Strenge, noch durch Lauheit aus dem Wege geschafft werden. Die Confessionalität hat eine nicht zu bestreitende Bedeutung für das Culturleben und dessen fortschrittliche Entwickelung. Von der Confession, und zwar nicht bloß in christlichen Staaten, sind geschichtlich Cultur und Unterricht ausgegangen. Auch der heutige moderne Staat bedarf zu seinem Gedeihen der Ethik und einer idealen Erhebung des Gemüths, welche ohne Anknüpfung an eine übersinnliche Welt nicht geschaffen werden können; allerdings sind dieselben

auch nicht durch eine eingetrichterte Confession schon unmittelbar gegeben, aber diese ist in gewissen Bildungsstufen vielleicht der einzig mögliche Weg, um ihnen Bahn zu brechen. Dies verdient Beachtung. Das Auswendiglernen des Katechismus oder ein flacher Rationalismus sind kein Ersatz dafür. Dies fühlt die Welt und empfinden die Staaten; vielleicht trifft Honegger das Richtige, wenn er schreibt:*) „Unbedingt die Frucht der kritischen Theologie, der einzigen, welche sich mit dem Geiste der Zeit zu versöhnen und darum ihn anzufassen versteht, ist der merkwürdige Proceß, daß in unserm Jahrhundert gegenüber dem völlig ins Irdische herabgesunkenen Rationalismus des vorigen die Philosophie sich wieder der Religion nähert. Danach wurde das Christenthum als die Offenbarung des Geistes selbst erfaßt, dem Menschen eingeboren. Das ist die großartige Versöhnung des Diesseits und Jenseits, der Sieg der immanenten Gottesidee; die speculative Theologie im Dienste des menschlich freien Humanismus der Neuzeit. Das ist der wahre Kern in dem hochberechtigten, neuerwachten Sehnen nach dem Göttlichen."

Von Plankenberg aus machte ich die zwei Ferienreisen nach Dresden, von welchen ich erzählte.**) Im September 1824 war das Triennium aus, auf welches ich mich engagirt hatte. Ich erhielt einen Antrag von dem preußischen Gesandten Schladen, welcher von Wien nach dem Haag übersiedelte, als Erzieher seines Sohnes mitzugehen; ich erhielt einen zweiten Antrag von Baron Langenau, welcher als Präsident der Central-Untersuchungs-Commission von Mainz nach Frankfurt übersiedelte. Allein ich hatte noch meine juridischen Rigorosen zu machen und fürchtete, aus der von mir eingeschlagenen Bahn geworfen zu werden; das Ausland lockte, aber das Heim siegte, vielleicht spielte auch etwas österreichische Indolenz mit hinein; kurz ich zog nach Wien, um das Doctor-Barett zu erwerben. Im Jahre 1824 war auch das einst so gefeierte Haus Frieß genöthigt, seine Zahlungen einzustellen; der Chef desselben ging nach Paris und trat als Commis (!) in das Haus seines alten Freundes Laffite. Vergebens war der Sohn Frieß nach Wien gekommen und hatte versucht, mit dem kühnen Banquier, dem Amerikaner Barish, das Haus aufrecht zu erhalten;

*) J. J. Honegger: „Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts." Leipzig 1880.

**) Erstes Gedenkblatt: Die „Confessionslosigkeit des Staats."

es brach unrettbar zusammen. Graf Frieß jun. ging als Gesandtschafts-Attaché nach Rio de Janeiro und der waghalsige Amerikaner in die Donau. Das Institut zu Plankenberg hatte seinen Boden verloren; es übersiedelte nach Preßburg und ward ein Erziehungsinstitut, wie es alle andern sind. Für mich war das abgelaufene Triennium eine eingreifende Bildungsperiode gewesen; ich hatte Manches vergessen und Manches gelernt.

Als Doctorand und Docent an der Universität zu Wien.

Meine öconomischen Verhältnisse zwangen mich, einen Erwerb zu suchen: ich trat als Erzieher in die Familie S. R., eines Großhändlers zweiten Ranges. Der Vater war sehr einfach, aber für die Erziehung seiner Kinder väterlich besorgt. Die Hausfrau und Mutter war eine Schweizerin oder aus Mülhausen im südlichen Frankreich. Sie war die Seele der Familie und der Erziehung, eine hochachtenswerthe Frau. Sie stand in dem Gesellschaftskreise der Industriellen, welche aus ihrem Geburtslande bei uns eingewandert waren, wie z. B. die Barone Frieß, Köchlin, aus der bekannten hervorragenden französischen Familie, welche in Jung-Bunzlau in Böhmen eine rasch aufblühende Webefabrik etablirt hatte, Herr Murmann und Andere. Ich lebte in diesem Hause geachtet, angenehm, zufrieden und bescheiden; ich gab auch den Töchtern Unterricht. Es waren drei begabte, sittlich reine und liebenswürdige Fräulein. Die Aelteste heirathete den spätern Generalmusikdirector in München, den gefeierten Franz Lachner; die zweite den Prediger A. C. in Wien, Herrn Pauer, welcher einer meiner Vorgänger gewesen; die dritte einen Maler in München. In dem Hause wurde auch viel Musik getrieben und Lachner brachte sehr tüchtige Kräfte aus der Oper am Kärtnerthor-Theater, z. B. Staudigl, den Waldhornisten Lewy (Vater), den Clarinettisten Klein u. A. Franz Lachner verdankte ich auch die Bekanntschaft mit Franz Schubert, welcher nicht selten seine jüngsten Compositionen, insbesondere „Lieder" bei Lachner im engsten Kreise aufführte. Gesellschaftlich schloß sich das Haus an die Gruppe der aus der Schweiz und Süd-Frankreich schon unter Kaiser Josef II. eingewanderten Industriellen, welche das sogenannte Niederlags-Privilegium genossen. Diese waren nicht Wiener mit Fleisch und Blut, aber gute, betriebsame Staatsbürger, auf welche die Regierung zählen konnte, insolange sie nicht deren

berechtigten Ansprüchen auf confessionelle Freiheit zu nahe trat. Der Vater und die Söhne waren Augsburgischer Confession, die Mutter und die Töchter helvetischer; ich, der Erzieher, Katholik und die Erzieherin streng helvetisch. Bei Tische erschienen von Zeit zu Zeit ein Prediger A. C., dann wieder ein Prediger H. C., nur kein katholischer Priester; und so mußte denn ich ab und zu das Concilium Tridentinum vertreten; aber schon wegen dieser Mischung waren Intoleranz und Zelotismus ausgeschlossen.

Es verflossen abermals drei Jahre; ich wurde Doctor, Supplent des österreichischen Civilrechts und 1828 Präfect des Ritter von Managetta'schen Convicts. Dasselbe war gestiftet von Wilhelm Edlen von Managetta-Lerchenau, dem Leibarzte Kaiser Ferdinand III.; es war bestimmt zur Ausbildung und Erziehung von männlichen Nachkommen aus des Stifters Familie und dazu ein Haus, Geldcapitalien und eine ansehnliche Bibliothek gewidmet. Ungeachtet der Ungunst der Zeiten — in Folge der josefinischen Reformen und des Finanzpatents von 1811 — blieb die Stiftung leistungsfähig. Nach dem Stiftsbriefe sollten, wenn die Familie — Agnaten und Cognaten — ausstürbe, in dem Convicte zwölf arme entsprechend befähigte Knaben und Jünglinge ausgebildet werden; — „exclusis tamen vienniensibus" — nicht, wie ich denke, aus Ungunst gegen die Wiener, sondern in billiger Begünstigung der Landbevölkerung, um ihr die Bildungsmittel der Hauptstadt zugänglicher zu machen. Der Stifter erwartete, daß die Befähigten den Doctorgrad erwerben, ohne eine bestimmte Facultät vorzuschreiben oder auszuschließen und verlangte, daß es ihnen ermöglicht werde, ihre Ausbildung auf fremdländischen Universitäten zu vervollständigen. Daß er eine ausschließlich katholische Anstalt gegründet hatte, wird Niemanden überraschen, denn Managetta war Leibarzt Ferdinand's III. Der Stiftsbrief zeigt jedoch, daß es ihm voller Ernst gewesen um die Erhaltung, Verbreitung und Fortbildung gründlichen Wissens, und das ist die Hauptsache. Zur Zeit, als ich der Anstalt vorstand, genossen die Stiftung nur Cognaten des Stifters, bis auf einen Managetta, der sich auf das juridische Doctorat vorbereitete, einen liebenswürdigen, gemüthlichen, nur zu weichen Jüngling. Er war zugleich Jugendfreund des Barons Münch-Bellinghausen, der unter dem Schriftstellernamen Friedrich Halm gefeiert ist. Aus den Cognaten, welche damals die Stiftung genossen, nenne ich nur Anton von Schmerling, welcher zur Zeit meines Eintritts als Präfect eben seine juridischen

Studien vollendete und ſich auf das Doctorat vorbereitete. Meine Stellung im Managetta'ſchen Convicte und als Supplent des Civilrechts an der Univerſität brachte mich insbeſondere mit zwei hochgeachteten Häuſern, jenem der damaligen Appellationsräthe Ritter von Sommaruga und Ritter von Schmerling, ſowie dem Hofrathe des Erzherzogs Karl, Ritter von Kleyle, in ſehr freundſchaftliche Beziehungen. Auch als ich im Jahre 1831 aus dem Managetta'ſchen Convicte ausgetreten war und die Stelle eines Adjuncten für die rationellen Fächer an der juridiſchen Facultät übernommen hatte, blieb ich mit den genannten Häuſern, ſowie mit jenen Familien, mit welchen ich früher in Verbindung ſtand, in ſtetem Zuſammenhange. Die Geſellſchaft des Mittelſtandes und der Intelligenz mit Einſchluß nicht weniger hochadeliger Häuſer war beſonders ſeit der Revolution von 1848 den Ideen der Neuzeit geneigt und nicht allzu ängſtlich in Worten und Benehmen. Der angeborene Volkswitz verſtummte nicht, aber es blieb doch Etwas faul an demſelben und nicht ohne Grund ſprach man von einem Capua der Geiſter. Die Wiener waren heiter und leichtlebig, witzig und ungenirt, aber der ethiſche und politiſche Ernſt verkam mehr und mehr. Man liebte den Humor, lag doch Saphir's „Humoriſt" faſt auf jedem Toilettetiſch; aber der Humor iſt kein Spaßmacher, obſchon er ſpaßt, etwa wie der Todtengräber im Hamlet; wer ihn verſtehen ſoll, muß ſelbſt etwas von ihm im Leibe haben. Er gleicht den Beleuchtungsvorrichtungen hinter den Couliſſen mit vielfarbigen Lichteffecten, dieſe und jene Geſtalt ſcharf beleuchtend und dadurch die Andern, wie gerne ſie auch was gelten möchten, in die Dunkelheit drängend; wer eine ſchwache Sehkraft hat, verträgt ihn nicht und ſchließt die Augen, damit ſie ihn nicht ſchmerzen, ſieht aber auch Nichts von dem, was die Zuſchauer mit geſunden Augen überraſcht, erfreut und entzückt, oder auch aufregt und erbittert. Die tonangebenden Wiener jener Zeit waren meiſt Spaßmacher, nicht Humoriſten. In den oben genannten drei Häuſern, wo ich freundliche, ja herzliche Aufnahme fand, lernte ich viele liebe und intereſſante Perſönlichkeiten kennen, welche bereits in der Oeffentlichkeit etwas galten oder doch bald gelten ſollten; ich komme wohl ſpäter auf den Einen oder Andern zu ſprechen. Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft und rege Theilnahme an den Bewegungen des öffentlichen Lebens kennzeichneten die Geſellſchaft in den oben genannten Familienkreiſen; allda war es recht behaglich, aber nicht ebenſo anderwärts. Der humaniſtiſche Aufſchwung des Joſefinismus war

vielfach einem trockenen, eifersüchtigen, selbstischen Büreaukratismus gewichen, die Form verschlang die Aufgabe und der auflauernde Verstand unterdrückte die Regungen des Herzens. Der entgeistigte Büreaukratismus konnte aber die edlen Aufgaben des Josefinismus nicht der Erfüllung zuführen, konnte jenen aber auch nicht vertilgen, denn er kam in der hereingebrochenen Zeitströmung mehr und mehr oben auf, wodurch das Heer der Büreaukraten in zwei Lager getheilt wurde. Die Büreaukratie hatte einen zweifachen Generalstab und diese Generalstäbler waren sich nicht selten spinnefeind. Das Gros der Beamtenarmee bestand aus berechnenden Werkzeugen, welche nicht um die Aufgabe fragten, sondern um den Führer, welchem sie nahe zu kommen hoffen durften, um ihnen selbst, nicht dem Staate und der Gesammtheit zu dienen. Es war nicht erquicklich, da mitten inne zu stehen, wenn man ein patriotisches Herz im Busen hatte. Man sprach von Parteien: Metternich-Kolowrat u. s. w., aber es kam wenig in Discussion, was der eine oder andere Führer für Ziele verfolgte. Der ernste Sinn für die Interessen des Staats verkam sichtlich, die Intelligenten wurden entweder frivol oder mürrisch, die untern Schichten roh und widerspänstig; das Lernen betrachtete man als eine Last, welche der Hofrathssohn im Vertrauen auf die anzuhoffende Protection von seinen Schultern abhob, der Hausherrnsohn überflüssig fand, weil sein Vater Geld besaß und das fesche Vorstadtkind zog die Kegelbahn in der Brigittenau allen Schulzimmern der Welt vor, denn sie bot einen Jux, wie man einen solchen auf dem Schulboden sich nicht schaffen konnte. Das Staatsgebäude wurde immer schlottriger und reparaturbedürftiger, aber es gab keine „Schrickcommission", wie solche das magistratliche Bauamt hatte, um verdächtige Wohngebäude zu untersuchen. Wir hatten oftmals recht trübe Augenblicke. Im Jahre 1828, als mein Freund von Scari als Professor nach Olmütz ging, nahmen wir Abschied, auf und niederschreitend vor der Kapuzinerkirche am Neumarkt, wo Maria Theresia und Josef begraben liegen. Scari war sehr verstimmt und sprach von dem Gespenste des Verfalls Oesterreichs; ich war sanguinischer, meine Laune half jedoch nicht und zuletzt sagte ich ihm handschüttelnd: „Nun am Ende wirst du Professor beim Markgrafen von Mähren sein und ich bei dem Erzherzog von Oesterreich, — aber ich hoffe, daß wir gute Freunde bleiben werden." Also „Alles schon dagewesen" würde Ben Akiba sagen.

An die hier gegebenen Erzählungen aus meinen Jugendjahren

reihe ich in dem nächstfolgenden Gedenkblatte sofort den Abschluß meiner Laufbahn. Ich thue es einmal, um das Ende dem Anfang, die Erfüllung den Hoffnungen unmittelbar gegenüber zu stellen und zweitens, um den Faden unseres politischen Werdeprocesses thunlichst zusammenhängend fortzuspinnen von der pragmatischen Sanction (1723) bis zu der neuen Versöhnungsära (1881). Im Februar 1835 wurde ich vom Kaiser Franz zum Professor am Theresianum ernannt; im Juni desselben Jahres heirathete ich die ältere Tochter des allgemein hochgeachteten Superintendenten A. C. Johann Wächter. Ich war Lehrer der Staatswissenschaften bei zwei Prinzen des kaiserlichen Hauses, trat im März 1839 in Dienste des Erzherzogs Karl, als Güterinspector in Teschen, verließ diese Stellung im März 1849, wurde Ende 1849 Statthalter in Schlesien, 1853 Statthalter-Stellvertreter in Galizien, mit der Februarverfassung 1861 Sectionschef und Leiter des Ministeriums für Handel und Volkswirthschaft und ging mit dem Rücktritte des Ministeriums Erzherzog Rainer und Schmerling im Juli 1865 in bleibenden Ruhestand. Im Sommer 1875 zog ich in meine Heimathstadt Graz in Steiermark. Also erst nach fünfundfünfzig Jahren Abwesenheit feierte ich wieder einen Sylvesterabend in meiner Geburtsstadt.

Drittes Gedenkblatt.

Am Sylvesterabend 1875.

Der Sylvester begehrt sein Recht.

An jedem Sylvester sollte der Mensch Bilanz machen oder wenigstens ein Glas guten Punsches mit alten Freunden, was man so Freunde nennt, trinken. Ich konnte nie recht fröhlich werden beim Sylvesterpunsch; bald waren es Erinnerungen, bald Ahnungen, welche meine Stimmung trübe anhauchten; doch war's nicht Groll mit dem Schicksal, eher eine berechtigte Unzufriedenheit mit dem eigenen Thun und Lassen. Heute fiel mir Gottfried Kinkel's „Der Grobschmied von Antwerpen" in die Hände und ich las Seite 9:

Kennt ihr ihn, den schwersten Schmerz,
Den je die Menschenbrust zerdrückte?
Er kommt nicht wie ein schneidend Erz,
Allmählich spürt ihn der Beglückte,
Wie leises Gift im jungen Blut
Löst er unmerklich auf, unsäglich;
Doch bald mit Qualen unerträglich
Zerknickt er den gesunden Muth.
Das ist der Schmerz verlornen Lebens,
Verlornen Handelns, Schaffens, Strebens.

u. s. w. Ein schriller Schmerzenslaut, der nachklingt in dem eignen Herzen, weil jeder Ton, welcher aus voller Menschenbrust kommt, sein Echo findet. Und wär's anders, müßte man die Dichter bemitleiden, denn sie sängen unverstanden. Aber wer, um mit Horaz zu reden, den Lachenden zulächelt und mit den Weinenden weint, taugt nicht für den Weltschmerz, welcher selbstisch sich ausscheidet als hoffnungsloser Gott für sich. Allein die horazische Laune

ist oftmals spröde; sie will nicht und kommt nicht. So auch am heutigen Sylvesterabend, wo viele dunkelfarbige Erinnerungen an schmerzliche Einzelkämpfe im Leben mir durch die Seele ziehen, sich häufen und drängen, als sollten sie frisch auflodern und sich verbinden zu einer entscheidenden Hauptschlacht. Wohlan! ich will sie hören, und greife zurück auf ein Menschenalter, bis zu dem Zeitpunkte, da ich es gewagt hatte, den Rubikon meines Lebens zu überschreiten, aus dem Gebiete theoretischer Forschungen übertretend auf den schrolligen Boden praktischer Thätigkeit. Heute will ich diese Nachklänge festhalten und ordnen zur Selbstbelehrung oder als Beichte oder als ein Stück Geschichte.

Zwei Jahre nach Beendigung des Unterrichts der erlauchten Prinzen war mir der Antrag gemacht worden, in die Güterverwaltung des hochgefeierten Erzherzogs Karl einzutreten, und zwar bei dem großen Gütercomplexe, welcher in Schlesien und Galizien um das Lehen der Kammer „Teschen" gruppirt war. *Ich stand am Rubikon meines Lebenslaufes*, denn ich sollte die bisher gepflegte Theorie verlassen und Praktiker werden. Es war ein großer und ernster Schritt. Der Sylvesterabend, welcher mich in das Jahr 1876 einführte, stellte mir die Gewissensfrage: Hast du auch gut gethan, die Lehrkanzel mit dem Pfluge zu vertauschen? Ich antwortete unumwunden: Die Lehrkanzel war mir verleidet. Der Professor sollte lehren, was ihm zu lehren befohlen wurde. Die Beamten und die Lehrer waren josefinisch eingeschult und sangen josefinische Lieder. Daher verschrieb man andere Sänger aus dem Auslande und diese sagten, die einheimischen sängen falsch, und sie selbst brächten die richtige Zukunftsmusik. An dem Directionspulte der neuen Musikkapelle stand der Schweizer Herr von Haller, secundirt und unterstützt von Adam Müller, Jake, Klinkowström, Josef Pilath, Hurter und dem ausgezeichneten Stylisten Friedrich Gentz. Die theresianische und josefinische Gesetzgebung hatte den österreichischen Staatsgedanken erweckt und ihm Ausdruck gegeben; die Hauptrichtung war freisinnig, wenngleich die Durchführung absolutistisch; es war insbesondere der Kampf gegen die clericale Uebermacht und gegen den Feudalismus, welcher sie kennzeichnete. Allein eingeschüchtert durch die wilden Excesse und die Ländergier der französischen Revolution verlangsamte man den Fortschritt der bezeichneten Legislation, jedoch der josefinische Geist blieb obenauf, sowohl in der Amtsstube, als auf dem Lehrstuhle. Als jedoch Napoleon I. in St. Helena hinsiechte und starb, da hatte sich allwärts, auch bei uns, theoretisch

und praktisch eine „Restauration" erhoben, welche sich eifrigst bemühte, den verurteilten Josefinismus aus der Amtsstube und von der Lehrkanzel zu vertreiben. Da man aber gewohnt war, Alles nur halb zu thun, so betrieb man denn auch das Restaurationsgeschäft nur halb und unaufrichtig. Die modernen politischen Ideen wurden zwar nicht als gestempelte Waare in Umlauf gesetzt, aber rückhaltslos eingeschmuggelt. Der Schmuggel ist aber ein unsauberes Geschäft, und deshalb war mir die Lehrkanzel der politischen Wissenschaften unbehaglich geworden, gleich einem Schmugglergeschäft. Viele Freunde riethen mir ab; die Einen fanden es betrübend, ja unwürdig, daß ich die Pflege der Ideen mit dem Kartoffelbau und der Branntweinbrennerei vertauschen wolle, so z. B. der geniale Nikolaus Niembsch-Lenau; Andere warnten eindringlich vor Vertrauensseligkeit in die Menschen, von welchen ich nun abhängen würde. Die Dritten meinten, daß ich mich nur allzubald bitter enttäuscht fühlen würde, denn das Corps der Wirthschaftsbeamten, welchem ich sofort angehören würde, vermöchte ich nicht zu mir heraufzuheben, so müsse ich denn zu ihnen hinabsteigen, als ein Bedienter in besserer Livree. Dazu taugte ich aber nicht, denn meine ideal angehauchten Gedanken vom Staate und seinen Aufgaben vertrügen nicht solche Kameradschaft; ich würde also unbefriedigt leben oder essend und trinkend verbauern. Auch mein hoher Chef, der Curator des Theresianums, Graf Taaffe, Präsident der obersten Justizstelle, der Vater unseres gegenwärtigen Ministerpräsidenten, sagte mir, daß er meinen Austritt bedauere und nicht gut heiße. Wenn ich, des Lehrens satt, in den praktischen Staatsdienst hätte übertreten wollen, so wäre er mir gern behilflich gewesen; mich aber muthete dieser sogenannte praktische Staatsdienst nicht an, denn er stand nicht auf dem fruchtbaren Acker des Lebens, sondern auf dem sterilen Boden des büreaukratischen Doctrinarismus. Graf Taaffe war ein Mann von Energie, ein Mann des centralistisch-liberalen Josefinismus; sein Sohn wandelt andere Bahnen. Man erzählt, daß, als er die Leitung der allgemeinen Hofkammer übernahm und zahlreiche Pensionirungen vorschlug, Kaiser Franz gesagt habe: „Nun, der wird wohl auch noch mich pensioniren." Si non e vero, e ben trovato; Kaiser Franz liebte solche Schlagworte. Ich war lehrmüde. Obschon ich an dem endlichen Sieg der Ideen, in welche ich mich einstudirt und eingelebt hatte, nicht verzweifelte, so sagte ich mir doch, daß ich auf dem betretenen Lebenspfade gar wenig dafür leisten könne, denn ich taugte ebenso wenig zum Ideen-

schmuggler, als zum Revolutionär. Ich schmeichelte mir, daß es für die gute Sache vielleicht dienlicher sei, wenn ich, unmittelbar in das praktische Leben eintretend, durch die Verwirklichung und Fortbildung der wohlwollenden und aufgeklärten theresianischen und josefinischen Gesetzgebung, auf die untern Volksklassen einwirkte, um sie für neue Rechtszustände, wie solche doch nicht ausbleiben würden, empfänglich zu machen. Ein boshafter Freund spottete über meinen Idealismus: „Gewiß," sagte er, „wirst du nicht mehr gelangweilte Jungens auf die Schulbank weisen, dafür störrische Robotbauern auf's Ackerfeld treiben lassen, ein Stück mittelalterlicher Hörigkeit und Herrlichkeit. So wird es sein, auch wenn es dir gelingen sollte, dein feudales Amtskleid mit modernen Verbrämungen aufzuputzen." „Fehlgeschossen!" erwiderte ich; „nicht als demüthiger Patrimonialbeamter werde ich mich fühlen, sondern als ein stolzer Finanz- und Verwaltungsminister, dem ein ganzes Fürstenthum zu Füßen liegt." „Bravo," ruft der Freund, „aber ein entsetzlicher, langer Weg ist es, welchen unser Reformator mit edler Resignation betreten will. Den Völkern wird die Geduld ausgehen und kommen wird, was der abdicirende Herr Professor eben abwenden möchte; ich dagegen glaube, daß unsere ständischen Körperschaften die geschichtlich berufenen seien, um die Wiedergeburt unseres Vaterlandes ohne Revolution zu vermitteln." Ich antwortete: „Wohlan! thut das Eine und unterlasset nicht das Andere. Aber bedenken magst du, daß in unsern Landstuben noch gar viel mittelalterlicher Sauerteig gährt, und daß der erste gewaltige Anstoß die Herren im rothen Frack vor die Thüre setzen wird, weil die neue Welt, wie sie bereits geworden ist, ihnen weder das Monopol der Intelligenz, noch jenes des Reichthums, noch der socialen Macht zuerkennt. Vor Allem aber — und das ist mir als Oesterreicher der wichtigste Grund — steht unser Ständewesen der Bildung eines kräftigen Gesammtstaats, wie diesen Maria Theresia, Josef und Franz im Auge hatten, schnurstracks entgegen; ein lockeres Conglomerat von Cantönli mit dem gekrönten Landamman in Wien, dessen Bestand von der Gnade der Nachbarn abhinge, aber nicht ein europäischer Großstaat, würde ein ständisch-constitutionelles Oesterreich sein. Deshalb kann eine weiterblickende Regierung auf die separatistischen Anforderungen eines autonom sein wollenden Ständewesens nicht eingehen und darum ist selbst der aufgeklärte Absolutismus einem feudal verquickten Ständewesen vorzuziehen; lieber will ich den josefinischen Absolutismus als solche Kleinstaaterei. Ungarn bleibt hierbei außerhalb der Debatte,

denn es ist geschichtlich und constitutionell etwas für sich Bestehendes, wir haben kein Recht, in seine staatlichen Verhältnisse hineinzureden, es wurde leider immerfort als Ausland betrachtet und nicht die Völker in Cisleithanien stehen mit ihm in einem verfassungsmäßigen Bunde, sondern nur unser Kaiser, als König von Ungarn. Ich fühle keinen Beruf mehr für den unfruchtbaren Katheder; dafür will ich mich bemühen, die humanen und culturfreundlichen Bestrebungen der theresianisch-josefinischen Gesetzgebung in einem praktischen Lebens- und Amtskreise zu fördern. Meines Erachtens gab es bis zum Tode des Kaisers Franz zwei Wege, den theresianisch-josefinischen Staatsgedanken zu verwirklichen: in Cisleithanien den aufgeklärten Absolutismus durch zeitgemäße Fortbildung des Josefinismus; in den Ländern der Stephanskrone die Reformation der ungarischen Verfassung im Geiste des modernen Staats. Man ging diese Wege nicht; der Absolutismus diesseits war kleinlich, büreaukratisch, ohne Schwung und Thatkraft; der Constitutionalismus jenseits der Leitha war veraltet und unaufrichtig und das Bestreben, denselben durch den Absolutismus zu ersetzen, handgreiflich; daher wurden die besten Männer Ungarns regierungsfeindlich. Schon nach dem Tode des Kaisers Franz im März 1835 konnte hüben und drüben nur mehr ein ehrlicher Constitutionalismus zu dem bezeichneten Ziele führen;" aber die Politik schleppte sich fort wie eine alte Krankheit und der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein; darum war es unerquicklich geworden, Politik zu lehren; ich gehe, um die civilisatorische Aufgabe meines Lebens in andern Kreisen fortzusetzen. Nicht ohne Berechtigung sagte mir ein landständischer Wigh: was ich da aufgriffe, sei der bereits verurteilte aufgeklärte Despotismus und überall, wo man zu ihm gegriffen habe, sei nur der Despotismus geblieben, die Aufklärung aber heimgeschickt worden. Ich erwiderte: daß ich mir nicht verhehle, daß der aufgeklärte Absolutismus nicht die Gestaltung sei, welche die Vernunft wolle, noch die Politik, welche ein Culturvolk verlangen müsse, aber ich sagte mir auch, daß die Aufklärung, auf welcher er fuße, die Keime in sich trage, um ihn selbst logisch zu beschränken, ihn praktisch umzubilden und ihn endlich in constitutionellen Formen einzusargen;" und ich fuhr fort: „Habt ihr auch bedacht, daß der erste Schritt einer politischen Volkserhebung der sein wird: euch selbst chapeau bas vor die Thüre zu setzen? Wenn ihr es gethan, dann ehre ich eure patriotische Selbstaufopferung, aber ich erwarte nicht die Erfolge, welche ihr selbst

und die Völker hofft. Die gepriesene geschichtliche Entwickelung unseres Ständewesens aus sich selbst heraus kann nur zu einem lockern Staatenbunde führen; denn die Gemeinschaft im Sinne des modernen Staats wird von dem historischen Provinzialismus, dem ihr anhängt, zurückgewiesen. Sehen wir uns vor, daß wir nicht zu einem Conglomerate von ‚Auslanden' werden, deren nationale Mittelpunkte in Buda-Pesth, in Prag, in Brünn, Lemberg, Graz, Laibach, Linz, Innsbruck u. s. w. Staaten im Reiche sein wollen, welche nicht durch den Staatsgedanken, sondern nur durch die Pietät für das angestammte Herrscherhaus locker zusammengehalten würden, um nationale und separatistische Interessen zu verfolgen. Ich gestehe, daß ich zu den Majoritäten unserer Landstuben kein Vertrauen habe, aber leider fürchtet unsere Regierung die Freiheit mehr als den Zerfall des Reichs. So flüchte ich denn in die Arme des josefinischen aufgeklärten Absolutismus, indem ich Wirthschaftsbeamter werde. Wer sollte endlich noch verkennen, daß die durch die Juli-Revolution in Paris neu belebten Ideen aus dem Jahre 1789 sich vorzugsweise den wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen zuwandten und in diesen ihre Richtung, Ausbildung und Verwirklichung suchen? Auch darum will ich vom Katheder in's Leben übertreten, um unmittelbar an den Quellen die Bedürfnisse der Zeit zu studiren." Da rief ein ungeduldiger College: „Lasset ihn fortwandern aus dem Capua der Geister. Ich finde es lobenswerth, wenn er eine trockene und harte Arbeit einem behäbigen, wenn auch geistig angeregten Schlaraffenleben vorzieht; denn minder schlimm ist es, daß er dort verbauere, als daß er hier im Sumpfe ersticke: wenn ihr schon den beabsichtigten Wechsel pessimistisch auffassen wollt." „Noch ein Wort, Freunde, erlaubt mir," so schloß ich die Erörterungen, „ein günstiges Geschick hat mich unserm Kaiserhause nahe gebracht; ich will ihm nahe bleiben, so lange mir Vertrauen entgegenkommt; Neigung und patriotische Pflicht verlangen, daß ich es thue. Muß denn der Lehrer von gestern nothwendig untergehen in dem Wirthschaftsdirector von heute? Die Weltuhr steht nicht stille und fragend blicken wir nach dem Gang ihrer Zeiger, der Antwort nachforschend, welche die Erfahrung im Bunde mit der Wissenschaft geben muß. Wer kann von sich sagen, daß er unfehlbar sei? Und ebenso soll Keiner an sich selbst, an seinem Urtheil und seiner Willenskraft verzweifeln. Auch schlimme Zeiten können und werden kommen: dann ist der ehrliche Diener von Werth,

welcher mannhaft zu seinem Herrn steht. Deshalb tadelt es nicht, wenn ich fortziehe zu den rauhen Karpathen!"

Der Sylvester nimmt Abschied.

Diesen Seelenkampf bei meiner Berufswahl hatte der Sylvester 1875/76 mir in Erinnerung gebracht und sinnend fragte ich mich: „Hast du klug und gut gethan?" Und ich wußte keine Antwort. Auch der Mühen und Sorgen und der Früchte gedachte ich, welche angestrengte Arbeiten vom März 1839 bis zum März 1848 und 1849 mir einbrachten! Ich blieb trübe und verstimmt. Ich gedachte auch des März 1849, wo ich bon gré mal gré meinen Lebensnachen neu zimmerte, um wieder in die See zu stechen und neue Küsten zu suchen, an welchen ich landen könnte. Der Sylvester sah mitleidig auf mich und sagte: „Man muß auch vergessen lernen." Ich aber antwortete mit den Worten Jean Paul's: „Der Mensch kann erlernen alles was er will; aber er kann nicht eine Silbe vergessen, wie sehr er sich bemühen möge." „Freund," bemerkte der Sylvester, „Jeder sollte in seiner Brieftasche das Virgilische: Sic vos non vobis fertis, aratra boves notirt haben, um wenigstens theoretisch vorbereitet zu sein, wenn der Spruch praktisch an ihn heranrückt. Du saßest in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt und hörtest die Worte Robert Blum's, welche er der anstürmenden Rechten zudonnerte: ‚Sie nennen uns Wühler! — ja wir haben gewühlt, und hätten wir es nicht, so säßen Sie nicht hier'; so darfst du sagen: wenn ich vor dreißig Jahren den zunächst von Kleyle betretenen Weg nicht mit eiserner unwillkommener Beharrlichkeit fortgesetzt hätte, so würde man heute im Olsa-Thale nicht hämmern und gießen und walzen und bewundert und beneidet werden, wie es geschieht." So tröstete Sylvester; ich aber starrte vor mich hin und schwieg. Nun fuhr er fort: „Ich will dich an deinen Erinnerungen anfassen: gedenkst du nicht mehr, wie dein erlauchter Herr auf dem Schlosse Weilburg bei Baden — es war in den ersten Tagen des Monats October des Jahres 1845, nachdem du Bericht erstattet hattest, — dich an beiden Händen faßte und sagte: ‚Harren Sie aus bei meinen Söhnen, ich bitte Sie darum, es gewährt mir Beruhigung?'" Dieser Wurf des theilnahmsvollen Sylvester wirkte; ich erhob mich freudig von meinem Stuhle und

fügte bei: „Ja, so war's, und als ich — wir standen an der Ecke des Billards — beglückt und erstaunt in das wohlwollende Antlitz meines Herrn blickte, da schüttelte er mir mit Wärme die Hände und wiederholte die warmen beglückenden Worte." Ich habe sie nicht vergessen und werde sie bewahren mein Lebelang. Ich gedachte derselben auch noch im Frühjahr des heute ablaufenden Jahres, als der schwer beleidigte Minister des Ressorts, welchem ich zehn Jahre früher vorgestanden hatte, einen sensationellen Betrugsproceß hervorrief und ein übereifriger Staatsanwalt dem ehemaligen Ministerium Anschuldigungen nachschleuderte, welche diesem nur die Wahl ließen, Düpirte oder Mitbetrüger des Angeklagten zu sein. Ohne Zweifel hatte der Herr Staatsanwalt übersehen, daß der Vorstand des damaligen Ministeriums ein kaiserlicher Prinz, meines angebeteten Erzherzogs Eidam war. So fiel mir denn eine doppelte Verpflichtung zu, in den Kampf einzutreten. Ich that es*) in mehrfachem persönlichen, so wie auch im öffentlichen Interesse, denn die vielbeliebte Maxime des „Exempelstatuirens" ist ein zweischneidiges Werkzeug, welches leicht den Arm desjenigen verwundet, der es gebraucht; das Rechtsgesetz verlangt Gerechtigkeit, nicht Rache, denn das Recht ist um seiner selbst willen da, ist Selbstzweck, nicht Dienstknecht für andere außerhalb liegende Zwecke. Auch der angedeutete sensationelle Proceß ging schief. Der Angeklagte feierte einen Triumph und das war nicht gut, denn sein Thun war nicht lauter gewesen, aber unangreifbar für den Arm der Gerechtigkeit und darum verwirrte der Spruch das öffentliche Rechtsbewußtsein. Und ich? Da die zugeknöpften Besonnenen, in deren Interesse ich die Mensur betreten hatte, mich allein ließen auf dem Fechtboden, so zerbrach ich meine Lanze und zog in meine engere Heimat, um Memoiren zu schreiben."

Der Sylvester war fortgegangen und ich verschlief den Rest der Nacht; als die späten Morgenstrahlen und die Kirchenglocken mich weckten, war mein Kopf wüste vor Erinnerungen. Wiederholt war ich hinter dem Leichenwagen meiner Hoffnungen und Arbeiten einhergegangen; ich habe es ertragen, indem ich nicht auf die Begünstigteren neidisch hinblickte, sondern theilnahmvoll auf Diejenigen zurückschaute, welchen noch Schlimmeres begegnet war als mir. Aber etwas Leichengift war denn doch in den Adern zurückgeblieben und die Aerzte wissen zu sagen, wie Leichengift wirkt auf Leib und Seele: lähmend, aufregend und verbitternd. Mein

*) Neue freie Presse: „Die Eisenbahnpolitik vor dem Schwurgerichte." 6. März 1875, No. 3781.

oft gepriesener guter Humor und ein optimistisches Vertrauen auf Oesterreichs Zukunft hielten mich aufrecht und ließen den Mode gewordenen Pessimismus nicht zu Worte kommen. Ja, der Humor! was ist er anders als Geistesfrische bei warmen Herzen; wo das Eine oder Andere mangelt, findet er kein Heim, weder als Erzeuger noch als Empfänger. Mit übermüthigem Scherze erfaßt er Hohes und Niedriges, den Idealismus wie den Realismus, damit sie erkennen, daß sie zusammengehören, straft mit sittlicher Strenge oder mit heiterer Satyre. Er setzt dem dünkelhaften Thoren die Narrenkappe auf das Haupt und reißt die gleißende Larve von dem Gesichte des Heuchlers. Dies macht böses Blut. Jene verstehen ihn nicht und diese hassen ihn. Den Armen im Geiste ist er nichts weiter als ein schaler oder boshafter Spaßmacher, und sie thäten es ihm zuvor, wenn es eben nur ginge. Mir war er ein treuer Geselle, mich aufrichtend wie ein gutes Glas Wein, daß Muth und Hoffnung nicht untergingen. Ja, gestehe ich es nur, er war mir auch nicht selten ein lächelnder Maskenverleiher auf den Jahrmärkten des Lebens, um zudringliche Gesinnungserforscher scherzend abzuwehren, oder langweiliges Geschwätz abzuschneiden. Als sein Wohnhaus baufällig wurde, zog er fort; — etwas Leichengift hatte ich verschluckt und seine Wirkungen blieben nicht aus.

Muß man denn g'rad' glücklich sein?

Das Neujahr war da; ich promenirte in dem schönen Stadtpark und die glitzernden Eisnadeln fielen auf das durch die Nachtwache ermattete Gesicht. Was wird das Neujahr mir bringen, Gutes oder Schlimmes? Anstatt einer Antwort recitirte ich ein Gedicht des edlen Sebastian Ruf, des Kaplans im Irrenhause zu Hall in Tyrol, welches mit dem tiefsinnigen Verse abschließt:

„Muß man denn g'rad' glücklich sein?"

„Muß man denn g'rad' glücklich sein?" fragt der bescheidene Mann. Ist dies schmerzliche Resignation, bei welcher das Herz verblutet oder philosophischer Quietismus, welcher uns unter die Götter versetzt? Ist es jenes philosophische Gleichgewicht, jene olympische Ruhe, welche selbst den Olympiern, wie sie uns sowohl in dem ernstern Hesiod, als auch in dem naiv lebensfrischen Homer geschildert werden, versagt war? Für uns armselige Menschen

ſcheint ſie unerreichbar zu ſein und uns eher hinabzuziehen in die Pflanzen- und Steinwelt, anſtatt uns hinauf zu heben zur angeſtrebten Gottähnlichkeit. Selbſt der Heiland vermochte nicht, dieſe paſſive Ruhe zu erringen, wie ſeine Leidensgeſchichte darthut. Körper- und Seelenleiden verſagen ſie uns, wenn auch die Einen ſie aus Eitelkeit heucheln und Andere in fanatiſcher Ueberſpannung vielleicht an ſie glauben. Aber zum theilweiſen Entſagen, zum Aufgeben von Hoffnungen, welchen man mit banger Sehnſucht nachhing, kann man ſich fähig machen, ohne deshalb ſeine Zufriedenheit ſelbſtmörderiſch zu vernichten, denn die Aufgaben des menſchlichen Lebens ſind unzählbar und faſt jede derſelben ſo groß, daß ſie die volle Menſchenkraft in Anſpruch nimmt. Um dies zu können, muß man aber die Beſcheidenheit haben, nur ein Tropfen am Eimer ſein zu wollen, und die Selbſtverleugnung beſitzen, um ſich in ſeinem Denken, Fühlen, Wünſchen und Beſtrebungen über die engen und ſelbſtiſchen Kreiſe des Individuums hinauszuarbeiten zu den erweiterten Kreiſen, welche ihren Mittelpunkt in den Gedanken der zu idealen Zielen berufenen Menſchheit finden. Dieſe Zumuthung iſt kein eitles Spiel der Phantaſie. Viele Frauen vermögen es, indem ſie ihr Haus und ihre Familie zu ihrer Welt machen, in deren Dienſte ſie als Individuum aufgehen; viele Männer vermögen es, indem ſie ihr volles Sein und Leben der Kunſt, der Wiſſenſchaft, dem Glauben, ihrem Berufe, dem Vaterlande ſelbſtlos hinopfern. Für den cyniſch unverhüllten wie für den verkappten Egoiſten ſind freilich alle, welche ſich ſelbſtvergeſſend dieſen Beſtrebungen opfern, nur poetiſche Querköpfe und unpraktiſche Fanatiker. Daß die Geſchichte denſelben Altäre baut und Denkmäler aufrichtet, ſie mit Lorbeeren krönt, dies erklärt ſich der Vollblutpraktiker damit, daß es immerfort Narren gäbe und die ſpäter Geborenen unter ihnen die früher Heimgegangenen als Seelenverwandte nur deshalb feiern, um dadurch ſich ſelbſt zu ehren und zu ſchmücken und daß die Nachwelt den idealen Vergötterungs-Humbug nur mitmache, wie im Theater der größere Theil der Zuſchauer dem Anlaufe der Claque folgt. Ich halte es für eine gute Fügung der Weltordnung, daß es ſolche Narren giebt. Meine Narrheit concentrirt ſich insbeſondere darin, daß ich die Menſchheit als eine Einheit auffaſſe, und es dem Einzelnen zum hohen Verdienſte anrechne, wenn er ſein Selbſt dieſer Geſammtheit unterzuordnen vermag, indem er ſein Ich vor Allem als organiſchen Theil des Ganzen auffaßt und nach dem Maße ſeines Wirkens zu dem Gedeihen des Ganzen abſchätzt. Es

ist Naturgesetz, daß jeder in seinem Lebenskreise wirke, jedoch in demselben nicht in der Art untergehe, daß er seine Beziehung zu der Gesammtheit völlig aus dem Auge verlöre. Die Nächstenliebe soll sich emporarbeiten zu einer idealen Anschauung, welche auf der Leiter des Gottesbewußtseins emporsteigt und von Sprosse zu Sprosse einen weitern Gesichtskreis sich erobert. Der Gott, den ich im Auge habe, ist also nicht ein bloßer Nationalgott, welchem Unduldsamkeit und Herrschsucht anklebt. Er ist auch nicht jener Gott, zu welchem das Individuum, hochmüthige Philosophie treibend, sich selbst macht. Mehr noch, der richtige Weg führt durch die Nächstenliebe zur geläuterten Gottesliebe, dann darf aber der Einzelne sein Ich nicht von der Gesammtheit egoistisch abtrennen.

Sebastian Ruf hat an der Pforte des Tempels der Glücksgöttin angeklopft, aber sie ließ ihn nicht ein. Obschon er diese Absage schmerzlich empfand, so war er doch stark genug zu resigniren. Ohne Schmerzen läuft eine solche Entsagung nicht ab; wer jedoch sein Scherflein zum Gesammtleben der Menschheit beigetragen hat, gleicht dem kämpfenden Helden, welcher von der Kugel des Feindes niedergestreckt in Siegeshoffnung hinsinkt.

„Jeder sucht das ihm Gemäße;
Wer es findet hat sein Glück.
Immer ist des Menschen Größe
Nur ein glückliches Geschick."

Das verfehlte Leben, von welchem pessimistische Dichter so gerne im Weltschmerz singen, entsteht zumeist nur dadurch, daß der Betroffene das ihm Gemäße nicht fand und die Höhe nicht erklomm, welche er bei seinem Anlaufe vielleicht in Selbstüberschätzung vor Augen hatte; aber wenn er sich auf den Standpunkt der Gesammtheit stellt, deren Theil er ist, so wird er sich sagen müssen, daß er nicht fruchtlos gelebt, sondern ein Plätzchen im Gesammtleben ausgefüllt habe.

„Auch der Haß ist schön, ist er um der Liebe willen," sagt Seb. Ruf; ein bedenklicher Satz in unserer verbitterten Zeit. „Muß man denn g'rad' glücklich sein?" ruft der edelsinnige Caplan aus Hall, und wir glauben an die Wahrheit seiner Resignation, denn er hat sich nicht mönchisch und pessimistisch ausgeschieden aus den Kreisen seiner Mitbürger, sondern arbeitet mit denselben und für sie und findet in dem Bewußtsein, ihnen zu nützen, wenigstens zum Theil jene Beglückung wieder, welche das Geschick und die Feindseligkeit Anderer ihm persönlich versagt hatten.

Es sollte mich doch Wunder nehmen, wenn dem edlen Manne die Erfahrung des bekannten: „Donec eris felix, multos numerabis amicos; tempora si fuerint nubila, solus eris“ erspart geblieben wäre. Wenn du den niedlichen dankbaren Sängern Futter streust, umflattern und umzwitschern sie dich, daß es eine helle Freude ist; kömmst du aber mit leeren Händen, so lassen sie dich abseits liegen, ohne Feindschaft und ohne Undank, lustig und flatterhaft wie zuvor. Wenn der Hundewärter mit seinem Korbe mit Brod und fetten Fleischbrocken kommt, um sie auszuwerfen, da stürmen die Köter alle herbei und raufen sich, naht er aber ohne Korb, so bleiben sie liegen und lassen ihn seine Wege gehen. Das ist nicht Undank, sondern Naturgesetz — sagen wir Interessenpolitik. Wenn das wunderschöne „Mädchen aus der Fremde“ in das Thal der armen Hirten ohne Gaben gekommen wäre, so hätte sie kein Schiller besungen. Also selbst die Poesie geht nach Brod.

Auf dem Kirchhofe zu St. Peter in Graz steht ein Leichenstein mit der Aufschrift: „Frage nicht, wer ich war; ich will vergessen sein.“ Ein trotziges Wort, ein schnöder Abschiedsgruß, zugerufen dem großen Bruderbunde, welchem wir angehören, angehören nicht durch freie Wahl, sondern in Folge eines über uns stehenden Gesetzes. Dieser finstere Zuruf auf dem pessimistischen Grabstein hat keine Berechtigung. Wie kommt es aber, daß der kalte Stein den Blick immerfort zurück auf die trostlose Inschrift zieht?

Der Weltgeist kann nicht jeden Einzelnen glücklich machen; er kann es nicht, trotz seiner Allmacht, weil er sonst die Weltordnung auf den Kopf stellen, d. h. sich selbst verneinen müßte. Der Einzelne muß daher die Verwirklichung seiner Glückseligkeit anstreben, wie und so gut er eben kann. Da steigen nun die Einen mit Haut und Haar hinab in die Thierwelt zum Kampfe ums Dasein; Andere, so der Hindu, erfinden sich ihre Nirwana mit dem von Lust wie von Unlust freien Quietismus; Dritte, wie der Jude, der Christ, der Islamite u. A. schaffen sich ihre Himmel, dieselben ausmalend nach ihrem Verständnisse und ihren Gelüsten. Die Vierten endlich bestreben sich, Ruhe und Befriedigung zu gewinnen in dem Gedanken, daß der Einzelne als Theil des Ganzen sich erkennend in dem fortschreitenden Besserwerden seine Entschädigung und Befriedigung finden könne und solle. Dieser Gedanke ist die Entsagung des Einzelnen, und wer sie erringt, den muß man beglückwünschen; allein er ist doch kaum etwas Anderes, als im Leben

des Leibes die Erschöpfung nach schwerem Blutverluste, nicht Kraft, sondern Entkräftung.

Aber ich will einen besseren Schluß machen mit einem Gedichte von David Strauß:

„Wer weiß zu leben? Wer zu leiden weiß.
Wer zu genießen? Der zu meiden weiß.
Wer ist der Reiche? Der sich beim Ertrage
Des eig'nen Fleißes zu bescheiden weiß.
Wer lenkt die Herzen? Der den herben Ernst
Stets in ein heit'res Wort zu kleiden weiß.
Wer ist der Weise? Der das falsche Gold
Vom echten schnell zu unterscheiden weiß.
Und wer der Fromme? Der von Menschen wohl,
Doch nichts von Christen oder Heiden weiß."

Ich las es, wie der Hypochonder Medicamente verschluckt; aber es wirkte nur vorübergehend, etwa wie die Injectionen von Morphin bei Brustkrämpfen.

Des Menschen Leben, ach, es ist so wenig,
Des Menschen Schicksal aber ist so viel.
(Grillparzer.)

Meine politische Siegessymphonie endet in den Molltönen eines Trauermarsches! und so ist's recht; denn jene gilt den Ideen, welche siegten, — und dieser den Kämpfern, welche starben. Ich aber flüchtete zu meiner Panacé:

„Harren Sie aus bei meinen Söhnen, ich bitte Sie darum, es gewährt mir Beruhigung."

Erlauchter Herr! Ich habe ausgeharrt und noch in letzter Stunde dieses Buch geschrieben: „Ave Caesar, moriturus te salutat!"

Viertes Gedenkblatt.

Die habsburgischen Erblande werden ein selbständiger Staat im europäischen Staatensysteme.

Maria Theresia, Josef, Leopold, Franz, Ferdinand.

Nachdem ich in dem ersten Gedenkblatte die leitenden Grundsätze, welche mein politisches Denken und Handeln bestimmten, skizzirt habe und in den zwei darauf folgenden einen selbstbiographischen Ueberblick gab, will ich nun, dem Faden der Geschichte folgend, die politische Entwickelung meines Vaterlandes kennzeichnen, wie dieselbe bei dem Staatsgedanken der großen Kaiserin Maria Theresia und ihres trefflichen Sohnes Josef durch die Periode des Absolutismus und die ihr folgende des constitutionellen Lebens, vorwärtsgehend und zeitweise rückschrittlich sich durcharbeitete.

Als einheitlicher Staat besteht Oesterreich seit der pragmatischen Sanction Karl's VI. und dem Frieden von Aachen 1748, welcher den Rechtsbestand des Länderbesitzes der Kaiserin Maria Theresia feierlich anerkannte und dasselbe in das europäische Staatensystem einführte. Die große Kaiserin und ihr erlauchter Sohn schritten sofort zum Aufbau ihres Staats, indem sie den Staatsgedanken unverändert festhielten und den Anforderungen Rechnung trugen, welche die neue Zeit an die Staaten und ihre Regierungen stellte. Die Robotpatente brachen die Hörigkeit und den willkürlichen Druck der feudalen Gutsherren. Durch die Einführung der Normalschulen wurde die Volksbildung als Staatszweck anerkannt, während es bis dahin den Gutsherren und der Geistlichkeit über-

lassen war, dafür zu sorgen — oder auch nicht. Ein Prohibitivsystem wollte künstlich die Industrie heben. Aber den schwersten, heute noch fortdauernden Kampf unternahm Kaiser Josef, indem er die Staatsgewalt frei machen wollte von der Oberhoheit der römischen Curie. Er schaffte die Todesstrafe ab und verstieg sich sogar bis zur Preßfreiheit. Er und seine große Mutter wetteiferten in humanitären Bestrebungen, sowie in dem Bemühen, durch die Verbesserung des Militärwesens und der Finanzen Oesterreich zu einer europäischen Großmacht zu erheben. Gedanken, wie sie im Jahre 1789 in dem befreundeten und verschwägerten Frankreich von unten nach oben sich stürmisch emporrangen, hatte der humane und erleuchtete Kaiser fast zehn Jahre zuvor seinen Völkern empfohlen. Unter dessen Nachfolger Leopold unterbrach die französische Revolution den Fortbau, und Oesterreich mußte um seine Existenz kämpfen. Auch unter dessen Sohn, Kaiser Franz II., hemmten die äußern Verhältnisse den Fortschritt auf dem von Maria Theresia und Josef angebahnten Wege, es war ein Stillstand, aber kein geplanter Rückschritt, die josefinische Gesetzgebung und Verwaltung blieb durchweg in Geltung und Anwendung. Der geplante Rückschritt trat erst mit dem Sturze Napoleon's I. ein und war bei dem Tode des Kaisers Franz im März 1835 weit gediehen; das Publikum discutirte, ob der Kronprinz seinerzeit in den Fußstapfen des Vaters fortgehen oder andere Wege einschlagen werde. Ich constatire die merkwürdige Thatsache, daß selbst Männer von Talent und Wissen glauben konnten und es ahnungsvoll klagend aussprachen: der pietätvolle Kronprinz Ferdinand spiele ein versteckes Spiel gegen seinen angebeteten Vater, indem er im Geheimen am Sturze des Metternich'schen Systems arbeite und bei dem bevorstehenden Tode seines Vaters wohl offen damit heraustreten werde; dieser Witz ging wohl von den Sykophanten Metternich's und insbesondere von den eingewanderten Restauratoren in Staat und Kirche aus. Es war ein alberner Witz. Ein alter, accreditirter Hofrath im Ministerium des Aeußern sagte mir eines Tages: „Ich habe in meinem Leben eine solch grenzenlose Hingebung des Sohnes an seinen Vater, wie sie der Kronprinz gegenüber dem Kaiser hat, nicht gesehen; ich bin überzeugt, daß wenn der Vater ihm sagte: springe durchs Fenster auf die Straße, ich wünsche es und das Wohl des Staats begehrt es, so wird er es augenblicklich thun; und dennoch wagten es Einige, solches Geschwätz zu verbreiten und gab es welche, die es glaubten oder zu glauben schienen,

um auf die Gefahren hinzuweiſen, welche der Rücktritt Metternich's heraufbeſchwören müſſe.

Der Abſolutismus hatte ſich überlebt.

Unſer edler Kaiſer Joſef, der Mann vom hochſinnigen Geiſte und tiefen Gemüthe, glaubte ſeine hohen und menſchenfreundlichen Beſtrebungen durch die eigene Willenskraft verwirklichen zu können, d. h. durch den monarchiſchen Abſolutismus. Dies war ein bedauerlicher Irrthum; denn der Geiſt bedarf verfaſſungsmäßiger Einrichtungen, um die Widerſpenſtigkeit des Vorurtheils und Unverſtandes zu bekämpfen, dem Ungeſtüm der unbeſonnen Vorwärtsdringenden einen Schutzdamm entgegenzuſtellen, die Trägen anzutreiben, die Eitelkeit nicht überwuchern zu laſſen, damit ſie den patriotiſchen Geiſt nicht vergifte und der Selbſtſucht die Grenzen vorzuzeichnen und die Maske vom Geſicht zu nehmen. Unſer hochherziger Joſef büßte ſchwer ſeinen Irrthum, indem er auf ſeinem Sterbebette ſchmerzlich über ein verfehltes Leben klagte. Dazu hatte er nicht zureichenden Grund, denn was wir bis heute erreicht haben, danken wir zumeiſt dem Geiſte, den Geſetzen, den Einrichtungen und Anſtalten, welche er uns hinterlaſſen oder doch angebahnt hat. Wenn Joſef die zeugende Macht und Kraft des Geiſtes überſchätzte, ſo überſchätzen heute viele moderne Liberale die Macht der Paragraphe, welche, wenn der Geiſt abhanden gekommen iſt, doch nur todte Buchſtaben und inhaltloſe Phraſen bleiben. Dieſen Tadel verdienten meines Erachtens nicht wenige als Liberale ſich brüſtende Staatsmänner der Epoche nach der Julirevolution, welche zumeiſt unter dem Banner des Juste milieu ſich gegenſeitig bewunderten. Unſer Vaterland iſt nicht alt, obſchon die Geſchichte ſchon ſeit Jahrhunderten von ihm ſpricht, denn es wurde erſt von unſerer großen Kaiſerin aus den habsburgiſchen Erbſchaften und Erwerbungen zuſammengefügt. Aber ſchon die zwei Jahrzehende von 1770—1790 hatten ſo viele Gedanken und Einrichtungen der vorwärts drängenden neuen Zeit in das junge Reich hineingetragen, daß die darauf folgenden vier Jahrzehende von 1790—1830 mit deren Ausjätung nicht fertig wurden; der moderne Liberalismus hatte ſich in dem alten habsburgiſchen Erbe Hütten gebaut und Werkſtätten errichtet. Als nun im Jahre 1830 die Julirevolution wie ein zündender

Blitz aus der scheinbar entwölkten Höhe niederfuhr, da arbeitete man in allen diesen Hütten und Werkstätten.

Der Sturz Napoleon's I. hätte es uns möglich gemacht, den unterbrochenen Bau im josefinischen Geiste fortzuführen; allein es geschah das Gegentheil. Die Freudenfeste über den Sturz des Titanen hatten die Politiker leichtfertig, verschwenderisch und absolutistisch gemacht, zugleich frömmelnd, wenn auch nicht fromm; die besten Kräfte wurden lahm gelegt und verbittert. Man war in keiner Richtung folgerichtig und energisch, daher wirkte der gehaßte josefinische Geist zeugend und bildend fort und dessen neuerlicher importirter Gegensatz schuf Nichts, aber verdarb Vieles. Bis zum Jahre 1830 war von hüben und drüben viel böse Saat ausgestreut, die Julirevolution erschreckte gewaltig das alte Regime. Obschon man sich schnell erholte durch den Gebrauch der alten politischen Arzneimittel, so war doch der Ruck zu gewaltig gewesen und nach allen Seiten fühlbar; man empfand sein bedenkliches Nachzittern, aber wußte sich keinen Rath und entbehrte des Muths und der Thatkraft. Schreibend und berichtend schleppte sich die Staatsmaschine fort, bis sie im März 1848 zusammenbrach.

Der Absolutismus hatte sich bei Allen überlebt, deren Blick und Ueberlegung weiter reichte, sowohl nach rückwärts, als nach vorwärts, deren Herzen Mitgefühl hatten für ihre Mitmenschen und deren Hoffnung gläubig aufrecht geblieben war in dem Kampfe mit dem Pessimismus. Aber der Absolutismus war nicht todt, sondern sollte erst recht seine Orgien feiern. Als ich im November 1834 bei dem durchlauchtigsten Erzherzoge Karl eine Audienz erbeten hatte, um über die Art und den Umfang des staatswissenschaftlichen Unterrichts, welchen ich den durchlauchtigsten Prinzen zu geben berufen war, Andeutungen zu erhalten, und dabei hervorhob, daß es peinlich und dem Zwecke des Unterrichts abträglich sein würde, wenn meine Lehren mit den Anschauungen des durchlauchtigsten Vaters nicht im Einklange ständen, so wie es mir andererseits unmöglich wäre, feststehende Ueberzeugungen zu verleugnen, um dieselben auswärts liegenden Zwecken zu opfern, da antwortete der hohe Herr: „Sie sind mir von verläßlichen Männern bestens empfohlen worden, und ich vertraue Ihnen; wem ich aber mein Vertrauen schenke, dem wende ich es ganz und ohne Schwanken zu. Lehren Sie daher nach Ihren Ueberzeugungen, und wenn diese da und dort auch nicht die meinigen sein sollten, so werde ich mich zu bescheiden wissen. Meine Söhne gehen einer andern Zeit entgegen

als diejenige war, welche ich durchlebt habe, und für jene Zeit, nicht für die meinige, ſollen ſie herangebildet werden; lehren Sie daher unbeſorgt. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich manches Vorurtheil mit mir trage, aber nicht was ich meine, ſondern was meinen Söhnen frommt, muß entſcheiden.“ Väter mit ſolch aufopfernder Hingebung für die Wahrheit ſind ſchwer zu finden! Der Erzherzog fuhr fort: „Vor Allem treten Sie der Neigung zum Abſolutismus entgegen, wo immer ſie ſich zeigt und einſchleicht, denn er hat ſich überlebt. Wirken Sie auch dahin, daß man die Vehemenz nicht mit der Energie verwechſele. Ich werde Sie nicht fallen laſſen, denn ich weiß recht wohl, daß mit gewiſſen Männern eine ehrliche Verſtändigung nicht möglich iſt.“ Gerührt und begeiſtert verließ ich den hohen Herrn und begann meinen Unterricht.

Wie kam es, daß der erlauchte Herr ſich ſo entſchieden gegen den Abſolutismus ausſprach? Sicher war es nicht Folge des Unterrichts, den er genoſſen hatte, noch des Umgangs, in welchem er lebte, noch die Erinnerung an ſeinen großen Onkel, welcher ja auch ein aufgeklärter Abſolutiſt geweſen. War doch Erherzog Karl ſeit ſeinem achtzehnten Jahre Soldat, und tüchtige Soldaten lieben nicht den Krakehl der Parlamente, auch fand die moderne Doctrin meiſt nur Gegner an Höfen. Was alſo war es? Es war die Menſchenliebe, welche ſein Herz erfüllte, ſein edler Sinn für Gerechtigkeit, ſeine Beſcheidenheit insbeſondere, welche ihn fern hielt von jeder Selbſtüberhebung; es waren die Ueberzeugungen, welche er durch die Erfahrungen im eigenen Leben gewonnen hatte. Der raſende Abſolutismus der phrygiſchen Mütze hatte die Schweſter ſeines Vaters, die Königin Maria Antoinette, auf das Blutgerüſt geſchleppt. Iſt nicht der große Napoleon, welchen der liebenswürdige Erzherzog anſtaunte und Schmeichlern gegenüber mit naiv edler Beſcheidenheit als Feldherrn weit über ſich ſelbſt ſtellte, ein Opfer ſeiner unedlen abſolutiſtiſchen Herrſchſucht geworden? So waren denn die Geſchichte und die perſönlichen Erlebniſſe unſeres Helden geeignet, ihn der Doctrin des Abſolutismus zu entfremden. Auch ſeine wahre und ſelbſtloſe Frömmigkeit ließen ihn jede Gewaltherrſchaft als ungeheuerlich erſcheinen, ſie war ihm ein hochmüthiger Eingriff in die Rechte und in das Walten der Vorſehung. Der edle Herr voll Seelenadel hatte zudem in ſeiner praktiſchen Lebensarbeit und in ſeinen gedankenreichen Mußeſtunden einen zu tiefen Einblick in die Welt gewonnen, um nicht zu erkennen, daß die Nervengeflechte und das Geäder des Staatskörpers ſich bereits zu reich

und mannigfaltig entwickelt hatten, so daß kein Einzelgeist und keine souveräne Körperschaft mehr im Stande war, das Volks- und Staatsleben mit unfehlbarer Weisheit zu beherrschen. So war Karl ein Gegner des Absolutismus geworden durch sein Herz, durch sein Leben, nicht durch die Doctrin eines Professors der Staatswissenschaften, ja, fügen wir bei, auch durch seine selbstlose christliche Frömmigkeit.

Fünftes Gedenkblatt.

Umschau im Vormärz.

Napoleon Bonaparte.

Die wunderbaren Erfolge in den italienischen Feldzügen gegenüber einem numerisch weit überlegenen und geschulten Feinde waren nur dadurch möglich, daß das unerreichte Genie des Feldherrn sich der Begeisterung bemächtigte, welche in jener Sturmperiode die Herzen der Franzosen erfüllte. Sie galt dem Vaterlande und der Freiheit. An ihnen faßte Napoleon seine Commilitonen, und schuf durch die Ueberlegenheit seines Geistes eine Einheit und Disciplin, einen Todesmuth und eine Ausdauer, welche die Truppen befähigte, das Außerordentlichste zu leisten. Die Freiheit war die Göttin und Napoleon schien ihr Prophet. Aber jeder Organismus ringt nach selbständigem, individuellem Dasein und Wirken; mehr noch: er will Hammer, nicht Amboß sein. So auch die Armee, die Napoleon geschaffen hatte und mit der er verbunden war wie die Seele mit dem Leibe. Sie war der haltlosen Regierung thatsächlich nicht mehr untergeordnet, stand sehr bald gleichberechtigt neben ihr, daher über ihr; sie konnte sagen: L'état c'est moi. Der Freiheitsgedanke hatte in Frankreich abdicirt; er hatte die Tyrannei Robespierre's ertragen und ertrug jetzt die Despotie Napoleon's, den die eitle Nation bewunderte, anbetete. Aber — gallischer Freiheitsschwindel gepaart mit Militär-Despotismus war ein Anachronismus in dem von Freiheitsideen aufgewühlten Europa. „Begeisterung ist keine Häringswaare, die sich einpökeln läßt auf viele Jahre": sie siechte dahin; nur in der Armee zehrte sie noch von der Gloire, von den Kriegscontributionen, von den Herzogstiteln! Sie wanderte aus zu den Feinden; etwa zehn Jahre dauerte der Umzug. Der Freiheitsgedanke, der den Götzen auf den Altar gestellt hatte, riß ihn herunter und zertrümmerte ihn.

Die hundert Tage waren der Epilog zu dem großartigsten Trauerspiele, welches jemals auf dem Welttheater abgespielt wurde; und St. Helena sagte den nachkommenden Geschlechtern, daß die Zeit um sei für die großen wie für die kleinen Napoleone.

Die heilige Allianz.

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen" heißt es in der Schrift — und die Welt hat nicht Unrecht, wenn sie Aerzte, Feldherren und Politiker nach ihren Erfolgen beurtheilt und aburtheilt. Die heilige Allianz hat uns schwer geschädigt; ich will hier nicht von ihren Zielen und Bestrebungen sprechen, sondern nur von ihren Erfolgen. Sie hat insbesondere Oesterreich schwer geschädigt. Dieser Fürstenbund, welchen Kaiser Alexander, wie man sagt, angeregt durch Frau von Krüdener nach dem französisch-russischen Kriege ins Leben rief, war verhängnißvoll für die Welt. Es war mehr als Wagniß, der großen social-politischen Strömung einen kleinlichen Polizeidamm entgegen stellen zu wollen. Die heilige Allianz war eine Kriegserklärung gegen den Constitutionalismus und den modernen Staat überhaupt, und hatte ungefähr dieselbe verhängnißvolle Wirkung, wie das berüchtigte Decret des Herzogs von Braunschweig im Jahre 1793, denn auch sie warf, wenn auch in längerer Verkettung der Ereignisse, Frankreich wieder auf den Revolutionsboden zurück, ja mehr noch, sie nährte den revolutionären Geist in allen Ländern, deren Fürsten sich diesem Bunde angeschlossen hatten, wie solches die Jahre 1830 und 1848 und endlich der social-demokratische Anlauf unserer Tage zur Genüge darthun. Doch von alledem zu sprechen würde mich viel zu weit führen; nur ihrer Einwirkung auf unsere vaterländischen Zustände will ich in Kürze gedenken. Die Franzosen nannten den Fürsten Metternich Le grand prévot de l'Europe; in Deutschland spottete man über Oesterreich als über ein kleines China, dessen Mandarine an der Zollgrenze Ideenwacht hielten; wo immer in Europa der Freiheit ein Bein gestellt wurde, besonders in Deutschland, witterte man Metternich'sche Agenten. So wurden wir vor Allem Deutschland entfremdet. Wir sprachen von denen „draußen im Reich" und diese spotteten über die „Phäaken" und ihre Freunde, die Kroaten und Sereschaner. Was damals geschah und was unterlassen wurde, erwuchs in dem verhängnißvollen Jahre 1866 zu der

internationalen Thatsache, daß wir aus Deutschland hinausgedrängt wurden. Die specifisch katholische Politik, welche wir als Mitglied der heiligen Allianz verfolgten, welche den unglücklichen Gedanken einer Main-Linie gebar, machte sowohl die Protestanten, als die National-Deutschen mißtrauisch und feindlich gegen uns und sie gaben uns auf. Der Geist der heiligen Allianz beeinflußte ebenfalls unsere Politik gegenüber den Ländern der Stefanskrone. Diese hatten auf den Landtagen der ersten neunziger Jahre wieder festen Fuß gefaßt auf ihren geschichtlichen constitutionellen Rechten; man intriguirte dagegen, ja mißachtete dieselben kurzweg und stigmatisirte Ungarn als „Ausland". Galizien und die Polen überhaupt sympathisirten zwar mit unserer katholischen Richtung, aber da ihre nationale Begeisterung und ihr Haß gegen Rußland stärker waren, so verziehen sie uns nicht die Intimität, welche die heilige Allianz zwischen Oesterreich und dem Czarenreiche geschaffen hatte. Und vollends Italien! Wir hatten dort intervenirt und restaurirt und populäre Männer eingekerkert. Der tief im Volke wurzelnde italienische Einheitsgedanke galt nur als eine Phrase, auf welche man spöttisch herabsah. Napoleon III. und Victor Emanuel mit Cavour wußten sie ein Menschenalter später auszunützen und selbst die Tiara erlag ihnen. Unsere intime Freundschaft mit Rußland blieb auch nicht ohne schädliche Folgen für unsere Orientpolitik. Unter dem Deckmantel christlicher Sympathien verstand es das Petersburger Cabinet, seine politischen Bestrebungen am Balkan und Bosporus thatkräftig zu verfolgen; es half Griechenland sich loszureißen, und die legitime Phrase auf dem Congresse zu Verona verhinderte nicht die Schlacht von Navarin; auch das „Halt", welches Fürst Metternich im Jahre 1829 den Russen vor Adrianopel mit anerkennenswerthem Erfolge zurief, hinderte nicht, ja störte kaum die Politik des Czarenreiches. Das waren die Früchte der heiligen Allianz für uns, — es waren böse Früchte. Wie dieser Fürstenbund uns in die Arme Rußlands führte, so entfremdete er uns das stolze, mächtige Albion. Die Publizistik gedenkt noch der Worte, welche George Canning (1823) im vollen Parlamente der Opposition, die ihn lebhaft drängte, zurief: „Ihr sagt mir, wir seien isolirt, — wir sind es nicht; ich will euch unsere Verbündeten nennen, es sind die Unzufriedenen in Spanien und Portugal, in Frankreich, in Deutschland, in Italien, in Ungarn und in Polen." Die überraschende unparlamentarische Rede machte unerhörtes Aufsehen, bewies jedoch, daß die heilige Allianz der Politik des Inselreiches nicht imponirte und viel Un-

zufriedenheit in Europa verschuldet hatte. Der treue Schildknappe des Fürsten Metternich, der fromme Josef Anton von Pilat, nannte damals in seinem „Oesterreichischen Beobachter" den kühnen Sprecher „den bis zur Verwegenheit geistreichen Minister", eine Kennzeichnung, welche ohne Zweifel in den Salons als sehr pikant umlief und vielleicht eine Art Revanche sein sollte an dem englischen Hitzkopf. Das verkehrte Streben der heiligen Allianz schlug in sein Gegentheil um, denn es schuf eine Revolutionspartei, welche den Bürgerkrieg bis an's Messer auf ihre Fahne schrieb und mit Verschwörungen, Dolchen und Orsinibomben ihre Zwecke verfolgte; die Religiosität wurde ausnahmslos als Heuchelei oder als Dummheit stigmatisirt und jede Manifestation von Anhänglichkeit an das gestammte Fürstenhaus als ein Beweis von Bedientengeist gekennzeichnet. Das war schlimm, sehr schlimm! — Die heilige Allianz war insbesondere verderblich für Oesterreich, wie ich bereits oben nachwies. Die Errungenschaften aus der Josefinischen Zeit suchte man wett zu machen, aber vergebens; denn dieselben waren zu sehr in das Volksleben und in die Verwaltung eingedrungen und der unklug hervorgerufene Kampf hatte daher nur die Folge, daß überall Gegensätze sich geltend machten, welche die legislative und administrative Entwickelung lähmten und verwirrten; so in kirchenrechtlichen Fragen, wo bereits ein Modus vivendi angebahnt war, welcher sich unschwer hätte gedeihlich entwickeln lassen. Es ist dies eine traurige Rückschau und kein Lobgesang auf Fürst Metternich.

Reactionäre Selbstüberschätzung.

Im Sommer 1822 begegnete ich in Wien auf der Straße meinem gewesenen Geschichtsprofessor Julius Franz Schneller, welcher unfreiwillig von Graz nach Freiburg im Breisgau an die Universität übersiedelte. Er kam eben von einem Besuche bei dem Hofrathe Genz und theilte mir aufgeregt folgende Aeußerung desselben mit: „Unsere Politik muß zurückgeführt werden bis auf die ersten Jahre der Regierung Maria Theresia's. Wenn man nicht wüßte, daß Kaiser Josef durch Jacobiner verführt wurde, so müßte man ihn für einen Hochverräther erklären." Diese frechen Worte waren politisch unverständig; aber Herren solchen Schlages halten Alles,

was aus ihrem Munde kommt, für geistreich und tiefsinnig, wäre es auch nur das Lob eines Caviars oder eines Rheinlachses, auf welche Gerichte Hofrath Genz sich trefflich verstand.

Die Eingeweihten schlugen die Macht und den Einfluß des Hofraths Genz nicht so hoch an, als die Salons und die publizistischen Schriftsteller es thaten. Etwa zwei Jahre nach jenem Zusammentreffen mit Schneller war ich in der Lage, mich dem General Baron Langenau, dem Präsidenten der Mainzer Centraluntersuchungskommission, dem ehemaligen sächsischen General vorzustellen. Ich sprach von dem Einflusse, welchen Herr von Genz auf den Fürsten Metternich habe. Baron Langenau antwortete mir rasch und wegwerfend: „Genz hat gar keinen Einfluß auf Metternich; er ist dessen „Schreiber" und nichts weiter." Da ich auf Baron Langenau zu sprechen kam, so gestatte ich mir einer pikanten Anekdote zu gedenken, welche dem galanten Baron in Lemberg begegnete. Nach der polnischen Revolution des Jahres 1830/31 wurde Baron Langenau als Civil- und Militärgouverneur nach Lemberg geschickt, weil Fürst Metternich den Fürsten Lobkowitz beschuldigte, zu nachsichtig gegen die Polen gewesen zu sein. Der Demagogenbezwinger sollte Ordnung machen. Man darf ihm nachrühmen, daß er kein finsterer Herzog Alba war und nicht mehr that als er mußte. Im persönlichen Verkehr angenehm, heiter, witzig und gegen hübsche Damen sehr artig, sagte er einer üppig hübschen Gräfin T. bei einer Fête, wo die Gräfin einen auffallend schönen, einköpfigen polnischen Adler in Brillanten am Halse trug: „Was haben Sie da, Gräfin, für ein Monstre?" Es ärgerte nämlich die Excellenz, daß die Gräfin sich erlaubte, dem gefürchteten Revolutionsbezwinger einen schmucken Revolutionsadler vorzuführen. Die schlagfertige Dame antwortete rasch: „Entschuldigen Sie, — Monstres haben zwei Köpfe." Der gebildete Generalgouverneur mußte den kecken Witz lächelnd hinnehmen. Ich meine, daß dieser pikante Zwischenfall nicht uninteressant kennzeichnet, was man sich zu jener Zeit in manchen Kreisen erlaubte, sowie daß es für einen Civil- und Militärgouverneur bedenklich ist, gegenüber von schönen Damen politisch witzig sein zu wollen. Ein Seitenstück zu diesem Vorkommnisse lieferte die Fürstin M . . . . Als Marschall Maison, der Botschafter des neuen Julikönigs, auf einem ihm zu Ehren gegebenen Hoffeste der Fürstin, welche ein schönes Diadem von Diamanten als Krone im Kopfschmuck trug, darüber Artigkeiten sagte, antwortete sie ihm in unfeiner Weise: „Wenigstens sind sie nicht gestohlen!" Der versöhnliche und feine Marschall

Maison war geneigt, den Witz zu ignoriren, allein die Fürstin selbst erzählte ihn weiter, und der Botschaftsrath des Marschalls setzte diesen davon in Kenntniß, so daß Maison sich genöthigt sah, bei dem Fürsten vorzufahren, um von der überwitzigen Fürstin Entschuldigung und Rücknahme der Aeußerung zu begehren. Der Fürst war zwar so unartig zu sagen: er habe seine Frau nicht erzogen; allein der Marschall gab nicht nach, und die verlangte Entschuldigung wurde gegeben. Solche scheinbar nichtssagende Dinge gleichen den kleinen Wölkchen auf den Bergen oder am Horizonte, welche dem Landmanne übeles Wetter verkündigen.

Die Polizei.

Der Zufall hatte mir in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre manchen Einblick gestattet in die geheime polizeiliche Thätigkeit; ich hatte Freunde und Bekannte unter den Faiseurs und staunte, wie leichtfertig man nicht selten in hochwichtigen Angelegenheiten amtirte. Da war z. B. im Frühjahre 1833 ein Corps polnischer Emigranten von etwa 400 Mann unter der Führung Ramorino's von Frankreich in die Schweiz eingebrochen, um zur Rettung Polens eine deutsche und schließlich eine europäische Revolution in Scene zu setzen. Die Hauptwache in Frankfurt a. M. wurde erstürmt. Fürst Metternich suchte einen Mann, welchen er zur Erforschung der Sachlage mit entsprechenden Vollmachten und Pässen auf verschiedene Namen im engsten Vertrauen abschicken könnte. Man wählte einen jungen Mann, welcher erst ein paar Jahre bei der Wiener Polizei diente, einen Mann von empfehlendem, gewinnendem Aeußern, dabei im hohen Grade wohlwollend, offenen Charakters, wenngleich vorsichtig, ein Feind von Gewaltthat und Ränken, diensteifrig und ehrlich. Der Gewählte war mein jüngerer Bruder Ferdinand, mit dem ich zusammen wohnte. Ich wurde, obschon in Wahrheit liberal anrüchig, von dem Polizei-Hofrath Sch. aufgefordert und ersucht, die unter verschiedenen Namen zu gebenden Pässe auszufertigen. Als ich mein Erstaunen über das unerwartete Vertrauen aussprach, erwiderte mir der Hofrath, er habe eben niemand bei der Polizei, dem er dieses heikle Geschäft anvertrauen könne!! Bald darauf eröffnete der zeitweilige Chef der geheimen Polizei H. S. mir und meinem Bruder, daß wir unter Polizeiaufsicht gestellt seien! So ging

die Action in Scene. Ich wurde nun von neidischen Collegen des Entsendeten fortan bedrängt, um zu erfahren, wohin denn die Reise gehe. Da vertraute ich denn eines Tages einem der Zudringlichsten, gegen das Versprechen der strengsten Geheimhaltung, die Reise gehe nach Warschau; — sie ging aber nach Frankfurt und in die Schweiz. Und siehe da! Schon Tags darauf drängte sich ein zweiter Zudringlicher heran, um mir triumphirend zu sagen, er wisse bereits aus verläßlicher Quelle, daß die Reise nach Warschau gehe. Hofrath Sch. hatte also Recht, diesen Leuten nicht zu vertrauen, allein traurig war es, daß die Polizei nicht über bessere Persönlichkeiten verfügte. Nach einigen Wochen kam mein Bruder zurück, und brachte einen Professor aus der Schweiz mit, welcher für wenige hundert Ducaten sich an Oesterreich verkauft, seine besten Freunde verrathen und die Zukunft einer liebenswürdigen Frau und Schwägerin dem Zufall preisgegeben hatte, aus purem Geldhunger. Bei einer Entrevue mit dem Fürsten Metternich war der importirte Mouchard unverschämt genug, verstehen zu geben, daß es wohl am praktischsten sein dürfte, einen gewissen Liberalen, auf welchen man besonders eifrig gefahndet hatte, der aber entkommen war, ohne Umschweife aus der Welt zu schaffen! Der Fürst wendete sich mit sichtbarer Entrüstung von dem Proponenten ab und sprang auf einen andern Gegenstand über. Dieser Zwischenfall war einerseits ein beklagenswerther Beweis, wessen man den Fürsten draußen fähig hielt, sonst hätte auch der Schurke diesen Vorschlag nicht gewagt; andererseits war er ein Beleg dafür, daß man mit Banditen überhaupt nicht anbinden soll. Es ist bemerkenswerth, daß gerade ein so lauterer Charakter wie mein Bruder als Sendling gewählt wurde, weil er die Sympathie und das Wohlwollen des Grafen Sedlnitzky wie des Fürsten Metternich vor Andern gewonnen hatte, weil sie sich zu honetten Menschen hingezogen fühlten. Auch der damalige interimistische Chef der geheimen Polizei war ein honetter, wohlwollender Mann, und als ihn Graf Sedlnitzky mit diesem Amte einstweilig betraute, warnte er ihn vor den Agenten, deren er sich leider bedienen müsse, denn sie seien fast durchwegs schlechte Kerle! Neben diesen gemüthlichen Lichtstreifen standen aber gar viele ungemüthliche Schatten in unserem Polizeidienste.

Ich erinnere mich eines jungen Mannes, welcher als Praktikant eingetreten war und von seinem Amtschef den Auftrag erhielt, über eine der Polizei mißliebige Person Bericht zu erstatten, was ihm der Polizeichef als ein Zeichen besondern Vertrauens und als ein

Mittel, vorwärts zu kommen, ans Herz legte. Der junge, noch naive Mann unterzog sich mit allem Eifer eines Neulings seiner Mission. Als er nun seinen Bericht überreichte und vermeinte, ein gutes und gewissenhaftes Amtsstück geliefert zu haben, herrschte ihn sein Amtschef ungnädig an, ihm bedeutend, daß er nicht zu forschen und zu finden verstehe. Der junge Mann war unglücklich und versprach Besserung. Da wurde der Hofrath weich und sagte ihm: „Diesmal will ich Ihnen helfen; sehen Sie, ich habe besser geforscht; ich habe dies und das erfahren und will es Ihnen als Behelfe mittheilen, ändern und verbessern Sie danach ihren mangelhaften Bericht und überreichen Sie mir denselben mit Ihrer Unterschrift.“ Der bescheidene Candidat that wie ihm befohlen worden war, empfahl sich dadurch seinen Amtsvorstehern — und derjenige, über den er berichtet hatte, war in jenen Farben gemalt, welche der Herr Hofrath gewünscht hatte.

Die Polizei des Fürsten galt zwar und imponirte als eine europäische, nicht specifisch österreichische; ihre Organe fanden jedoch an kleinlichen und gehässigen Nörgeleien und Quälereien Geschmack, während sie die großen Bewegungen der Zeit nicht verstanden oder unterschätzten; sie dienten mehr dem Salonklatsch als den Bedürfnissen einer großen Polizei. Insbesondere erfreuten sich die Studirenden und die Professoren ihrer Aufmerksamkeit. Bei meinem sehr lieben Freunde Scari von Kronhof, einem grundehrlichen Tiroler, hatte man im Jahre 1819 ein satyrisches Gedicht auf den Erbadel gefunden. Dies wurde dem braven Manne, welcher Professor werden wollte, unausgesetzt nachgetragen, bis er sich im Jahre 1827 entschloß, eine Audienz beim Kaiser Franz selbst nachzusuchen, in welcher er lediglich um die definitive Erklärung bat, ob er die Hoffnung auf eine Professur aufgeben müsse, für welchen Fall er sich der Advocatur zuwenden werde. Sofort erhielt er die Professur der politischen Wissenschaften in Olmütz; jedoch jene in Padua, um welche er sich beworben hatte, wurde ihm verweigert, weil man ihn italienischer Sympathien bezichtigte. Im Jahre 1822 machte Franz Unger, welcher in der Folge sich einen großen Namen als Botaniker erwarb, heimlich eine Ferienreise nach der Insel Rügen. Man fand seinen Namen in dem Tagebuche eines Studenten; da wurde er bei seiner Rückkunft festgenommen und schleppte sich ein halbes Jahr im Arrest und unter Polizeiaufsicht hin. Ich war in demselben Monat auf Ferien in Dresden, hatte einen Paß der Staatskanzlei, welchen ich jedoch gegen einen Dresdener Polizeipaß

umgetauscht hatte; bei meiner Rückkunft mußte ich ein eindringliches Verhör bei der Prager Polizeidirection bestehen, deren Commissär mir wohlwollend den Rath ertheilte, die Linien von Wien nicht als Reisender, sondern als Sommerfrischler zu passiren! Im Jahre 1832 war ich Adjunct der politischen Wissenschaften an der Wiener Universität; da kamen zwei polnische Studirende v. D. und v. K. zu mir und baten mich, sie auf die Prüfung aus dem Lehenrechte vorzubereiten. Ich entsprach ihrem Wunsche, sie waren sehr fleißig und tüchtig vorbereitet; aber am Prüfungstische fand ich nur den einen vor, der andere war am Abend zuvor von der Polizei aufgegriffen worden auf Grund eines meines Erachtens nichtssagenden Briefes, welchen man bei einem jugendlichen Agitator, Namens Choritko, wie ich glaube in Tarnopol, vorgefunden hatte; alle meine Bemühungen, den jungen Mann wenigstens die Prüfung machen zu lassen, waren vergebens; der arme Junge, Dunajewsky, mußte ein ganzes Jahr verlieren. Im Arreste wurde ihm zwar gestattet, sich in der englischen Sprache fortzubilden; allein eines Tages herrschte ihn sein Commissär an: er sehe daraus, daß der Inculpat expatriiren wolle! Die Haft dauerte viele Monate, um mit einem Non liquet zu enden. Solche Vorgänge hatten vor allen die Wirkung, die Jugend zu verbittern. In meinen Erzählungen beschränke ich mich auf das, was ich selbst erlebte, auf kleine Bleistiftstriche, welche auch zum Gesammtbilde gehören. Unsere Polizei war leichtsinnig und zugleich überängstlich. Als im Juli 1830 die Kunde von den Ordonnanzen Karl's X. einlief, sprach ich zu einem Polizeicommissär mit Entrüstung von dem waghalsigen Leichtsinn des Fürsten Polignac. Man verhöhnte mich als Schwarzseher und siehe da, wenige Tage darauf hatte man den Kopf verloren. Als die Insurrection in Polen losbrach, erhielten die Polizeiagenten den Auftrag, diejenigen zu notiren, welche Sympathien für die Polen kundgäben. Aber mein Patron, Professor Kudler, meinte, daß sie sich ihre Arbeit sehr abkürzen würden, wenn sie diejenigen notirten, welche mit den Russen sympathisirten. Ein derartiges Polizeiwesen hat große politische Nachtheile; ich sehe ab von der Geldvergeudung, sie war bei uns finanziell nicht empfindlich, mitunter selbst knickerisch gegenüber dem Zweck und den Geldopfern, die man ihm anderwärts brachte, und dennoch eine Verschleuderung; weit empfindlicher war die entsittlichende Wirkung, denn man spottete über die Polizeiautorität, haßte sie, aber sie imponirte nicht; ihre oft willkürliche Gebahrung erstickte die Achtung vor der Autorität des Gesetzes und seiner Vollstrecker, sie vergiftete das Blut im Staatskörper und das Jahr 1848

zeigte die bösen Folgen davon. Die in dem alten Polizeiwesen üblich gewordene Verklatschung und gewissenlose Verdächtigung, welcher auch das Cabinet noir vor Allem dienstbar war, wurde im Sturmjahre auch von der Bewegungspartei geübt und mit Blut getränkt: es war die Nemesis eines demoralisirenden Systemes.

Unser Richterstand.

Unser Richterstand verdiente auch in der Metternich'schen Aera alle Achtung; er war es, welcher den Sinn für Recht und Gesetzlichkeit aufrecht erhielt, selbst in der Sturmperiode, wie früher gegenüber ungesetzlicher Willkür. Ich möchte ihn auch als den Träger des Josefinismus bezeichnen. In ihm fand man fortwährend eine namhafte Zahl charakterfester Männer, ja er war eine Institution um solche groß zu ziehen in den Zeiten eines überwuchernden Bedientengeistes. Er war es auch insbesondere, welcher sich eifrig und erfolgreich bemühte, aus der hereingebrochenen Anarchie des Jahres 1848 wieder in gesetzliche Zustände hinüberzuleiten. Die Jungen vergessen sehr leicht, zumeist aus Selbstüberschätzung und Unkenntniß, was die Alten vor ihnen geleistet haben; darum ist es nicht bloß ein Act der Pietät, sondern der Gerechtigkeit, wenn ich dieser Alten hier gedenke und von einzelnen Thatsachen erzähle, welche Belege sind für deren Rechtssinn und Mannesmuth. Es sind wieder nur scheinbar wenig bedeutende Thatsachen und Bleistiftstriche, aber sie kennzeichnen, und mehr will ich nicht.

Unsere Jurisprudenz hat wie unser gesammtes geistiges und politisches Leben erst unter Kaiser Josef wissenschaftlich und praktisch einen noch heute nachhaltenden Aufschwung genommen, welchen der Hofrath Sonnenfels durch die von der großen Kaiserin erlangte Aufhebung der Folter weltgeschichtlich inaugurirte. Unter Kaiser Josef schritt man sofort zur Revision aller Rechtsgesetze und Gerichts-Institutionen, und bis in die neueste Zeit haben wir von diesen Reformen gezehrt. Die Männer von damals standen den Männern von heute nicht nach, und im Vormärz waren sie noch die Tonangeber und die Bewahrer des Paladiums des Rechts. Von ihnen will ich dies und das erzählen; es scheint mir nicht überflüssig zu sein.

Meine Verhältnisse brachten mich überwiegend mit theoretischen und praktischen Juristen in Berührung, und ich gewann eine nach-

haltige Achtung für das Wissen, für den Charakter und für das Wirken dieser Männer. Ich kannte noch den alten Hofrath Zeiller, den Verfasser unseres allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, ein Josefiner im besten Sinne des Wortes, freisinnig und ehrlich, reich an Wissen und dabei bescheiden, voll Wissensdrang und doch prunklos und schlicht in Wort und Schrift. Seine geistreiche Tochter Elise war an den tüchtigen Appellationsrath von Schmerling verheirathet, sie ist die Mutter des Staatsministers Anton von Schmerling, welcher an der politischen Wiedergeburt unseres Vaterlandes so eifrigen und erfolgreichen Antheil hat.

Ich kannte Pratobevera, dessen ausgezeichneter Sohn Justizminister im Februarministerium 1861 war, ich nenne noch Benoni, Sardagna, den schneidigen Präsidenten des niederösterreichischen Landrechts, den liebenswürdigen und hochgebildeten Referenten im Staatsrath, Baron Heß, dann die beiden Barone Gärtner, endlich meinen Gönner Somarruga, dessen Gedächtniß ich in pietätvoller und dankbarer Erinnerung bewahre. Auch meiner Professoren will ich schon hier erwähnen: des gedankenstrengen und wortgenauen Denkers, Hofraths S. Jenull, meines Landsmanns, des Professors Dr. Vincenz Wagner, eines scharfen und frischen juridischen Verstandes, sowie angenehmen Gesellschafters, beide Referenten in der Gesetzgebungs-Hofkommission, ferner des Professors der Politik und Regierungsraths Dr. Josef Kudler, eines gewandten und witzigen Dialektikers. Unsere Justizmänner, von welchen ich nur ein paar nannte, thaten sich durch Rechtssinn, Charakter, gründliches Wissen und Achtung vor Wissen hervor, sie standen fest zu den Behörden, bei welchen sie dienten und waren jederzeit bereit für das Recht, das Ansehen und den Wirkungskreis derselben zu kämpfen, sobald er von administrativer Willkür bedroht wurde, sie blieben unerschüttert, wenn irgendwo Cabinetsjustiz eindringen wollte. Es fehlte nicht an Competenzstreitigkeiten mit den Behörden anderer Ressorts. Ich erlaube mir ein paar Thatsachen zu erzählen, welche kennzeichnend sind. Es gab in den zwanziger Jahren einen berühmten Fideicommißproceß über einen Werth von acht Millionen. Von den Fideicommißansprechern war der eine Katholik, ein italienischer Duca, der andere Protestant, ein deutscher Fürst, beide österreichische Generale. Ich arbeitete als Volontair in der Kanzlei des Advocaten, welcher den katholischen Duca vertrat. Die Abhandlungsbehörde hatte unsern Gegner, den deutschen Fürsten, auf Grund des unzweifelhaft scheinenden Fideikommiß-Instruments sofort in den Besitz eingeführt, und erst

bei der Erörterung des Allodiums waren durch die Einsicht in das Concept des Instruments berechtigte Zweifel aufgetaucht. Mein Principal eröffnete den Rechtsstreit und die ausgezeichnetsten Rechtsfreunde Wiens theilten seine Rechtsauffassung, allein er that übereifrig Schritte, welche die Lauterkeit seiner Sache verdächtigen mußten. Wir siegten in der ersten Instanz bei verstärktem Senate mit allen gegen eine Stimme; im Appellationsgerichte, welchem ein Protestant präsidirte, gab es Paria und der Präsident dirimirte gegen uns. Der oberste Gerichtshof, bei welchem der Referent ein Protestant gewesen, bestätigte mit Zweidrittel-Majorität das Urtheil des Appellationsgerichts. Nun glaubte mein Principal sogar die Religionsverschiedenheit in die Schranken führen zu sollen, ein desperater und verwerflicher Coup; er wollte nämlich glauben machen, da der dirimirende Präsident des Appellationsgerichts, sowie zufällig der Referent bei der obersten Justizstelle Protestanten waren, daß deren Abstimmung durch Sympathie für ihren Glaubensgenossen und beziehungsweise durch Antipathie gegen den katholischen Duca beeinflußt worden seien. Man schlich sich in das Cabinet des Kaisers und erwirkte ein Handbillet, welches sagte: wenn das Urtheil noch nicht expedirt sei, so solle der Proceß nochmals in dritter Instanz bei vollzähligem Rathe vorgetragen werden. Sämmtliche Justizbehörden sahen in dieser Entschließung einen Act von Cabinetsjustiz und vereitelten dessen Wirkung dadurch, daß sie einerseits die Expedition des Handschreibens verzögerten, anderseits die Expedition des Ausspruchs des obersten Gerichtshofes in solcher Art beschleunigten, daß seine Zustellung an die Parteien noch vor Herablangung des kaiserlichen Handschreibens erfolgt war, wodurch das letztere, weil es bedingt lautete, außer Wirksamkeit kam. Dieses unverabredete Zusammenstehen aller Justizbehörden in der Abwehr eines Acts, welcher nach Cabinetsjustiz schmeckte, ist ein sprechendes Zeichen, daß die Gerichtsbehörden auch im Vormärz es verstanden, ihr Competenzrecht ungeschädigt zu erhalten.

Ein anderer nicht uninteressanter Fall in dieser Richtung ergab sich mit einem Pupillarvermögen. Ein solches in einem namhaften Betrage wurde auf einer Fabrik angelegt. Formell war Alles in Ordnung, allein die Schätzung der Fabrik war behufs einer Ausspielung vorgenommen und ging weit über den wahren Werth. Die Fabrik kam in Concurs und das Pupillarvermögen ging vollständig verloren, jedoch eine Ordnungswidrigkeit war nicht nachweisbar. Da der Betheiligte mit seinem Rechtsanspruch gegen das

Aerar abgewiesen wurde, so wollte er die Entschädigungsklage gegen den Referenten und die Votanten der Obervormundschaftsbehörde richten. Eine solche Klage war jedoch gesetzlich unzulässig. Er bewarb sich daher um ein kaiserliches Handschreiben, welches ihn ermächtigen sollte, gegen die angeblich schuldtragenden Mitglieder der Gerichtsbehörde im ordentlichen Rechtswege aufzutreten. Der Kaiser war nicht gewillt, auf eine solche ungesetzliche Ausnahme einzugehen, allein der Beschädigte ruhte nicht, es wurden ihm über fünfzig Audienzen zugestanden und endlich errang er doch das ersehnte Handbillet. Aber siehe da! Er bedurfte der Mitfertigung eines Advocaten, um seine Klage gerichtsordnungsmäßig einzubringen, und fand keinen, weil das Klagebegehren ungesetzlich war. Ein zweites Allerhöchstes Handschreiben dispensirte den Kläger von der Pflicht der Mitfertigung der Klage durch einen Advocaten; aber dennoch wies die Gerichtsbehörde die Klage als gesetzlich unzulässig zurück. Der Kaiser achtete diesen beharrlichen Widerspruch seiner Justizbehörden und bewilligte endlich dem Bittsteller die Entschädigung aus der Staatskasse. Es war dies ein Sieg des Rechts und der Gesetzlichkeit, welcher nicht vergessen zu werden verdient.

Ich will noch von einem Strafrechtsfall erzählen, welcher nach mehreren Seiten gute und böse Streiflichter wirft, sowohl auf unsere Strafgesetzgebung, als auf die Behörden. Ein gewisser Petera Conte di Popotitsch, ein Ragusaner und excentrischer Querkopf, hatte gegen die Einverleibung Ragusa's an Oesterreich, welche der Wiener Congreß verfügt hatte, mündlich und schriftlich protestirt. Er agirte in der gesammten liberalen Partei Europa's, wendete sich insbesondere an die französischen und englischen Minister, schrieb Schmähschriften gegen den Fürsten Metternich und den Kaiser Franz und verband sich mit den deutschen Demagogen. Er wurde festgenommen und vor die Central-Untersuchungscommission in Mainz gestellt. Metternich verlangte seine Auslieferung und diese wurde gewährt. In Wien blieb er durch viele Monate ohne Verhör in Haft in dem polizeilichen Detentionshause auf der Bastei. Als er bemerkte, daß der Kaiser Franz ab und zu vorüber gehe, richtete er sich einen Zettel zurecht, in welchem er um Untersuchung bat, und wickelte denselben um einen Stein. So ausgerüstet verbrachte er bereits mehrere Tage am Fenster. Endlich erschien der Kaiser; Petera warf den Stein durch Fenster und schrie mit Stentorstimme wiederholt: „Eure Majestät!" Der Kaiser bemerkte ihn, sah den Stein fliegen und ließ ihn durch seinen Begleiter aufheben. Ich erzähle nach einer Quelle, welche ich

für verläßlich zu halten Ursache hatte. Die Untersuchung wurde sofort eingeleitet. Es war die Zeit nach der Julirevolution und der Untersuchungsrichter gestattete dem Gefangenen das Lesen der Allgemeinen Augsburger Zeitung. Der naive Inculpat erging sich gern in Ausrufungen: „Sehen Sie, meine Freunde siegen und werden auch mich befreien.“ Die Untersuchung ging ihren Weg und der Untersuchte blieb immer naiv und sorgte für Ordnung und Reinlichkeit unter seinen Mitgefangenen. Es kam zum Urtheil und er wurde des Hochverraths, wie ich glaube „wegen Zuziehung oder Vergrößerung der Gefahr von außen“, ferner der Majestätsbeleidigung und ich weiß nicht mehr welcher Preßvergehen schuldig erkannt. Der Referent war ein routinirter Jurist, mir eine ganz angenehme Persönlichkeit. Das neue österreichische Appellationsgericht bewies eine merkwürdige und hochanerkennenswerthe Selbständigkeit, indem es in allen Punkten „nicht schuldig“ sprach, und keiner der Votanten wurde wegen dieses Freimuths politisch behelligt! Ein Beweis, daß Kaiser Franz die Unabhängigkeit des Richterstandes wahrte und die Polizei nicht wagte, derselben nahe zu treten. Leider zog sich der oberste Gerichtshof hinter ein Non liquet zurück und ermöglichte dadurch auf Grund des schlechten Gesetzes die Rückauslieferung des Inculpaten an die politische, beziehungsweise Polizeibehörde. Ich weiß nicht, was aus Petera weiteres geworden war, nur erzählte man mir, daß er, als er den Polizeiagenten übergeben werden sollte, wiederholt seinem Kerkermeister zurief: „Fassen Sie mich fest an, braver Johann, denn ich gehe nicht freiwillig und werde dies drucken lassen.“ Eine von den vielen traurigen Geschichten, von welchen der Vormärz zu erzählen hat und welcher beweist, wie dringend nothwendig die Revision unserer Strafgesetze war und daß das bequeme Non liquet beseitigt werden mußte.

Ich will noch von einem Manne erzählen, welcher, zu jener Zeit oberster Justizpräsident, mich gern und freundlich in seinem bürgerlich bescheidenen Hause empfing; er war, wenn auch nicht ein starker Jurist, doch eine ehrliche, dabei kluge, interessante und thatkräftige Persönlichkeit. Es ist Baron Fechtig aus dem Breisgau. Die Vorkommnisse bei seinem Eintritt in den Staatsdienst sind kennzeichnend für ihn. Er stammte aus einer bürgerlichen ziemlich wohlhabenden Familie, machte juridische Studien und war im Anfange der neunziger Jahre Actuar bei der k. k. Landesbehörde zu Freiburg im Breisgau. Dort bestand eine außerordentliche Hofcommission, in welcher ein Baron H. den Vorsitz führte und Fechtig das Protokoll.

Im Breisgauischen, hart an der Grenze Frankreichs, sammelten die geflüchteten Adeligen und Anhänger des unglücklichen Königs ein Corps unter Condé, welcher den Süden insurgiren und den König wieder auf den Thron setzen sollte. Die Revolution schickte Truppen an die Grenze, diese Absicht zu verhindern. Das Ländchen Breisgau war dabei ernstlich bedroht und seine Bewohner von den ausgelassenen Condéern arg belästigt. Ein Auftrag aus Wien befahl, das Corps sofort tiefer in's Land zu verlegen, was dem Commandirenden, einem altadeligen Duc, sehr ungelegen kam. Baron H. berief die außerordentliche Commission, zu welcher auch der hochadelige Duc und einige seiner Offiziere gehörten. Der Präsident theilte mit Schüchternheit den eingelangten Befehl des Kaisers mit, und der stolze Duc hatte die Frechheit höhnisch zu sagen: „Und wenn wir nicht gehen wollten, qui nous chassera?" Die vorsitzende Excellenz war verblüfft und alle schwiegen eingeschüchtert. Da erhob sich der junge aufgeregte Actuar Fechtig, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief dem stolzen Duc zu: „Nos paysans vous chasseront!" Der Duc, über diese Keckheit empört, verließ mit seinen Begleitern den Saal, der k. k. Präsident schöpfte wieder Athem und der junge Actuar drang in denselben, die Marschordre sofort ausfertigen zu lassen, was denn auch geschah. Die Kühnheit des jungen Mannes hatte bei Hof nicht mißfallen und war wohl der erste Schritt zu der bedeutenden Carrière, welche Fechtig machte. Die Emigranten versicherten unausgesetzt, daß im Falle eines entschlossenen Angriffs das ganze südliche Frankreich sich für die Restauration des Königs erheben werde. Die Oesterreicher des Breisgaues theilten nicht diese Ueberzeugung, und da insbesondere der junge Fechtig derselben beharrlich widersprach, so erhielt der eifrige junge Mann den hochbedenklichen Auftrag, nach dem südlichen Frankreich zu reisen und die herrschende Volksstimmung zu erforschen. Er übernahm die Sendung, obschon er sich bewußt war, daß er seinen Hals fortwährend knapp an dem Eisen der Guillotine vorübertragen werde. Man wartete in Wien seinen Bericht nicht ab, und als er auf seinem Rückwege Straßburg passirte, vernahm er allda, daß man noch am selben Tage dem Eintreffen der österreichischen Kriegserklärung entgegensah. Fechtig hatte dessenungeachtet den Muth, noch zur Table d'hote zu gehen, bestellte sich jedoch an der Ecke des Gasthauses in einem Seitengäßchen einen Wagen, um im Falle des Bedürfnisses sofort über die Grenze zu eilen. Bei der Table d'hote wurde er, der Fremde, sofort der Gegenstand verdächtiger Aufmerk-

samkeit, und nach Schluß des Essens erhob er sich, von den französischen Mitgästen mißtrauisch im Auge behalten, leichtfertig schwätzend und trat an den Ofen, um sich zu wärmen. Die Tischgesellschaft umringte ironisch theilnehmend den Wärmebedürftigen. Fechtig erkannte die Gefahr, in welcher er schwebte, ging plötzlich ohne Kopfbedeckung zur Thür, so daß die Gesellschaft seine baldige Rückkunft voraussetzte; er aber eilte raschen Schrittes zum Wagen und floh nach der Grenze, wo er bereits dem Courier begegnete, der die Kriegserklärung überbrachte; eine Viertelstunde später wäre er verloren gewesen. Noch ein kleines Stück, welches für seine Energie spricht, fällt mir bei. Mitten im tiefsten Winter kam plötzlich die Nachricht nach Freiburg, daß die französische Revolutionsarmee, ich weiß nicht ob unter Hoche oder Jourdan, ein isolirt stehendes österreichisches Corps zu überfallen beabsichtige. Es war dringend, den österreichischen Commandanten hiervon zu verständigen, allein alle Verbindungen waren unterbrochen und es schien unmöglich, über das tiefverschneite Gebirge eine Depesche zu befördern. Da engagirte Fechtig zweiundzwanzig berittene, tüchtige Bauernburschen, versah dieselben mit Stangen und Werkzeugen, machte mit ihnen den gefährlichen Spazierritt und die Depesche wurde bestellt. Fechtig wurde nach Wien berufen und machte seine Carrière wie andere seiner Landsleute: ich nenne Hofrath Lehmann und Pidoll. Später wurde Fechtig staatsrechtlicher Polizei- und Justizreferent und genoß das volle Vertrauen des Kaisers. In einer müßigen Stunde ließ sich Fechtig das Verzeichniß der auf der Festung Munkács Inhaftirten geben. Er blätterte darin und stieß auf einen bekannten Namen aus seiner Heimath. Da verlangte er die Acten, es waren keine zu finden; er verlangte Bericht aus Munkács; man antwortete, daß der seit acht Jahren Verhaftete bis jetzt nicht verurtheilt, ja nicht verhört sei. Die weitern Erhebungen ergaben, daß der Eingekerkerte, dessen Familie Fechtig sehr gut kannte, vor vielen Jahren entlang den Rhein nach einem Wirthshause gegangen sei, wo er mit Bekannten zusammentraf; auf dem Wege dahin sei ihm ein Franzose begegnet, welcher ihn angesprochen und ihm ein paar Druckschriften übergeben habe, mit dem Bemerken, es seien interessante Schriften und er möge sie lesen. Er habe sie in das Wirthshaus mitgenommen und mit seinen Freunden durchgelesen, und siehe da, es war ein revolutionärer Katechismus. Gleich darauf wurde er wegen Verbreitung revolutionärer Schriften eingezogen und nach Wien abgeführt. Weil man aber allda überbeschäftigt gewesen, so schaffte man ihn

nach Munkács, wo er nun seit acht Jahren ohne Untersuchung eingekerkert war. Der Mann war überglücklich, endlich frei zu werden und unterließ jede weitere Klage. Man kleidete ihn neu und sauber und gab ihm dreihundert Gulden Reisegeld; so kam er heim. Diese Geschichtchen charakterisiren nicht nur den Mann, von welchem ich spreche, sondern auch die Zeit, in welcher er lebte und amtirte und ich erzähle sie als Warnungsruf, den bekannten Spruch des Rabbi Ben Akiba: „Alles schon dagewesen" durch den Beisatz ergänzend: „Was da gewesen, kann wiederkommen" und deshalb sind Gesetze wie eine Habeas-Corpus-Acte u. s. w. unentbehrlich. Unsere Justizmänner des Vormärzes waren ein tüchtiges, gebildetes, diensteifriges und hochachtungswerthes Corps. Aus ihm heraus recrutirte und organisirte sich zum großen Theil das maßgebende Personal der Neuzeit. Man kann mit ihnen wissenschaftlich und politisch streiten, aber man muß sie anerkennen und achten; ich verweise auf Anton Ritter von Schmerling und Baron Lichtenfels. Der Dorn im Fleische unserer vormärzlichen Themis war die patrimonialherrschaftliche Rechtspflege. Es war eben zu unnatürlich, Partei und Richter in einer Partei zu vereinigen, auch wenn man von Rohheit, Leidenschaftlichkeit und Unwissenheit des erkorenen Richters absehen könnte; am häufigsten und schlimmsten trat dieses Mißverhältniß bei der Selbstjurisdiction in Robotangelegenheiten und bei der Erpressung von Geständnissen in Straffällen vor. Die verschiedenen Folterwerkzeuge in den patriarchalisch-herrschaftlichen Kanzleien und „Kottern" sind keine Fabeln, und der Sinn für die Heiligkeit des Rechts konnte zwischen den mannigfaltigen Gewaltthaten unmöglich emporkommen; es fehlte daher auch nicht an Aeußerungen brutalster Lynchjustiz. Ich erinnere mich, daß Bürger einer galizischen Stadtgemeinde — und sie zählte nicht zu den verwilderteſten — einen Dieb, welchen sie bei der Entwendung von Gemeindeholz auf dem Holzplatze ertappten mit Scheitern zu Tode warfen. Ein ganz honetter und wohlhabender Gutsverwalter erzählte mir über meine halbdienstliche Frage: wie es mit den Jagdfrevlern stehe? er habe noch vor wenigen Jahren sehr viel Verdruß gehabt; da habe er einen wiederholt betretenen Wilddieb eingesperrt und denselben durch mehrere Tage nichts als Häringe zu essen — aber keinen Trunk gegeben, so habe er sich Ruhe geschafft. Es war dringend nothwendig, dieser patriarchalischen Rechtspflege ein Ende zu machen. Die politischen und Finanzbehörden sowie das Foreign office häkelten häufig mit den Justizmännern, aber Kaiser Franz hatte über sein Burgthor schreiben lassen: „Justitia regnorum

fundamentum“ und er hielt darauf, so weit es nach der Lage der Gesetzgebung eben anging. Die Männer der Justiz waren auch meist unglaublich fleißig; ich verweise auf das Niederösterreichische Appellationsgericht, sowie auf einen Hofrath bei dem Senate der obersten Justizstelle in Verona, welcher, wie man mir versicherte, nicht selten seine Nachtruhe auf einer Chaise-longue zubrachte, um, wenn sein Schlaf unterbrochen wurde, von dem nebenstehenden und gut beleuchteten Tische die Acten zur Hand zu nehmen und seine Arbeit fortzusetzen. Ich erinnere mich an einen sehr hochgestellten Justizbeamten, welcher wie Brutus unerbittlich blieb gegenüber seinem Sohne, der sich den Carbonaris angeschlossen hatte.

Die Armee.

Auch der wärmste Friedensfreund und Gegner des Militarismus wird zugeben, daß für die großen europäischen Continentalstaaten eine tüchtige schlagfertige Armee ein unabweisbares Bedürfniß sei. Napoleon I. ist der Vater des jetzt so beliebten Militarismus, er rettete ihm aber nicht seine Krone. Nach dem Sturze des Kriegsgottes schien das Zeitalter des ewigen Friedens hereinbrechen zu wollen, daher ging auch die Sympathie für das Militärwesen und die Träger des Kriegsrockes etwas zurück, verdrängt durch den Priester- und Beamtenrock; in manchen Staaten jedoch, wie in Frankreich, in Preußen und in Rußland fühlte sich der Soldat immer fort als der bevorzugte Vertreter der Gloire und der staatlichen Ordnung. Bei uns war dies weniger der Fall, denn Kaiser Franz war ein bürgerlicher Monarch, war weniger Soldat als sein eigener fleißigster Hofrath. Dies hatte seine gute, aber auch eine schlimme Seite, denn es führte in Etwas zur Vernachlässigung des Militärwesens. Unsere Offiziere lebten in überwiegender Mehrzahl wie die Civilisten, mit diesen und in ihren Kreisen; wir blieben von den Anmaßungen ziemlich verschont, über welche die nicht militärische Bevölkerung in Berlin und in Petersburg klagte. Der Garnison-Offizier in Wien war sogar in den Salons nur im Civilkleide willkommen, was ihn zu einer empfindlichen Ausgabe nöthigte. Auch das Duell galt nicht als eine Heldenthat, selbst die Offiziere mißbilligten es und brachten den Duellhelden keine Ovationen. Da kommt mir ein Geschichtchen in Erinnerung, welches dafür charakteristisch ist, denn der eine Held desselben gehörte zu

jenen vorlauten und eitlen Schwätzern, welchen die Militärwissenschaften wenig gelten, dafür Alles der Beifall des Salons und die koketten Blicke aus warmen Augen. Mein Gewährsmann für das Geschichtchen, welches ich erzähle, ist ein pensionirter, bereits verstorbener Rittmeister, welcher in der Affaire als Secundant fungirte. Es war bald nach dem Wiener Congreß; ein Theil der Offiziere der damaligen Wiener Garnison unterhielt eine Table d'hôte in der Josefsstadt, in der Schlösselgasse. Ein hervorragendes Mitglied dieser Tafelrunde war ein Hauptmann, groß, schön, kräftig, redegewandt, ein gewaltiger Damenbesieger; er führte meistens das Wort, indem er von seinen Duellen erzählte, an welchen er so reich war. Ihm gegenüber an der Wirthstafel saß ein mittelgroßer, unansehnlicher, schweigsamer Oberlieutenant, welchen seine Kameraden den Bücherwurm nannten, an dessen Seite sein guter Freund, mein Gewährsmann. Eines Tages begann der schöne Hauptmann wieder von einem Duelle zu erzählen, welches er unlängst bestanden hatte. Der Bücherwurm aber sagte zu seinem Nachbar mit sehr vernehmlicher Stimme: „Geht denn schon wieder die langweilige dumme Comödie los." Der beredsame Hauptmann gegenüber hörte diese abfällige Aeußerung und fragte den Bücherwurm, was er gesagt habe. Dieser entgegnete: „Willst Du es nochmal hören, so wiederhole ich meine Aeußerung," und er wiederholte sie. Der verletzte Kämpe entgegnete, daß der Sprecher wohl wissen werde, was seine Aeußerung für Folgen haben müsse. Das sei selbstverständlich, entgegnete ruhig der Bücherwurm, und sofort erfolgte die Herausforderung. Nach dem Schlusse des Diners umringten den sonst so bescheidenen und friedsamen Oberlieutenant die Kameraden, um demselben dringend vorzustellen, wie doch nur er der Beleidiger und Herausforderer sei und versuchten Vermittelung; allein er wollte davon nichts hören und bat meinen Gewährsmann, sein Secundant sein zu wollen. Auf die Frage des Gegners um die Waffe, den Ort und die Stunde antwortete der Bücherwurm gelassen dem Hauptmann: „Ich glaube, Du liebst den Säbel und bist darin stark; mir ist er recht, und was Ort und Stunde betrifft, so habe ich ein großes, hohes Zimmer, in welchem wir die Sache bequem abthun könnten; 9 Uhr Morgens scheint mir eine passende Stunde, wenn es Dir genehm ist, so werde ich Dich erwarten." Der fesche und säbelgewandte Hauptmann stimmte mit Zuversicht bei, alle andern Offiziere aber bedauerten das Vorkommniß, denn sie liebten den bescheidenen und geachteten Oberlieutenant und waren von der

Ueberlegenheit des Hauptmanns überzeugt. Am andern Morgen vor 9 Uhr, erzählte mein Gewährsmann, trat ich als Secundant in die Stube meines Freundes und fand ihn unter Büchern im Bette liegen. Ist es denn schon so spät, begrüßte er mich, und wies meine abermaligen Vermittelungsversuche lächelnd zurück. Bald darauf erschien der Gegner mit seinem Secundanten. Mein Oberlieutenant war inzwischen aus dem Bette gestiegen und hatte Beinkleid und Stiefel angezogen. Der Gegner forderte ihn auf, sich noch weiter anzukleiden, mein Oberlieutenant aber meinte, daß es besser sei, wenn vielmehr der Hauptmann seine Uniform auszöge und sie ihr Assaut in Hemdärmeln vollführten, um die Uniform nicht zu beschmutzen. Der etwas verblüffte Hauptmann kam dieser Aufforderung sofort nach. Der Oberlieutenant legte mehrere Säbel von vorzüglicher Qualität auf den Tisch zur Auswahl. Dieses Sang froid machte den zuversichtlichen Hauptmann stutzig. Er wählte eine Damascenerklinge, welche der Bücherwurm als eine ganz vorzügliche Waffe empfohlen, weil sie so gut in der Hand liege und einen vortrefflichen Schwung habe. Der Gegner nahm die nach seiner Meinung zweitbeste Klinge und das Duell begann. Wir Secundanten sahen mit Ueberraschung und Neugierde der Entwickelung der Affaire zu. Bald erwies sich der Bücherwurm als ein außerordentlich gewandter Fechter und der stolze Hauptmann kam in eine solche Hitze, daß er viele Blößen gab, welche jedoch der Gegner nur markirte, ohne sie zu benützen; das verwirrte den Hauptmann noch mehr; er retirirte und in eine Ecke gedrängt wurde ihm von dem Gegner durch eine künstliche und energische Wendung der Säbel aus der Hand geschlagen. Wir Secundanten traten dazwischen und es gelang uns die Verständigung. Unser Bücherwurm aber sagte zu seinem Gegner: „Freund, ich habe nur zeigen wollen, daß auch andere Leute fechten können, daß sie es aber verschmähen, ihre Kunstfertigkeit an Schwächeren zu Duellspectakeln zu mißbrauchen.“ Wir Alle staunten und fragten, wo und wie denn unser stiller Freund zu dieser hervorragenden Kunstfertigkeit gelangt sei. Er erwiderte lächelnd: „Zur Zeit der Occupation von Paris besuchte ich die berühmte Schule des Fechtmeisters Louis und war durch längere Zeit in derselben sogar Second maître des berühmten Fechters.“ Ich füge noch ein Geschichtchen bei, welches ich von dem alten Baron Fechtig habe und das noch in die Zeit des Ancienne regime in Frankreich fällt. In Besançon lag ein Regiment, dessen Offiziercorps hervorragenden hohen Adels-

familien entnommen war. Die Herren machten sich durch Arroganz und freche Beleidigungen allerwärts verhaßt. Mehrere derselben speisten regelmäßig in dem besten Gasthofe der Stadt und sahen es ungern, wenn Leute vom Civil in demselben Gastzimmer sich niederließen. Eines Tages hatte sich eine ziemliche Anzahl von Offizieren daselbst zum Speisen versammelt und an einem Nebentische saßen einige Civilisten, darunter ein Advocat, welcher klein war, ein kürzeres Bein hatte und deshalb humpelte. Die hochadeligen Herren ließen einige Spottreden los gegen die Civilisten am Nebentisch und über den humpelnden Advocaten insbesondere. Endlich wurde es diesem zu arg. Die Herren Offiziere tranken Champagner und ihre Spottreden wurden lauter und verletzender; da ließ sich der Mann des Barreaus auch eine Flasche Champagner geben, schenkte sich ein Glas davon voll, humpelte an den Tisch der Offiziere, goß sein Glas auf deren Tisch mit dem Ausruf, daß er sämmtliche Offiziere für ehrlose Schufte erkläre. Den Morgen darauf um 9 Uhr Duell auf der Bastei; denn der Advocat hatte das ganze Offiziercorps beleidigt und war bereit, auf Verlangen mit Jedem zu fechten, welcher sich stellen wolle. Der Advocat focht mit der linken Hand und machte, wenn er zum Stoße ausfiel, in Folge seines krummen Fußes eine eigenthümliche den Gegner verwirrende Bewegung. Gleich im ersten Gang stieß der Rechtsfreund seinen Gegner durchs Herz und dieser stürzte leblos zusammen. Der Advocat blieb auf seinem Platze und wischte mit eisiger Kälte das Blut von der Spitze seines Degens, einen zweiten Gegner erwartend. Dieser kam und die Action wiederholte sich. Es kam ein dritter und dieser fiel als Opfer. Da drängten sich die Secundanten heran, damit der humpelige Mann nicht das ganze Offiziercorps aufspieße. Der Advocat entfloh nach der Schweiz, aber das Regiment wurde verlegt. Ich erzählte dieses Geschichtchen, einmal als Beleg, wie weit der Duellunfug, dieses mittelalterliche Erbstück, führen könne, und dann als Warnung vor den Folgen der Selbsthilfe und des Lynchverfahrens, wenn die Gesetze und Behörden hinter ihren Aufgaben zurückblieben. Ich wiederhole, daß unsere Offiziere zu solchen Klagen keine Veranlassung gaben; ich habe mit so Vielen aus allen Graden verkehrt und weitaus bei der Mehrzahl freundliches Entgegenkommen gefunden. Ich deutete bereits an, daß nach der Herstellung des Friedens im Jahre 1815 die Armee nicht jene Pflege fand, welche sie wohl verdient hätte. Ja, wir müssen uns gestehen, daß unser Heerwesen in den Friedens-

hren von 1815 bis 1830, wo die Julirevolution die Schläfer
ufstürmte, in seiner Leistungsfähigkeit und Spannkraft zurückge-
ngen war. Man griff daher nach dem in dem großen Kriege
probten Generalstabschef im Heere der Alliirten, welchen als
estungscommandant von Olmütz Neid oder Mißgunst, ich weiß es
cht, bei Seite geschoben hatten, nach dem Grafen Radetzky. Er
urde Chef der italienischen Armee mit bedeutenden Vollmachten.
ie Geschichte unseres Kriegswesens hat seine Leistungen verzeichnet
d die Monarchen haben seine Verdienste anerkannt und belohnt.
n ganz neues reges Leben begann in der italienischen Armee.
an erinnert sich an die berühmt gewordenen frischen Radetzky'schen
anöver an Stelle des früheren steifen Paradeschrittes, bei welchem
on ein „Kolben hoch" statt „Hahn in Arm" für burschikos ge-
lten wurde. Die Festungen waren vernachlässigt und Vieles
angelte, dessen eine schlagfertige Armee bedarf. Es konnte daher
cht überraschen, daß unsere tüchtige Heeresmacht bei dem ersten
npralle der Revolution im Jahre 1848 genöthigt war, bis in das
estungsviereck zurückzuweichen. Es ist fast unglaublich, daß —
e ich in einer sensationellen Brochüre aus neuester Zeit las —
i dem Losbruch der Revolution im März 1848 Graf Radetzky
um über mehr als 12—15000 Combattanten verfügen konnte.
ald hatte aber das Heer seine Tüchtigkeit patriotisch erprobt und
loß seine blutige Arbeit mit Novara und Mortara 1849 siegreich
. Noch mehr vernachlässigt als die italienische Armee waren
: Heeresabtheilungen in den andern Provinzen; sie schleppten
) in dem alten Zopfthum fort. Als im Februar 1846 die pol-
sche Revolution losbrach, war ich in Teschen, und die Sicherung
r mir anvertrauten Güter in Schlesien und im Wadowiczer
eise forderte meine volle Thätigkeit heraus. Ich bedurfte mili-
rischer Unterstützung. Feldmarschall-Lieutenant von G. war aus
oppau nach Teschen geeilt; ich ging sofort zu ihm, um zu be-
then, was zu thun sein werde. Die Gebirgsbewohner der Kar-
then, vom Jablunkauer Passe angefangen bis Kenty und Jordanow,
rten sich sehr bedenklich, nicht sowohl, um sich der nationalen
surrection in Krakau anzuschließen, sondern vielmehr um commu-
tisch wild in den Schlössern und Meierhöfen der Gutsherren zu
rden und zu brennen. Ich bat den sehr bereitwilligen F.-M.-L.,
r eine halbe (!) Compagnie Infanterie nach Jablunkau und die
eite Hälfte über Bielitz nach Saybusch vorzuschieben, nicht sowohl,
blutige Waffenthaten zu üben, als um den communistischen

Bauern zu zeigen, daß die Regierung wach- und kampfbereit sei, sowie um den Berg- und Hüttenleuten, den Waldhegern und anderer verläßlicher Mannschaft, welche ich aufgeboten hatte, Muth und Selbstvertrauen zu geben. Auch eine leichte Batterie kam in Frage. F.-M.-L. v. G., vollkommen mit mir einverstanden, hatte nur immer die Antwort: „Ich kann nicht." Als von der Batterie die Rede war, erwiderte er, daß er nach Olmütz geschrieben, man ihm aber geantwortet habe: vom Festungsinventar dürfe man instructionsmäßig nichts abgeben, und von der außer dem Inventar allein verfügbaren Batterie seien die Lafetten beim Anstreicher! Der tapfere General wurde endlich so unwirsch, daß er seine Uniform auseinander warf und ausrief: „Fürwahr, es wird bald eine Schande sein, diesen Rock zu tragen." Eine solche Aeußerung aus solchem Munde ist ein überraschendes und sehr trauriges Zeugniß! Drei Jahre später (1849) war der General, der jene Worte gesprochen hatte, Gouverneur in dem wiedereroberten Venedig. Als ich in jenen Tagen zu meinen achthundert Bauern eilte, welche ich mit Sensen bewaffnet an den Grenzen des Krakauer Gebiets bei der Brücke bei Oswięzin aufgestellt hatte, traf ich daselbst eine Compagnie von Schmähling-Infanterie. Die Leute sahen höchst unkriegerisch aus. Da wir jenseits der Weichsel polnische Lanciers streifen sahen, so nahm ich Veranlassung, den Hauptmann der Compagnie zu ersuchen, die aufgestellte Compagnie zum Laden zu commandiren, nicht weil ich glaubte, daß dies sofort zur Vertheidigung nöthig sein werde, sondern um zu sehen, wie sich die Mannschaft auf die Handgriffe verstehe und welchen Eindruck der Gedanke, daß es zum Schießen kommen könnte, auf sie machen werde. Es zeigte sich, daß sehr Viele die einfachsten Handgriffe nicht verstanden, zwei Patronen statt einer luden und gar jämmerlich unlustig dreinschauten. Da dachte ich denn wiederum an die unwirsche Aeußerung meines treuherzigen F.-M.-L. aus Troppau. Unerwartet rückte eine Compagnie Nugent-Infanterie heran, eine Truppe von ganz anderm Aussehen. Ich kannte sehr gut ihren heitern und witzigen Hauptmann; wir hatten uns erst vor acht Tagen in Teschen getrennt. Befragt über die inzwischen erlebten Abenteuer sagte er mir, daß er auf gut Glück und nach Gutdünken ohne Ordre und fast auch ohne Futter herum marschirt sei und auch heute nur zufällig hierher komme. Bei solchen Zuständen begriff ich es, daß allerwärts die kopfloseste Bangigkeit herrschte. Heute ist dies Alles wohl anders und besser; allein vergessen dürfen wir nicht, daß, was dagewesen

ist, auch wieder kommen kann, und wenn wir Aspern im Gedächtnisse behalten wollen und sollen, so ist es klug, auch Solferino und Königgrätz nicht zu vergessen.

Der Gegensatz zwischen Armee und Volk ist ein Erzeugniß neuerer Zeit. Erst im Jahre 1848 nannte man die Armee „Soldateska" und die Soldaten wurden von den energischesten Führern der Revolutionspartei mit liebenswürdiger Höflichkeit als die „verthierten Söldlinge der Despotie" haranguirt. Ich überlasse es einem Staatsanwalt, zu sagen, inwiefern diese Titulatur Grundlage zu einem Strafprozeß sei; auf publizistischem und politischem Standpunkte fand ich dieselbe roh, albern und tölpelhaft; denn wenn die Klugheit verlangt, Jemanden zu gewinnen, weil man ihn braucht, so beschimpft man denselben nicht. Es gab aber auch Ueberkluge, welche zwar nicht unterließen, bereits vereidete Truppen fahnenflüchtig zu machen — wie ich denn selbst auf der Hauptwache in Frankfurt a. M. im Sommer 1848 Heckerlieder singen hörte — sondern ihr Augenmerk vor allem auf die noch nicht enrolirten Altersklassen richteten, weil sie es zu gefährlich fanden, Agenten in die Kasernen zu schicken. Zur Zeit des Kaisers Franz war das anders; denn selbst als in dem Unglücksjahre 1809 die Armee besiegt heimkehrte und schöne Provinzen dem siegreichen Corsen überliefert werden mußten, überwog die Freude des Wiedersehens unserer braven Kämpfer den Schmerz über die schweren Verluste, welche wir erlitten hatten. Man ertrug das gemeinschaftliche Mißgeschick als eine traurige höhere Fügung; die Begrüßung war eben so herzlich und innig wie ein Lustrum später, als nach dem Sturze des Titanen (1814) die tapfern Sieger lorbeerbekränzt sich wieder am heimathlichen Heerde einfanden; es war eben in allen Herzen die gleiche Begeisterung für den angestammten Fürsten wie für das gemeinsame Vaterland. Erst später streute man — es waren zumeist Ausländer, die es thaten — Mißtrauen aus zwischen dem Volke und der Armee, als wären sie unvereinbare Gegensätze; man verdächtigte die Völker als fürstenfeindlich und übertrug den Soldaten anstatt der Bekämpfung des äußeren Feindes die Niederhaltung des freiheitlichen Sinnes in den Völkerschaften. Mit dieser Verschiebung der gegenseitigen Stellung zwischen Volk und Armee ging aber in Folge der Ausdauer des Friedens die Vernachlässigung der Armee Hand in Hand. Der frische, stramme Geist, wie ihn das Leben im Kriege verlangt und erzeugt, war allmählich gewichen, das Kaffeehausleben trat an die Stelle des Lager-

lebens und die Besiegung der Freundinnen auf dem Tanzboden ersetzte den blutigen Sieg über die Feinde auf dem Schlachtfelde. Der Exercierplatz, die Paraden und die Revuemanöver machten den Militärdienst zwar bequemer, aber herzlich langweilig. Da kam plötzlich die vorübergehende Auffrischung durch die Unsicherheit der äußeren Verhältnisse, welche aus der Julirevolution hervorging. Feldmarschall Graf Radetzky hatte die Armee mit neuem kriegerischem Geist beseelt und patriotisch belebt, wie die Siege der Jahre 1848/49 beweisen; aber trotz ungeheurer Opfer waren diese Wirkungen nicht nachhaltig, wie die Niederlagen der Jahre 1859 und 1866 darthun.

Die Alma mater in Wien.

Das Entstehen der Universitäten in Europa war ein mächtiger Sieg des menschlichen Geistes, eine thatsächliche Anerkennung seiner ewigen, unabweisbaren Berechtigung, und wir sollen nicht undankbar vergessen, daß diese Schöpfungen meist vom katholischen Clerus ausgingen, welcher die Fürsten dafür begeisterte. Heute kämpft die Großmutter Kirche unnatürlich wider die Enkel. Die erste Universität in Deutschland war Prag, ihr folgte die von Wien, und ein Blick auf letztere scheint mir nothwendig zu sein, um die Eigenthümlichkeiten des Vormärzes und seinen Uebergang in den Nachmärz zu begreifen.

Die Universitäten waren die Pflanzstätten des modernen Staatsgedankens, welcher aus der Wissenschaft hervorging. Zur Zeit als die Universitäten entstanden, behaupteten die christlichen Theologen, sie allein seien die Träger der Wissenschaft; daher erhielten die Universitäten auch ein ganz kirchliches Gepräge und die theologische Facultät war die maßgebende und herrschende. Allein bald begann der Kampf und dieser dauert noch heute fort. Auch unsere Wiener Universität machte die Ringkämpfe durch, um die Freiheit der Wissenschaft zu erringen, gegenüber den starren Anforderungen des orthodoxen Glaubens. Der theresianisch-josefinische Geist gab in diesem Kampfe den Ausschlag. Ich glaube, daß unsere Alma mater zu keiner Zeit jesuitisch gehorsam gewesen ist, aber vollends die Aufhebung des Jesuitenordens unter Maria Theresia und die Einführung der General-Seminarien unter Josef II. brachen den Zauber des mächtigen Ordens. Auch als die ultramontane Garde

nach dem Pariser Frieden ihre Zelte auf dem Ballplatze wieder aufschlug, verhielt sich die alte Universität entschieden ablehnend. Wenn ich hier Einiges aus dem Universitätsleben erzähle, so beschränke ich mich auf die kurze Zeit meiner Thätigkeit an derselben. Die theologische Facultät verhielt sich beobachtend, vermittelnd, in sich abgeschlossen, ohne sich dem modern gewordenen katholischen Zelotismus hinzugeben. Am meisten litt unter dem Drucke des fremdländisch-reactionären Bundes die philosophische Facultät; allein die Wissenschaft hatte bereits solche Geltung erlangt, daß man den abgesetzten Professor Rembold nicht durch einen Jesuiten, sondern durch den freisinnigen Dr. Exner ersetzte! Weniger wurde die juridisch-politische Facultät in Mitleidenschaft gezogen, denn sie war die Trägerin der josefinischen Gesetzgebung, und man mußte daher aus Rücksicht für den Bedarf des Staatsdienstes wünschen und verlangen, daß die Facultät Kenntniß gäbe und nähme von den Gedanken, den Versuchen und Leistungen der Neuzeit auf den Gebieten legislatorischer und staatlicher Thätigkeiten. Ihre Directoren und Vicedirectoren waren zumeist Männer aus dem Richter- und Advocatenstande und trugen Rechnung den Anschauungen und wohl auch den bösen Zungen ihrer weiter vorgeschrittenen Collegen, denn selbstverständlich gehörten diese Directoren und Vicedirectoren nicht zu den vorgeschrittensten aus ihrem Stande. Die meiste Selbständigkeit genoß die medicinische Facultät. Man klagte zwar und nicht mit Unrecht über die autokratisch-unwissenschaftliche Schulmeisterei des allmächtigen kaiserlichen Leibarztes Baron Stift; allein einmal konnte dieser Autokrat auf dem die Welt umfassenden Gebiete zu einer nachhaltigen Alleinherrschaft sich nicht emporarbeiten und dann — wir müssen es anerkennen — erzog Baron Stift mindestens geschulte und auch denkende Handwerker für den nächsten praktischen Bedarf, während gegenwärtig, wie es Berufene bestätigen, über dem Studium der Principien und der Genialität mörderischer Versuche die alltäglich begehrte Arbeit und Geschicklichkeit vernachlässigt werden. Es ist aber nun einmal so, daß die Arzneiwissenschaft das Handwerk als Gehilfen nicht entbehren kann; daher hat auch die handwerksmäßige Dressur und Routine ihren berechtigten Werth. Aber auch geniale Männer wie J. P. Frank, Stoll, Hillebrandt, erhielten würdige Nachfolger: ich nenne Hartmann und Johannes Wagner, neben welchen und durch welche gerade in jener Zeit neue epochemachende Führer der Wissenschaft herangebildet wurden und emporwuchsen, wie Roki-

tansky und Skoda. Mit der Schulzucht im Geiste der alten Pädagogik ging es nicht. Die Professoren lasen ab und zu die Kataloge zur Ueberwachung des Schulbesuchs, es geschah jedoch so selten und widerwillig, daß es auch füglich unterbleiben konnte. An Sonntagen erschienen die Professoren und ihre Adjutanten, um den Kirchenbesuch nach Befehl zu überwachen. Der Studirende kam in das bezeichnete Zimmer, verneigte sich, sein Name wurde angestrichen, er ging, — wir wußten nicht wohin, niemand fragte danach. Wien ist eine theuere und sittlich gefährliche Stadt. Wenn es nicht gelang, den wissenschaftlichen Sinn zu wecken, waren alle sittenpolizeilichen Künste nur Erbsen an die Wand geworfen. Der Professor mußte aber diese Arbeit zumeist dem thätigen Willen und dem Geschick der Familienkreise überlassen, und in diesen geschah leider wenig für die gute Sache. Die Studentenschaft war zersplittert und die Polizei wollte es so. Grobe Excesse kamen zwar selten vor, aber diejenigen, welche zu leben hatten, verzettelten ihre Zeit, und die Unbemittelten von Talent und Fleiß arbeiteten für ihre Ernährung. Die Wissenschaft galt bei weitem den meisten nur als Brodstudium, durch die Semestral-Prüfungen — ich fasse sie als zur Schulzucht gehörig auf — wurde zwar ein dürftiges Lernen erreicht, allein sie waren ein Raub an der Unterrichtszeit, dabei höchst ermüdend für die Lehrer. Die geschulten Mittelmäßigkeiten, welche dadurch auf Kosten weiterstrebender Talente geschaffen wurden, genügten der Regierung, welche nur brauchbare Beamte, Aerzte und Priester verlangte. Dennoch hatten die Semestral-Prüfungen auch ihr Gutes, denn am heutigen Tage höre ich gar viel klagen von den Professoren über schlechten Besuch, von den Richtern und andern Praktikern über Mangel an Gesetzkenntniß bei den jungen Amtscandidaten; ja sie behaupten, daß wir Alten mehr Eifer gehabt hätten, und ich erinnere mich, daß wir die Collegien fleißig besuchten und nicht müde wurden, die angeregten wissenschaftlichen Fragen auch außerhalb des Hörsaales, auch am Biertische, mit Wärme zu besprechen; freilich nahmen die Commersangelegenheiten unsere Zeit und Thätigkeit weniger in Anspruch als dies heute der Fall ist; aber auch wir tranken, sangen und tanzten, lasen Zeitungen und trieben etwas Politik, wie solche eben vorkam in England, in Nordamerika, in Spanien, in Frankreich, am Rhein, an der Spree und an der Weichsel; wir lasen verbotene Bücher und schimpften nach links und rechts; aber wir waren doch fleißige Studenten. Im Allgemeinen wurde die Disciplin — wenn der

Ausdruck gestattet ist — wienerisch gemüthlich gehandhabt, was noch immer besser war, als hätte man durch Strenge der Heuchelei Vorschub gegeben. Einige Worte mehr will ich von der juridischen Facultät sprechen, in welcher ich unmittelbar selbst thätig gewesen bin. Die Lehrbücher waren geprüft, gutgeheißen und vorgeschrieben, aber es war nahezu komisch, wenn z. B. der Professor der politischen Wissenschaften auf das vorgeschriebene Lehrbuch von Sonnenfels sich verpflichten mußte, um sofort das System sich anders zurecht zu legen, sodann Abschnitt für Abschnitt Sonnenfels zu widerlegen. Diese eigenthümliche Praxis war kein Geheimniß, weder für die Directoren, noch für die Polizei. Die Professoren lasen zumeist nach eigenen Heften oder Compendien. Ueber den Erfolg entschied mehr die Elasticität des Mannes als der Inhalt seines Buches. Daher ein Wort von den Männern. Ich übergehe Jenull, weil er sogleich in die Gesetzgebungs-Hofcommission eintrat, aber da waren Dolliner, Kudler, Wagner, Springer, Winiwarter und als Nachwuchs Scari, Helm, Graßl, Wessely, Haimerl, Fränzl, Hye, Tomaschek u. a. Selbstverständlich hatten die positiven Doctrinen ein weniger überwachtes Gebiet als die rationellen. In den letzteren konnte man zwar nicht schriftstellern, aber man durfte sprechen und Lecture empfehlen. Dieser Widerspruch kam bei der Behandlung der politischen Wissenschaften in eigenthümlicher, ich möchte sagen ironischer Weise zu Tage. So besaß z. B. Professor Kudler eine merkwürdige Gewandtheit, gewisse Dinge zu sagen und doch zu verschweigen. Dies führte — ich will es nicht verheimlichen — in eine Polemik und Eklektik, welche die jungen Leute verwirrten, das offene Manneswort zurückdrängten und dadurch den Charakter schädigten. Kudler schwang sich bisweilen zu einer Kühnheit empor, welche überraschte. Mit alleinigem Ausschlusse von Verfassungsfragen besprach er die heikelsten Controversen, deren Spitze meist gegen das bei uns Bestehende gekehrt war, z. B. mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren, Schwurgerichte, Censur und Preßfreiheit, die bürgerliche Gleichstellung der Confessionen, die Schädlichkeit der Robot und des Bestiftungszwanges, der Zünfte, der Fideicommisse, der Schutzzölle, der Papierwirthschaft u. s. w., alles Dieses wurde mit scheinbar voller Unbefangenheit und derart besprochen, daß die liberalen Anschauungen immer das Oberwasser behielten. Mehr noch! Um die Theilnahme der Zuhörer zu beleben, und ihr Nachdenken in die Fragen hineinzudrängen, verfügte er, daß es jedem ordentlichen Zuhörer gestattet sein soll, in den zwei sams-

tägigen Lehrstunden ein beliebiges Thema in die Discussion zu bringen und er sei bereit, Rede zu stehen. Da kamen selbstverständlich nicht die zahmsten Dinge zur Erörterung; allein Kudler vertraute auf sein dialektisches Uebergewicht, und wo die Gründe nicht ausreichten, mußte der Witz in's Treffen. Den jungen Leuten behagten diese Wortkämpfe. Kudler blieb selbstverständlich immer obenauf. Mitunter kam jedoch der Katheder-Odysseus auch in Verlegenheit, so z. B. rief ihm eines Tages ein in die Enge getriebener Pole mit kecken Worten zu: „Wir werden uns nie verständigen, Herr Regierungsrath, denn Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß es eine Regierung mit dem Volke ehrlich meinen könne, dies ist aber Täuschung, denn jede Regierung ist selbstisch, ist Partei, ist Faction, weil sie stets aus Männern besteht, welche nur ihre selbstischen Interessen verfolgen. Es ist nur Phrase, wenn sie von allgemeiner Wohlfahrt sprechen, die ihnen am Herzen liege." Eine Strafpredigt des Professors schloß den Wortkampf und vielleicht deshalb blieb er ohne polizeiliche Folgen. Ebenso wurde Kudler durch die Anwesenheit von hochgestellten Personen bei öffentlichen Prüfungen wenig beirrt, sie reizte im Gegentheil seine Ironie. Einstmals hatten wir Semestral-Prüfung; ich saß als Adjutant an seiner Seite. Wir prüften einen Fürsten V. A., einen Fürsten K. L., einen angehenden Diplomaten Baron M. H., einen Ritter v. K. Hochgestellte Angehörige umgaben als Zuhörer den Prüfungstisch. Da ich Fähigkeiten und das Wissen der Candidaten ziemlich kannte, so wünschte Kudler Andeutungen über die zu wählenden Gegenstände; ich gab sie. Da frug er den Einen über die Mittel gegen den Mißbrauch der Presse. Der junge Mann sprach lebhaft für die Freiheit der Presse. Kudler drängte, und als dem Geprüften die dialektischen Waffen versagten, rief letzterer: „Es wird die Zeit kommen, wo kein ehrlicher Mann als Censor sich wird brauchen lassen!" worüber der anwesende Vater des Hitzkopfes ein Sedlnitzky'sches Frösteln verspürte. „Das geht doch zu weit," entgegnete Kudler. „Entschuldigen Sie!" erwiderte der Studiosus, „ich verweise auf die heutige ‚Augsburger Allgemeine'; in Kurhessen ist es bereits der Fall; Hassenpflug sucht vergebens nach einem Censor." Einen Zweiten, den angehenden Diplomaten, fragte Kudler um den Unterschied zwischen politischen Parteien und Factionen. Der Geprüfte fand die Bildung von politischen Parteien nothwendig und nützlich, aber verwarf mit sittlicher Entrüstung die Factionen, denn so stand es in den Collegienheften. Kudler drängte fort und

fort mit Beispielen, so daß er zur vollen Klarstellung nur noch der Ergänzung bedurft hätte: „Die Partei, welcher Sie anzugehören scheinen, ist eben nur eine Faction.“ Einen der beiden Fürsten fragte er: „Wie meinen Sie, daß ein außerordentlicher Staatsaufwand zu decken sei?“ Der junge Fürst sprach wie ein solider und besonnener Finanzmann, aber der Examinator plaidirte für die Zettelwirthschaft. Seine Rede klang wie ein ironischer Panegyricus für das, was bei uns besonders im Jahre 1811 geschehen war, so daß der hohe Begleiter des fürstlichen Examinaten hoch aufhorchte und den unschönen Plafond des Saales studirte. Kudler aber schloß mit der wohlwollenden Betrachtung: „Sie, lieber Fürst, haben, wie mich dünkt, eine wesentlich andere Anschauung über die Empfindlichkeit des Staatscredits als ich. Ihnen erscheint er als eine zarte Frühlingsblume, welche jeder Frosthauch zerstört; ich hingegen kenne ihn als eine zähe Amphibie; jahrelang schlägt man unbarmherzig auf sie los, daß alle Welt meint, die Bestie müsse verenden, aber siehe da! plötzlich erhebt sie sich wieder und lebt. Ich verweise Sie auf die Finanzgeschichte von Frankreich.“ Das sind meines Erachtens belehrende Streiflichter, nicht bloß pikante Anecdoten über die eigenthümlichen Grenzen des Geistesdrucks im alten Phäakenlande. Dr. Vinzenz Wagner, Professor des Civilprocesses, dann des Lehens- sowie des Handels- und Wechselsrechts, war eine frische geistig angeregte und anregende Persönlichkeit von großem Fleiße und hervorragendem Talente; sehr klar und überzeugend in seinen Darstellungen und Beweisführungen. Wagner hatte auch den großen Vorzug, die jungen Männer anzuspornen zu literarischer Thätigkeit, was Noth that und in den positiven Doctrinen trotz der Censur immerhin mit achtungswerthem Erfolge möglich war. Seine juridische Zeitschrift, eine Fortsetzung der Materialien von Pratobevera, erhielt ihn mit den Juristen der Praxis und jenen des Auslandes in steter Berührung, deren Achtung er sich in hohem Grade erfreute. Seine Beziehungen zu den juridischen Capacitäten des Auslandes waren mannigfaltig und sehr aufmunternd; ich erinnere insbesondere an Mittermaier und Eduard Gans. Aber eine gar feste Säule der Alma mater war Dolliner, ihr Romanist und Canonist. Vor seinem gründlichen Wissen, vor der ehrlichen Offenheit seines Worts, vor der Lauterkeit seines Charakters wie seines Lebens wichen die Frömmler scheu zurück. Er war auch von Seite der Eitelkeit, dieser Allverderberin, nicht zu fassen. Seine Leistungen auf dem Gebiete des katholischen Eherechts sind bekannt. Wir jungen Phäaken

durften damals freier darüber denken und reden als heute in unsern alten Tagen. Ich erinnere mich des berühmten dalmatinischen Falls. Auf mein Gedächtniß vertrauend will ich ihn erzählen. Ein junger Herr, noch minderjährig meldet sich mit seiner Duenna zum Aufgebot. Es erfolgt. Der Vater, durch dasselbe von seines Sohnes Absicht in Kenntniß gesetzt, erhebt Einsprache. Der Pfarrer versagt ein zweites Aufgebot. Da erschienen eines Tags vor dem Pfarrer, welcher eben bei Tische sitzt, der junge Mann und seine Braut in Begleitung zweier Zeugen. Die beiden Brautleute erklären ernst und bestimmt ihren Willen, sich heirathen zu wollen und verlangen vom Pfarrer, daß er hiervon amtlich Kenntniß nehme. Der Pfarrer verweigert entrüstet die Entgegennahme ihrer Erklärung, die Betheiligten aber bestehen auf dem von ihnen beanspruchten Recht, entfernen sich und leben zusammen fortan als Eheleute. Dies der erste Act. Der inzwischen großjährig gewordene Gatte wurde seiner Lieben überdrüssig und sie trennten sich. Der Vater war dessen sehr froh. Ein anderes Weibchen wurde ausgewählt, und das Aufgebot erfolgte. Da erhob das erste Liebchen die Einsprache wegen bereits bestehenden Ehebandes. Der interessante Fall gelangte zur Entscheidung bis vor die oberste Justizstelle und siehe da: es wurde erkannt, daß das Rechtserforderniß der „feierlichen Erklärung der Einwilligung vor dem ordentlichen Seelensorger eines der Brautleute rechtsgiltig vorhanden und das Ehehinderniß der Minderjährigkeit durch Convalidation erloschen sei." Das war denn doch „Civilehe" anno dazumal. Dolliner war auch Humorist. Da frug er einstmals: ob denn eine Trauung nicht auch ohne Beisein irgend eines Mannes rechtskräftig vollzogen werden könne? Und er bewies, daß Frauen als Zeugen des Ehevertrags gesetzlich nicht ausgeschlossen seien, daß auch der Bräutigam einer Frau die Vollmacht zur Eheschließung für sich übertragen dürfe und endlich bewies er als Scholastiker, daß auch der „ordentliche Seelsorger" zum Behufe der Abnahme der feierlichen Erklärung der Einwilligung — denn um diese handle sich's — eine Frau als Bevollmächtigte bestellen dürfe. Waren wir doch leichtfertige Juristen, welche den Ehevertrag seiner sacramentalen Eigenschaft rücksichtslos entkleideten. Dolliner war eine durch und durch ehrliche Natur; er begriff nicht, daß man seine Ueberzeugungen Klugheitsrücksichten opfern kann, obwohl er mit ihnen niemals polterte oder Lärm machte. Er hatte mancherlei von der Censur zu leiden, aber glaubte doch nicht an ihre volle Rücksichtslosigkeit. Bei einem Besuche, welchen ich ihm

machte, wies er auf ein Manuscript hin, welches auf seiner Commode lag. „Da drin habe ich," sagte er „sonnenklar dargethan, daß die römische Curie Österreich und seine Regenten immer fort als Vasallen des römischen Hofes betrachtete und betrachtet, daß wir aber diese Vasallenschaft nicht geduldig hinnehmen sollen. Ich möchte das Manuscript gern drucken lassen, aber ich fürchte, daß die Censur es nicht zugeben werde; was meinen Sie?" Dolliner starb und auch das Manuscript war verschwunden. Die Censur, an welcher wir litten, wie an einer eingealterten Gicht, war nicht immer böswillig, sondern bisweilen nur gemüthlich-leichtfertig. Als z. B. der letzte Band von Dolliner's „Eherecht" ungeachtet alles Betreibens aus der Clausur des Revisions-Amts immer nicht entlassen wurde und darob der gute Dolliner schon sehr betrübt war, da fand eines Tages der Zimmerputzer das Manuscript im Spucknapfe Sr. Excellenz des Präsidenten hinter dem Schreibtische! Der Verfasser lächelte und war es zufrieden. — Dolliner hatte das Aussehen eines bescheidenen Landgeistlichen und legte es auch als Hofrath nicht ab. Man erzählte mir, daß die P. P. Liguorianer sich viel mit ihm zu schaffen machten — denn er war sehr leutselig — und ihn für ihren Orden zu gewinnen trachteten, da er Junggeselle geblieben war und einiges Vermögen hatte. Eines Tags nahmen sie sich den Muth, ihrem Zwecke näher zu rücken, wie mir Dolliner's Supplent erzählte; der alte Herr aber antwortete in seiner schlicht humoristischen Weise: „Ich weiß, meine Herren, daß Sie im Himmel Extraplätze haben werden, Logen oder Sperrsitze; ich war aber immer ein bescheidener und genügsamer Mensch und hoffe, daß der heilige Petrus als Pförtner mir einen bescheidenen Stuhl neben sich überlassen werde; und das genügt mir." Ich habe mich länger mit Dolliner beschäftigt, weil ich glaube, daß, wer von dem geistigen Leben der Wiener Universität in jener Zeit und von ihrer kirchlich-politischen Bedeutung ein wahrheitsgetreues Bild sich zusammenstellen will, den genannten Biedermann als eine Hauptfigur in demselben hervortreten lassen müsse.

Was soll ich von dem Regierungsrathe Dr. Egger, dem Veteranen neben Dolliner sagen? Er war ein grundehrlicher Präceptor der alten Schule! Ein langer, hagerer Mann, das Gesicht immer halbprofil, ging er mit gestreckten Schritten einher. Wenn er, an den Prüfungstisch sich setzend, seitwärts gelehnt im curulischen Stuhle, mit der umgekehrten knöchernen Hand taktmäßig wie ein

Puddlingshammer auf den grünen Tisch niederschlug, seinen Behauptungen Nachdruck gebend, da hatte man das Bild eines Schulmeisters, wie ihn nur ein Hogarth wiedergeben konnte. Er hielt fest und treu zu seinen Collegen wie auch zu seinen Schülern, war verläßlich und wohlwollend, von Ränken frei und ein treuer Freund. Ihm fehlte das Verständniß für den modernen Staat. Ein aufrichtiger Katholik, aber kein Jesuit, blieben Angeberei und Zelotismus seinem ehrlichen und menschenfreundlichen Charakter jederzeit fremd. Als der Berner Haller, der Krypto-Katholik, mit seiner Restauration der Staatswissenschaft hervortrat, bemühte sich Egger, Alt und Neu zu vermitteln. Sein „geselliger" Staat sollte neben dem „gesellschaftlichen" modernen gelten, als ein Aggregat von allerlei geschichtlichen Einzelverträgen über Privatverhältnisse. Die modernen Politiker und Juristen begriffen nicht, wie sie damit zurecht kommen sollten; Egger blieb daher vereinzelt. Es war nahe daran, daß ich als ein Schwertträger für Egger's „geselligen" Staat gegolten hätte. Das ging so her: Die promovirenden Doctoranden wurden von der Indrucklegung einer Inaugural-Dissertation freigesprochen, wenn sie erbötig waren, schriftliche Fragen schriftlich zu beantworten. Ich machte von dieser Gestattung Gebrauch. Da gab mir Egger die Frage: Darf ein Regent seine revoltirenden Unterthanen durch Entziehung ihrer verfassungsmäßigen Rechte bestrafen? Der Fragesteller dachte an seine Unterscheidung zwischen einem „geselligen" und einem „gesellschaftlichen" Staat, — und zugleich an Don Miguel, welcher damals in Portugal blutige Reaction machte. Ich wollte dem guten alten Herrn zeigen, daß ich in die Tiefe seiner neuen staatsrechtlichen Unterscheidung hinabgestiegen sei; zugleich, daß auch der neuerfundene „gesellige" Staat kein despotischer sein dürfe, sondern ein Rechtsstaat sein müsse. Ich verneinte daher die Frage. Egger war hocherfreut und versuchte seine Collegen zu bekehren. Vergebens! Kudler frug ihn: ob er denn auch meine Antwort auf seine (Kudler's) Frage gelesen habe? „Hab' sie gelesen, Herr College! Man sieht daraus, daß sich der Doctorand von neuen verkehrten modernen Doctrinen noch nicht frei gemacht hat, aber ich hoffe, das er's noch wird." Kudler hatte nämlich gefragt: „Soll die Regierung bei Regulirung des Studienwesens das Interesse der Wissenschaft oder nur das Bedürfniß der Praxis im Auge haben?" Ich hatte mit Wärme für die Wissenschaft gesprochen, was zu Egger's „geselligem Staate" durchaus nicht paßte. Das sind Hausgeschichten,

Gardinengeheimnisse, wenn man will: aber es ist gut, sie zu wissen; denn unsere lieben Hausleute hören meist erst von den Nachbarn, was bei uns im Hause vorging.

Uebler als mit der Lehrkanzel war es mit der Schriftstellerei bestellt, denn die böse Censur verleidete das Schreiben. Ob der Rothstift viel, ob er wenig strich: das war es nicht, sondern daß er strich, sammt den mitlaufenden Quälereien, Verschleppungen; so z. B. wurde der dritte Band von Dolliner's Eherecht, wie ich hörte, an drei Jahre in der Censur behalten. Ja trotz aller Censur fehlte es nicht an nachträglichen Verantwortungen, wie dies z. B. bei Professor Dr. Schnabl in Prag der Fall gewesen war, welchen man für einzelne Sätze seiner unter Censur erschienenen Statistik empfindlich belästigte. Die Plackereien verstimmten und lähmten die Besten, so daß sie sich an den alten Spruch hielten: „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold." Wer daher Dinge schreiben wollte, welche möglicherweise als nicht „correct" galten, that am besten, anonym oder pseudonym, und auswärts einen Verleger zu suchen. Das war auch geschäftlich klug, denn der Schmuggel und das polizeiliche „damnatur" wirkten als Empfehlungsbriefe. Zu Hause behandelten also die Politik nur officiöse oder gemiethete Federn. Dadurch war der Weg gebahnt für rücksichtslose Schmähschriften, wie gehaltlos sie auch sein mochten, wenn sie nur klatschten und schimpften. Bei uns schrieb man also nur für den Hausbedarf der Schulen und Aemter; aber auch dabei kam noch manches Schätzenswerthe zu Tage, und der Geist der josefinischen Gesetzgebung behielt das Oberwasser. Ich nenne aus der juridischen Sphäre: Dolliner, Jenull, Wagner, Kudler, Pratobevera, Winiwarter, Schuster, Kaufmann — Zeiler und Sonnenfels gehören einer früheren Periode an — und als hervorragend den Professor Dr. Gustav Kopetz in Prag; er ist der Mann, welcher es wie kein Zweiter verstanden hat, die Massen unserer politischen Gesetze, wie dieselben seit Maria Theresia und Josef aus wenigen leitenden Gedanken durch das Bedürfniß der Zeit, man darf wohl sagen, systemlos entstanden und zu einem Onus multorum camelorum herangewachsen waren, nach einem wohlgegliederten System zu ordnen und grundsätzlich zu verbinden. Seine geglättete, stylistisch untadelhafte Darstellung machte die Trockenheit des spröden Gegenstandes vergessen. Mit den Gesetzen wurden auch deren Geschichte und Geschicke mitgetheilt. Wenn man wenig schrieb, so las man doch fleißig und vielleicht mit größerer Aufmerksamkeit und tieferem

Verständniß. Die Studirenden wußten fast mehr von fremden Zuständen als von den einheimischen; die englische Verfassung war ihnen geläufiger als jene von Ungarn oder etwa die Landhandveste von Steiermark. Wenn daher die neuen Ideen des Sturmjahres denjenigen wenig überraschen, welcher der heimischen Ideen-Entwickelung aufmerksam gefolgt war, so thaten es doch die Art der Inscenesetzung und die neuen Schauspieler.

Wenn ich aus meinem Gedächtnisse die eine oder andere Erinnerung wiedergebe, so will ich nicht Beiträge zur Geschichte liefern, sondern nur bei Jenen, welche mit mir lebten, alte Erinnerungen wiederbeleben, bei Andern das Verständniß für jene Zeit vermitteln und erleichtern: mögen es nun solche sein, welche sich nach den damaligen, vermeintlich gut geregelten Zuständen zurücksehnen, oder seien es Andere, welche mit wegwerfender Verachtung auf alles Vormärzliche zurückblicken. Gewiß! es ist wesentlich besser geworden, aber es gab auch damals welche, die sagen konnten: „Anch' io son pittore!"

Die ehrwürdige Alma mater wird es mir nicht verargen, wenn ich hier auch ihrer reizenden Schwester oder Tochter oder gleichberechtigten Genossin, der Kunst, in einem Postscriptum anerkennend gedenke und behaupte, daß auch diese als eine mächtige, politische Potenz sich erprobe. „Politisch Lied — ein garstig Lied"; der Satz hat seine Berechtigung, wenn die politischen Gedichte nur matte Phrasen sind, nicht aber, wenn der Griffel des Dichters mit Glück in das Herzblut des Volkes taucht. Ich überlasse es den Literarhistorikern, zu diesem Satze ein Lexicon zu verfassen; an Stoff und Namen wird es ihnen nicht fehlen, wenn sie zurückgehend von den Dichtern unserer Tage bis auf Tyrtäus und die Sänger der Psalmen die mächtigen Erfolge geschichtlich nachweisen, welche die Dichter in allen Zeiten und Ländern auf die Culturentwickelung ausübten. Kann es anders sein? Die Wissenschaft und die Kunst sind das Dioskurenpaar am Himmel der Menschheit, welches dem Politiker auf seinen Wegen vorleuchten muß, sie sind herrisch und werden sofort gefährlich, wenn der Polizist ihnen trotzen oder sie umschleichen will. Das Wort des Dichters ist knapp und schön, und begeisternd faßt es die Herzen an und treibt sie zu Thaten. Kluge Politiker haben es niemals unterlassen, mit ihnen Freundschaft und Bündniß zu halten. Das Gemälde an der Wand der Gallerie oder der Kirche spricht zu Jedermann den Gedanken aus, welchen der Maler in demselben niedergelegt hat. Napoleon III. hat

in der Versailler Gallerie eine ganze Kriegs- und Siegesgeschichte Frankreichs ausgestellt; ich sah, mit welchem Eifer die Jugend sie studirte und sich daran erwärmte. Die Musik endlich packt recht unmittelbar den Zuhörer und reißt ihn fort zur That. Also thaten und thun es die „Marseillaise" den Franzosen, das Arndt'sche Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?", „Die Wacht am Rhein" den Deutschen, oder das trübe Lied „Noch ist Polen nicht verloren!" den Polen, das „Szozat" den Magyaren und viele andere nationale Gesänge. Wir haben es selbst erfahren, wie der „Radetzky-Marsch" und unsere „Volkshymne" elektrisiren. Arthur Görgey sagte mir, daß, wenn seine Truppen bei einem blutigen Sturme wiederholt zurückgeworfen, zauderten vorwärts zu gehen, er nur den „Rakoczy-Marsch" aufspielen ließ und die Bresche wurde sofort genommen. Darum pfleget die Kunst, die sittigende Bildnerin des Menschenherzens, welche die Rohheit bannt und die Wildheit zähmt; sie sei auch deine stete Gefährtin, alma mater!

Trostlose Zustände im Beginn des Jahres 1848.

Mit den Pariser Moden kam auch das Pariser Juste milieu mit seinen Phrasen und Gegenphrasen nach Wien. Der sehr conservative Dr. Busch bezeichnete es seiner Zeit als L'injuste mediocrité. Es paßte gut zu unserm büreaukratischen, liberalen Doctrinarismus und fand auch bei uns einen passenden Ausdruck in dem praktischen Maxime: „Ote toi, que je m'y mette." Wenn man daher fragen sollte: „Was haben Louis Philipp und seine Minister mit unserm Vormärze zu thun?" so antworte ich: „Der Liberalismus der Juli-Dynastie war von nachhaltigem Einfluß auf unsere Männer und Gesellschaftskreise in Wien, welche sich liberal nannten; wie die Meister, so dachten und sprachen die Schüler, aber von einer eigentlichen politischen Parteibildung konnte selbstverständlich nicht die Rede sein. Man war liberal in Worten und in Wünschen, ja man träumte von Thaten, aber damit begnügte man sich. Ich spreche daher auch nur vom Geiste des Liberalismus, welcher in jenen Tagen auf den Straßen und in den Salons der Residenz umlief und seine Ammenmilch zum größten Theil aus den Pariser Salons bezog. Louis Philipp war interessant, nicht nur durch die merkwürdigen Schicksale seines Lebens, sondern auch durch die reichen Erfahrungen und

Kenntniſſe, welche er beſaß, und durch die berechnende Klugheit, mit welcher er den wiederholt umgeſtürzten Thron zu erringen und durch achtzehn Jahre zu behaupten verſtand. Unſere Bureau- und Salonliberalen der dreißiger Jahre bewunderten den hoch merkwürdigen Mann maßlos und aufrichtig, aber ſie erkannten nicht, daß etwas faul blieb im „Staate Frankreich“. Louis Philipp, hochachtenswerth als Familienvater, hochgradig klug als Regent, befriedigte nicht als Politiker, er war kein ſolcher im großen Styl. Schon die Art und die Wege, wie er zum Thron gelangte, waren nicht ſchattenfrei und zeigten manche zweifelhafte Streiflichter. Sein Auftreten war nicht ſelten theatraliſch bürgerlich und man hielt es daher nicht für aufrichtig; insbeſondere ſchien mir ſeine Methode, die hervorragenden Capacitäten abzunützen, weder großſinnig noch klug, denn ſie beraubte die Maſſen der Führer, deren ſie doch ſo ſehr bedürfen, wenn ſie nicht ochlokratiſch ausarten ſollen; Louis Philipp's Politik ſchuf eine gar lange Reihe von ſolchen abgenützten Größen, welche offene oder geheime Feinde des Königs wurden, während das Volk jede Achtung für perſönliche Autoritäten einbüßte. Dadurch wurden die großen Schutzdämme, zwiſchen welchen der Strom mit ſeinen ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Wellen ſich bewegte, unausgeſetzt unterwaſchen, bis ſie bei dem Hochwaſſer im Februar 1848 völlig in den Strom ſtürzten. Das geiſtig bewegte und bewegliche franzöſiſche Volk hat ein tiefes Bedürfniß nach Ruhm und Geiſtesblitzen; man bot ihm dafür ſpießbürgerliches Leben und bürgerlichen Verdienſt; das war an ſich nicht verwerflich, aber ungenügend, und der Zeitgeiſt richtete mit Zuſtimmung der Regierung das goldene Kalb auf, an deſſen Götzendienſt alle Welt ſich betheiligte; Alles wurde verkäuflich und der beſcheidene bürgerliche Sinn verkam unter dem Regimente des Bürgerkönigs; die Grundſätze von Sittlichkeit und Anſtand, wie man ſie ehedem verſtand, galten als veraltetes Zopfthum; es bildete ſich eine neue Geſellſchaft, welche man Halbwelt nannte und als Prieſter und Prieſterinnen des goldenen Kalbes bewunderte und beneidete. Es kömmt mir da eine Thatſache in Erinnerung, welche Parent Duchatelet in ſeinem berühmten Werke: „De la Prostitution dans la ville de Paris“ erzählt. Er berichtet auf Grund ſeiner Einſicht in die Polizeiacten, daß in Paris eine Geſellſchaft von jungen, hübſchen und eleganten Damen beſtanden habe, welche die Proſtitution als Gewerbe betrieben, jedoch nur mit verheiratheten Männern verkehrten, auch dieſe ſofort aufgaben, ſobald ſie Wittwer wurden. Als Grund dieſer Eigenthüm-

lichkeit ihres Geschäftsbetriebes führten sie an: Gesundheitsrücksichten, bessere Bezahlung, die Geheimhaltung und dadurch die Möglichkeit, auch in feiner und honetter Gesellschaft sich unbeanstandet bewegen zu können. Welche Umwandlung in den Anschauungen der Gesellschaft muß bereits stattgefunden haben, um ein solches Raffinement in ausgedehnterem Kreise zu ermöglichen; dasselbe kennzeichnet den Geist der modernen Halbwelt. Auch ein hoher Grad von Unaufrichtigkeit klebte an der Politik des Juste milieu. Das Wort und die Phrase vertraten den Gedanken und maskirten die Lüge. Ein solcher politischer Zeitgeist führt durch allerlei Sümpfe, Laster und Verbrechen zum endlichen Umsturz. Die Wiener, nach ihrem Naturell leichtlebig und oberflächlich, bewunderten diese Politik und meinten, mit derselben modern-liberal zu sein. Sie verloren aber durch dieselbe den politischen Ernst und das Pflichtgefühl. Wenn ein Schauspieler auf der Bühne eine hochgestellte Persönlichkeit carrikirte, ohne daß die Polizei ihm deshalb an den Leib ging, so galt dies als politische That und die Polizei lachte mit. Das Wiener Leben war herzlich flach geworden, und es war begreiflich, daß Fürst Metternich mit seiner ausländischen Umgebung dasselbe für unfähig hielt, Revolution zu machen. Er hatte Recht, wenn man an eine Revolution unter einem grimmigen Wohlfahrtsausschuß denkt, mit centralisirter Allmacht; aber nicht diese war unsere Gefahr, sondern der Zerfall und die Zerbröckelung. Als die Märztage kamen, waren unsere Juste milieu-Männer mit ihrem Latein am Ende.

Es ist nothwendig, sich die Lage zu vergegenwärtigen, in welcher sich unsere Zustände am Schlusse des Jahres 1847 befanden. Die Unzufriedenheit war eine allgemeine, sie herrschte in allen Ständen. Der Hochadlige zürnte, weil er politisch nicht so viel galt, als er beanspruchen zu dürfen glaubte und nicht zum Hofstaate und Salonadel des Fürsten Metternich gehören wollte; der Klerus war unzufrieden, weil er trotz aller Zugeständnisse mit dem in der Gesetzgebung wie in der Verwaltung fortwuchernden Josefinismus nicht fertig wurde; der Beamtenstand war unzufrieden, weil die Gehalte unzureichend und die Vorrückung höchst unbefriedigend war und trotz des herrschenden Bureaukratismus der Beamte im gesellschaftlichen Leben nicht mehr jene Bevorzugung genoß, welche man ihm vordem eingeräumt hatte; das Militär sah sich nach einer glänzenden Vergangenheit vernachlässigt und bei Seite geschoben, der k. k. Fähnrich bekam monatlich neunzehn Gulden Gage, wovon er noch für

die Uniormirungskasse und die Regimentsmusik abgeben mußte; der Bürger und der Bauer klagten über hohe Steuern und der wohlhabende Bürgerstand fand sich zurückgesetzt gegenüber den spärlich lebenden Beamten, während der Bauer sich mit seiner Gutsherrschaft herumbalgte. Kleinliche Polizeiseccaturen und protziger Hochmuth verletzten nach allen Seiten. Schrift und Wort waren geknebelt und doch unverschämt, Weniges war zu lesen erlaubt, und doch wurde Alles, auch das rücksichtsloseste, verläumderische Geschmier und Geschwätz verschlungen und geglaubt. Der Patriotismus, wie er sich zur Zeit der Rückkehr des Kaisers Franz im Jahre 1809 und bei den Siegen der Alliirten in den Jahren 1813 und 1814 jubelnd kundgegeben hatte, war verduftet, an ein gemeinsames Vaterland dachten sehr Wenige, um so augenscheinlicher traten provinzielle und nationale Bestrebungen in den Vordergrund. Eine gesammtösterreichische Revolution war allerdings nicht zu fürchten, wohl aber italienische, magyarische, polnische, slavische und national-deutsche Erhebungen der einzelnen Provinzen gegen das Gesammtreich und den am Ende doch mattherzigen Absolutismus, von welchem es beherrscht wurde. Unsere Krankheit war politischer Marasmus oder der „Brand der Alten." Ein durchschlagender politischer Gedanke war nicht wahrzunehmen. In den hohen Gesellschaftskreisen jagte man dem Genusse nach, betrieb nebenbei Frömmelei und haßte die politischen Sittenprediger und Aufklärer. In den wohlhabenden Mittelklassen war man nicht weniger genußsüchtig, als dies nach oben und unten der Fall gewesen, jedoch liebte man es, mit liberalen Phrasen fortschrittlich zu glitzern, ohne dem lieben Selbst nahe zu treten. Die untersten Gesellschaftskreise endlich wucherten fort in eingealteter Rohheit und liebten es, Muth in der Zügellosigkeit zu zeigen, sowie in der Verachtung des Gesetzes und der Autorität. In einem Punkte trafen alle trauriger Weise zusammen: in der Mißachtung der Regierungsorgane, über deren Unfähigkeit sie rücksichtslos spotteten, um jedoch wieder vor ihnen zu kriechen, sobald etwas an Geld und Gut, in Amt und Würde zu erreichen war. In diesem sumpfigen Chaos reifte unsere Jugend, in deren Köpfen, gepflegt von der Doctrin, ein Idealismus, halb auf nationalem, halb auf kosmopolitischem Boden heranwuchs, welcher glaubte, daß sein Reich gekommen sei. Die Regierung trieb unfruchtbare geheime Polizei und vermochte sich nicht aufzuraffen zu einem energischen und freisinnigen Entschluß. Trotz ihres Leichtsinns und behäbigen Selbstvertrauens verkannte sie doch nicht, daß ein neuer französischer Ansturm zunächst Deutsch-

land ergreifen und das deutsche Oesterreich in den deutsch-nationalen Wirbel hineinreißen werde, denn die deutschen Länder Oesterreichs standen trotz der chinesischen Censurmauer, welche man aufgebaut hatte, mit den deutschen Sprachgenossen in wirksamerem geistigen Verkehre, als man am Ballplatze vielleicht annahm, wo die nörgelnde Aengstlichkeit durch großsprecherische Phrasen maskirt wurde. Ja, die importirten frömmelnden Reactionäre brachten wider Willen und Absicht allerlei revolutionäres Gift in's Land, an welchem sie schließlich selbst zu Grunde gingen. Da man doch für gebildet und aufgeklärt und auf der Höhe der Zeit stehend gelten wollte, so schauspielerte man mit Liberalismus, las selbst die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" sowie die Dichtungen von Lenau und Anderen, ohne die Verfasser einzusperren. Es war im Sommer 1839, als Karl von Rotteck Wien besuchte. Ich machte seine Bekanntschaft im Hause des Banquiers Stametz-Maier. Der politische Erzketzer wurde vom Fürsten Metternich sehr gnädig empfangen und durch eine volle Stunde festgehalten, denn der Fürst docirte gern und Rotteck erlitt keinerlei Ungemach noch politische Verführung in dem Sündenbabel an der Donau. Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" schleppte allerlei liberalen Ballast in das Land. Mehr noch, Kuranda schrieb draußen in seinen „Grenzboten" eine auf Oesterreich berechnete oppositionelle Monatsschrift, und man gab sich wenig Mühe, deren Verbreitung im Lande zu verhindern. Wiesner stellte die österreichische Censur an den Pranger. Nachdem Graf Sedlnitzky mit geselligen Vereinen, wie z. B. der Ludlams-Höhle, sich polizeilich herumgebalgt hatte, gestattete er schließlich die Bildung des juridisch-politischen Lesevereins in Wien, einer dem Regierungs-System offenbar feindlichen Genossenschaft. Ueberall zeigten sich Symptome der begonnenen Lähmung des Metternich'schen Systems; am Schlusse des Jahres 1847 wurde dasselbe überall ohne Hehl und Scheu verurtheilt und bespöttelt. Wer schimpfte, galt für liberal, und so waren alle Aemter liberal geworden, denn in jedem einzelnen wurde über alle anderen geschimpft. Dieser Schimpfliberalismus war die erste Errungenschaft und man war selig darob: wie Papageno, als ihm das lästige Maulschloß abgenommen wurde. Allein mit der bloßen Verneinung baut man keinen Staat. Die gesellschaftlichen Kreise Wiens waren seit zwei Decennien vor 1848 liberal in diesem Sinne, aber positive Bauprogramme fehlten überall. Die aufgeklärten Bureaukraten aus josefinischer Schule meinten, daß es genüge, wenn da und dort in Gesetzgebung und Verwaltung

fortgeflickt würde, allein an dem überall brüchigen Kleide wollte kein Stich mehr halten, die rothbefrackten Stände, sich selbst überschätzend und die Aufgaben ihrer Zeit nicht vollständig begreifend, verlangten mehr Autonomie, aber zumeist nur in separatistischem Landesinteresse. Leider waren es nur noch die Bureaukratie und das Heer, welche den Staatsgedanken, freilich nur absolutistisch, festhielten. In der Doctrin stritten sich die neuerfundene Haller'sche Restauration mit dem französischen und englischen Constitutionalismus. Die Freisinnigkeit in den gesellschaftlichen Salons hatte französischen Charakter, war überreich an Phrasen und Gemeinplätzen, aber ohne Tiefe und ohne Ernst, sich in schlechten und guten Witzen und Späßen verausgabend, wodurch die öffentliche Meinung verflacht und leichtfertig gemacht und die Heranbildung einer besonnenen, ihres Zieles sich bewußten constitutionellen Partei wesentlich erschwert wurde. Dies Alles wirkte nachtheilig und gefährlich auf die Jugend, auf den gesammten Nachwuchs, welcher in jenen beiden Decennien in die theoretischen und praktischen Arbeiten eingeführt werden sollte. Die größere Anzahl wurde grundsatzlos und skeptisch, leichtlebig und genußsüchtig; die Ernsteren und Fleißigen selbstsüchtig und mißtrauisch, die Charakterlosen endlich in jedem Lager waren zu allem bereit, was sich darbot, um an der großen Roulette mitzuspielen, um Carrière zu machen, Geld zu verdienen und ihre Eitelkeit zu befriedigen. Da kamen der verhängnißvolle 24. Februar in Paris und die verschiedenen Märztage auf dem übrigen Continent. Den nächsten revolutionären Anstoß gab uns Deutschland, und weil unsere Italiener, die Magyaren, die Polen, die Czechen und Slaven überhaupt ihr eigenes revolutionäres Hauptbuch führten, so machte man in Wien eine national-deutsche Revolution, denn eine allgemeine groß-österreichische war eine Unmöglichkeit.

Meine Auseinandersetzungen haben zunächst nur Wien und die deutsche Tricolore im Auge, und ich ziehe daher die weltgeschichtliche ungarische Revolution nur soweit in den Bereich meiner Besprechungen, als dies des Verständnisses wegen unvermeidlich ist, denn diese war ein selbständiges, von der Wiener Bewegung unabhängiges Weltereigniß, gegen welches das, was in Cisleithanien geschah, beinahe wie ein armseliger Putsch erscheint. In dem genußdurstig hinlebenden Wien wurde man von der revolutionären Bewegung so sehr überrascht, daß die Führerschaft derselben der ideal-begeisterten, von den edelsten Bestrebungen angeregten, aber

politisch unreifen Universitätsjugend zufiel; die Aula der Universität wurde das Hauptquartier der revolutionären Partei. Ja so verlottert war das politische Leben, daß, als das Scepter den schwachen Regierungshänden entglitt, sich niemand fand, welcher den Muth gehabt hätte, dasselbe aufzugreifen, weder die uneinige und gelähmte Regierung, noch die Führer einer thatkräftigen Volkspartei! Durch diese politische Lahmheit ging die Action an die enthusiasmirten Jünglinge über und wurden diese verführt und genöthigt, sich in die Arme herbeieilender politischer Meister und Vorarbeiter zu werfen, der bekannten „Faiseurs de Barricades", und so das Regieren zu versuchen!

In Revolutionszeiten wachsen die pseudo-großen Männer rasch und üppig empor wie das Schilfrohr an sumpfigen Teichen und Seen, worin Duckenten und andere Sumpfvögel nährende Brutstätten finden, so wie gefährliche Rohrwölfe dahin auf Beute ziehen. Aendern die Zeiten sich, so giebt es dann lustige Jagden, auf welchen man die ersten Bruten nur abschießt, um neuen Platz zu machen, auch viele Wölfe tödtet: aber der Spiegel des Teiches glitzert und leuchtet wie vordem, und die stummen Fische darin kümmern sich kaum um das, was über ihren Häuptern vorgeht. Aber dieses nur als Einleitung, denn ich will noch nicht von den Märztagen erzählen, sondern habe nur jene jungen Männer und Jünglinge im Auge, welche in dem Zeitraume, den ich „Vormärz" nannte, d. i. zwischen dem Jahre 1830, dem Jahre der Juliusrevolution, bis zum Jahre 1848, unserem Sturmjahre, entweder erst in die höheren Studien eintraten oder aber bereits im praktischen Leben die ersten Schritte gethan hatten, um sich eine gesellschaftliche Existenz zu erobern. Sie waren in mißlicher Lage, die Aermsten! denn bald drängte man sie unter die Dachtraufe der Reaction, bald trieb man sie hinaus in die Regenschauer der Revolution. Da ich von der Studentenschaft des Jahres 1848 spreche, so muß ich mir einen kurzen Rückblick erlauben. Nach dem Laibacher Congresse vom Jahre 1820 hatte die Reaction vollen Besitz ergriffen von dem Unterrichtswesen, wenigstens so weit als sie es vermochte. Allein sie wirkte doch nur mit halber Kraft und zweifelhaftem Erfolge, denn der liberale Sauerteig des Josefinismus gährte fort; die armen Knaben und Jünglinge wußten daher nicht, was sie glauben und thun sollten; sie glaubten daher nichts und thaten wenig. Neben dem Schulexamen lief jedoch das Leben, und es war stärker als die Worte der Lehrer, um so stärker, als diese unter

sich in Widerspruch standen. Da lernten denn die Jungen auch den Spruch: „Grau ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum"; allein sie verstanden den Satz etwas einseitig, indem sie meinten, er wolle sagen: flott leben und wenig arbeiten sei der Sinn desselben. Der Vater drängte zur Arbeit, um Fortkommen und Unterhalt zu finden; er suchte Protection für den Sohn, doch die Wissenschaft war dem Vater wie dem Sohne ziemlich gleichgiltig. Beide machten sich keinerlei Ideale oder fromme Skrupel, Brod und Fleisch gingen vor Kant und Hegel und der Herrendienst vor Gottesdienst. War endlich der Sohn in den Staatsdienst eingetreten, so zählten Vater und Sohn die Vordermänner und studirten, wie diese zu überflügeln seien; die Mutter aber schaute nach einer guten Partie aus. Als in den Julitagen 1830 die Feuergarben am französischen Horizonte emporfuhren, da erschraken die Aeltern; aber die Söhne rieben sich frohlockend die Hände und freuten sich, daß diese Garben auch anderwärts zündeten. Auch im Amte, selbst in der Armee, im Kaffeehaus, in Bierschänken wie in der feinen Gesellschaft freute man sich und es wurde Mode, als liberal zu gelten. Am Ballplatz jedoch suchten die politischen Aerzte nach den alten Recepten; man bereitete diese nach der Pharmacopöe des Bundestages, aber sie wurden nicht eingenommen, oder halfen nicht. Leider war die öffentliche Meinung pessimistisch geworden, sie fand Alles unverbesserlich schlecht, man schimpfte und spottete auf dem Markte, im Theater, auf dem Comptoir, im Bureau, im Gesellschaftszimmer des Ministers und vollends in der Studentenkneipe. Mit dem politischen Umschwung in den Dreißigerjahren war auch ein volkswirthschaftlicher, commerciell-industrieller gekommen, und dieser war vollends nicht mehr zu bannen. So wurde das alte Troja von zwei Seiten ernsthaft angegriffen. Es entstanden allerlei Liberale: die Josefiner in Amt und Würden suchten ihren aufgeklärten Absolutismus hervor; Andere declamirten französische Freiheitsphrasen; wieder Andere griffen nach den alten feudalen Privilegien und verlangten deren Wiederherstellung, sowie die volle Restauration der Vorrechte der Kirche, meinend, auch diese Begehren seien liberal, weil sie gegen den bureaukratischen und ministeriellen Absolutismus gerichtet seien; noch Andere schwärmten von Freiheit und Gleichheit und von Brüderlichkeit, von Socialismus und Communismus. In einem solchen Chaos bewegte sich der Nachwuchs des Vormärzes. Es bildete sich ein eigenthümlicher, leichtlebiger Liberalismus, welcher sich nirgends ernsthaft engagirte, sondern von

Bonmots und Witzen lebte, und wenn ihm solche gelangen, mit sich außerordentlich zufrieden war; es fehlte jedoch der Kern der Ernsthaftigkeit, der Klarheit und des beharrlichen Willens. Von einer politischen Parteiung im strengen Sinne des Wortes konnte nicht die Rede sein, denn dies hatte das herrschende System unmöglich gemacht und die Regierung war leichtfertig genug, um in diesem Mangel einen Sieg und Triumph zu finden und sich selbst zu bethören. Zwischen den Lachenden und Spottenden befanden sich Jünglinge und Männer, welchen es bitterer Ernst war mit den Ansprüchen der Zeit; sie bildeten eine Art Elitecorps, welches allmählich einflußreich und für den fortduselnden Schlendrian gefährlich werden mußte. Dasselbe vergrößerte sich auffällig im Verlaufe der vierziger Jahre und gewann in dem juridisch-politischen Leseverein eine Art Generalstab. So wurde die Mine allmählich gefüllt, welche ein elektrischer Funke des großen politischen Weltprocesses im März 1848 entzündete, und der Nachwuchs, von dem ich oben sprach, war es, welcher von ihr vorwärts getrieben in die vordersten Reihen der Kämpfer eintrat, durch das Erlebte erbittert, durch den Idealismus der Doctrin begeistert.

Hoch merkwürdig bleibt es, daß die Wiener Studentenschaft zum Führer wurde in dem weltgeschichtlichen Kampfe, während sie doch selbst auf dem Platze Wien keine politische Bedeutung hatte, weder bei der Bevölkerung, noch im Kreise der Aemter und vollends nicht nach außen, wo ihr die Eifersucht anderer Hochschulen und der Nationalitäten entgegen standen; dennoch stand sie wie mit einem Zauberschlage augenblicklich an der Spitze der großen Bewegung. Wie kam das? Ein tiefes Unbehagen verstimmte alle Klassen der Gesellschaft, unerträgliche Unzufriedenheit herrschte überall und drückte wie der Alp auf der Brust eines Schlummernden die Völkerschaften, daß sie erwachten! Wenn der Ruf „Feuer" erschallt, wenn ein Dammbruch verkündet wird, wer frägt da, von wem der Lärm ausgehe? Alles stürzt ängstlich und zu helfen bereit auf den Allarmplatz. Wenn ein Kranker durch eine Reihe von Jahren ungezählte Aerzte vergebens berathen und gezahlt hat und die Fama ihm von einem neuen Heilkünstler erzählt, so eilt er zu demselben und frägt nicht skeptisch nach dessen Diplom, Nationale und Leistungen. Also ging es bei uns, als nach den vielen Allarmschüssen von auswärts die Wiener Studentenschaft ihren Hilferuf in loyaler Weise an den Thron richtete. „Es muß anders werden!" riefen alle Völkerschaften, alle Stände, alle Natio-

nalitäten in allen österreichischen Ländern. Es war keine Verschwörung, kein Putsch, kein Pronunciamento, sondern ein gemeinschaftlicher unerkünstelter Klageruf. Er war auf die politische Umstaltung des Reichs gerichtet, weil man nur davon eine nachhaltige Hilfe erwarten zu können glaubte. Er war das Erzeugniß der innerhalb eines Jahrhunderts gründlich geänderten Anschauungen von den Aufgaben, den Rechten und Pflichten des Staats. Daß die Wiener Studentenschaft diesen Allarmruf zuerst erhob, daß sie dies in idealer Begeisterung that, daß sie zuerst eine Art Programm in die Welt warf, dies machte, daß man ihr thatsächlich die Führerschaft überließ. Allein, nachdem die bestehenden Autoritäten gebrochen waren, die Nationalitäten und andere gegnerische Elemente sich besonnen und gesammelt hatten, erging es der Führerin und Fahnenträgerin wie den Insassen eines zufällig abgekuppelten Waggons, welcher auf einer schiefen Ebene mit einer bis zur Fallgeschwindigkeit gesteigerten Beschleunigung abwärts rollt, um endlich entgleist, zerschmettert zu werden.

Ich schließe die Kennzeichnung der Zustände, welche der Revolution unmittelbar vorangingen, mit der Anführung einiger Thatsachen, welche beweisen, daß wir uns hüben und drüben schwerer Versäumnisse anklagen müssen. Ich gedenke der Ereignisse, welche an dem verhängnißvollen Brunnen im Landhause in der Herrengasse am 13. März sich begaben. Man sagte und durfte vielleicht sagen, daß Ludwig von Kossuth auch in Wien die revolutionäre Lunte in das bereitstehende Pulverfaß geschleudert habe. Als nämlich die Rede, welche der Genannte ein paar Tage zuvor in dem ungarischen Landtage gehalten hatte, an jenem Brunnen abgelesen wurde, erntete sie stürmischen Beifall und stachelte die Menge zu wilden revolutionären Angriffen auf. Diese Rede enthält aber Sätze, welche mir sehr beachtenswerth scheinen, und welche man in den höheren Regionen nicht ungehört und unbeachtet hätte verhallen lassen sollen. Allein in jenen Kreisen war die Furcht vor einer Verbrüderung des Wiener Radicalismus mit dem magyarischen größer als die Besorgniß für die Erhaltung der Staatsidee, als die Furcht vor einer Zerreißung des Vaterlandes, so daß man mit Hamlet sagen muß: es sei die Furcht vor dem unbekannten Lande gewesen, welche „Elend ließ zu hohen Jahren kommen." Kossuth hatte nämlich nicht zu den Wienern, sondern zu seinen Landsleuten gesagt: „Ich sprach schon bei Eröffnung des Landtags meine Ueberzeu-

gung aus, daß die Ausgleichung der Interessen, die zwischen uns und den übrigen Nationen der Monarchie obwalten, ohne den Verlust unserer Selbständigkeit, unserer Freiheit und unseres Wohlstandes nur durch eine alle Gefühle verschwisternde Constitution ausgeglichen werden kann." Das ist nach meiner Auffassung der Staatsgedanke und mehr als der Dualismus, welchen wir am heutigen Tage haben. Diese Rede Kossuth's war es nicht allein, welche der Hoffnung auf den Sieg der Staatsidee Raum gab. In der Abendsitzung des provisorischen Ausschusses von Wien am 20. April 1848 theilte der Präsident Dr. Seiller ein von mehreren Bürgern unterzeichnetes Gesuch mit, man möge den im bürgerlichen Zeughause aufbewahrten Schild des Matthias Corvinus den Ungarn zum Geschenke machen*) und durch eine Deputation nach Pest senden, um durch dieses kostbare Zeichen der Sympathie Wiens für die Brüder jenseits der Leitha einen Ausdruck zu geben. Das Gesuch fand die lebhafteste Zustimmung. Der nachmalige Minister Dr. Anton Hye verfaßte die entsprechende Adresse, die wir hier im Auszuge veröffentlichen:

„Hochherzige Magyaren!

Seit mehr denn vierthalbhundert Jahren birgt unser bürgerlicher Waffensaal eines der köstlichsten Kleinodien in dem Schilde, welcher einst des großen Ungarnkönigs Matthias Corvinus Brust zu schützen hatte und von dem ruhmgekrönten Bezwinger der ottomanischen Herrschaft, von dem sieggekrönten Eroberer Böhmens, Mährens, Schlesiens und Oesterreichs nach Befestigung seiner Residenz in Wien uns als Andenken zurückgelassen wurde. Unschätzbar war auch uns von jeher dieses Wahrzeichen des großen Heldenkönigs. Allein je höher im Werthe, desto thatlebendiger glauben wir euch, magyarische Mitbürger, unsern glühenden Dank für eure herzlichen Mitgefühle durch unsere Bitte auszusprechen, daß ihr dieses von unsern zwei Deputirten Anton Hye und Franz Anton Killian euch zu überbringende heilige Denkmal der glänzendsten Periode eurer Heldengeschichte mit brüderlichem Sinn annehmen und für ewige Zeiten dem Pester Museum einverleiben wollet.

*) Vergl. Feuilleton der „Neuen freien Presse" 1880, Nr. 5797, von L. A. Frankl.

Herzlichen Brudergruß und seelenvolle Umarmung von uns Allen an euch Alle!

Wien, am 21. April 1848.

Der Magistrat und provisorische Bürgerausschuß der Stadt Wien."

Wenige Tage vorher hatte schon die Wiener Universitätsjugend eine zahlreiche Deputation an den Reichstag in Preßburg gesendet, um eine schwarz-roth-goldene Fahne der Nationalgarde zu überbringen, damit sie fortan mit der grün-weiß-rothen vorangetragen werde. Als der eigens zur Verfügung der Deputirten gestellte Dampfer am 9. April in früher Stunde in Preßburg landete, wurde die Deputation unter Führung Adolf Fischhof's von der Nationalgarde, die Spalier machte, empfangen. Fischhof verlas die von Frankl verfaßte Adresse an die Magyaren, die der Führer der Juraten, Friedrich Szarvady, erwiderte. Jubelnde Eljenrufe begleiteten die beiden Reden, Sporen klirrten und die blanken Schwerter der Oesterreicher und Magyaren schlugen an einander, daß die Funken stoben, und „wie die Schwerter kreuzend sich umschlingen, so sollen fortan Deutsche und Magyaren sich als Brüder umarmen!" Die Deputirten begrüßten dann Batthyanyi, Beöthy, Deak, Kossuth, Pazmandy, Wesselenyi und endlich um die Mittagsstunde die Stände selbst in ihrem Saale. Dr. Kalazdy verlas die von Dr. Fischhof bei der Ankunft am Krönungshügel in deutscher Sprache vorgetragene Adresse in ungarischer Uebersetzung. Moriz von Szentkiralyi erwiderte namens der Stände und schloß mit den bedeutungsvollen Worten: „Die ungarische Nation stützt sich gern auf euch, denn das deutsche Element ist das Element der Civilisation, das deutsche Element ist das Element der Freiheit. Und ihr möget überzeugt sein, daß die von euch jetzt begrüßte ungarische Nation und deren Gesetzgebung es niemals unterlassen werden, die Sympathie zwischen beiden Nationen zu befestigen und zu vergrößern. Berichtet dies denen, die euch zu uns entsendet haben. Der Gott der Ungarn segne euch!"

Nachklänge dieses brüderlichen Jubels erschallten auch noch, als Kossuth im Juli Wien besuchte, aber die bereits weitgehenden Forderungen der Ungarn, ihr Versuch, das Nationalparlament in Frankfurt durch eine eigene, selbständige Gesandtschaft zu beschicken — es waren, wie ich glaube, Szalay und Pazmandy dazu erwählt — machten die Freunde der österreichischen Staatsidee mißtrauisch. Als die Ungarn später den Reichstag in Wien beschickten, um mit

diesem über die Organisation des Gesammtreichs zu verhandeln, wurde den Abgesandten ohne Weiteres die Thüre gewiesen. Das war ein politischer Fehler, würde Fürst Talleyrand gesagt haben. Von da ab war die Trennung der beiden Reichshälften eine vollständige und zuletzt bitter feindlich. Dem Volkstribunen Dr. Ladislaus Rieger kommt zumeist das traurige Verdienst zu, diesen Riß bewirkt zu haben; die Unbesonnenen der Mittelpartei folgten unter büreaukratischer Führung dem Volkstribunen und Ungarn ging für uns verloren. Ich meine aber, daß die Gedanken, welche einige Monate später auf dem Reichstage zu Kremsier zur Geltung kamen, schon damals nicht unbekannt waren, wie die Bücher der Sibylla; aber unsere Staatslenker und ihre Generalstäbler trieben zu viel traditionellen Doctrinarismus und überschätzten ihr Glück und ihre Fähigkeiten. Ungarn blieb verloren. Ein entsetzlicher Bürgerkrieg entbrannte, der Reichstag zu Debreczin, voll revolutionärem Hochmuth, zerriß vollends das Tischtuch zwischen ihm und uns. Die Capitulation von Villagos und die darauf gefolgten Militärgerichte verbitterten, aber restaurirten nicht, das polizeilich-bureaukratische Regiment war nicht geeignet, den verlorenen politischen Boden wieder zu gewinnen; die im Herbst 1860 folgende Austreibung der deutschen Beamten war ein armseliges Zugeständniß, welches niemanden befriedigte, nur böse Hoffnungen aufstachelte; endlich das stolze Wort Schmerling's: „Wir können warten!“ forderte nur den Trotz und Hohn der Beleidigten heraus, bis das von der Spree hereinbrechende Unglück uns bei der Gurgel faßte und zur Nachgiebigkeit zwang. Die Freundlichkeit, welche die Ungarn uns vor dreiunddreißig Jahren, im Jahre der großen Katastrophe, entgegenbrachten, ist am heutigen Tage verduftet, die Hoffnungen, auf welche wir zählen zu dürfen glaubten, als wir vor vierzehn Jahren die Bruderhand unseres Staatsgenossen jenseits der Leitha schüttelten, wollen sich nicht verwirklichen, man ist jenseits kalt geworden. Unser Freund L. A. Frankl erzählt uns z. B., daß er nach Pest gereist sei, um für das in Wien aufzustellende Schiller-Denkmal zu sammeln. Mit einem Briefe von Anastasius Grün wendete er sich an den Dichter und Minister, den gefeierten Baron Josef Eötvös. Frankl traf ihn im Ministerzimmer und erzählt weiter: „Ich trug ihm nun mein Anliegen vor, er möge in einer ihm geeignet scheinenden Form das Zustandekommen des Schiller-Denkmals in Wien fördern. Es würde eine solche Gemeinsamkeit der beiden Nationen auf idealem Gebiete gewiß auch auf dem politisch-socialen nicht ganz ohne Einfluß bleiben, seien

doch die Culturideen die sichersten geistigen Brücken, um Völker mit einander zu verbinden." Eötvös antwortete: „Ich weiß das zu würdigen, was Sie meinen, aber ein Erfolg Ihres Aufrufs, wenn ich denselben noch so warm befürworte, ist nicht zu erwarten. Vertrauen Sie meiner genauen Kenntniß meiner Landsleute und der jetzt herrschenden Stimmung; die Ungarn geben zur Errichtung eines Monuments in Wien nicht einen Kreuzer. ..... Ich habe der deutschen Cultur, der deutschen Wissenschaft, der deutschen Literatur meine Bildung zu danken. Ich beuge mich vor Luther, Lessing, Goethe, Schiller..... Wenn ich einen Aufruf erlasse, Schiller eine Statue in Weimar oder sonstwo in Deutschland errichten zu helfen, so werden meine Landsleute gern dazu beitragen, und wenn ich zu ihnen spräche: „Errichtet dem Deutschen, den auch von euch verehrten Schiller in Pest ein Denkmal, so würde in kurzer Zeit das nöthige Geld beisammen sein." Eötvös fuhr fort, er wolle gern als Dichter und Privatmann einen Beitrag leisten und wünsche die Zusendung eines Aufrufs des Comité's mit einer Beitragsliste. Der Aufruf wurde sammt Brief zugesendet, blieb aber ohne allen Erfolg. Ich wendete mich noch an den Ober-Bürgermeister Szentkiralyi, welcher im Jahre 1848 den zugesendeten Schild des Königs Matthias Corvinus mit begeisterter Dankbarkeit entgegengenommen hatte. Szentkiralyi stellte an den Pester Gemeinderath die mir versprochene Aufforderung, welche mit Sympathie vernommen wurde. Es war ein Beitrag von tausend Gulden beantragt, aber eine viel geringere Summe wurde votirt, doch sie genügte, um uns in Wien als ein warmes Zeichen der Sympathie zu erfreuen." Solches geschah um die Zeit der Geburt des österreichisch-ungarischen Dualismus. Vielleicht hätte Franz Deak als Märzminister von 1848 für die Herstellung des Staatsgedankens mehr erreicht, als er im Jahre 1867 gegenüber der haßerfüllten Beschlußpartei zu erreichen vermochte. Ist es besser geworden? Ich antworte mit einer Thatsache aus allerneuester Zeit. Der gefeierte ungarische Dichter Moriz Jókai kam nach Wien, um seinen deutschen Collegen allda einige wohlwollende Worte zu sagen. Er that es mit Geschick und Erfolg und wurde mit herzlichen Abschiedsgrüßen nach seiner Heimath entlassen. Man fand in Pest, daß er zu artig gewesen sei mit dem deutschen Literatenvolk, so daß Jókai in seinem Journal sich verwahren mußte gegen die Verdächtigung, von den Deutschen gut zu denken; er verwahrte sich insbesondere gegen die Zumuthung

iner gemeinſchaftlichen Staatsidee, welche dieſſeits und enſeits der Leitha Geltung haben ſollte, gegen ſolchen Hochverrath m echten Magyarenthum. Nun ging erſt recht die Deutſchenhetze os, und die deutſchen Schauſpieler mußten es durch Hunger und roſt büßen, daß ſie Deutſche waren; nicht einmal ein Almoſen arf man ihnen zu, ſondern überließ es dem greiſen deutſchen aiſer in Berlin. Das iſt Thatſache. So ſteht es denn alſo chlimm, aber nicht troſtlos. Der czechiſche Agitator hielt die Zeit ür günſtig, um in Peſt für ſeine Oeſterreich feindlichen Geſinnungs- enoſſen zu wühlen. Siehe da: man lehnte ihn ab und er ging ieder heim. Darum bin ich ſo ſanguiniſch, zu hoffen, daß der Tag noch kommen werde, zu erreichen, was ſelbſt ein Vollblut- magyare wie Koſſuth als möglich, ja als wünſchenswerth und nothwendig in Ausſicht nahm und der beſonnene Deak offenbar anſtrebte. Meine Hoffnung gründet ſich auf das Verſtändniß eines geſunden Realismus dieſſeits und jenſeits der Leitha, denn Freiheit, Wohlſtand und Macht will man hier und dort und dieſe ſchaffet nur der geſunde, d. h. durch die Intelligenz, durch Fleiß und Arbeitſamkeit und einen edlen patriotiſchen Sinn vermittelte Realismus.

Sechstes Gedenkblatt.

Der Güterdirector vor, in und nach den Märztagen 1848.

Vom März 1839 bis zum März 1848.

Die erzherzogliche Güteradministration in Teschen, ihre politische und wirthschaftliche Bedeutung.

An einem frostigen Märzmorgen des Jahres 1839 drückte ich mich in eine Ecke des Brünner Eilwagens, um nach meinem neuen Bestimmungsorte abzureisen. Ich träumte wachend von der Vergangenheit und gedachte u. A. meines wohlwollenden Präfecten im k. k. Convicte zu Graz, P. Justus Zebler; er war auch mein Professor der Aesthetik am Lyceum gewesen. Ich war damals 18 Jahre alt und ein braver Student; dennoch empfahl er mir, mich dem praktischen Wirken zuzuwenden; vielleicht behagte es ihm nicht, daß ich damals mit meinem Freunde und Collegen Josef Knar eifrig Mathematik studirte, eine Wissenschaft, welche der Aesthetiker sehr trocken fand. Nun war ich daran, den vor zwanzig Jahren gegebenen Rath zu befolgen. In Olmütz besuchte ich meinen lieben alten Freund, den Professor der politischen Wissenschaften Dr. v. Scari, einen Mann voll ernstem Wissen, unbefleckter Ehrlichkeit und von tiefem Gemüthe. Dieser schüttelte den Kopf über meinen Wechsel, und der Studiendirector, Advocat Dr. W., ein geistesfrischer Mann von treuer und offener Seele, sagte mir vollends unumwunden, daß ich unter das gutsherrliche Wirthschaftsvolk, welches er zur Genüge kenne, nicht tauge; allein die Würfel waren gefallen und ich reiste weiter.

Am 13. März traf ich in Teschen ein, in der zweiten kleinen Hauptstadt des kleinen Landes Schlesien. Es ist ein interessantes Ländchen. Vier Fürstenthümer: Teschen, Bielitz, Troppau und Jägerndorf, dann das Fürstenthum Neisse mit Johannisberg, zur

Dotation des Fürstbischofs von Breslau gehörig, ferner das Besitzthum des deutschen Ordens zu Freudenthal, nebst diesen viele Lehensvasallen des Erzbischofs zu Olmütz, dazu die Latifundien des Grafen Larisch zu Karbin und Freistadt, endlich zahlreiche kleinere Gutsbesitzer mit Robotrechten und patrimonialer Jurisdiction. Sie alle fanden Raum auf den 89 Quadratmeilen Schlesiens. Es müsse ein durch und durch aristokratisches Land sein, sollte man meinen; dem war aber nicht also, denn Industrie und Handel hatten sich so eingebürgert, daß das Bürgerthum fast tonangebend geworden war. Diese Demokratisirung hat der Gewerbfleiß verschuldet; er hatte frühzeitig zwischen den Beskiden und Sudeten seine Arbeitsstätte aufgeschlagen, spann, webte und handelte in Leinwand und Schafwolle, grub nach Steinkohle und Erzen, schmolz, hämmerte und walzte sein Eisen. Die Aristokraten thaten mit, ja gingen voran als Landwirthe, Schafzüchter und industrielle Producenten und erlangten Ruf in der Zucht feinwolliger Schafe und milchreicher Rinder, im Kartoffelbau für Brennereien, sowie im Rübenbau für Zuckerfabrikation. Graf Larisch, Baron Skrbensky, Bartenstein, Badenfeld u. A. hatten große Geltung auf den Märkten und die erzherzogliche Kammer eiferte ihnen nach. Die neue Arbeit und die Mitarbeiter gefielen mir. Mochte man immerhin das Städtchen Teschen mit seinen „Lauben" wie man die üblichen Portici an den Häusern, die engen und meist schmutzigen Passagen für Fußgänger benennt, mit seinen schlecht gepflasterten Gassen nicht reizend finden: der erfahrene Mann schätzt das Gefäß nach seinem Inhalt, und die Bevölkerung war freundlich, entgegenkommend, herzlich, mit einem Blüthenkranz von hübschen Mädchen. Dazu die Landschaft reizend und abwechselungsvoll.

Ich war bald heimisch mit Land und Leuten. Karl von Kleyle, der Cameral-Director, dem ich zugetheilt war und dessen Nachfolger ich werden sollte, war ein gebildeter, geistesfrischer, noch nicht dreißig Jahre alter Mann, von edlem Charakter, gewissenhaft, freisinnig und voll warmem, von Ehrgeiz belebten Eifer und mir freundlichst zugethan. Er war mein Schüler gewesen. In der Hand des jungen Mannes wurde die gesammte Administration der erzherzoglichen Güter in k. k. Schlesien und in dem Wadowitzer Kreise Galiziens vereinigt. Es war ein colossaler Besitz und eine großartige Arbeit. An seinem Vater, dem intelligenten Hofrathe und langjährigen erprobten Freunde des Erzherzogs, hatte der junge Administrator eine mächtige und willfährige Stütze bei dem

erlauchten Herrn, dessen schwunghafter Geist von der Selbstlosigkeit eines edlen Herzens geleitet wurde. Kleyle hatte Muth, und man war berechtigt, große Erfolge zu erwarten, wenn den Arbeiten eine besonnene Berechnung zur Seite ging. Ich sage besonnen, aber nicht kleinlich, ängstlich besonnen, d. h. aber auch muthig ausharrend, wenn Wind und Wetter plötzlich umschlagen sollten. Besonnen will zudem auch sagen: genug unbefangen, um charaktervoll begangene Mißgriffe anzuerkennen und zu verbessern, ohne das Angebahnte entmuthigt aufzugeben, denn nur die Zähigkeit schafft nachhaltige Erfolge.

Mir war amtlich zunächst zugetheilt, was an Rechten und Pflichten dem Patrimonialherrn zustand und oblag: vier politische Oberämter, fünf gemischte Bezirksämter, mehrere Justiziariate, ein cumulatives Waisenamt in Teschen und drei einzelne auswärts. Cumulative Waisenämter waren damals noch selten; das unserige wurde mit gewissenhafter Pünktlichkeit verwaltet und war für den kleinen Grundbesitzer ein sehr wohlthätiges Creditinstitut; die douce violence des Fiscalismus machte wiederholte Anstrengungen, unsere Gelder in Staatspapieren zu fructificiren, aber wir widerstanden beharrlich im Interesse des Landmanns, obschon die cumulative Fortführung des Waisenamtes der Herrschaft viele Arbeit verursachte, sowie Opfer und Verantwortung auferlegte. Es bestand ein centralisirtes Grundbuchamt für das Lehen „Kammer Teschen", sowie die dazu gehörigen Allodialgüter; zudem lagen ob die Steuergeschäfte und der politische Dienst. Dem Erzherzog als Lehensherrn unterstand auch ein selbständiges Landrecht sammt Landtafel für die landtäflichen Güter, dessen vom Erzherzog ernannter Präsident zugleich Landeshauptmann war.

Diese Vorrechte und öffentlichen Pflichten des großen Patrimonial- und Lehensherrn gaben ein schwer wiegendes Ausgabe-Budget, so daß das Rentamt meinte, die Ehren der Gerichtsherrlichkeit seien allzu theuer erkauft; denn Maria Theresia und Josef und deren erlauchter Enkel und Neffe, Erzherzog Karl, wollten, daß die Gerichtsherren ihre Schuldigkeit gegenüber der Gesammtheit erfüllen sollten und wir, die Bestellten, handelten demgemäß. Wir trachteten die Rechtspflege von der politischen Verwaltung nach Thunlichkeit zu trennen, und das kostete Geld. Wir überwiesen die politischen und judiciellen Functionen verschiedenen selbständigen Functionären, so daß z. B. in Anwendung des Robotspatents

der Wirthschaftsbeamte als Kläger an unser selbständig gestaltetes politisches Amt sich wenden mußte. Mit diesem Liberalismus waren die Oeconomie-Verwalter, die Waldbereiter und Förster nicht zufrieden, weil der gutsherrliche Oeconom anderwärts zugleich als Kläger und Richter fungirte. Heute sind dies überwundene Standpunkte, auf welche der Liberale spöttisch lächelnd herabblickt; damals waren es Geldopfer, welche der Herr brachte, um dem Rechte und der öffentlichen Wohlfahrt zu dienen und die Fortbildung der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung zu fördern.

Ich gestatte mir zur Illustration einige Einzelheiten zu berühren. Die Forstfrevel z. B. waren riesig angewachsen. Der Erzherzog befahl, daß nicht nur die Strafgelder, sondern auch die Entschädigungen für alle kleinern, nicht aus Verbrechen oder Rechtsprätensionen entstandenen Forstfrevel den Gemeinde-Armen-Fonds zufließen sollten. Zugleich wurde angeordnet, daß wenn der Förster nicht innerhalb vierzehn Tagen bei dem politischen Amte als Kläger auftrete, er die Entschädigung aus seinen Emolumenten zu leisten habe, welche Verfügungen sowohl auf die rechtzeitige Anzeige, als auf die billige Bemessung dieser Ersätze, sowie auch auf die Willfährigkeit der Ersatzpflichtigen und endlich auf die Unterlassung der Forstfrevel vom überraschendsten, wohlthätigsten Einflusse war.

Patrimonialherrschaften über Gutsunterthanen und ein freies Gemeindewesen sind unverträglich. Wir bemühten uns, der modernen Entwickelung vorzuarbeiten. Das Gesetz erklärte den Gemeinderichter für die Zeit seiner Amtswirksamkeit robotfrei. Die Folge war, daß die Herrschaften solche Insassen zu Richtern machten, welche keine oder eine unbedeutende Robot zu leisten hatten; sie waren daher Männer ohne Ansehen wie ohne Geltung in der Gemeinde und galten nur als Polizeidiener und Robotbeitreiber der Herrschaft. Die erzherzogliche Kammer ging von dieser Uebung ab und wählte die angesehensten und tüchtigsten Männer aus der Gemeinde; sie vereinbarte mit ihnen, daß ein entsprechender Theil der Robot ganz nachgesehen und der Rest billig reluirt werde. Sie gab den Ortsrichtern auch äußerliche Abzeichen, auf welche sie stolz waren. Dadurch wurde das Gemeinde-Richteramt ein Gegenstand des Ehrgeizes für die einflußreichsten Grundbesitzer. Ein Richter, welchem ich den mit dem erzherzoglichen Wappen gezierten Richterstock wegen einmaliger Betretung in angeheitertem Zustande abnehmen ließ, war nahe daran, einen Selbstmord zu verüben, wurde jedoch in Folge der

dringenden wiederholten Bitten der Gemeinde von mir wieder eingesetzt und blieb ein tüchtiger Richter.

Wie ungenügend das Volksschulwesen besorgt wurde, wissen wir. Unser edler Patrimonialherr wendete demselben eine warme Theilnahme zu. Wir vertheilten z. B. in den zweiunddreißig katholischen und den sechzehn lutherischen Schulen des Administrationsbezirks zeitgemäße Prämien an die Schulkinder, was zum Theil auch anderwärts geschah, jedoch mit dem Unterschiede, daß wir nicht ausschließlich Andachtsbücher wählten, sondern praktisch nützliche Lesebücher und zwar in deutscher, sowie in slavischer Sprache. Mehr noch! Auch die ausgezeichnetsten Schullehrer, vier aus den katholischen, zwei aus den protestantischen Schulen, erhielten Bücher und Geldbeträge, bei deren Auswahl und Zutheilung Seelsorger und Schullehrer beider Confessionen mitwirkten. Diese Bücher waren auf das Bedürfniß des Unterrichts berechnet. Ebenso war die erzherzogliche Kammer nicht nur bei der Gründung von neuen Schulen mit warmem Eifer zur Hand, sondern erbot sich auch zur Ergänzung der normalen Congrua von 200 Fl., wo diese nicht voll war, nachzuhelfen, sobald der k. k. Normalschulfond mit einem gleichen Beitrage sich zu betheiligen bereit erklärte.

Von hervorragender Bedeutung, aber heikler Natur, waren die confessionellen Beziehungen. Der Erzherzog war in Schlesien und Galizien Patron wohl von mehr als zwanzig Kirchenpfründen, honos et onus! Katholiken, Protestanten und Juden wohnten zahlreich in bewaffneter Neutralität, welche leicht zum Kriege führt, neben einander; da mußten die Bestellten des Erzherzogs an dem Spruche festhalten: „Der Friede sei mit Euch.“ Sie thaten es mit Energie und Erfolg. Als z. B. ein zelotischer, dabei unfähiger Cooperator — es war im Jahre 1840 — fort und fort hetzte, erbat ich mir von meinem erlauchten Herrn die Erlaubniß, allen Aspiranten erklären zu dürfen, daß keiner von ihnen auf eine Präsentation hoffen solle, wenn er nicht thatsächliche Beweise seiner Duldsamkeit und collegialer Verträglichkeit gegeben haben werde, jenem speciell in Frage kommenden Hetzer aber insbesondere schriftlich zu bedeuten, daß er auf eine Patronats-Pfründe überhaupt keine Aussicht habe, daher gut thun würde, aus dem Patronate fortzuziehen. Dies wirkte: der Betroffene ging und seine Collegen hielten Maß. Einstmals befahl das Gubernium in Brünn auf Grund einer Denunciation aus Schlesien, es sei in den protestantischen Gemeinden nachzuforschen, ob Bibel-Einschwärzung stattfinde

oder, wie angezeigt worden sei, den katholischen Glauben schmähende Bücher umliefen. Diese Weisung wurde von unserem Oberamte tactlos ausgeführt, indem es kunterbunt Bücher wegnahm und darunter auch eine alte Postille aus dem 17. Jahrhundert, welche zwar in dem Style von Luther's Tischreden über die Jungfrau Maria sprach und dadurch Aergerniß gab, aber zu den Kleinodien der protestantischen Bauern zählte. Die Aufregung darüber war so groß, daß die Leute ihre wenigen Bücher in den Wäldern vergruben und die Pastoren in vollem Ornate zu mir kamen, um anzuzeigen, daß sie nach Brünn gehen wollten, um gegen die Gewaltthat Beschwerde zu führen. Ich ersuchte sie, ihr Vorhaben auf eine Woche hinauszuschieben, denn bis dahin hoffte ich mit Zuversicht die Beruhigung wieder herzustellen. Unser wohlwollender Kreishauptmann mißbilligte das übereilte Vorgehen unseres Amts und ich ließ sofort alle weggenommenen Bücher von Haus zu Haus wieder zurückstellen. Dies wirkte; die Pastoren gaben die beabsichtigte Reise auf und Alle waren voll Dankbarkeit. Was sollen diese Histörchen? Sie sollen darthun, daß der tolerante und wohlwollende Geist der josefinischen Gesetzgebung zu jener Zeit noch da war und ausreichte, und sollen warnen, daß man ihn nicht verlästere und austreibe. Wir hielten ihn fest und er drang in die Gewissen, machte diese gerecht, billig und human. Als ich zehn Jahre später als Statthalter die Grundentlastung durchführte, kam in der Landescommission die Frage zur Erörterung: ob die in den Pfarrinventarien eingetragenen Giebigkeiten von bäuerlichen Besitzungen, wenn diese in den Händen protestantischer Besitzer sich befänden, als bloß confessionelle Leistungen zu entfallen hätten, oder als Reallasten aufrecht zu halten seien? Der Referent, jüngst noch fürstbischöflicher Oberamtmann und ein sehr gewissenhafter Jurist, beantragte, daß sie zu löschen seien, und die Juristen in der Landes-Commission stimmten ihm bei. Da verlangte ein Beisitzer, Protestant und bäuerlicher Grundbesitzer in den Beskiden, nahe der ungarischen Grenze, das Wort und sagte: er könne die Herren Juristen nicht widerlegen; denn er verstehe zu wenig von den Gesetzen, aber seine Meinung wolle er doch aussprechen. Er habe selbst eine bedeutende, solche Giebigkeit an den katholischen Pfarrer in W. zu leisten; diese Pfründe sei schlecht dotirt und wenn sie diese Zuflüsse verlöre, müßte die Congrua aus dem Religionsfonds ergänzt werden. Nun habe er selbst seinen Grund mit dieser Last gekauft und dieselbe in den Kaufschilling eingerechnet;

da begreife er denn nicht, weshalb man ihm ein Geschenk machen und dafür den Religionsfonds belasten, oder den Pfarrer darben lassen wolle. Sein College, gleichfalls ein vermöglicher protestantischer Bauer im Flachlande an der Grenze von Preußisch-Schlesien und in ganz gleicher Lage, stimmte dem Vorredner entschieden bei. Die Abstimmung machte Sensation am Berathungstische und siehe da, die etwas beschämten ... Juristen modificirten den ursprünglichen Antrag. Es giebt doch etwas in des Menschen Brust, was ihn über den selbstischen confessionellen Parteistandpunkt hinaushebt.

Also übten wir die patriarchalische Gutsherrlichkeit: denn unser Herr, der Enkel Maria Theresia's und Neffe Josef's befahl es so.

Ich habe aus dem Bereiche der politischen Aufgaben unserer Amtswirksamkeit erzählt; ich will auch von den Wirthschaftssorgen sprechen, welche dem Cameral-Director zunächst am Herzen lagen, von den finanziellen, denn die Opfer, welche unser Herr dem Gemeindewohl brachte, mußten durch entsprechende Mehreinnahmen gedeckt werden. Der Cameral-Director Kleyle hatte nach seinem Amtsantritt sofort jenen Theil der Arbeit in lebhaften Angriff genommen, welchen ich als den von der Staatsgewalt an die Patrimonialherren übertragenen öffentlichen Dienst bezeichnen möchte. Kleyle that es im Geiste seines edeldenkenden, pflichttreuen, selbstlosen Herrn. Sehr bald war das erzherzogliche Rentamt in der Lage, das anwachsende Budget zu beziffern. An die Kosten der neuen und der erweiterten Aemter, an die Schulen, an die Kirchen und an die Armenfonds reihte sich noch ein namhaftes Straßenbudget, denn wenngleich die meisten Straßen im Concurrenzwege gebaut wurden, so fiel doch ein erkleclicher Theil den Renten zur Last. Innerhalb weniger Jahre wurden zwanzig bis dreißig deutsche Meilen dauerhaft hergestellt und mußten fortan gut fahrbar erhalten werden. Für all' das war die gutsherrliche Robot eine nur dürftige Entschädigung, um so mehr, als der Erzherzog patentwidrige Uebergriffe nicht duldete. Zudem sah und sagte sich Jedermann, daß das Sterbestündlein der Patrimonialherrlichkeit unabwendbar herannahte. Die erzherzogliche Administration begriff dies, aber die gutsherrlichen Nachbarn blieben starr in der Ueberzeugung, daß die Regierung sie in ihren überkommenen Rechten schützen und erhalten könne und werde. Wir machten im Jahre 1841 einen Vorschlag zur Robotablösung, in welchem ich den vierspännigen Robottag mit 36 Kr. C.-M., den zweispännigen mit 24 Kr. C.-M., den Hand- und Fußtag mit 9 Kr. zur Ablösung bewerthete. Die eine Hälfte des nach

diesem Maßstabe sich herausstellenden Ablösungskapitals sollte von den Pflichtigen getragen, die zweite Hälfte vom Landesfond übernommen werden. Unsere Nachbarn fanden diese Ansätze zu niedrig und unannehmbar, und der Versuch wurde aufgegeben. Im Jahre 1850 genügte ihnen ein Drittheil dieses Preises und siehe da, der Werth der Landgüter blieb sich gleich, trotz der abgefallenen Robot, so daß das Ablösungskapital als ein neues Betriebskapital dem Gutsherrn zuwuchs. Unser herrschaftliches Budget des öffentlichen Dienstes, wenn ich es so bezeichnen darf, hatte durch die neuen sach- und zeitgemäßen Organisationen eine bleibende Erhöhung gefunden, welche nur durch entsprechende Mehreinnahmen aus den wirthschaftlichen Ergebnissen wett gemacht werden konnte.

Die Quellen, aus welchen wir schöpfen mußten, waren die Forstnutzungen, die Landwirthschaftserträgnisse, die Propinationsregale in Bier und Branntwein, die Gewinnste aus dem Bergbau und dem Hüttenbetriebe, aus verschiedenen Nebennutzungen, aus einzelnen Gewerbs-Etablissements, z. B. einer Rosoglio-Fabrik, und aus commerziellen Verbesserungen. Von dem Stande und den Aussichten dieser Einnahmequellen will ich nun sprechen.

Ein regelmäßiges und constant zunehmendes Einkommen gaben die Forste. Die Nutzung von 150,000 niederösterreichischen Jochen oder 10 Quadratmeilen Waldboden, wenn auch nicht durchweg freies Eigenthum der Herrschaft, lieferte bei rationeller Pflege und Ausnutzung ein constantes und wachsendes Einkommen durch die Verwerthung von Bau-, Nutz- und Brennholz. Das letztere hatte an den Eisenwerken einen von Jahr zu Jahr mehr Brennstoff und Grubenholz heischenden, aber wenig zahlenden Abnehmer. Die Pflege dieses riesigen Bestandes war gut, fleißig, rationell und ehrlich. An Arbeit und Sorge mangelte es freilich nicht, besonders zur Zeit der Flöße und der Stürme mit Windbrüchen. Für die Holzarbeiter bestand eine Unterstützungskasse, ähnlich den Knappschaftskassen der Berg- und Hüttenleute. Die Organisation wie die Verwaltung entsprachen den Anforderungen der Zeit, das Personal war fleißig und energisch, so energisch, daß z. B. der alte Forstmeister D . . r einstmals, als er verspätet in einer Försterei eintraf, noch mit dem Spanlicht die neuen Culturen beschaute, sowie sein Nachfolger D . . s, welcher mir, als ich einst bei einer Differenz zwischen Wald- und Hüttenamt, welche bekanntlich überall wie Montecchi und Capuletti sich gegenüberstehen, versöhnend bemerkte: „daß

ihm vielleicht ein gewisser Umstand bei der Schlichtung des Holzes entgangen sei," erregt antwortete: „Ich weiß Alles, was vorkommt, kein Tannenzapfen fällt vom Baum ohne mein Wissen." Kurz, es herrschte frische Thätigkeit im Forstwesen und die Ergebnisse für die Renten waren in stetem Steigen.

Verwickelter stand es mit der Landwirthschaft. Für ein landwirthschaftliches Areale von 30,000 Joch Aecker und Wiesen genügen nicht die kleinen Künste und Ersparungen, welche bei 300 Joch ausreichen; nur ein rationelles System muß und kann zum Theil das Auge des Herrn ersetzen. Und ein solches ist, ohne die Theorie zu benützen, nicht möglich. Kleyle benützte diese, aber die Empyriker verschrieen ihn als Theoretiker, an welchem Vorwurf allerdings ein Titelchen Wahrheit hing. Nachdem Thaer, der geistreiche Landwirth, die Bahn gebrochen, und vollends seit Justus von Liebig seine organische Chemie in die Welt geschickt hatte, war die Landwirthschaftslehre auf dem Wege eine Wissenschaft zu werden. Kleyle war theoretisch wie praktisch tüchtig durchgebildet und warf sich sofort mit jugendlichem Eifer auf die Verbesserung der Wirthschaftseinrichtungen, welche auf allen Höfen rationell durchgeführt werden sollte, ein Gedanke, dessen Verwirklichung viel Einlagecapital in Anspruch nahm für Bauten, Investituren und Meliorationen aller Art. Die Einlagen mußten sofort gemacht werden, während ihre Früchte in Geduld abzuwarten waren. Die praktische Weisheit lag hierbei in dem Maßhalten einerseits und in der Resignation, welche sich die Hofkasse in ihrem Verlangen nach baaren Abfuhren auflegen konnte und wollte. Kleyle generalisirte das System, und das war ein Fehler gegen den Grundsatz des Maßhaltens. Wir schwankten zwischen rationeller Selbstbewirthschaftung und dem System der Verpachtung von ganzen, vollständig investirten Wirthschaftshöfen nach englischen Vorbildern auf langjährige Pachtdauer mit vorweg stipulirtem steigendem Pachtzins. Wir schlossen hierbei eine sogenannte freie, d. h. systemlose Bewirthschaftungsmethode aus und verlangten von den Pächtern ein geregeltes Wirthschaftssystem, dessen Genehmigung wir uns vorbehielten. Futter- und Düngerverkauf waren vertragsmäßig ausgeschlossen. Das bezeichnete Pachtsystem war vor Allem deshalb bedenklich, weil es an intelligenten und verhältnißmäßig vermöglichen Pächtern mangelte. Die Selbstbewirthschaftung wurde mit zu großem Capitalsaufwande und theoretischer Voreingenommenheit in Scene gesetzt. Deshalb mußte der Ertrag der Landwirthschaft zur Zeit zurückbleiben. Eine gute Bilanz giebt noch nicht eine gute Abfuhr.

Die schwersten Sorgen bereiteten uns die unabwendbare Reorganisation und Erweiterung der Eisenwerke. Bereits seit langer Zeit, besonders aber in den letzten Jahren, waren bedeutende Capitalien darin angelegt, aber die Anlage stellte sich als völlig unzureichend und nicht selten als ganz verfehlt heraus. Das war der wunde Fleck, welcher mich von Kleyle trennte. Man glaubte fertig zu sein und stand doch erst an einem prinziplosen und völlig ungenügenden Anfang. Auch die öffentlichen Rücksichten nöthigten zu muthiger Beharrlichkeit, denn nicht nur die Verwerthung der großen Waldungen machte die Consumtion des Holzes in Hüttenwerken wünschenswerth, sondern sie waren eine uralte Nahrungsquelle für einen namhaften Theil der Bevölkerung. Die Administration verkannte dies nicht und hatte im Montanwesen neue Anlagen gemacht, aber in altem Styl. Sie beschränkte sich beinahe auf die Production von Roheisen, bei dessen Herstellungspreisen, weil mit Holzkohle geblasen, sie die Concurrenz mit ungarischem und fremdländischem Roheisen nicht halten konnte. Der unvermeidliche Uebergang zu Gußwerken, zur Potterie, zur Walze, zur Steinkohle als Brennstoff verlangten aber neue und bei weitem größere Anlagecapitalien. Wie gesagt, man glaubte fertig zu sein und stand doch erst am Anfang. Im März 1839 trat zugleich mit mir der ausgezeichnete Director Hohenegger ins Amt ein. Wir verstanden uns sehr bald über den einzuschlagenden Weg, denn obschon Hohenegger und ich in staatswirthschaftlichen Anschauungen grundsätzlich nicht derselben Schule angehörten — ich hielt zu Adam Smith und er zu seinem Professor Herrmann, bei dem er in München National-Oeconomie studirt hatte — so gingen wir doch in den praktischen Betriebsfragen beharrlich mit einander, anerkannten gemeinschaftlich die Nothwendigkeit der Verminderung der Herstellungskosten, daher die Unvermeidlichkeit besserer Betriebseinrichtungen, sowie der Ausdehnung der Production, anerkannten insbesondere, daß die Beschränkung auf bloße Roheisenerzeugung unsere Montanindustrie zu Grunde richten müsse. Am heutigen Tage hat diese unsere Anschauung vollständig gesiegt. Der Director der Montanwerke, H. Hohenegger, war ein Mann von außergewöhnlicher wissenschaftlicher und praktischer Fachbildung, dabei von unermüdlichem Fleiße und von der lautersten Uneigennützigkeit, unzugänglich für Ränke und Wohldienerei. Wer nach festen Grundsätzen arbeitet, wird von dem praktischen Routinier wie von dem vermeintlichen Genie als Theoretiker und Pedant verschrieen. Dies thaten denn auch unsere

concurrirenden Nachbarn und manche Andere. So wurde z. B. Hohenegger von dem auf dem Cobenzl residirenden genialen Erfinder des spiritistischen „Od", Baron Reichenbach, beharrlich nur der deutsche Professor genannt, und solche wohlfeile Witze blieben nicht ohne Echo. Ich hatte mich sogleich dem braven Mann mit aller Wärme angeschlossen, sowie auch er mir aufrichtig zugethan blieb, selbst in den Jahren, als jede geschäftliche Verbindung zwischen uns bereits gelöst war. Was ich vom Berg- und Hüttenwesen weiß, verdanke ich ihm und nur in sofern mir selbst, als ich die Hingebung hatte, auf ihn zu horchen und von ihm zu lernen. Dies gab mir auch den Muth, in allen Fällen meine Verantwortlichkeit als leitender Cameral-Director vor die seine zu stellen. Wir waren einig, daß die Roheisen-Production bei Selbstkosten von 3 fl. C.-M. und darüber für den Centner keine Rente geben könne, daß sie in wenigen Jahren selbst die Erzeugungskosten des Holzes nicht mehr decken würden, es daher dringende Nothwendigkeit sei, zu Guß- und Raffinirwerken überzugehen, und zwar ohne allen Aufschub. Die Erze waren arm und dabei strengflüssig. Um nicht Brennstoff zu verschwenden, mußten sie längere Zeit der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzt bleiben, es mußten also größere Vorräthe zu Tage gefördert werden, man mußte sie wiederholt kutten, rösten, quetschen und in Teiche legen, um sie milde zu machen. Der Brennstoff war Holzkohle und wurde täglich theurer: man mußte trachten, ihn theilweise durch Steinkohle zu ersetzen, mußte Einrichtungen treffen, um mit heißer Luft zu blasen. In Galizien waren große Forste und Hochöfen, doch ohne Erze, vom Grafen W. gekauft worden, denn die mitangekauften waren so arm, daß sie nur zur Beschotterung der Straßen angewendet werden konnten. Man mußte also Erze aus Ungarn und Krakau zuführen. Die Hochöfen hatten nirgends genügende Räume für Gießereien, sie mußten umgebaut und erweitert werden. Es fehlte überall an Mannschaft und an Räumlichkeiten, sie unterzubringen. Das Finden der Erze war planlos dem Zufall überlassen. Hohenegger hatte mit genialer Beharrlichkeit geognostische Karten entworfen und die Fundorte festgestellt. Seine interessante geognostische Sammlung kam nach seinem Tode an das k. Cabinet in München, wie ich glaube um den Preis von 6000 fl.

Der Markt verlangte gewalztes Eisen, unser gehämmertes Stabeisen blieb liegen: da bauten wir ein kleines Walzwerk für 20 000 fl., welches in achtzehn Monaten amortisirt war! Nach wenigen Jahren gossen wir bereits viel Potterie; allein wenn wir

dem Käufer nicht auch emaillirte Waare anbieten konnten, nahm er auch das Rohgeschirr dort, wo er jene fand. Die Erbauung einer Emaillirhütte war daher eine nothwendige Ergänzung. Man hatte kein Geld dafür und so ermuthigte ich einen kleinen Capitalisten, daß er sie baute, und wir kauften sie ihm später ab.

Auch unsere commerziellen Verhältnisse bedurften einer Umgestaltung. Welche Bedeutung z. B. der Branntweinverkehr und die Propination für die herrschaftlichen Renten hatte, möge Nachfolgendes klar stellen: Ende 1843 schloß ich mit einer Commandite einen Vertrag auf zehn Jahre ab, worin diese sich verbindlich machte, für das ausschließliche Ausschanksrecht des herrschaftlichen Branntweins einen Pachtbetrag von jährlichen 100,000 fl. C.-M. zu bezahlen und alle Spesen des Geschäfts aus eigenen Mitteln zu tragen, wogegen die Herrschaft sich nur verpflichtete, alle ihre Schanklocalitäten sammt Zubehör den Propinatoren zur Benutzung zu überlassen und ihnen jährlich 6000 Eimer 30% Spiritus gegen einen vorher verabredeten Preis zu verkaufen. Und siehe da! dieser Vertrag, welcher für das begonnene Decennium die Einnahme von 1 Million Gulden in Aussicht stellte und bereits rechtskräftig geworden war, mußte in Folge der eingetretenen Kartoffelfäule, in Verbindung mit den Mäßigkeitsvereinen aufgegeben werden! Unsere commerziellen Verhältnisse waren im Allgemeinen flau und ungenügend. Wir saßen eben hinter den Karpathen und trieben unser Geschäft wie es für ein herrschaftliches, gut geschultes Rentamt geziemend ist. Wer Geld hatte, zahlte gleich, wer keins hatte, zahlte dann, wann er welches hatte. Das lief so in dem Rentbuche fort, bis es zu spät war. Da schrieb der gemahnte Käseabnehmer, der Käse sei eben schlecht gewesen und er werde ihn nicht bezahlen, ein Anderer meinte, der Posten gehe ihn gar nichts an, es müsse sein Bruder, Vetter oder Schwager sein. Die Leute an der Donau, der March und der Mur wußten nichts von den Industriellen in den Beskiden. Da nahmen wir uns zusammen, führten kaufmännische Buchführung und creditirten den galizischen Juden nur gegen dreimonatliche Wechsel. Im Jahre 1845 beschickten wir die Industrieausstellung in Wien und errichteten daselbst eine Verschleiß-Niederlage. „Wer sein Haus baut an die Straßen, muß die Leute reden lassen" und sie reden viel Böses! Ich gab hier einen kurzen Ueberblick unserer wirthschaftlichen Thätigkeit, wie solche unter Kleyle begonnen und von mir fortgesetzt wurde. Welche Beziehungen dies zu meinem politischen Glaubensbekenntniß habe, wird Jeder

begreifen, welcher nicht verkennt, daß die gesammte Politik der Neuzeit überwiegend auf realistischem Boden stehe.

Die erzherzogliche Güter-Administration in Teschen hatte eine politische, volkswirthschaftliche und culturgeschichtliche Bedeutung für ganz Schlesien. Die Herren von Kleyle hatten Verständniß für das Hereinbrechen einer neuen Zeit, für die wirthschaftlichen Verbesserungen, sowie auch für die politischen Anforderungen, welche sich allerwärts Bahn brachen, und die hohe Stellung, sowie die Erleuchtung ihres gefeierten Herrn mußte ihrem Wirken die Aufmerksamkeit in weiten Kreisen zuführen. Insbesondere griff der Sohn, Karl von Kleyle, mächtig in die Speichen ein. Der jugendliche Administrator war unbestritten ein Mann von großem Talent, von ernstem Wollen und von der lautersten Ehrlichkeit; er nahm wissenschaftlich und politisch einen höhern Standpunkt von Bildung ein als gewöhnliche Wirthschaftsbeamte oder vulgäre Bureaukraten. Der Glanz dieser hervorragenden Eigenschaften verletzte die auf ihre praktische Verknöcherung stolzen Männer. Karl von Kleyle ging mit dem Eifer der Jugend an sein Werk, aber vielleicht muthete er sich die Lösung größerer Aufgaben zu, als er in der kurzen Zeit, welche er sich bei seiner Ungeduld bemessen hatte und nach seiner beschränkten physischen Kraft zu bewältigen im Stande war. Vielleicht huldigte er auch allzusehr der Theorie und unterschätzte die Bedingungen, welche das Gedeihen der neuen Unternehmungen durch ein verfügbares, zureichendes Capital und intelligente Arbeitskräfte sichern mußte. Die Hast des Ehrgeizes rechnet unzuverlässig, weil sie zu sehr nach augenblicklichen Erfolgen dürstet. Was Montecuculi für den Erfolg eines Krieges verlangt, nämlich Geld, Geld und wieder Geld, das gilt doppelt auf den wirthschaftlichen Schlachtfeldern. Und eben da lag unsere wirthschaftliche Schwäche: ein Rückzug war nicht mehr möglich.

Ein Jahr in Selowitz.

Im Frühjahr 1842 wurde ich zum Director der erzherzoglichen Herrschaft Selowitz in Mähren ernannt und ging sofort dahin ab. Die Herrschaft Selowitz, drei Meilen von Brünn an der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, ist ein wunderschönes Besitzthum; reizend gelegen in der Nähe des österreichischen Manchester, Grund und Boden von hervorragender Fruchtbarkeit, und das will etwas sagen in

dem fruchtbaren Mähren, dessen Hanna mit dem Banate wetteifert. Die Markgrafschaft Mähren ist, wie uns die Statistik nachweist, eine Perle in der Krone Oesterreichs; dicht bevölkert von intelligenten und arbeitsamen deutschen und slavischen Stämmen, hatte sie sich tüchtig emporgearbeitet und hat auf den Gebieten der Industrie eine hohe Stufe erklommen. Der Anblick von Selowitz war für Jeden, welcher sich für Landwirthschaftscultur interessirte, gewinnend und befriedigend; die fruchtbaren Oberflächen waren rationell in größere Wirthschaftskörper und Höfe getheilt, die einzelnen Flächen durch Baumpflanzungen umgrenzt und landschaftlich verschönert, dadurch aber auch gegen Windströmungen gesichert, sowie für Niederschläge und für landwirthschaftliches Brennholz und Nutzholz gesorgt.

Den Mittelpunkt des wirthschaftlichen Betriebes bildete die großartige Zuckerfabrik der Herren Robert & Comp., eine der bedeutendsten Großhandlungsfirmen in Wien. Das Etablissement hatte mit Recht die Aufmerksamkeit aller denkenden Landwirthe und Industriellen auf sich gezogen, denn man begriff bereits, daß die Zuckerindustrie eine weittragende wirthschaftliche Bedeutung und Zukunft habe. Auch nach meiner Ueberzeugung haben durch die Verbreitung des Zuckerrübenbaues die Landwirthe, insbesondere die Großen, erst gelernt, tief zu ackern, genügend zu düngen, den Acker rein zu machen, fleißig und nach festem Systeme zu bearbeiten. In dem Rübenverbrauch und dem Gedeihen dieser Fabrik gipfelte das wirthschaftliche Interesse dieses werthvollen Gutes, und an eine Fläche von 8000 niederösterreichischen Jochen, welche unter dem Pflug standen, konnten große Anforderungen gestellt werden. Der Miteigenthümer und unmittelbare Leiter des Etablissements, Herr Florentin Robert, war eine glänzende Capacität in allen Zweigen des Unternehmens, welches in seinen Händen lag, und verstand sich vortrefflich auf den Rübenbau. Bei der Rechtlichkeit seines Charakters und seiner vielseitigen Einsicht konnte man sich mit ihm auch dann verständigen, wenn die gegenseitigen Interessen aus einander gingen, und sie gingen aus einander, weil es im Interesse der Herrschaft als Rübenlieferantin lag, viel Rüben-*Gewicht* an die Fabrik abzuliefern, denn nach diesem wurde sie bezahlt, während die Fabriksunternehmung das gegentheilige Interesse hatte, viel *Zuckerprocente* in möglichst salzfreien Rüben zu empfangen. Wir übergaben unsere Rüben nach einem Hohlmaße in Kisten, welche auf 5 Centner Rüben bemessen und berechnet waren; da war es denn natürlich, daß

der Fabrikant zu kurz kam, sobald die Rüben übergroß und hohl waren, sowie umgekehrt die Herrschaft im Nachtheile sich befand, wenn die Rüben auf sandigem Boden erzeugt, zwar viel Zucker, aber wenig Gewicht auswiesen. Diese Differenzen waren manchmal großartig. Ich gedenke da einer Ernte auf dem sogenannten Mönitzer Teich. Derselbe war, nebenbei erzählt, kriegsgeschichtlich interessant, denn er lag unmittelbar unter der Pratzner Höhe, welche Napoleon I. am 2. Dezember 1805 in der für uns so inhaltschweren Schlacht bei Austerlitz erstürmen ließ, um von da aus die am Mönitzer Teiche zurückziehenden Russen niederzuschmettern, deren Knochen ein Menschenalter später als Spodium in der Zuckerfabrik verwendet wurden. Auf diesem Teiche hatten wir nun einstmals eine Ernte von mehr als 1100 Centner Rüben auf ein niederösterreichisches Joch, welche aber selbstverständlich häufig hohl und wegen ihres Gehalts an Salzen schwer und unvortheilhaft zu verwenden waren. Umgekehrt gaben die sandigen Böden bei Laa zuckerreiche Rüben, aber kaum 180 Wiener Centner für das Joch Gewicht. Ich freute mich darauf, mit dem intelligenten Robert zu arbeiten. Aber es sollte mir nicht so gut werden, denn zur Zeit des Rübenanbaues im Frühjahre 1842 war ich gekommen und in der Septembernacht vor dem Eröffnungstage der Campagne brannte die Fabrik zusammen, und mir fiel statt einer Rübenlieferung das unerquickliche Geschäft zu, einen neuen Vertrag anzustoßen, wobei die oben angedeuteten Gegensätze und Schwierigkeiten heftig aneinander prallten. Florentin Robert war Franzose, sowohl in der glücklichen Auffassung eines Geschäfts, als auch in der besonnenen und umsichtigen Einrichtung und in der beharrlichen und muthigen Durchführung desselben. Der neue Vertrag kam unter lebhaften Kämpfen zu Stande.

Meine Geschäfte führten mich nicht selten nach Brünn, wo ich in der Person des Gubernialraths und Polizeidirectors von Hasenöhrl einen sehr werthen persönlichen Freund hatte. Dieser war ein gebildeter, wohlwollender, dienstfertiger Mann und verhältnißmäßig noch jung. Er war ein Günstling des Grafen Sedlnitzky. Es scheint mir bezeichnend zu sein, daß der genannte Graf, sowie auch Fürst Metternich die Männer, welchen sie wohlwollten, nicht aus der Classe finsterer Zeloten oder verbissener Charaktere auswählten. Eines Tages lud mich der Polizeidirector ein, ihn in das Gefangenhaus auf dem „Spielberge", wo bekanntlich nur schwere Verbrecher sich befanden und welches er von Zeit zu Zeit von Amtswegen besuchte, zu begleiten. Ich folgte gern seiner Einladung. Nur zu den

politischen Verbrechern aus Italien und Galizien, welche leider in nicht geringer Zahl vorhanden waren, hatte ich keinen Zutritt. Die Leidensgenossen eines Silvio Pellico und eines Gonfalonieri u. s. w. durfte ich nicht sehen. In diesem Verbote lag vielleicht ebenso viel humanitäre Rücksicht als polizeiliche Vorsicht. Die andern Räume durchwanderten wir entweder gemeinschaftlich, oder ich wurde vom Hausverwalter herumgeführt. Der letztere war ein wohlwollender und gutmüthiger Mann, welcher seine Sträflinge wie der Pädagog seine Zöglinge behandelte und von ihnen überall fast zutraulich begrüßt wurde. Auf meine wiederholte Frage, wie dieser und jener beschaffen und weshalb derselbe hier sei, kam fast immer die Antwort: ein braver Bursch, ordentlich und folgsam, und weshalb ist er hier? nun wegen Todschlag, wegen Raub oder wegen Raubmord, aber ein braver Bursch. Ein ähnliches Verhältniß zwischen dem Verwalter und seinen Sträflingen hatte ich einige Jahre zuvor in dem Provinzialstrafhause zu Graz in der Karlau gefunden. Der Hausverwalter kam mir allda vor wie ein gemüthlicher Fabriksherr. Als ich einige Sträflinge, welchem die Eisen abgenommen waren, an der Umfassungsmauer arbeitend fand, ohne, wie mir schien, genügende Ueberwachung, da fragte ich den Verwalter, ob er denn nicht wegen Fluchtversuchen Besorgniß habe. Er antwortete mir, daß keiner fortlaufe, denn sie leben ja hier ganz behaglich. Nur einmal sei es ihm doch passirt. Erst am Abend sei der Abgang des Flüchtlings bemerkt worden; der Gefangenwärter habe jedoch phlegmatisch erklärt, daß der Entlaufene sicherlich nur seine Eltern im Gebirge bei Knittelfeld besuchen werde. Sofort dahin abgeschickt, traf der Gefangenwärter eine Viertelstunde früher bei den Eltern ein, als der Sträfling; sie aßen gemüthlich ihr Abendbrod und kehrten miteinander zurück. Ich sprach mit dem Verwalter von allerlei, so auch von dem Besserungszwecke. Er meinte, daß insbesondere Gewohnheitsdiebe unverbesserlich seien und wies auf ein paar Burschen hin, welche im Hofraum arbeiteten. „Sehen Sie," sagte er, „die beiden sind bereits wiederholt hier, und im vorigen Jahre am Tage von Maria Geburt sprachen sie mich lächelnd mit der Bitte an, daß ich ihnen vierundzwanzig Stunden Urlaub gäbe. Auf den Scherz eingehend, fragte ich, wozu sie den Urlaub benützen wollten; sie erwiderten: „Morgen ist Kirchtag in Straßgang und dahin möchten wir stehlen gehen; wir bringen Ihnen, Herr Verwalter, alles Gestohlene, aber Sie, guter Herr, verstehen nicht, was für ein Genuß es ist, einen dummen Bauern besoffen

zu machen und ihm die Taschen auszuleeren." Solche gemüthliche vormärzliche Strafhauspolitik dürfte unsern modernen Gefängniß-inspectoren und erleuchteten Criminalisten nicht behagen, aber ein Anhauch von jener Gemüthlichkeit sollte denn doch in dem Gefängnißwesen erhalten bleiben; zugleich wirft dieselbe ein Streiflicht auf die Widersprüche im Regimente des Vormärz voll absolutistischer Willkür. Auf dem Spielberge betrat ich eine gemeinschaftliche große Arbeitsstube; ich fragte den Verwalter um den Einen und Andern, dessen Gesicht und Haltung mir auffiel. So z. B. um eine Frau von strammer, energischer Haltung, etwa einige dreißig Jahre alt, mit einem braunen Auge voll Gluth und Tücke. Ich erhielt die Aufklärung, es sei die Frau P. aus W., welche ihre siebenjährige Tochter aus erster Ehe beharrlich mißhandelte, bis das Kind erlag; sie schlug sie nicht selten mit einem Schlüsselbunde, schleuderte sie an die Wand und sperrte sie in eine Schublade, hoffend, daß das Kind ersticken werde. Ich bemerkte einen jungen hübschen Mann mit keckem Gesichtsausdruck und frecher Zuversicht. Es war G. aus Mähren, welcher die lüsterne vermögliche Wittwe A. geködert und gemißbraucht hatte, um derselben in einer glücklichen Nacht den Hals abzuschneiden und ihre Cassette zu rauben. Ich frug nach einem kleinen und intelligent aussehenden Mann, der uns mit stechendem Blick spöttisch anschaute. Es war S., Advokat in L. und Verfasser einer sehr anerkannten polnischen Sprachlehre. Er hatte seinen Bruder verleitet, einen Domherrn zu ermorden und auszurauben; er selbst hatte dabei Wachtdienst geübt und später den Raub getheilt. Der Bruder wurde gehängt, weil er geständig war, während der Urheber beharrlich leugnete. Vielleicht wollte unsere damalige Strafgesetzgebung solche mattherzige Geständigkeit strafen!? Ich fragte nach einer roh dreinschauenden, kecken, riesigen Gestalt mit slavischem Typus. Es war ein bosnischer Räuberhauptmann, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt und bereits dreißig Jahre eingekerkert. So bewahrt die Psyche ihre Schriftzüge in des Menschen Antlitz, trotz der äußern Ausgleichung von Jacke und Haarschnitt, Kost, Lagerstätte und Umgang!

Mit der bäuerlichen Bevölkerung auf der Herrschaft stand ich ganz gut; sie war arbeitsam, verständig, reinlich, ohne Fanatismus und ließ mit sich reden. Die slavischen Umtriebe ultramontaner Capläne waren zwar bereits im Gange, aber sie verfingen wenig. Als einen sprechenden Beweis der Willfährigkeit der Bauernschaft, sowie des richtigen Verständnisses ihrer Macht über die jungen

Leute hebe ich hervor, daß sie ihre Mitwirkung nicht versagten, als ich den Versuch machte, die Saturnalien des October-Kirchweihfestes auf einen Tag und eine Nacht zu beschränken. Bekanntlich hatte Kaiser Josef die vielen Kirchweihfeste bei jeder einzelnen Kirche auf ein Gesammtfest im Monat October reducirt; dieses Hauptfest wurde auch überall lustig begangen, aber die Einzelfeste blieben nebenbei! Der beabsichtigte culturelle Zweck des Kaisers wurde in sein Gegentheil verkehrt und im Monate October drei Tage und Nächte fortgejubelt, gezecht und gerauft! Ich war erfreut und erstaunt, daß meine Gemeinderichter die Willfährigkeit und die Kraft besaßen, meinem Auftrage nachzukommen. Um ehrlich zu sein, muß ich eingestehen, daß nicht bloß das sittliche Interesse, sondern auch ein reales der Herrschaft mich bestimmten, denn in den October fiel unsere Hauptarbeit in den Rübenfeldern. Man beschuldigt häufig die Slaven der Unreinlichkeit; in Selowitz fand ich dies nicht, so wurden z. B. in der wohlhabenden Gemeinde W., eine Viertelstunde vom Schlosse, die Häuser an jedem Sonnabend geweißt und die Sockelstreifen geschwärzt. Auch als Arbeiter waren die Leute fleißig und brauchbar.

Ich hatte so Manches in Selowitz gelernt, insbesondere auch durch Florentin Robert, war aber hier auch nicht auf Rosen gebettet, denn der überaus trockene Sommer 1842 hatte die Rübenernte unglaublich herabgedrückt, und im September, als eben die Campagne beginnen sollte, brannte, um die Calamität voll zu machen, die nicht assecurirte (!) Fabrik zusammen. Diese stand etwa hundert Schritte vom Schlosse, welches mit Schindeln gedeckt war und etwa zweihundert Schritte von einem Meierhofe. In der Fabrik befanden sich im Hofraum 20000 Centner Steinkohle aufgeschichtet und in den anstoßenden Magazinen 1500 Eimer dreißiggrädiger Spiritus; entzündeten sich diese, so waren auch das Schloß, der Meierhof und wahrscheinlich die halbe Ortschaft verloren. Es war eine bedrängnißvolle Nacht. Der Winter von 1842 auf 1843 verfloß mir in angenehmer Zurückgezogenheit. Florentin Robert baute an seiner Fabrik, ich arbeitete in meiner Kanzlei und auf den Wirthschaftshöfen. Leider war durch die Dürre des Sommers 1842 die Rübenernte so schlecht ausgefallen, wie keine der vorangegangenen Jahre; und der Anfang der nächsten Campagne sollte mich nicht mehr in Selowitz treffen; denn bereits im September 1843 ging ich nach Teschen zurück, um dort als Cameral-Director zu arbeiten.

Unsere Nachbarn in Freistadt und Karwin, dann zu Friedland.

Meine Frau, welche in Folge eines unglücklichen Falles im Sophien-Dampfbade zu Wien fortwährend leidend blieb und es bis heute ist, schickte ich von Selowitz zunächst nach dem vielgerühmten Bad Pöstyén (Pistyan) in Ungarn, wo ich sie dann abholte und mich leider verleiten ließ, auch fünfzehn Bäder dieser starken Heilquelle zu versuchen. Sie bekamen mir schlecht; ich kam sehr angegriffen im September über Friedeck zu Teschen an, um meinen sehr anstrengenden Dienst anzutreten. Als ich mein Geschäft übernahm, sagte ich zu mir: vielleicht kannst du von den Nachbarn lernen und blickte sofort nach Freistadt und Karwin, den Besitzungen des Grafen Larisch-Mönnich, sowie nach den Eisenwerken des Erzbischofs von Olmütz zu Friedland an der mährischen Grenze. Graf Larisch und sein Generalsecretär Staniek waren muthiger und beharrlicher als wir in Teschen; sie theoretisirten, schematisirten und organisirten weniger als wir, aber sie unternahmen, ja sie wagten mehr, und wir sahen mit einigem Neid auf ihre Erfolge in der landwirthschaftlichen Production und den mit dieser verbundenen Industriezweigen. Dagegen war der Bergrath Kleinpeter zu Friedland, welcher die Eisenwerke des Erzbischofs leitete, schon von dem Herrn v. Kleyle als Rathgeber ausersehen, nachdem man die Nothwendigkeit erkannt hatte, die seit alter Zeit bestehenden erzherzoglichen Eisenwerke zeitgemäß zu entwickeln, auszubilden und zu festigen. Selbstverständlich setzte auch ich diese Verbindung eifrig fort, wenngleich nicht ohne einiges Mißtrauen, denn die Herren in Friedland konnten unmöglich wünschen, sich an uns einen gewaltigen Concurrenten großzuziehen. Des Herrn Bergraths Erfahrungen und Klugheit mußten uns doppelt vorsichtig machen, und mein Freund Director Hohenegger war es auch bis zum Extrem. Die Beziehungen zu den Verwaltungen in Freistadt und Karwin waren einfacher. Wir gingen neben einander, jeder für sich, ohne Feindseligkeit oder Gehässigkeit, blieben uns in der Kritik jedoch gegenseitig nichts schuldig; hüben und drüben wußte man es selbstverständlich besser als der Nachbar. Wir entwickelten mehr Systematik, Graf Larisch nahm mehr Geld ein. Der Graf war mir persönlich freundlich und auch mit seinem Generalsecretär stand ich gut; von den idealistischen Anklängen, welche sich bei uns kundgaben, wollten beide nichts wissen, denn sie waren Realisten von reinem Blut; aber neue gewinnanstrebende Unternehmungen unsererseits entgingen niemals

ihrer Aufmerksamkeit, sie berechneten sorgfältig deren zu erwartende Rentabilität. Als ich im Sommer 1846 das viel verschrieene Schloßbräuhaus in Teschen, für mich eine überreiche Quelle von Verdruß, eröffnete, sagte mir Graf Larisch: „Sie haben da Ihrem Herrn nichts Gutes gerathen und gethan.“ Ich anwortete: „Ich biete Ihnen eine Wette an, lieber Graf, daß Sie innerhalb dreier Jahre meinem Beispiele folgen.“ Und so war es! Als die herrschaftlichen Einkünfte aus der Branntwein-Propination schwankend und unsicher wurden, schien es mir nämlich angezeigt zu sein, den Verlust durch eine energische Entwicklung der Biererzeugung theilweise zu ersetzen; auch öffentliche und Sittlichkeitsrücksichten sprachen für diesen Uebergang. Ich machte und wagte ihn trotz heftiger Widersprüche. Ein Menschenalter ist seitdem verflossen und die erzherzoglichen Renten haben nicht Ursache, mein Wagniß zu bedauern. Am Ende des Jahres 1846 hatte ich das Schloßbräuhaus eröffnet, und noch damals war der Administrator Kleyle ein Gegner des Unternehmens, so daß ich ihm ärgerlich erwiderte: „Man befehle mir Pulver in die Keller zu legen und es anzuzünden, so werde ich es sofort thun!“ Wenige Jahre später erbaute man ein zweites ebenso großes Bräuhaus auf der Herrschaft Seybusch in Galizien. Graf Larisch und seine Verwaltung verstanden es besser als wir, Abfuhren zu Stande zu bringen, und diese sind für den Eigenthümer doch die Hauptsache. Generalsekretär Staniek sagte mir eines Tags mit Selbstbefriedigung: „Jetzt bin ich bereits in der Lage, meinem Grafen täglich tausend Gulden C.-M. zu liefern.“ Dies war denn allerdings ein zufriedenstellendes Zeugniß für das administrative Talent des Generalsecretärs. Leider war ich nicht in der Lage, die Administration in Karwin mir zur Richtschnur zu nehmen, denn die Verhältnisse waren wesentlich andere; zudem mußten wir von dem Organisiren endlich zum Verwalten übergehen und thaten es theils durch die Verpachtung, theils durch den Selbstbetrieb.

Näher lagen unsern Bedürfnissen und Studien die fürstbischöflichen Eisenwerke zu Friedland. Ich stellte mich, wie erwähnt, zum Herrn Bergrath auf guten Fuß, was bei unserm biedern Director Hohenegger schwere Besorgnisse wachrief. Als wir, der Bergrath und ich, bei einem guten Glase Wein warm geworden waren, fragte ich mit naiver Unverschämtheit: „Sagen Sie mir doch, wie konnten Sie darauf anrathen, unsere neuen Hochöfen so klein und unzureichend zu bauen, während Sie die Ihrigen alle so geräumig und betriebsgemäß herstellten? Jetzt erübrigt uns Nichts als sie umzu-

bauen; denn bei einer bloßen Roheisen-Production würden wir zu Grunde gehen und nicht einmal den Schlager- und Bringerlohn für unser Brennholz verdienen." Der Herr Bergrath antwortete frischweg: „Ach, du lieber Gott, was sollte denn aus unsern Werken werden, wenn die Ihrigen so sehr emporkämen und uns arme Leute erdrückten." Diese Naivetäten schädigten nicht unsern freundschaftlichen Verkehr und verhinderten auch nicht die allerlei kleinen Künste, welche im geschäftlichen Schachspiele angewendet wurden. Wir errangen den Platz, welcher uns in Hütte und auf dem Markte gebührte.

Viel Schlimmes und wenig Gutes aus den Jahren 1844—1848.

Schon der blumige Lenz des Jahres 1844 brachte uns die verderbliche Rinderpest. Sie war für mich ein gar schlimmer Gast, da mir mehr als zwanzig Rindvieh-Stallungen unterstanden. Sie wurde, wie jeder Zeit, von der russischen Grenze eingeschleppt durch das Steppenvieh. Als das k. k. Kreisamt durch Currende mich in Kenntniß setzte, daß diese Pest an der russisch-polnischen Grenze bereits ausgebrochen sei, war ich in der betrübenden Lage, der k. k. Behörde zu antworten: es dürfte Hochderselben bereits bekannt sein, daß schon am vorhergehenden Tage 300 Stücke in der Grenzstation Biala, welches thatsächlich mit Billitz eine einzige Stadt bildete, gekeult worden seien! Ich traf meine Maßregeln so gut ich konnte, prophylaktisch untersagte ich den Weidegang, verbot dem Wartpersonal jede Verbindung nach außen; sie durften weder Schänken noch Tanzböden besuchen, noch irgend welche Besuche machen oder empfangen, selbst nicht zur Kirche gehen; für jeden Stall war nächtliche Beleuchtung und Wachtdienst angeordnet. Diese Vorsichten kosteten viel Geld, denn ich war genöthigt, den Dienstleuten beiderlei Geschlechts doppelte Löhnung zuzusagen, zudem mußte der untersagte Weidegang durch Stallfutter ersetzt werden. Therapeutisch befahl ich, daß jeden Morgen jedes Rind mit kaltem Wasser abgerieben und begossen, das Maul gereinigt und ihm ein etwa faustgroßes Stück von Magenreizmitteln: Knoblauch, Enzian u. s. w. in den Rachen gesteckt werde. Eine Landwirthschaftsgesellschaft hatten wir noch nicht und unter den Viehhältern mangelten Einsicht und kluges Zusammenwirken. Obschon ich gleichfalls der Ansicht war, daß die Keule das einzige bedauerliche Schutzmittel gegen die

Verbreitung der Löserdarre sei, so gab ich doch deren leichtfertige nicht genügend motivirte Anwendung nicht zu, indem ich vorerst den Nachweis verlangte, daß das betreffende Viehstück von der Seuche ergriffen sei. So wurde mir z. B. von einem schönen Wirthschaftshofe in den Beskiden die Anzeige gemacht, daß in einer Stallung mit reiner Tiroler-Rasse sieben Stück Jungvieh angesteckt seien und man sie Tags darauf keulen wolle. Ich fuhr dahin in Begleitung des k. k. Kreisarztes und unsers herrschaftlichen Vieharztes. Die verdächtigen sieben Stück Jungvieh wurden vorgeführt und beschaut. Beide Aerzte erklärten die Thiere für angesteckt; ich, der Laie, welcher nur in Veith's Thierarzneikunde hospitirt hatte, widersprach und widersetzte mich der Keulung. Es gab einen scharfen Wortwechsel, man drohte, ich aber blieb hartnäckig und ordnete an, daß die bezeichneten Stücke in einer kleinen reinlichen leerstehenden Nothstallung unterzubringen und strenge abgesondert zu pflegen seien. Die große Stallung ließ ich leeren und das gesammte Vieh in einer schönen Waldung unter strenger Bewachung unterbringen. Nach acht Tagen lud ich meine Doctoren ein, wieder mit mir nach Dzingelau zu fahren und die Patienten zu besuchen, — und siehe da! allen sieben waren kreuzwohlauf, ein Beweis, daß die Vorfrage, ob angesteckt oder nicht, unrichtig beantwortet worden war; mir aber lag nicht sowohl an den sieben Stücken als an dem Verrufe der Stallung und an dem Principe der Leichtfertigkeit, mit welcher zur Keulung geschritten zu werden pflegt. Ich lasse es dahin gestellt, was meine Prophylaxis und Therapie etwa genützt haben mögen, die Thatsache lag vor, daß in allen unsern Stallungen nicht ein Stück Rindvieh an der Seuche zu Grunde ging oder gekeult wurde, während im Lande große Verheerungen stattfanden. Gegenüber dem Eingangsthore von einer der bedeutendsten unserer Stallungen lag ein Bauernstall, etwa zehn Klafter entfernt: alles Rindvieh des Bauers, sieben oder acht Stücke, fielen, und unser Stall blieb frei. Die Seuche ist eine ungeheure Calamität für unsere vielfach auf Rindviehproduction angewiesenen Länder, insbesondere für die zunächst bedrohten: Schlesien, Galizien, die Bukowina und Ungarn; dieselbe abzuwehren daher eine Reichsangelegenheit, das Wie? bis jetzt eine noch nicht zureichend gelöste staats- und volkswirthschaftliche Frage. Vieh-Assecuranzen scheinen mir nicht das geeignete Mittel zu sein, besonders wenn in denselben das Princip der Freiwilligkeit festgehalten wird. Das Uebel verlangt eine fast drakonische Strenge und thatkräftige Durchführung, welche durch die Indolenz der Land-

bevölkerung und deren Mangel an Einsicht gelähmt wird. Soll ein durchgreifender Erfolg erreicht werden, so müssen nicht nur die Staats- und Landeskassen, sondern auch die Säckel der Gemeinden und der einzelnen Viehzüchter energisch in's Mitleiden gezogen werden, so daß die gesammte Bevölkerung dadurch zu polizeilicher Mitwirkung aufgestachelt wird; die Staats- und Landeskassen dürfen nicht allein herangezogen werden und der Vertheilungsschlüssel wird sich finden. Bequem ist es allerdings, wenn man im Geiste der Protection und Prohibition die Einfuhr von russischem Steppenvieh geradezu verböte; allein ich halte dies nicht für den richtigen Weg, um unsere Rindvieh-Production zu schützen und emporzubringen, meine vielmehr, man sollte Weckherlin und andere erprobte Viehzüchter zu Rathe ziehen, um endlich zu einer Verallgemeinerung rationeller Viehzucht zu gelangen. Wenn man die üppigen Dniester-Wiesen noch immer an die Eigenthümer von Steppen-Viehheerden verpachtet, wenn die Wiesen- und Futtercultur in Ungarn noch immer im Argen liegt, dann meine ich, sei der wunde Fleck bezeichnet, wo zunächst geheilt werden muß, aber gleichzeitig wird man allerdings auch gegen die Einschleppung der Rinderpest energisch operiren müssen. Ich könnte noch erzählen, wie im Jahre 1844 auf einem Gute in der Nähe von Teschen insgeheim etwa hundert Stücke abgethan wurden, ohne daß die Kreisbehörde davon Notiz nahm, bis es mir gelang, einen Menschen in der Nacht aufzugreifen, welcher Fleisch von dem abgethanen Vieh auf den Fleischmarkt der Kreisstadt schleppte. Doch genug von diesem Gegenstande.

Die Rindviehzucht auf den bäuerlichen Wirthschaften ließ gar Vieles zu wünschen übrig. Ich besuchte im Jahre 1844 eine unserer größten Gebirgsgemeinden, die Gemeinde „Weichsel", welche viele Alpenweiden, „Salaschen" genannt, besaß, um deren Viehstand zu besichtigen. Ich fand ihn außerordentlich klein und dürftig, die ausgewachsenen Rinder kaum so groß als ein dreivierteljähriges Kalb bei ordnungsmäßiger Fütterung und Pflege. Ueber weiteres Nachfragen erfuhr ich, daß die dreivierteljährigen Stiere bereits zum Sprunge benützt würden, aber schon bevor sie das zweite Jahr erreichten, verschnitt man sie, weil sie als Ochsen mehr zu benützen seien! Auch vom Handsprunge war nicht die Rede. Ich suchte die Leute zu belehren und machte ihnen schließlich folgenden Antrag: die Herrschaft sei bereit, aus ihrem reinen Tiroler-Schlag, dessen ich oben gedachte, zwei junge Stiere bester Qualität — weil mir diese Rasse zur Aufbesserung der bäuerlichen die geeignetste schien — unent-

geltlich zu überlassen gegen die Bedingung, daß sich die Gemeinde für eine ordentliche Fütterung und Pflege und Einführung des Handsprunges verpflichte. All mein Zureden war vergebens; sie verlangten, daß ich ihnen auch das Futter zuführe oder doch bezahle. Das war zu arg und ich gab das Project auf! Diese Gemeinde war groß, hatte sehr bedeutenden Grundbesitz und galt für ziemlich intelligent.

Ich will zur Schilderung der socialen und Nahrungsverhältnisse unsers Landvolks noch von einer an die eben genannte anstoßenden großen Gebirgsgemeinde, Brena, erzählen, zum Nutzen und Frommen derjenigen, welche für den Bestiftungszwang schwärmen. Die Herrschaft „Kammer Teschen" hielt an den bestehenden Gesetzen streng fest, sowie an dem obrigkeitlichen Eheconsens. Den Bauern fehlte es an Betriebskapital und an Arbeitskräften, sie bauten sich „Inmannshäuser", in welchen sie ihre Arbeiter unterbrachten. Da diese Leute keinen Grundbesitz hatten, so wurde der Eheconsens verweigert. Die Inleute bekamen als Abfindung eine Parzelle, welche sie selbst bearbeiten mußten. Ein trostloses landwirthschaftliches Proletariat! Dabei blieb es aber nicht: die Zahl dieser Verpachtungen wuchs von Jahr zu Jahr, die Bauern aber hatten nicht Lust noch das Geld, neue Inmannshäuser zu bauen, die Inleute wohnten daher als Troglodyten in verwendbaren Höhlen, und während des Winters kauerten sie auf der lehmgestampften Hausflur ihres Verpächters. Da die Inleute ohne weibliche Beihilfe nicht bestehen konnten, und der Eheconsens verweigert wurde, so legten sie sich Concubinen bei. Ich versuchte mir von der Zahl der Concubinate in dieser einen Gemeinde Kenntniß zu verschaffen. Der Herr Pfarrer verweigerte mir jedoch seine Mitwirkung. Auf andern Wegen berechnete sich die Zahl dieser Concubinate, so viel ich mich erinnere, auf 56 bis 58 in dieser einen Gemeinde! Eine große Zahl der Kinder litt an ererbter Syphilis! Die Bevölkerung nährte sich fast ausschließlich von Kartoffeln, und die Kartoffelfäule brach herein. Die besprochene Gemeinde grenzte auf den Kamm des Beskiden mit gleichfalls großen galizischen Gemeinden, welche zu der gleichfalls erzherzoglichen Herrschaft „Saybusch" an der Sola gehörten.

Gaben die schlesischen Gemeinden Anlaß, über die Nützlichkeit des Bestiftungszwangs nachzudenken, so nöthigten die Erfahrungen bei den galizischen, die Nützlichkeit der unbeschränkten freien Verfügung über den Bauerngrund in Erwägung zu ziehen. In Galizien galt zwar ebenfalls das Gesetz über die Untheilbarkeit der bestifteten

Bauerngründe, auf welchen der Bauer nur Usufructuar, nicht Nutzungs-Eigenthümer war. Der Inventarialwirth, wie er in den josefinischen Inventarien ausgewiesen war, war gleichfalls nur ein Fideicommißbesitzer, und die Erbfolge gesetzlich festgestellt. Zu dem Inventarialhause hatte der Gutsherr aus seinen Waldungen das Holz geliefert und lieferte es auch für die Reparaturen, selbst das inventariale Vieh kam von ihm her. Ungeachtet der gesetzlich ausgesprochenen Untheilbarkeit wurden die Gründe, zumeist im Todesfalle, fast beliebig getheilt, und ungeachtet die Verlassenschaftsbehörde den Grund nur dem gesetzlichen Erben zusprach, so theilte man denselben thatsächlich nach eigenem Ermessen, Bedarf und Uebereinkommen, und die Behörden schwiegen. So war denn zwischen dem factischen Bestand und den amtlichen Aufschreibungen keine Uebereinstimmung. Die Theilung geschah meist in langen Streifen, welche von der Kuppe des Berges bis hinab ins Thal reichten, um jedem Besitzer an allen Abstufungen der Fruchtbarkeit theilnehmen zu lassen. Fast bei jeder Ansaat gab es oftmals blutige Streitigkeiten, und der Stärkere behielt Recht. Die ganze „Gromada" hielt an dieser Procedur fest und die Herrschaft mußte schweigen und schwieg nicht ungern, weil sie dabei Roboter gewann; auch das Kreisamt zog sich meist aus der Affaire, weil es nicht helfen konnte, Ruhe haben und die Landbevölkerung in guter Stimmung erhalten wollte. Es begnügte sich damit, die Grundherrschaft auf die Handhabung der bestehenden Gesetze zu verweisen, und Alles blieb wie es war.

So ungefähr fanden wir den Stand der Verhältnisse auf der großen, ich glaube $5^1/_2$ Quadratmeilen umfassenden, vom Grafen Andreas Wielopolsky verkauften Herrschaft Weperz ad Zywiec, es waren da fast durchweg Zwergwirthe und die Bevölkerung roh und dürftig. Als ich erst kürzlich das im Solathal gelegene Gut Ober- und Nieder-Ryzirka (1844) bereiste, mußte ich — es war ein sehr schöner Sommertag — in dem ausgetrockneten Solabette mich fortarbeiten; die erwachsenen Leute waren in der Feldarbeit beschäftigt, und als ich abstieg, umringte mich eine Schaar von Kindern bis zum vierzehnten Jahre, welche alle splitternackt vor mir standen, es war, als ob ich auf den Sandwichsinseln gelandet hätte! Der Schluß auf den Stand der Cultur dieser Bevölkerung war nicht zweifelhaft. Die factische Freitheilung hatte ihren Antheil daran, aber dennoch fand ich in diesen Gemeinden keine so grobe Entsittlichung und ekelhafte Armuth, als ich sie in der früher geschilderten schlesischen Ge-

meinde Brena gefunden hatte. Weshalb erzähle ich alles Dieses, und paßt es in mein politisches Glaubensbekenntniß? Ich erzähle nicht, um Jemanden anzuklagen, sondern um zu warnen, denn die alten Feinde sind noch immer da, nur mit neuen Gesichtern, und was ich erzähle, ist ein Stück Socialpolitik und ein Beitrag zu der Streitfrage über Bestiftungszwang und freie Theilbarkeit der Bauerngründe.

Ich schenkte dieser Frage die verdiente Aufmerksamkeit und überlegte insbesondere, ob nicht öffentliche Bücher angelegt werden könnten und sollten, um von diesen chaotischen Zuständen in das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch und insbesondere in dessen Bestimmungen über Besitz und Eigenthum hinüberzuleiten, und zu diesem Zwecke vielleicht mit neu aufzunehmenden Besitzbüchern zu beginnen, welche, fußend auf den josefinischen Inventarien, der Landtafel, den provisorischen Entscheidungen der politischen Behörden und der gerichtlichen Aussprüche, dann der Verlassenschafts-Einantwortungen u. s. w. geeignet wären, wenigstens einen rechtmäßigen Besitz bonae fidei festzustellen, aus welchem allmählich das Eigenthumsrecht im Sinne des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs sich entwickeln könnte. Ich beabsichtigte zugleich, bei vorkommenden neuen Devolutionen rückwärts gehend die theilweise Reintegrirung zu bewirken, um auf solche Art nicht nur die weitere Ausbreitung der Zwergwirthschaften zu beschränken, sondern, wenn auch nicht zu den alten angeblich untheilbaren Inventarial-Wirthschaften, so doch zu wirthschaftlich zulässigen kleinern Wirthschaftscomplexen zu gelangen. Um die praktische Ausführbarkeit dieses Gedankens zu prüfen, entsendete ich zwei in Grundbuchsangelegenheiten sehr eingeschulte Beamte: den Director Gaber von der Kammer und den Landrath aus dem Collegium des erzherzoglichen Teschener Landrechts, Herrn Sponner, welcher in früherer Zeit auch bei dem Wiener Stadtgrundbuche sich eingeübt hatte. Die beiden Herren waren sehr fleißig und einsichtsvoll, aber es gelang ihnen doch nicht, gegenüber den bestehenden Gesetzen und der geübten Praxis die Durchfahrt zu finden. Director Gaber, welcher sehr bemüht war, den bestehenden Gesetzen Rechnung zu tragen, hatte z. B. für einen großen Inventarialgrund in der Gemeinde Uisoly in den Karpathen, welcher, wie ich mich zu erinnern glaube, in mehr als zweihundert Parzellen getheilt war, einen Stammbaum verfaßt, welcher jenem eines großen Regentenhauses in der Ausdehnung kaum nachstand; allein die vielfach unterlassenen Verlassenschafts-Abhandlungen, das immer

wiederkehrende „Verschollen", die willkürlichen und von den Behörden stillschweigend hingenommenen Theilungen u. s. w. belehrten uns bald, daß auch bei großen Kosten und Anstrengungen ein befriedigendes Resultat nicht zu erwarten war. Zudem zwangen mich dringendere Directionsgeschäfte, meinen Plan vor der Hand zu vertagen. Als ich nach einem Jahrzehend (1856) die Grundentlastung für Ostgalizien beendete, machte ich den Vorschlag: die Grundentlastungs-Landescommission zu einer Austrägal-Behörde cum derogatione omnium instantiarum für alle Grundstreitigkeiten zwischen Grundherrschaften und ihren ehemaligen Unterthanen zu erheben, und dieselbe mit der Confection neuer Grundbücher zu beauftragen, welche in dem oben bezeichneten Sinne zunächst Besitzbücher sein sollten. Mein Vorschlag mißfiel den Gutsherrschaften, weil er der beliebten Verweisung des Unterthans auf den Rechtsweg ein Ende gemacht haben würde, während es in den meisten Fällen klar gewesen, daß der Unterthan gegenüber den vorliegenden Entscheidungen der politischen Behörden den Rechtsweg mit Erfolg nicht betreten konnte, daher für immer abgewiesen war. Mein Vorschlag wurde in den Papierkorb geworfen und was weiter geschehen ist, weiß ich nicht. Aber ich will den geehrten Leser nicht weiter mit Juridico-politicis belästigen. Nur sei noch erwähnt, daß durch die Allerhöchste Entschließung vom Jahre 1846 das inventariale Nutznießungsrecht (Ususfructus) in ein Nutzungseigenthum umgestaltet worden war.

Unter solchen Verhältnissen brach die Kartoffelfäule über uns herein, sie bedrohte nicht nur die herrschaftlichen Renten, welche aus ihren Branntweinbrennereien und dem herrschaftlichen Propinationsrechte sehr namhafte Einkünfte bezogen, sondern noch mehr den Nahrungsstand des Landvolks. Mit ihr zugleich fanden, über Preußisch-Schlesien eindringend, die irischen Mäßigkeitsvereine des P. Mathews lebhaften Anklang bei der Geistlichkeit, besonders der katholischen, welche mit Feuereifer an das Verdammungswerk ging. Zu Maria Himmelfahrt, am 15. August, hatten allein in der Pfarrkirche zu Teschen 8000 Personen das Branntweintrinken abgeschworen und ihre Entsagung durch die heilige Communion bekräftigt. Es war dies für die herrschaftlichen Renten ein harter Schlag, welcher in Verbindung mit der Kartoffelfäule den Renten empfindlich wehe that. Dennoch manöverirte ich nicht gegen diese Action der Geistlichkeit, denn ich kannte die Hochherzigkeit meines erlauchten Herrn und unterschätzte nicht den Gewinn, welchen die sittliche Besse-

rnng des Landvolks auch der arbeitsbedürftigen Herrschaft bringen mußte. Die Kartoffelfäule bedrohte uns aber sogar mit einer Hungersnoth auf den schlesischen wie auf den galizischen Herrschaftsgebieten.

Als sie im darauf folgenden Jahre, 1845, noch verderblicher wurde, ging ich nach Galizien und berief die Vertreter von sechzehn bedeutenden Gemeinden, um Rath zu halten; es war im November 1845. Die Leute waren zahlreich erschienen. Ich schilderte und documentirte ihnen, daß für das nächste Frühjahr und den Sommer hindurch, bis zur neuen Ernte, ein furchtbarer Nothstand bevorstehe, legte ihnen Correspondenzen vor über die Fruchtpreise in Ostgalizien und in Rußland, in der Bukowina und in der Moldau, legte sofort 6000 fl. C.-M. auf den Tisch, mit der Aufforderung, aus ihrer Mitte ein oder mehrere Comité's zu bilden, unter Beiziehung eines herrschaftlichen Beamten. Dieses solle sofort verläßliche Frächter und Einkäufer aus ihrer Mitte wählen, um nach den bezeichneten Einkaufsländern abzufahren und dort einzukaufen, zur Lagerung der eingekauften Lebensmittel stellte ich die herrschaftlichen Schüttkästen zur Verfügung, das Comité solle sich mit den einzelnen Gemeindevorständen wegen Verkaufs des Beigeschafften in Verbindung setzen und über die Verabfolgung der herbeigeschafften Lebensmittel Buch und Rechnung führen. Was schließlich die Herrschaft, die einzelnen Gemeinden und die einzelnen Insassen zu tragen hätten, sei Gegenstand weiterer Verständigung.

So suchte ich gegenüber der zu erwartenden unberechenbaren Calamität ein rationelles, vielleicht ausreichendes Vorgehen in Scene zu setzen. Umsonst! Die Gemeinden blieben dabei, das gehe nur die Herrschaft an und nicht sie selbst. Ich steckte meine 6000 fl. wieder in die Tasche und ging. Ueber meine an das Kreisamt gemachte Anzeige erhielt ich eine ungefähr gleichlautende Antwort, wie jene der Bauern gewesen war.

Noch eines Vorkommnisses will ich gedenken, welches, wenngleich ohne jeden politischen Hintergrund, doch für einige Leser von Interesse sein dürfte. Im August 1845 bereiste Se. k. Hoheit der Herr Erzherzog Franz Karl in Vertretung seines kaiserlichen Bruders die von der Kartoffelfäule am schwersten heimgesuchten Districte in Mähren und Schlesien. Auch für Teschen war ein Aufenthalt von wenigen Tagen in Aussicht genommen. Niemand zweifelte, daß der hohe Herr sein Absteigequartier im Schlosse zu Teschen nehmen werde; da ich weder aus Wien, noch aus dem Hoflager des reisenden Erzherzogs eine

Weisung erhielt, so frug ich bei unserer Hofkanzlei an, bekam jedoch nur eine unbestimmte Antwort mit dem Beifügen, daß ich selbstverständlich entsprechende Fürsorge zu treffen hätte, wenn es dem Herrn Erzherzog belieben sollte, im Schlosse abzusteigen. Mir war der Zusammenhang nicht klar und allerlei Gerede lief um. Als nun aber das k. k. Kreisamt aus dem Hoflager des kaiserlichen Stellvertreters eines Tags die Weisung erhielt, für den Herrn Erzherzog und seine Begleitung Quartier zu machen, und zwar schon für den kommenden Tag, so schrieb ich sofort an meine Hofkanzlei und beziehungsweise an meinen gnädigsten Herrn, daß ich ohne Verzug nach Troppau abgehen werde, um Seine kaiserliche Hoheit, den Stellvertreter Sr. Majestät, im Auftrage meines gnädigsten Herrn Erzherzogs einzuladen, im Schlosse zu Teschen sein Absteigequartier zu nehmen. Ich bat unter Anderm, mein durch die Dringlichkeit der Verhältnisse abgenöthigtes Vorgehen nachträglich gutheißen zu wollen. Ich traf ungefähr zu gleicher Stunde mit dem Herrn Erzherzog in Troppau ein, allein es gab Vorstellungen und zuletzt eine Beleuchtung, so daß ich erst um 11 Uhr Nachts eine Audienz zu erlangen vermochte. Man hatte meine Sendung und Bitte nicht erwartet, allein dennoch erhielt ich von dem überaus gnädigen und wohlwollenden Herrn Erzherzog Franz Karl die erbetene Zusage und reiste sofort nach Teschen zurück. Manche Herren vom k. k. Kreisamt fanden sich enttäuscht, ich aber hatte nicht Ursache, meinen gewagten Schritt zu bereuen, da es mir gelang, den hohen Gast, wie mich derselbe wiederholt versicherte, mit seinem Aufenthalte vollkommen zufrieden zu stellen. Im October desselben Jahres fuhr ich nach Wien, um meinen gnädigsten Herrn darüber und über manches Andere persönlich zu berichten, und damals sprach mein gnädigster Herr jene mir unvergeßlichen Worte, deren ich oben gedachte*): „Harren Sie aus bei meinen Söhnen, ich bitte Sie darum.“ Das Betriebsjahr 1845 beschloß ich mit schweren Sorgen. Die mit hunderttausend Gulden Conventions-Münze Jahresertrag in Aussicht genommene Propination gab 26 000 fl., die Kartoffelfäule hatte die Brennereien nahezu eingestellt, die Kartoffelernte reichte kaum aus für den eigenen Bedarf und für die Saat, die Eisenpreise gingen fort und fort zurück; zwar hatten wir bei der Ausstellung in Wien für unsern ausgezeichneten Guß die große goldene Medaille erlangt, hatten in Wien ein selbständiges Comptoir

*) Sylvesterabend 1875.

etablirt, verschlissen sehr gute Käse, und man fing an, auf dem Markte von uns zu reden, aber die Verkäufe gingen flau und die Preise lohnten nicht mehr; dagegen wuchs das Bedürfniß nach baarem Geld, denn die begonnenen Bauten durften nicht unterbrochen werden, weil sie nicht Luxusbauten oder Liebhaberei gewesen, insbesondere verlangte das befohlene Verpachtungssystem viele landwirthschaftliche Neubauten, das Schloßbräuhaus mußte zum Betrieb gebracht werden und die Eisengewerksbauten drängten; die neu organisirten patrimonialen Gerichts- und politischen Aemter hatten die frühere Regie nahezu verdoppelt: so stand es denn schlimm um die Befriedigung der Hofkasse.

Wir begannen das Jahr 1846 mit schweren Sorgen. Und siehe da, schon in den Faschingstagen, Ende Februar, brach die polnische Revolution los, welche von Krakau aus in Galizien einzudringen versuchte. Es ist nicht Heldenmuth, wenn man, wie die polnischen Putschmänner im Jahre 1846 gethan haben, mit völlig unzureichenden Kräften sich selbst und Tausende ins Verderben stürzt, es ist dies nicht Heldenmuth, sondern ein gewissenloser, an Niederträchtigkeit streifender Leichtsinn. Um sich an dem Magistrate und Bürgermeister zu rächen, steckt man eine Stadt in Brand. Ich war eben in Wien und wurde durch Estafette dringend aufgefordert, sofort zurückzukehren. In Wien, insbesondere in den Bureaux des Fürsten Metternich und des Grafen Sedlnitzky, nahm man die Sache sehr leicht, denn es war die Nachricht eingetroffen, daß die Bauern um Tarnow ihre revolutionären Gutsherren und deren Mandatare todtschlügen. Ich reiste sofort auf der Nordbahn ab, und von Weißkirchen, wo ich meinen Wagen stehen hatte, mit unterlegten Pferden nach Neutitschein. Hier traf ich bereits einen Gutsbesitzer sammt Familie; er war in Schlafrock und Pantoffeln mit seinen Angehörigen geflüchtet und hatte kaum einen zehn Minuten entfernten Hügel erreicht, als er rückwärts schauend Haus und Hof in vollem Brande sah. Zwischen Freiberg in Mähren und Friedeck in Schlesien — es war bereits Nacht geworden — begegnete ich dem Grafen B. und dem Ritter von S... auf einem Fuhrwagen in Ketten, von Militärwache begleitet. Beide waren Nachbarn von uns und mit S. hatte ich in jüngster Zeit wegen Verkauf seines Guts unterhandelt. Teschen war voll Flüchtlinge, im Schlosse wohnte sammt Familie der geflüchtete russische Resident Baron Ungern-Sternberg; auch mehrere höhergestellte k. k. Beamte hatten Reißaus genommen. Ich expedirte noch in der Nacht eine Estafette an

Se. kaiserliche Hoheit, meinen Herrn. Tags darauf sprach ich den k. k. Feldmarschall-Lieutenant Ritter von Gorczkowsky, welcher über die Saumseligkeit der Militärbehörden sehr unwirsch war. Am nächsten Tage reiste ich nach Biala ab und nahm einen höhergestellten geflüchteten Beamten mit mir, um ihn wieder auf seinen Posten zu bringen. In Biala und Bielitz war man sehr in Angst wegen eines Einfalls der Polen über Oswieczin, um Tücher zur Bekleidung der revolutionären Mannschaft unentgeltlich einzuheimsen. Eine Division Hohenzollern-Chevaulegers, welche Gorczkowsky geschickt hatte, rückte eben in Bielitz ein. Eine Compagnie Ritter von Schmähling-Infanterie sammelte auf dem Wege nach Oswieczin ihre Rekruten auf und zog an die Weichsel nach O. . ., eine Compagnie Nugent-Infanterie war über Biala gegen Wadowicze weiter marschirt, sie wußte aber selbst nicht wohin! Auf dem Wege traf ich drei Feldmarschall-Lieutenants: Nobili, Wrbna und Malter, aber ohne Soldaten. Von Biala ging ich über die erzherzogliche Herrschaft Pesth-Wien nach Oswieczin an der Weichsel, wo wir 800 Bauern mit Sensen zur Deckung der Brücke aufgestellt hatten, denn jenseits der Brücke schwärmten entlang dem Ufer polnische Lanciers. Diesseits, in Oswieczin, war die k. k. Finanzwache unter ihrem sehr eifrigen Obercommissär zusammengezogen. Ich musterte unsere Wehrkräfte und war also auf dem besten Wege, unter die Kriegsleute zu gehen, denn ich hatte auch zwei Reitpferde mit mir genommen. Die halbe Compagnie Schmähling sah sehr muthlos aus. Ich bat den Hauptmann zum Laden zu commandiren; er that es und ich überzeugte mich, daß einem großen Theile der Mannschaft noch nicht die ersten Handgriffe geläufig und sie keineswegs kampflustig waren. Auf dem Wege von Biala hierher hatte ich kleine Bauerngruppen, welche Wachtdienst übten, getroffen. Ich fürchtete sie mehr als die Krakauer Insurgenten, denn diese Bauern-Vedetten waren es, welche um Tarnow blutige Gräuelthaten an den Gutsherren und deren Mandataren verübt hatten. Ich war freilich als Mandatar des Erzherzogs in günstigerer Lage und hatte zum Ueberfluß noch die ständische Campagne-Uniform angezogen. Nachdem ich im Einverständniß mit diesen den Wachtdienst geordnet hatte, schickte ich die Ueberzähligen nach Hause. Viele Sorge machte mir einer unserer Verwalter, ein brutaler Patron, welcher ein paar Monate zuvor seine Energie dadurch bekundet hatte, daß er den Kühen renitenter Bauern, welche auf herrschaftlichen Gründen wiederholt weideten, die Schwänze abschnitt. Diese Brutalität hatte eine gefährliche

Erbitterung hervorgerufen. Man drohte ihm mit dem Tode, und solche Drohung ließ in jenen Tagen nicht lange auf die Erfüllung warten. Die Furchtsamen warnten, ich ließ jedoch die Gromada einberufen und trat unter sie mit der Ansprache: der Verwalter habe sich schlecht benommen, ich fände mich bestimmt, denselben sofort abzurufen, und stellte ihnen seinen provisorischen Nachfolger vor; ich forderte sie auf, sogleich die nöthigen Wagen beizustellen, um ihn sammt seiner Familie und seinen Habseligkeiten nach Schlesien überzuführen. Dies geschah denn auch. Der Mann war persönlich sicher gestellt und die Ruhe nicht gefährdet. Während ich in O. . . musterte, vernahmen wir Trommelschlag, und siehe da, eine Compagnie Rugent-Infanterie rückte ein. Der Hauptmann T. . ., mir persönlich bekannt, ein frischer, heiterer Mann, erzählte mir, daß er mit seiner Compagnie als Tourist herangezogen sei, ohne nähere Weisung und Vorsorge für Unterkunft und Proviant und nun hier sei, er wisse selbst nicht wofür. Der preußische General Graf Brandenburg rückte jenseits am linken Ufer der Weichsel gegen Krakau vor und war vielleicht drei Viertel Stunden entfernt von uns; der lebhafte Finanzobercommissär, welcher die Finanzwache commandirte, drang in mich, in seiner Begleitung zu Graf Brandenburg zu reiten, ich ging nicht darauf ein, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, von den polnischen Lanciers aufgegriffen und nach Krakau geschleppt zu werden.

Während wir debattirten, erhielt ich eine Estafette aus Saybusch an der Sola, welche in mich drang, sofort dahin zu kommen, denn das gesammte Gebirgsvolk sei in Aufregung, man predige Communismus, und ein wilder Haufe von bewaffneten Bauern, 4000 bis 5000 Mann stark, rücke von Jordanow über Ukrainik heran und stehe bereits an der Grenze der Herrschaft. Ich machte mich sogleich auf den Weg. Die Nacht war schön und kalt, der Vollmond leuchtete uns, der Weg war aber in einzelnen Strecken so schlecht, daß mir auf einer Strecke von einer halben Stunde drei Wagen brachen. Die Fahrt hatte auch ihre Romantik. Wenn die aufgestellten Bauernwachen einen Wagen sahen oder sonst was Bedenkliches, so ertönte die klagende Tuba, und die sensenbewaffneten wilden Kerle, mit langem, struppigem Haar und einer hohen Pelzmütze, angethan mit einem langen, gelblich-grauen oder braunen Ueberrock, welcher durch einen breiten Ledergurt zusammengehalten war, liefen über die grauen Weiden, sprangen über die Zäune und standen urplötzlich vor dem Gefährte. So erging es auch mir mit

meiner Begleitung. Die Pferde meines tapfern Bauerncommandanten, des auf seine schottische Abstammung stolzen Verwalters Tempele, scheu gemacht, sprangen in den Straßengraben, jedoch nahm niemand Schaden. Als die Bauern wußten, wer wir waren, ließen sie uns ruhig weiterfahren, denjenigen aber, welche sich nicht ausweisen konnten, erging es häufig übel: sie wurden mißhandelt, in das Gemeindehaus geschleppt und oftmals schwer verwundet oder todt an das Kreisamt abgeliefert. Eine Stunde vor Mitternacht erreichte ich Saybusch. Ich erkundigte mich sofort nach der Stimmung der Stadtbevölkerung. Man schilderte sie als bedenklich. Ich befahl noch um Mitternacht den Magistrat und die Bürgerschaft auf das Rathhaus zu entbieten, wo ich denn auch in Begleitung des Herrn Dechanten erschien. Bald stellte es sich heraus, daß die Stadtbevölkerung keineswegs feindlich gegen uns gesinnt war, sondern vor der drohenden Bauerninvasion zitterte. Da die umlaufenden schauerlichen Gerüchte nicht beglaubigt waren, so beschloß ich, sofort verläßliche Erkundigungen einzuziehen, wählte junge, frische und muthige Männer, stellte Wägen bei und Relays und gab die Weisung, daß die Ausgewählten noch in der Nacht abfahren und bis zu den Bauernhorden vordringen sollten, was denn auch geschah. Den Tag benützten wir, um uns kriegsbereit zu machen, entwarfen den Operations- und Vertheidigungsplan, machten Patronen und sorgten für Proviant. Ich verfügte über eine namhafte Anzahl tüchtiger Berg- und Hüttenleute, über ein starkes Forstpersonal, aus welchem ich mindestens hundert mit Doppelgewehren bewaffnete Scharfschützen zusammenstellen konnte. In den Gemeinden befanden sich neunhundert Urlauber und viele junge, kräftige und verläßliche Bursche. In jeder Gemeinde sollte dem Richter ein Comité beigegeben werden; auf ein durch die landesübliche Tuba gegebenes Zeichen hatte sich die Mannschaft beim Hause des Richters zu versammeln und von da auf den bekannt gegebenen Sammelplatz abzurücken, um allda die weitere Verfügung zu erhalten. Schon am Abend desselben Tages, zwischen 9 und 10 Uhr, kam einer meiner Sendlinge zurück und überbrachte in zwei Tüchern allerlei Reste von Porzellan, Glaswaaren, Clavierstücken u. s. w., von dem Wüthen der Bauern berichtend, welche sich nicht damit begnügten, die Edelhöfe zu zerstören und zu plündern, sondern auch die Kellerwölbungen einschlugen. Er sah selbst den an einen Pfahl gebundenen Mandatar, welchem Jeder der vorüberziehenden Rotte eine Ohrfeige gab, bis er todt war. Diese Schauernachrichten erhitzten

die Saybuscher und machten sie kriegslustig. Die wilden Tumultuanten standen bereits an der Herrschaftsgrenze, als sich ihnen k. k. Infanterie, von Wadowicze kommend, entgegen warf, die, nachdem sie einige Schüsse abgegeben hatte, die wilden Horden zum Rückzug nöthigte, worauf sich diese zerstreuten. Um meine Hoffnung, Kriegslorbeeren zu erringen, war es geschehen; ich wurde wieder ganz Civilist und eilte nach Teschen. Inzwischen hatte auch Benedek, welcher von Lemberg in Eilmärschen nach Wieliczka abgegangen war, in Gdow die Insurgentenhorde zersprengt; bald war Krakau besetzt und der vierzehntägige Putsch beendigt.

Die Folgen dieses unbesonnenen Aufstandes für die Vermehrung des Nothstandes ließen nicht auf sich warten, denn von den wenigen, noch vorhandenen Lebensmitteln und Vorräthen war ein großer Theil zerstört und vergeudet. Was ich im November 1845 den 16 versammelten Gebirgsgemeinden vorhergesagt hatte, war im vollsten Maße eingetreten. Auf den Krieg folgt häufig die Pestilenz, wie die alten Bücher erzählen; sie war auch uns beschcert. Bereits in den Monaten April und Mai sah man Hungernde auf allen Wegen und Stegen, nicht bloß Hungernde, sondern auch bereits Verhungerte. Am schwersten betroffen waren die arbeitslos Wandernden; ich war selbst in der Lage, solche Leichname aus den Straßengräben auffammeln zu lassen; die Herrschaft und ihre Beamten thaten ihr Mögliches und die Privatwohlthätigkeit blieb nicht zurück, aber reichte nicht aus. In den Städten Biala und Bielitz wühlten die Hungernden in dem Unrathe der Gossen und in den Ausgüssen der Häuser und nagten mit Gier an den Knochen und Abfällen, welche ihnen da zufielen. Zuerst hatten die Bauern ihre Dienstleute fortgeschickt und die in der Gemeinde sich aufhaltenden halberwachsenen unehelichen Kinder; sie verdarben zumeist auf den Straßen. Die Hungernden waren auch nicht selten so schwach geworden, daß sie selbst eine ihnen dargereichte Suppe nicht mehr vertrugen; ich erinnere mich, daß bei einem Beamten, dessen Frau einer Hungernden eine Tasse warmer Suppe darreichte, welche die Bettlerin freudig grinsend ergriff und zu trinken versuchte, diese plötzlich zusammenstürzte und starb. Ich hatte in Saybusch eine ganz leichte Planirungsarbeit im Schloßparke in Scene gesetzt und damit eine Suppenanstalt verbunden, sowie für Nachtlager gesorgt. Diejenigen, welche Almosen heischten, erhielten von dem Amte einen Zettel, mit welchem sie zu dem Leiter dieser Arbeit sich begaben; sie erhielten sofort eine Anweisung an die Anstalt, bekamen allda eine gute, mit Fleisch gemengte Suppe

und das Arbeitswerkzeug, außerdem Geld und eine Lagerstätte. Da kam eines Tags um Mittag ein Mann von etwa einundzwanzig Jahren und bettelte im Amte; der Beamte gab ihm die Anweisung, der Bettelnde aber meinte, daß er schon zu schwach sei, um zu arbeiten; jener bestand jedoch auf der Uebernahme seiner Anweisung. Der Bettler nahm sie und ging. Da es bereits Mittag war, verließ auch der Beamte sofort das Amt und an der letzten Stufe der Treppe angekommen, fand er den gut gebauten, etwa 5 Fuß 10 Zoll hohen jungen Mann auf der Stufe sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt; der Beamte faßte ihn unter Vorwürfen an der Schulter, allein der Mann fiel um und war todt. Ein Bursche von etwa zwölf Jahren, dürr und verhungert, bettelte mich an; ich verwies ihn zu der bezeichneten Arbeit, er aber wollte nicht und versuchte fortzulaufen; ich aber hielt ihn fest und stellte ihm die Alternative: entweder die Suppe und einen Schilling, oder die Suppe und die Arbeit. Das wirkte, er zog das Letztere vor und arbeitete. So oft ich in der Folge vorüber ging, lief er mir zu, um mir dankbar die Hand zu küssen und mich zu versichern, daß es ihm niemals so gut gegangen sei. Der schlimmste Monat war der Juni 1846. Ich hatte den Oberamtmann beauftragt, mir täglich einen kurzen Rapport zu schicken. Derselbe lautete am 15. Juni wie folgt: „Als ich um 9 Uhr die Kanzlei betrat, erschien sofort ein Gemeinderath, um mir zu sagen: weder Bürgermeister noch Syndicus seien zu finden, um die Kirche lägen aber viele Leichen und der Tag werde heiß werden; ich möchte sorgen, daß sie weggeschafft würden. Ich ging sofort zur Kirche, bestellte Wagen und ließ die vorgefundenen dreiunddreißig Leichen aufladen, auf den Kirchhof schaffen und in zwei Schächten beerdigen. Als ich zurückkam, hörte ich den Herrn Dechant in der Kirche ein Weib ausschelten, weil sie ihre achtjährige Tochter lebend in die Todtenkammer gelegt hatte; der Dechant verlangte, daß sie das Kind sofort zurücknehme, sie aber weigerte sich beharrlich, weil das Kind doch sterben müsse und hier auf geweihter Erde stürbe. Ich verlangte von allen Pfarrern monatliche Todtenlisten. Da lautete denn die eine von der großen Gemeinde M. in den Karpathen: Juni 1845, verstorben 40; Juni 1846, 400. Anmerkung: Hierbei sind jene 137 nicht gezählt, welche wir auf den Straßen, an den Zäunen u. s. w. todt aufgefunden.“ Nach der Ernte wurde es insofern besser, als die Leute nicht unmittelbar durch Verhungern, sondern durch den Hungertyphus getödtet wurden. Die große Noth dauerte in Galizien

und in Schlesien fort, durch das ganze Jahr 1847 bis zu den Märztagen 1848. Die Kreisämter, sowie die Gubernien waren mit meinen wahrheitsgetreuen Berichten nicht zufrieden; man bezeichnete sie als Uebertreibungen.

Im Winter von 1846 auf 1847 sendete das Brünner Gubernium einen Gubernialrath an mich, um sich über die Nothzustände zu unterrichten. Nachdem er den Teschener Kreis bereist hatte, wünschte er auch im benachbarten Wadowiczer Kreis incognito — denn dieser gehörte zum Lemberger Gubernium — sich umzusehen. Ich führte ihn nach Saybusch und Tags darauf nach Medzibrozi, welches an der Sola bei ihrem Durchbruch durch die Gebirge ins Flachland liegt. Wir stiegen bei einem ziemlich gut aussehenden Bauernhause ab. Das Thermometer zeigte — 17 ° R. Wir traten in eine geräumige, lichte Bauernstube; rechts an der Eingangsthür befand sich ein Bett, in welchem zwei Mädchen von sechzehn und siebzehn Jahren lagen und von welchem die eine noch ziemlich gut aussah, nur mit dem rothbläulichen Exantheme gezeichnet war. Links von der Thüre nächst dem ungeheizten Ofen stand ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, epileptisch und halbblöde; vor der Thüre, welche in eine Kammer führte, hockte über einer Gluthpfanne ein Knabe von etwa zehn Jahren, zum Skelett abgemagert, so daß die Lippen nicht mehr die Zähne bedeckten, er grinste und stierte uns an. Gegen das Fenster zu stand der Familienvater mit seinem Weibe. Wir durchsuchten sofort das ganze Haus: kein Thier, keine Kartoffel, kein Nahrungsmittel war zu finden. Mein k. k. Commissär, offenbar erschüttert, frug den Bauer: „Was werdet ihr denn heut essen?" Mann und Weib fingen an zu schluchzen und wiesen auf ein hölzernes Gefäß, welches am Fenster hing, derart, wie man sie gewöhnlich zur Aufbewahrung des Salzes benutzt. Der Bauer nahm es herab und sein Inhalt war eine Spreu, aber nur Hülsen und Spitzen, um etwa einen Eßteller gehäuft zu füllen. Der Gubernialrath fragte: „Habt ihr Salz dazu?" Die Antwort lautete: „Nein." Auf die weitere Frage: „Und was morgen?" war die Antwort: „Wir theilen dies in zwei Hälften für heute und für morgen." Wohlgemerkt für sechs Personen! Offenbar aufgeregt fragte der Gubernialrath: „Und was übermorgen?" Da antwortete der Bauer weinend: „Wir werden betteln gehen." „In dieser Kälte! Ihr werdet Nichts bekommen!" „So werden wir sterben," schluchzte der Bauer und alle die Seinigen schluchzten mit. Wir hinterließen einige Lebensmittel und fuhren ab. „Das ist entsetzlich!" meinte der Herr

Commissär. Auf dem Heimwege nach Teschen besuchte mein Gubernialrath auch das Gut Lodigowitze des Fürsten von Pleß. Um seinem Wunsche zu willfahren, hatte ich ihm den betreffenden Director empfohlen und sofort die Zusage erhalten, daß man ihn erwarte. Ich nahm an der Inspection selbstverständlich nicht Theil, sondern erwartete meinen Gast an einem verabredeten Punkte. Während der Wartezeit befrug ich meinen Sendling, wie er empfangen worden sei. Er erzählte mir, der Director habe sofort den Oberförster kommen lassen und ihm den Wunsch des Gubernialraths mitgetheilt mit der Frage: „Wohin führen wir den Herrn?" Der Oberförster bezeichnete eine Ortschaft, in welcher der Nothstand besonders arg war. „Wozu eben dahin?" war die Antwort, „helfen wird er uns doch nicht und wir bekommen nur Vorwürfe und Ermahnungen." Der Oberförster meinte jedoch, daß es ihre Schuldigkeit sei, dem Regierungscommissar die Wahrheit zu sagen und zu zeigen. „Führen Sie ihm nach ***, er wird da genug sehen und wir ersparen Belehrungen." Mein Gubernialrath wurde nach *** geführt. Als wir wieder im Wagen saßen, bemerkte mein Gast, er habe zwar großen Nothstand gefunden, aber doch nicht so arg als bei uns, mit einer bescheidenen freundschaftlichen Andeutung, daß die Herrschaft Lodigowitze doch sehr eifrig und vorsorglich sein müsse. Nach einer längern Pause erzählte ich dem Herrn Commissar, was mir mein Sendling berichtet hatte. Der Herr Gubernialrath schwieg und ich redete in mich hinein: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu."

Der Hochsommer 1846 brachte uns den Fürstbischof von Breslau; ich werde davon noch erzählen, denn der Besuch des Kirchenfürsten und mein Verkehr mit ihm ist geeignet, mein politisches Glaubensbekenntniß zu illustriren.

Im September besuchte ich die Versammlung der Land- und Forstwirthe in Graz. Es war die erste aller deutschen Land- und Forstwirthe-Versammlungen in Oesterreich; man durfte annehmen, daß Fürst Metternich und Graf Sedlnitzky nur mit schwerem Herzen zustimmten; die Kartoffelfäule stand auf dem Programm und diese lag mir leider nur allzu nahe. Das Ergebniß der lebhaften Discussion über dieselbe war ein sehr geringes, und betrübend die immer wiederkehrende Wahrnehmung, daß jeder Vertreter einer Parteiansicht immer mit unbestreitbaren Zahlen und unwiderleglichen Erfahrungen ausgerüstet ist, welche er mit Zuversicht seinen Gegnern an den Kopf wirft; aber erheiternd wirkte es, als Professor Fraas aus München einem zuversichtlichen

Gutsbesitzer Punkt für Punkt Zahlen und Erfahrungen entgegenschleuderte und unter lebhafter Zustimmung der großen Zuhörerschaft endete.

In Teschen arbeiteten wir uns mühsam und sorgenvoll in das Jahr 1847 hinüber; da traf uns Ende April der harte Schlag, unsern greisen hochverehrten Herrn Erzherzog durch den Tod zu verlieren. Die kritische Lage, in der wir uns befanden, machte diesen Verlust doppelt empfindlich. Bei solchen Ereignissen feiern jederzeit die bösen Zungen ein Jubelfest. Mich traf der Verlust am schwersten, denn meine unmittelbaren Vorsteher vereinbarten sich auf ein Sauve qui peut. So schleppte ich mich denn enttäuscht und ruhelos in das Jahr 1848 hinein, bis die unerwartet hereingebrochenen Märztage uns in neue gefährliche Bahnen warfen.

Der Fürstbischof von Breslau kommt im August 1846 zur Firmung.

Der Fürstbischof von Breslau, Melchior Freiherr von Diepenbrock kam im Sommer 1846 in den Teschener Kreis, welcher zu seiner Diöcese gehörte, während der Troppauer Kreis dem Erzbisthum Olmütz zugetheilt ist. Er kam, um das Sacrament der Firmung zu spenden, was seit sieben Jahren wegen der langen Intercalarzeit des Bisthums zu Breslau nicht geschehen war. Ich hatte von meinem erlauchten Herrn den Auftrag, dem edlen Kirchenfürsten die Unterkunft auf den erzherzoglichen Schlössern anzubieten. Neben der großen persönlichen Achtung, welche wir dem Prälaten zollten, war diese Einladung auch politisch klug zur Befestigung des Religionsfriedens zwischen den Confessionen im Lande und auf den Gütern. Unser Verkehr ist auch geeignet, mein politisches Glaubensbekenntniß in einer Richtung zu beleuchten und deshalb verweile ich bei diesem Besuche.

Ich empfing den hohen Gast auf der Poststation Skotschau, der ersten auf seinem Wege im Gebiete der Teschener Kammer. Nach Tische geleitete ich den Fürstbischof, welcher ein warmer Naturfreund war, über Ustron in die große Gemeinde Weichsel, in welcher der gleichbenannte Fluß entspringt. Als wir an der evangelischen Kirche in Ustron vorüberfuhren, fanden wir allda sämmtliche Pastoren Schlesiens im vollen Kirchenornate an der Straße versammelt, um den katholischen Oberhirten ihre Hochachtung zu bezeigen. Als Zeichen des bestehenden Religionsfriedens erfreute diese Aufmerksam-

keit sichtlich den edlen Bischof. Er nahm keinen Anstand, sofort die protestantische Kirche, begleitet von sämmtlichen Pastoren, zu besuchen. Wir eilten weiter nach der Weichsel, und erst am Rückweg functionirte der Bischof in der katholischen Kirche. Der zelotische katholische Pfarrer vermerkte dies als ein tadelnswerthes Versäumniß und schrieb es mir auf das Kerbholz; er wußte eben nicht, daß der edel denkende Bischof mir auf mein geäußertes Bedenken geantwortet hatte: „Was die Pastoren thaten, ist mir große Artigkeit, welche mich freuen muß; der katholische Seelsorger thut nur seine Schuldigkeit und Sie sagten mir, daß uns die Zeit sehr knapp bemessen sei, wenn ich die schöne Landschaft noch in guter Beleuchtung sehen wolle.“ Der Empfang in Teschen war feierlich und weihevoll; der Bischof hielt, am Altar stehend, eine Ansprache, welche begeisterte Aufnahme fand. Daß er seine Wohnung im Schlosse nahm, war den Klerikalen nicht genehm, denn es entging ihnen dadurch die tägliche und stündliche Einflußnahme. Es fehlte nicht an Denunciationen und Verdächtigungen in anonymen Briefen; allein sie wurden bei Seite gelegt. Durch fast vierzehn Tage war ich in des Bischofs Umgebung; seine zweite Residenz nahm er in Friedeck. Am Schlusse seiner geistlichen Arbeiten, als die Heimreise bereits beschlossen war, veranstaltete ich die Bergpartie auf die Lissa Hora. Der Ausflug befriedigte den stimmungsvollen Bischof außerordentlich, so daß er an einen alten Freund, den Domherrn M. in Regensburg, wo Diepenbrock früher gewesen war, einen herzenswarmen Brief darüber schrieb, von welchem ich zufällig hörte, als ich im Herbste desselben Jahres den Dom von Regensburg besuchte. Mein Abschied vom Fürstbischof im Kreise der gesammten Diözesan-Geistlichkeit war herzlich, wohlthuend für mich und wohlthätig für den Religionsfrieden im Lande. Der Scheidende forderte die Geistlichkeit in warmen Worten auf, zu mir zu halten und mit mir zu gehen, weil ich es mit ihnen und ihrem edlen Berufe aufrichtig und ehrlich meine. Diepenbrock's freundliches Wohlwollen für mich war nachhaltig und andauernd, denn als im October 1851 Se. Majestät der Kaiser Troppau besuchte, wo ich Statthalter war, erschien auch der Fürstbischof von Breslau als einer der vier Fürsten Schlesiens an der kaiserlichen Tafel und fand sich veranlaßt, mir auch in Gegenwart meines kaiserlichen Herrn für das Wohlwollen und für die Fürsorge zu danken, welche ich den katholischen Seelsorgern jederzeit erfolgreich zugewendet hätte. Seine Lobrede klang mir fast wie eine Vertheidigungsrede.

Im Sommer 1848 hatte ich den Fürstbischof in der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. getroffen. Er war so freundlich und offen, wie zwei Jahre zuvor, jedoch sprachen wir nur nebenher von Politik. Eines Tags befragte er mich über einen Priester aus Oesterreichisch-Schlesien, welchen ich näher kannte, wie der Bischof wußte. Wahrscheinlich hatte er denselben für eine höhere kirchliche Würde ins Auge gefaßt. Ich antwortete auf seine Fragen gewissenhaft, schilderte den Mann wie er war, als intelligent und praktisch, aber auch die Zweifelhaftigkeit seines Charakters, wie dieser von aller Welt beurtheilt wurde. Rasch und charakteristisch scharf antwortete mir Diepenbrock: „Mit einem Wort, der Mann ist ein Pfaffe, ich wähle ihn nicht."

Ja wohl, zwischen den braven Seelsorgern und den selbstsüchtigen Pfaffen ist ein riesiger Unterschied! Die Pfaffennatur haftet nicht an dem Kleide, sondern an der Eigenart des Menschen. Auch der bramabarsirende Freigeist ist seinem Charakter nach bisweilen ein Pfaffe, während die Anwendung dieser Bezeichnung auf den ehrlichen und pflichtgetreuen Priester und Seelsorger als eine böswillige Rohheit zurückgewiesen werden muß. Die Pfaffennatur ist eine Zwillingsschwester der Bauernpfiffigkeit, welche nicht bloß im Dorfwirthshause, sondern auch in den Grands Hôtels gute Geschäfte macht.

Immerhin bleibt es aber überraschend und ein Zeugniß für den Seelenadel des Fürstbischofs, daß ein so hoher Kirchenfürst, welcher ohne Zweifel ein berechtigter Candidat des Cardinalhuts war, diesen Unterschied so rasch und unumwunden anerkannte. Der besprochene Priester wurde nicht General-Vicar, sondern ein anderer, von mildem Herzen und von versöhnlicher Gesinnung, welcher mir sehr sympathisch war. Ich kann mir nicht versagen zu erzählen, daß ich von eben diesem pflichttreuen Priester in jenen Tagen zu Frankfurt a. M. einen gefühlswarmen Brief erhielt mit der Bitte, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte — für die Aufhebung des Cölibats zu wirken. Der Schreiber bemerkte unter Anderm, daß er bereits über sechszig Jahre zähle, daß ich ihn zudem kenne und ihm daher wohl keine selbstischen Absichten unterschieben werde; er sei jedoch von der sittlichen Schädlichkeit jener Institution so durchdrungen, daß er es für seine heilige Pflicht halte, jene Aufforderung an mich zu richten. Wenngleich ich mich über den edlen Mann, dessen Begehren schön und lobenswerth, aber damals nicht zeitgemäß und praktisch war, freute, so schwieg ich doch darüber gegen-

über dem Fürstbischof von Breslau. Als ich wieder heimkam, rechtfertigte ich meine Unterlassungssünde vor dem edelgesinnten Priester; und es war gut, daß ich so that, denn der eifrige Slave P. Prutek, welcher sich ein Jahrzehend später gegen den Cölibat ereiferte, wurde seinen priesterlichen Functionen enthoben, während mein priesterlicher Freund inzwischen Generalvicar geworden war. „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold.“ Diepenbrock war eine durch und durch poetische Natur, war, wie ich glaube, nicht ultramontan, denn dies bedeutet politische Herrschsucht, aber er war begeistert für den mystischen riesigen Aufbau der katholischen Kirche, und da mag er wohl auch ein Anhänger des Cölibats gewesen sein, wie er auch für die Wallfahrten schwärmte wegen ihres poetisch-religiösen Inhalts, trotz der socialen Uebelstände, welche sie im Gefolge haben; so hatte ihn auch eine Wallfahrt in Friedeck, wo ich ihn in der Nacht auf dem Kirchhofe unter den daselbst lagernden Wallfahrern begegnete, so sehr angeregt und begeistert, daß er sich in lebhaften Ergüssen mir gegenüber erklärte. Der edle Mann war zu ehrlich und vertrauensselig, um Gaunern nicht zum Opfer zu fallen, wie es ihm mit dem falschen Cardinal-Bischof Fürsten Altieri, welcher sich später als der Laienbruder eines Klosters entpuppte, im Jahre 1852, wie ich glaube, begegnet ist. Der Pseudo-Cardinal wurde in Warschau arretirt, nach Ancona geschafft und der päpstlichen Regierung ausgeliefert. Eines Tages erzählte mir Diepenbrock unter Anderm, daß er seinerzeit als Lieutenant bei unserm gefeierten Erzherzog Karl in Mainz gespeist habe. Also wie Pio nono und der damalige Erzbischof von Olmütz, Baron Sommerau, denn auch diese hatten als Offiziere gedient. Ist dies nicht ein historischer Fingerzeig, daß die beiden Schwerter zusammen gehören?

Ich habe mich vielleicht zu lange mit dem trefflichen Manne beschäftigt, allein es ist zu wohlthuend, in diesen hohen Kreisen anspruchslose Frömmigkeit und ungefälschte Menschenliebe mit Achtung gebietender Würde gepaart zu finden. Würde der edle und versöhnliche Bischof, wenn er heute noch lebte, den preußischen Maigesetzen friedlich und nachgeblich zugestimmt haben? Das ist eine Frage, auf deren Beantwortung ich noch mit wenigen Worten eingehen will. Ich glaube, daß er es nicht gethan hätte, denn die Macht der einheitlichen katholischen Kirche ist so gewaltig, daß dadurch die persönliche religiöse Ueberzeugung des einzelnen gläubigen Katholiken erdrückt wird: er kann nur entweder sich gehorsam beugen,

oder als Ketzer seiner Wege gehen; kein Besonnener und billig Denkender wird einem Kirchenfürsten diese Alternative stellen; nur seltene begeisterte Reformatoren von ungewöhnlicher Thatkraft sind für einen solchen Kampf befähigt. Die immerfort sich erneuernden Widerrufe Einzelner sowie insbesondere die rückgängige Bewegung, welche auf dem letzten vaticanischen Concilium die große Minorität der intelligentesten Bischöfe machte und ihre darauf gefolgte andauernde Fügsamkeit gegenüber dem neuen Dogma beweisen zur Genüge die Wahrheit meiner Behauptung. Der würdige und geistreiche Baron Diepenbrock hatte nicht das Zeug zu einem Reformator, er würde sich dem Dogma gebeugt haben, wenn auch nicht auf den Pfaden und in der Art Ledochowsky's; ja er hätte auch darin eine nicht zu unterschätzende Rechtfertigung gefunden, daß jene Maigesetze einen starken Beigeschmack haben von polizeilich-bureaukratischer Maßregelung und lutherisch-orthodoxer Staatskirchlichkeit. Aber wie soll in diesem modernen Kampfe der Frieden hergestellt werden? Ich sprach davon bereits im ersten Gedenkblatt und wiederhole es hier: nicht dadurch, daß der Staat sich zum Polizeimeister der Kirche hergiebt, oder daß er diese zu seinem Polizeimeister erniedrigt, sondern nur dadurch, daß er dem großen Grundsatze der Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit ehrlich sich unterwirft und dadurch das ungestörte confessionelle Nebeneinanderleben ermöglicht und sicherstellt. Ich verstehe die genannte Freiheit nicht wie Jene, welche meinen, daß dieselbe bedeute: die Aufgabe des Staats sei, seine Angehörigen frei zu machen von jeder Gläubigkeit und jedem Gewissenszwange und endlich wohl auch von dem Zwange der Logik im Denken, damit Jeder thun könne, wozu ihn Selbstsucht und Leidenschaftlichkeit anregen. Deshalb sagte ich bereits: eine gesunde Politik treibe weder Freigeisterei noch Theologie. Dazu gehören Muth und Beharrlichkeit, und nur die Gemüthlichen können sich der Täuschung hingeben, daß sich solche Gegensätze diplomatisch wegpactiren lassen; sie sind durch geschichtliche Thatsachen entstanden und solche müssen ihnen entgegengestellt werden; der Staatsmann muß sich als Welfe oder als Waibling bekennen. In Deutschland steht man diesem Uebergangsstadium wahrscheinlich näher als bei uns; Fürstbischof Diepenbrock sagte mir bei einer Gelegenheit, wo ich in einem Einzelfalle einer beabsichtigten gemischten Ehe ihn um seine Dazwischenkunft bat: „Meine Diözesanpriester im österreichischen Antheil können sich noch immer nicht durcharbeiten zu den Anschauungen ehrlicher Gleichberechtigung der Andersgläubigen und zur

vollen Anerkennung des weltlichen Gesetzes; aber es wird sich auch hier geben," und dieses ist auch meine Hoffnung und mein politisches Glaubensbekenntniß.

Ein Seitenblick auf unsere geselligen Verhältnisse in Teschen.

Ich will auch der gesellschaftlichen Verhältnisse gedenken, welche uns geistig auffrischten und nicht verbauern ließen, denn sie sind ein Stück Politik in des Worts weiterer Bedeutung. Der Cameral-Director v. Kleyle mit seiner sanften, liebenswürdigen Frau, der biedere Landeshauptmann v. Haraſowsky und seine heitere, wohlwollende Gattin; nach dessen Pensionirung sein Nachfolger Dr. Franz R. v. Scharschmid, eine für Kunst und Wissenschaft angeregte Persönlichkeit, durch Jahre Erzieher im Hause des Erzherzogs, ein feingebildeter Gesellschafter, ihm zur Seite die Tochter des Prager Professors Dr. Gustav Kopetz, unseres Montesquieu, dessen ausgezeichnete Arbeiten maßgebend waren für die Theorie und Praxis in Oesterreich; die Tochter glich dem Vater in heiterer Liebenswürdigkeit, sowie sie ihre Kinder musterhaft erzog; daran reihten sich gebildete Familien des Landes, wie die Barone Mattincloit, Spens, Graf Kuenburg u. A., der allgemein geachtete Kreishauptmann Gläser, Advocaten und Aerzte, gebildete Beamte und Bürger und mein bescheidenes Haus. Es war ein hübscher, anspruchsloser Kreis, dessen gesellige Beziehungen nicht in Tafelfreuden und Kartenspiel gipfelten. In solchem Bunde fanden wir uns auch mit dem Winter friedlich ab in einem Ländchen, welches im Süden von den trotzigen Karpathen umstanden ist, während der Norden von der eisstarrenden Ostsee her über eine unwirthliche Hochebene seine Winde und Eismänner entsendet. Wir wußten uns zu helfen. Wir wollten den veredelnden Genüssen, welche Kunst und Wissenschaft darbieten, nicht entsagen. Man verbauert leichter und schneller als man glaubt, nicht bloß hinter dem Pflug und im Rindviehstalle, sondern auch am Kanzleitische oder beim Bierkruge mit den Spielkarten in der Hand, nicht bloß auf dem Gemeindewege, sondern auch auf der Ringstraße der Residenz, sobald man sein inneres Leben, Denken und Fühlen vernachlässigt. Wir sorgten für feinere Unterhaltung und Geselligkeit; denn nicht in der Art der Arbeit liegt die Gefahr der Verbauerung, sondern in der Art, in dem Geschmacke der Unter-

haltungen, mit welchen man die Mußestunden ausfüllt. Unser geselliges Leben war nicht nach Jedermanns Geschmack. Diejenigen, welche, wie man in Militärkreisen sich ausdrückt, von der Pike auf gedient hatten, hielten solche geistige Auffrischungen nicht bloß für überflüssig, sondern für bedenklich, weil sie die Subordination schädigten, indem sie den Untergeordneten mit dem Uebergeordneten auf gleiche Linie stellten, und in der Gesellschaft der Geist und die Befähigung mehr berücksichtigt würden als der dienstliche Rang und die grauen Haare. Der junge Mann, welcher etwas gelernt habe, würfe sich, sagte man, zum Docenten seines Chefs auf, welcher stolz darauf sei, die Theorie zu verachten. Das feinere gesellschaftliche Leben führe auch zu größern Bedürfnissen und sei daher ökonomisch nachtheilig; der junge Mann müsse sich besser kleiden, begehre reinere Wäsche und verbrauche mehr Seife, darum sei der „Salon" nachtheiliger als das Bierhaus. Die Wirthschafts-Oberbeamten alten Schlages sahen es mit Behagen, wenn der junge Eleve recht abgenützte und schmutzige Kleidung trug, denn dieses war ihnen Beweis seines rastlosen Diensteifers und asketischer Entsagung. Wer nicht unbedingt unterwürfig war, galt als vorlaut, und wer nicht denuncirte, erwarb sich nicht Vertrauen. Die modernen wirthschaftlichen Hochschulen waren den ergrauten Wirthschafts-Directoren ein kostspieliger theoretischer Humbug, denn was sie sollten, verläßliche landwirthschaftliche Recepte, lieferten sie nicht, sondern nur vorlaute, unpraktische Eleven und Adjuncten. Auch das Montanisticum wurde zu jener Zeit noch häufig von empyrischen Dilettanten geleitet, welche die neuen Erfindungen der Technik und Chemie als Excentricitäten verschrieen, die Hochofen-Chemie und was daran hing, als eitel Maulwerk ansahen, sich über die vermehrten Arbeiten, welche man ihnen zumuthen wollte, erzürnten und bei ihrem Hosiannah des Alten polternd beharrten. So ging es aber nicht auf die Dauer und die intelligenten Gutsherren lenkten ein; ihnen erwuchs jedoch eine andere Gefahr in den modernen Schwindlern, welche sich heandrängten, so daß viele von ihnen schweres Lehrgeld bezahlten, was natürlich als ein Beweis galt, daß die alte Mache die praktisch richtige sei. Wir standen damals in Teschen in einer solchen Uebergangsperiode und glaubten, daß eine allgemeine geistige Befruchtung des gesellschaftlichen Verkehrs der guten Sache nur förderlich sein könne. Allein unvermeidlich war es, daß böse Zungen an unserm Thun und Treiben zu nörgeln und zu tadeln fanden. Wir sahen recht wohl das Heranziehen der politischen Gewitter, sowie daß im Falle des

Ausbruchs wir auf uns selbst angewiesen sein würden. Ich erinnere mich, daß ich am 12. März 1848 einigen Herren, welche mich zum Thee besuchten, ironisch scherzend die Sammlung der europäischen Verfassungen von Pöllitz auf den Tisch legte mit dem Bemerken, daß es an der Zeit sei, eine solche für Oesterreich zusammenzustellen, denn es werde ohne Zweifel bald losgehen. Tags darauf, den 13. März, ging es bekanntlich in Wien los und ein feiner Polizist, welcher von meinem Scherzen gehört hätte, würde nicht gezweifelt haben, daß ich zu den Verschwörern zählte. Wir machten aber keine Verfassung, sondern tranken Thee und Bier. Von den Märztagen will ich an einem andern Orte sprechen, hier sei nur vorläufig bemerkt, daß die Stellung, welche ich einzunehmen hatte, nicht zweifelhaft sein konnte und in folgenden Schlagwörtern gipfelte: das Besitzthum des Erzherzogs vor Schaden zu bewahren, der neuen Zeit nicht den Weg zu verlegen, den Uebergriffen der Slaven entgegen zu treten, daher an Deutschland festzuhalten, und dieses zu leisten, lediglich auf mir selbst stehend, denn Unterstützung hatte ich von keiner Seite zu erwarten.

Vom März 1848 bis September 1848.

Der Director wird, gern oder ungern, ein Politiker des Tages.

Als der Märzsturm losbrach, war ich durch Amtssorgen schwer bedrückt. Die plötzlich hereingebrochenen großen politischen Ereignisse stachelten mich auf und die Verhältnisse nöthigten mich, mitzuthun, gaben aber meinen persönlichen Hoffnungen keinen sanguinischen Aufschwung; denn ich gehörte nicht zu den Vielen, welchen Adam Smith nachsagt, daß sie ihr Glück und ihre Fähigkeiten überschätzten, weshalb ich auch bei der Beurtheilung Anderer mit einer Mäßigung vorging, welche den Hochaufstrebenden, sich Ueberschätzenden nicht genügte. Wenn man Bergriesen aus der Ferne sieht, so verschwimmen die Contouren, und die Vorberge, ihr Hofstaat, treten mit ihnen in ein Bild zusammen; kommt man aber näher, so werden die Contouren scharf, die Vorberge trennen sich von den Riesen und diese ragen allein und selbständig empor; bei den als politische Größen verhimmelten Männern ist dies oftmals umgekehrt. Man findet die Vorberge stärker als den Riesen, den sie umstehen

und beherrschen! Meine Fähigkeit mußte sich in zwei Hauptrichtungen bewegen: einmal in der Richtung des Patrioten, welcher sein Vaterland liebt, und dann in Erfüllung der Aufgaben, welche mir als Güter-Director im Interesse meines Herrn gestellt waren. Für beide gab es vorerst das gemeinschaftliche Gebot: der neuen Bewegung nicht feindlich entgegen zu treten, sondern zu ihrer berechtigten Entwickelung mit zu helfen; zugleich aber jeder Ueberstürzung ebenso entgegen zu arbeiten, wie einer unklugen Rückbewegung, also weder revolutionär noch reactionär zu sein. Dieses lag insbesondere im Interesse der Güterverwaltung, welche, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, sich des Vertrauens der Bevölkerung versichern mußte. Als Patriot hielt ich zunächst den Staatsgedanken heilig und bekämpfte die föderalistischen und separatistischen Bestrebungen der slavischen Propaganda, welche sich zur Aufwiegelung der Goralen und Slaven Nord-Ungarns, der polnischen Bevölkerung im Teschener Kreise und der mährisch-böhmischen des Troppauer Kreises in der alten, kleinen Piastenstadt Teschen zusammengefunden hatte. Es war ein ganz hübscher panslavischer Anlauf. Nicht minder wichtig und in unmittelbarem Interesse der Herrschaft war es, mögliche communistische Bestrebungen niederzuhalten und Ausbrüche wilder Rohheit abzuwehren. Die Sache war um so ernster, als wir aus dem Winter noch einen empfindlichen Nothstand in das Frühjahr hinüber genommen hatten. Im Spätherbst 1847 waren die beiden Gouverneure von Galizien und von Mähren, die Grafen Franz und Rudolf Stadion, zu den Karpathen gereist, um wegen der hereingebrochenen Nothzustände Fürsorge zu treffen; der Gouverneur von Mähren hatte in Teschen ein Comité eingesetzt, zu welchem ich gehörte, und ich hatte sofort die herrschaftlichen Schüttkästen und Speicher zur Lagerung zuzuführender Vorräthe, sowie unsere Beamten und Diener für die sich ergebenden Arbeiten zur Verfügung gestellt. Das Kreisamt war leider sehr säumig geblieben. In den Märztagen aber kam eine ungewöhnliche Menschenmenge auf den Wochenmarkt zu Teschen und verlangte die Verabfolgung der Vorräthe, von welchen ihnen gesagt worden war. Der Kreishauptmann, eingeschüchtert, schickte die Leute an mich mit der Bemerkung, daß ich alles in Händen hätte. Dieses Vorgehen war nicht zu loben, denn nach den Erlebnissen, welche wir zwei Jahre zuvor in Galizien mitgemacht hatten, konnten schlimme Dinge daraus entspringen. Da ich jedoch des Vertrauens der Bauern mich in hohem Grade erfreute, so nahm ich

die Mission an, denn ich versicherte mich dadurch der Unterthanen und eroberte eine von der rath- und thatlosen k. k. Behörde unabhängige Stellung, begreifend, daß ich ganz und gar auf eigenen Füßen stehen müsse. Hierdurch wurde der Sturm, welcher uns von dieser Seite her bedrohte, abgewendet und ich wurde noch einflußreicher als ich es schon gewesen; freilich blieb auch der Neid Derjenigen nicht ferne, welche es bequemer fanden, gegen Popularitätshascherei zu declamiren, für ihre Person aber der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Ich galt für streng rechtlich, für aufrichtig und für wohlwollend und man wußte, daß ich gegen die neue Bewegung nicht intriguirte, sondern nur die Ordnung in derselben vertrat. Es gab sehr ernste Verhältnisse zwischen der Herrschaft und ihren Unterthanen und man konnte nicht verhindern, daß darüber nicht ohne Rückhalt, ja mit Heftigkeit gesprochen wurde. Die Gemeinden und die Zwergwirthe in denselben erhoben communistische Ansprüche auf Grund und Boden, insbesondere auf die Waldbestände. Ich will ein Beispiel für viele hervorheben. In der großen Gebirgsgemeinde Weichsel, in welcher die Weichsel in zwei Quellen, der weißen und der schwarzen Weichsel, entspringt, um von den Vorbergen der großen Karpathen in das schlesische Flachland niederzusteigen, stellten sich die Großbauern an die Spitze der Zwergwirthe und Inleute, um von der Herrschaft „bessere Bestiftung" der kleinen Leute zu begehren. Die herrschaftlichen Aemter schüttelten bedenklich den Kopf, denn diese Gemeinde galt für energisch und übte die Führerschaft in einem großen Theile des zwischen Schlesien und Galizien sich hinziehenden Gebirges. Diese Bewegung fand schon im April 1848 statt. Das Kreisamt war nicht nur machtlos, sondern im Stillen auch schadenfroh. Ich entschloß mich sofort selbst hinzugehen. Unbefangen und fest trat ich vor die versammelte Bauernschaft: Groß-Bauer, Halb-Bauer, Viertel-Lehner und behauste Inleute. Die Großbauern führten das Wort, setzten aus einander, daß die Grundbestiftungen vergrößert werden müßten, wenn die kleinen Leute davon sollten leben können. Ich hörte mit Aufmerksamkeit und Geduld zu. Die Leute freuten sich über mein Wohlwollen und mein praktisches Verständniß. Die Bestiftungen mancher Großbauern waren übergroß, betrugen mit Einschluß ihres Waldbodens wohl auch mehrere 100 Joche. Da nahm ich denn zuerst die Gemeinde-Mappe zur Hand und sagte, daß dreißig bis vierzig Joche Bestiftung wohl vollkommen zureichend seien und die Leute bejahten es. Nun ging mein Vorschlag dahin, daß

wir mit einer Commassation des bäuerlichen Grund und Bodens beginnen, sodann Jedem seine dreißig bis vierzig Joche zumessen sollten und das, was daran noch mangelte, sollte nach meinem Vorschlage aus den herrschaftlichen Gründen ergänzt werden. Es war ein tückischer communistischer Vorschlag. Wer dreißig Joche besaß, wär sofort entschiedener Gegner des Begehrens der kleinen Leute. Man ließ diese gar nicht mehr an mich herankommen und beschloß vollkommen conservativ, daß Alles beim Alten bleiben sollte. Ich gab Bier und Branntwein zum Besten und wir schieden als gute Freunde. Ein zweiter bedenklicher Gegenstand war die Natural-Robot; unsere Wirthschaft war darauf basirt und der Frühjahrs-Anbau im Zuge. Ich erließ ein Umlaufschreiben, in welchem ich die Robotpflichtigen aufforderte, ihre Robot bis 15. Mai wie bisher abzustatten; von da ab werde die Herrschaft keine Natural-Robot mehr verlangen, sondern sich mit jeder Entschädigung begnügen, welche ein neues Gesetz seinerzeit aussprechen werde. Dies wirkte. Die Robot wurde so ordentlich abgestattet wie je zuvor. Die dritte, vielleicht wichtigste Potenz, welche ich sowohl als Güter-Director, als auch als österreichischer Patriot ins Auge fassen mußte, war die von den Slaven in Scene gesetzte Nationalitäts-Hetze. Teschen war, wie ich bereits sagte, ein Stelldichein für diese Sonder-Bestrebungen. Davon will ich sofort erzählen.

Es waren insbesondere zwei Ereignisse, welche von den slavischen Führern in Teschen augenblicklich angefaßt wurden: die Bildung der National-Garde in slavischem Geiste und die Verhinderung der Wahl zum deutschen National-Parlamente in Frankfurt a. M. Das bestehende Bürger-Schützencorps hatte einen panslavistisch gesinnten Hauptmann; derselbe sollte auch Commandant der National-Garde werden; auch die Uniformirung sollte nach slavischem Zuschnitt erfolgen. Außerdem war in Betracht zu ziehen, daß der über Bielitz importirte deutsch-nationale Radicalismus sämmtliche National-Garden des Reichs zu einem Bürgerheer zu vereinigen trachtete, welches nach Bedürfniß dem Soldatenheere entgegentreten konnte und sollte. Diese Richtungen waren nicht die meinigen, und da es Eile hatte, entwarf ich sofort ein Nationalgarde-Statut, in welchem diese überwiegend als Gemeinde-Institution aufgefaßt war und schlug zugleich die Annahme jener Uniform vor, welche die Wiener National-Garde gewählt hatte. Durch das Letztere sollte der deutsche Charakter der Garde und ihr Zusammengehen mit der Wiener gewahrt werden; durch das Erstere wollte ich ihr den politisch-revolutionären Charakter

nehmen und die Aufrechthaltung der innern Ordnung als die erste Aufgabe derselben bezeichnen. Beides wurde nach einem ziemlich lebhaften Redesturm im Stadttheater, wo ich von der Bühne aus sprach, angenommen. Kaiser Ferdinand hatte in Schönbrunn die deutsche Nationalfahne, schwarz-roth-gold, persönlich aufgehißt, auch vom Stefansthurme in Wien wehte dieselbe; dies berechtigte, ja verpflichtete mich nahezu, dasselbe am Schlosse zu Teschen zu thun, um gegenüber den slavischen Trennungsgelüsten den Gedanken der Einheit des Reichs festzuhalten und entschieden zu vertreten. Als ich es that, war ich so klug und wenn man will, so kühn, auszusprechen: es sei dies zwar eine deutsch-nationale Fahne, aber für unsere Staaten sei sie die Fahne des Constitutionalismus, nicht irgend einer Nationalität, welche Alle in dem polyglotten Reiche sich von nun an in einer freien Verfassung zusammenfinden würden. Den Panslavisten in Teschen war diese Action sehr unangenehm und zwar zunächst deshalb, weil dieselben zur Zeit mit allen Mitteln gegen die Beschickung des Frankfurter Parlaments ankämpften. Das Letztere war eine gewichtige principielle Frage, denn es sollte dadurch die Lossagung der slavischen Stämme vom Verbande mit Deutschland ausgesprochen werden. Die Umtriebe brachten es wirklich so weit, daß die Wahl durch Zersplitterung der Stimmen resultatlos zu werden drohte. Ich allein war der Candidat, dessen Wahl mit Sicherheit durchgesetzt werden konnte, allein meine dienstlichen Obliegenheiten erschwerten unendlich die Annahme einer solchen Sendung. Erst am Abend vor dem Wahltage erhielt ich von meinem Herrn die Erlaubniß, als Wahlcanditat aufzutreten; ich that es und der Erfolg war überraschend, denn ich wurde in einer sehr zahlreichen Versammlung von vorwiegend slavischen Wählern mit allen gegen eine einzige Stimme gewählt, — ich der Repräsentant des patrimonialen Gerichtsherrn von den robotpflichtigen Bauern.

Ich sollte vielleicht noch des deutschen Radicalismus gedenken, welcher in Bielitz für die Frankfurter Linke agitirte. Allein bei der Stimmung der Bauern konnte ich ihn als ungefährlich ignoriren.

Ich reiste nach Frankfurt a. M. in Gesellschaft des Teschener Professors Adolf Kolatscheck für den Wahlbezirk Oderberg, des Industriellen Göbel für Jägerndorf und des Dr. Wanderstraß für Neutitschein in Mähren. Also nach Frankfurt a. M. zur verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung!

Die österreichische Frage und die deutsche.

Deutschland wollte groß und einig werden wie zur Zeit der ohenstaufen, Oesterreich wollte groß und einig bleiben wie zur eit der Kaiserin Maria Thersia und des Kaisers Josef. Dies waren bei große Fragestücke; ich hatte aber für mich noch ein drittes: e Erfüllung der Pflichten meines besondern Amts. So belastet at ich meine Reise an. Europa war ein politischer Jahrmarkt; allen Ländern überstürzten sich die politischen Marktfieranten, die leffen zu besuchen und sich gegenseitige Concurrenz zu machen. ine Hauptmesse aber für deutsche Politiker war in der alten rönungsstadt Frankfurt a. M. eröffnet worden, und dahin fuhren ir. Wem Satyre und Ironie im Hirne kochte, dessen Herz aber lt war für Freiheitsbestrebungen, Menschenwohl und culturellen ortschritt, der fand Stoff genug, sich boshaft lustig zu machen über e Marktbesucher und ihr Treiben. „Jetzt predige wieder," sagte Johannes Ronge dessen Freund im Bierhaus. Und der Hans eg auf den Tisch und predigte über die neue Mission des Christen= ums. Ein überschäumender Redner aus Wien donnerte im Par= mente gegen die Reaction und schlug dem Hause vor, daß es e Gesalbten in Deutschland auffordern solle, ihre Königskronen, erzogshüte, Scepter, Orden und Titel auf den Tisch des Hauses ederzulegen und der Wohlmeinung des deutschen Volks zur Ver= gung zu stellen. Die Soldaten, diese verthierten Söldlinge der espotie, wie sie der Radicalismus Hecker's bezeichnete, sollten als erufssoldaten niedergeworfen und in ein Volksheer von undefinir= arer politischer Farbe verwandelt werden. Ach, der warme Lenz es Jahres 1848 erzeugte viele Tollheiten und die politischen Marktfahrer empfahlen dieselben, wie Dulcamara seine Arzeneien. llein neben diesen Jahrmarktsspectakeln standen viele tief ernste Fragen auf dem Jahresprogramme, und neben den Possenreißern, den Jongleurs, den Marktschreiern aller Art, neben welchen viel Gesindel ein= herlief, fanden sich auch ernste, pflichttreue, patriotische, aufgeklärte, freie Männer, intelligent und opferfähig, welchen das Herz aufjauchzte, wenn sie der Hoffnungen gedachten, welche der Freiheitslenz in ihnen erweckt hatte, und welche wieder hoffnungslos zusammenbrachen, wenn sie die wilde unwürdige Hetze auf der einen Seite sahen und auf der andern die tückisch lauernden, unpatriotisch selbstsüchtigen Männer und deren für Alles verwendbare Werkzeuge. Es war eine Zeit des Jubels, und zugleich geeignet, bange zu machen. Solche Gedanken, vor

allem aber Bekümmernisse um meine Heimath, begleiteten mich auf meiner Reise nach Frankfurt a. M. Sie gipfelten in der Frage: was wird aus uns werden? Statt einer Antwort hierauf beschränke ich mich auf eine knappe Skizze der Versäumnisse, welche bewirkten, daß in Wien die loyale Begeisterung des 15. März mit der grausigen Blutthat des 6. October abschloß. Das erste verhängnißvolle Versäumniß war, daß man in den Märzwochen die Stimmung der Ungarn auszunutzen nicht verstand oder nicht vermochte, um den Staatsgedanken diesseits und jenseits der Leitha einen harmonischen constitutionellen Ausdruck zu geben; meines Erachtens mußte man, unter Festhaltung des alten ungarischen Constitutionalismus, für alle gemeinsamen Angelegenheiten der beiden Reichshälften eine gemeinsame constitutionelle Spitze schaffen; aber die maßgebenden Regierungsmänner wollten das Patent des 15. März nicht zur thatkräftigen Wahrheit sich entwickeln lassen und fürchteten daher, die Ungarn in eine Gesammtbewegung hinein zu ziehen. Hüben und drüben machte man Revolution nach eigener Façon. Dieses Versäumniß setzte sich in der otroyirten Verfassung vom 25. April 1848 fort, indem man sich auf eine diplomatische Phrase über die Reichseinheit beschränkte, in Wahrheit aber die Theilung der beiden Reichshälften anerkannte, so daß factisch nur eine Personalunion übrig blieb. Nicht minder verhängnißvoll war es, daß man sich auf den Standpunkt einer Octroyirung stellte, anstatt die Aprilverfassung als sofort provisorisch geltend zu erklären, unter gleichzeitiger Revision durch eine constituirende Versammlung, welche zugleich und insbesondere das constitutionelle Verhältniß beider Reichshälften zum Gesammtreiche festzustellen gehabt hätte. Ueberdies waren die Länder diesseits und jenseits der Leitha nicht mit gleichem Maße gemessen, da der ungarische Reichstag die Verfassung berieth und zur Sanction vorlegte, während man sie diesseits als ein freiwilliges Geschenk des Monarchen hingab, was bei der vorhandenen Aufregung und dem herrschenden tiefen Mißtrauen schon nicht befriedigen konnte. Der dritte Mißgriff endlich war, daß man, eingeschüchtert durch das Drängen der Aula, die Verfassung vom 15. April einfach in den Papierkorb warf, während ein nachhaltiges Vertrauen doch nur dann gehofft werden durfte, wenn ein wirkliches, greifbares, constitutionelles Organ sofort in Thätigkeit gesetzt worden wäre. Die revolutionären Bewegungen des Monats Mai hatten die beklagenswerthe heimliche

fahrt des Kaisers nach Innsbruck zur Folge und dadurch wurde volle Revolution in Gang gebracht. Es kam noch schlimmer. Einberufung eines constituirenden Reichstags, ohne angedeutete provisorische Aufrechthaltung der Aprilverfassung zu suchen, und vollends dessen Einberufung nach der in- girten Residenz mußte die Uebelstände bis zu völliger rchie vermehren; denn da die Executivorgane Ansehen und Macht ständig eingebüßt hatten, so war es unvermeidlich, daß der con- irende Reichstag seiner Aufgabe entzogen wurde und sich Executive nothgedrungen bemächtigte; er mußte ein went werden oder abdiciren, denn das Regieren hatte thatsächlich gehört. Meines Erachtens war ein auf Grundlage der April- fassung einberufener provisorischer Reichstag zu schaffen, cher mit dem Ministerium zu regieren hatte, während chzeitig dem constituirenden, außerhalb der Mauern ens tagenden, die Aufgabe zu stellen war: die Fundamental- tze des Gesammtreichs mit Zuziehung einer ungarischen Depu- on oder Regnicolar-Commission zu berathen; die Aprilverfassung die diesseitige Reichshälfte zu revidiren, um die Ergebnisse von der n und andern Arbeit entweder unmittelbar oder durch die be- fenden Reichstage an die Krone zur Beschlußfassung zu leiten auf diesem Wege eine Verständigung über die gemeinsamen gelegenheiten zu gewinnen. Allein nur der constituirende Reichs- wurde berufen und mit großem Jubel in Scene gesetzt. Wie Regierung rathlos und thatlos die Länder der Stefans- te völlig sich selbst überließ, so wußte sie sich auch keinen Rath nüber von Deutschland. Mit Recht durfte F. Grillparzer vom fen Radetzky singen: „In deinem Lager ist Oesterreich!" Weil deutsche Ferment die revolutionären Bewegungen in deutsch- onaler Richtung leitete, so spielten die Slaven im Reichstage die servativen und arbeiteten der Reaction in die Hände. Wir ge- nen weder festen Boden in Deutschland, noch vermochten wir nung zu schaffen im eigenen Lande. So kam, was gekommen wir fielen in ein legislatives und administratives Chaos, welches wenigen Monaten in einer vollen Anarchie die wildesten Ele- te zur Herrschaft brachte. Am Abend des 6. October lag nur r die concrete Frage vor: hat die Regierung, gestützt auf den Reichs- den Gemeinderath und die Nationalgarde, den Willen und die cht, die schändlichen Mörder Latour's aufzugreifen, sie vor Gericht stellen und nach dem Gesetze zu strafen? Wenn sie dies nicht

konnten oder nicht wollten, so waren diese Organe nicht mehr fähig, ihre Pflicht zu erfüllen, sie waren Sklaven oder Theilnehmer der Anarchie. Und sie konnten es nicht! Damit hatte die politische Frage ihr Ende erreicht und es blieb nur noch die militärische. Es erfolgte die Belagerung und Einnahme Wiens. So endeten in Wien die mit Jubel begrüßten Märztage des Jahres 1848. In den Provinzen konnte ohnehin nur von mehr oder minder ernsthaften Putschen die Rede sein und mit dem Falle Wiens war auch deren Erneuerung nicht mehr zu befürchten. Anders in Ungarn, wo erst mit der Capitulation von Villágos im August 1849 der Krater der Revolution geschlossen wurde. Also verlief in Wien das Wochenbett der Freiheit! Es war ein gar trauriger Verlauf! Wie ging es in Deutschland, dem Lande, wo man nach Moritz Arndt die Nationalhymne „Was ist des Deutschen Vaterland?" jubelte, wo man heute die muthige „Wacht am Rhein" als das deutsche „Marchons, marchons contre leurs canons" singt.

Vor und in der Paulskirche.

Als wir schlesische Abgeordneten in der deutschen Krönungsstadt einfuhren, hatte diese ein sehr festliches Aussehen. Jedes Haus war beflaggt und geschmückt; aber es war ein demokratischer Jubel: die glänzenden Carossen der Plutokraten und Plenipotentiaires mit den betreßten Lakaien waren nirgend zu sehen; kein Orden schimmerte von einer Uniform oder einem Salonfracke, selbst die kleinen Schnürchen, an welchen man die Decoration zu befestigen pflegte, waren bei den sehr Vorsichtigen beseitigt. Baron Rothschild gab kein Diner, für welches, wie ehemals, der russische Gesandte das Menu geprüft und festgestellt hatte; aber die vielen guten Hotels und Speisehäuser der reichen Stadt waren genügend mit Eßvorräthen und guten Weinen versehen worden. Die Nationalgarde der Stadt und wenige Bundestruppen hielten die Ordnung aufrecht. Wir standen in der Revolutionszeit und konnten zufrieden sein, wie es eben gewesen. Das Jahr 1848 war ein gewaltiges Revolutionsjahr, kein Jahrhundert bis hinauf zur Völkerwanderung hat ein gleiches aufzuweisen, blutigere und grauenvollere allerdings, jedoch keines, in welchem die Geister ihre Wolkenschlacht in so breiten und mannigfaltigen Schlachtordnungen auf die Erde übertrugen.

Auch die Conservativen auf der rechten Seite des Frankfurter Parlaments standen auf revolutionärem Boden, und Simon von Trier sprach eine drastische Wahrheit aus, als er dem Freiherrn v. Vinke, welcher sich rühmte auf dem Rechtsboden zu stehen, spöttisch antwortete, daß er als Rechtsanwalt lieber die Fürsten als die Herren von der Rechten vertreten wolle, denn er würde diesen Namens der Fürsten exceptionem vis ac metus entgegensetzen. Robert Blum traf den Nagel auf den Kopf, wenn er der Rechten zurief: „Ihr nennt uns Wühler! Ja, wir waren es, und wären wir's nicht gewesen, so säßet ihr nicht hier.“ Die Linke war consequenter als ihre Gegnerin, wenn sie, lediglich den Erfolg in's Auge fassend, fort revolutioniren wollte; aber unpraktisch waren diese Männer, weil sie die Gegner unterschätzten, und darin liegt für die zuletzt aburtheilende Geschichte die schwarze oder die weiße Kugel, das Schaffot oder die Bürgerkrone. Es ist ein politischer Fehler und ein Verbrechen, wenn eine Partei, sei es auch im besten Glauben, über Stock und Stein, durch Blut und Verwüstung etwas anstrebt, was sie für das ideal Richtige hält; sie muß sich sagen wie der griechische Weltweise zur schönen Phryne: „So theuer bezahl' ich meine Reue nicht;“ denn bereuen wird sie ihr Thun, wenn sie unter Leichen stehend, das ersehnte Ziel nur noch weiter hinausgerückt sieht. Polen ist ein warnendes Beispiel.

Wir Oesterreicher waren wider unsern besten Willen das erste Hemmniß der bundesstaatlichen Einheit; denn als österreichische Patrioten konnten wir nur auf die Bildung eines Staatenbundes eingehen, da ein Bundesstaat uns staatlich zerrissen und vernichtet hätte; vollends unmöglich war es aber, daß wir auf eine Verfassung eingingen, welche uns der Krone Preußens untergeordnet haben würde. Eine solche Zumuthung war ebenso verletzend und demüthigend für unsere Ehre, als sie den Bestand unseres Reichs und unsere unmittelbaren Interessen schädigte. Die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 2. und 3. November 1848, welche uns einen Selbstmord zumutheten, waren daher der Todesstoß für die deutsche Einheit, weil man uns mit unserm großen und alten deutschen Ländergebiete vor die Thüre setzte und sodann auch in unvermeidlicher Consequenz für die hochgepriesene deutsche Freiheit, welche getheilt und zerrissen, nothwendig erliegen mußte und nur in den Seelen des wiedererweckten alten Bundestags unterkriechen konnte. In dem deutschen Parlamente kochte und gährte es fort und fort in beklagenswerther Weise und die

Spaltungen wurden immer schroffer und verbitterter; die republikanische Partei gab ihre Anläufe und Hetzen nicht auf, trotz der Hoffnungslosigkeit, welche ihr von allen Seiten entgegen trat. Ich sagte in Heidelberg zu Hofrath Kapp in Gegenwart von Ludwig Feuerbach und Anderen, daß ich selbstverständlich kein Republikaner sei, und wenn die Herren, wie sie consequent müßten, an dem allgemeinen Stimmrechte festhielten und demgemäß die Vorfrage stellten, ob Republik ob Monarchie, so würden sie von den im Parlamente vertretenen deutschen Völkerschaften eine riesige Majorität für die Monarchie erhalten. Lessing sage zwar: „Einer könnte Recht haben gegen eine Million," aber im Staate muß sich dieser Eine doch dem Ausspruche der Million fügen. Diese Partei war auch zu sehr mit der Straßen-Emeute verquickt, um selbständig und unabhängig Politik machen zu können. So kam z. B. monatlich der schlanke Demagog mit der rothen Kravatte, Herr Germain-Metternich aus Koblenz, um die Revolutions-Pioniere und ihre Truppen zu mustern. Er verschaffte den Bierhäusern gute Geschäfte und der Polizei und der Nationalgarde allerlei widerwärtige Arbeit. Als die Wahl des Reichsverwesers in der parlamentarischen Pfanne schmorte, da war es nahe daran, daß die parlamentarische Rechte mit einem Steinhagel begrüßt worden wäre; nicht nur war der Andrang des Mob an die Thüren der Paulskirche bereits sehr ungestüm geworden, sondern an einem Tage, wo man einen sehr lebhaften Sturm erwartete, welcher aber glücklicher Weise in Folge eines während der Nacht zwischen den Clubs geschlossenen Compromisses unterblieb, fand der Major, welcher die Wache hatte, nach der Entfernung des Publikums von der großen Gallerie bei den Sitzen an der Brüstung zahlreiche Säcke mit Steinen, deren Bestimmung nicht zweifelhaft sein konnte. Sie galten den Köpfen auf der Rechten und im rechten Centrum. Die Freiheit, welche auf der Straße geboren und auf offenem Markte erzogen wird, ist meist wild und ungeberdig, daher unstaatsmännisch. Eines Tags sah ich viele Männer in einen Gasthausgarten eintreten; es waren zumeist „Bassermann'sche Gestalten". Ich folgte dem Zuzug, und auf einer Art Kanzel stand ein blasser, hagerer, höchst aufgeregter Mann und bog seinen Leib so weit über die Brüstung vor, daß ich fürchtete, er werde unter seine Zuhörer hinabstürzen. Unter meines Vaters Büchern hatte ich, noch ein unreifer Knabe, eines gesehen, auf dessen Titelblatt ein grimmiger Jakobiner gezeichnet war, welcher mit weit aufgerissenem Munde die Weltkugel zu verschlingen versuchte; unwillkürlich erweckte der Redner diese

Erinnerung in mir. Der Sprecher donnerte, geiferte und hetzte unter johlendem Beifall. Schließlich aber verpuffte der Spektakel. Diese Hetzen thaten der freiheitlichen Entwickelung großen Schaden und entwürdigten die Ideen, für welche man zu kämpfen vorgab; ihnen fielen auch der geistreiche aber leichtfertig herausfordernde Fürst Lichnowsky und der edle und bescheidende General Auerswald zum Opfer. Solche wild anstürmende Revolutionäre nöthigen die Regierung, zu den Bajonetten und zu den Kartätschen zu greifen. Zur Zeit der Pfingstferien sah es recht bedenklich aus, so daß sogar im Parlamente, wenngleich etwas maskirt, über die vielleicht nothwendig werdende Wahl eines andern Versammlungsorts für Frankfurt a. M. debattirt wurde; allein die Mehrheit des Parlaments bewies genug Heftigkeit, Würde und Stolz, um einen derartigen Beschluß abzulehnen. In diese Zeit fiel auch die mit vielem Lärm in Scene gesetzte Volksversammlung zu Neustadt a. d. Hardt; sie blieb jedoch ohne ernsthafte Folgen.

Ausflug nach Heidelberg, Baden-Baden und Karlsruhe.

Ich benutzte die kurzen Pfingstferien zu einer Excursion nach Heidelberg zu Hofrath Kapp, welcher zu den dreißig Männern gehörte, die die äußerste Linke des Parlaments bildeten. Ich traf bei ihm Ludwig Feuerbach. Ungeachtet der Verschiedenheit in den politischen Anschauungen war mir das Haus durch die unbefangene Liebenswürdigkeit der deutschen Hausfrau und ihrer geistig angeregten Tochter sofort sympathisch geworden. Als ich nach einem Abendspaziergang heimkehrte, fand ich die Hofräthin in Thränen, sie war sehr beunruhigt über die immer wiederkehrenden Krampfanfälle ihres Mannes, welcher an jenem Abende das Bett hüten mußte. Ein Wort gab das andere. Ich sagte endlich ohne Umschweife, daß Mutter und Tochter den Hofrath bewegen sollten, seine parlamentarische Thätigkeit aufzugeben, er habe, der äußersten Linken angehörig doch nur neunundzwanzig Genossen in einem Parlamente von sechshundert Mitgliedern; und bei der völligen Hoffnungslosigkeit mit seinen politischen Anschauungen durchzudringen, liege es ihm als Gatte und Vater ob, sich seiner Familie zu erhalten. Mutter und Tochter stimmten mir lebhaft bei.

Von Heidelberg setzte ich meinen Ferienausflug nach Baden-Baden und Karlsruhe fort. In Baden-Baden, vor dem glänzenden und sehr besuchten Spielsaale, traf ich einen von Wien aus mir bekannten

Schweizer Kaufmann, Herrn B., einen feinen, intelligenten und freisinnigen Mann, welcher gern Politik trieb. Wir sprachen von dem Sonderbunde der katholischen Cantone aus dem Jahre 1846. Herr B. war kein Sonderbündler gewesen. Er erzählte mir, daß er damals in Geschäften eine Reise nach London machte und daß er schon am Tage seiner Ankunft mit einem guten Freunde aus dem Foreign office dinirte. Die Sonderbundskrise war begreiflicherweise das Hauptthema ihres Gespräches, und was B. zu sagen wußte, interessirte seinen Freund aus dem auswärtigen Amte so lebhaft, daß dieser ihn fragte, ob er denn nicht geneigt sei, dem Lord Palmerston auf des Letztern Verlangen die gemachten Mittheilungen zu wiederholen. Der bescheidene B., obschon hoch überrascht und ungläubig, stellte sich dem Lord zur Verfügung. Und siehe da, schon am Vormittag des nächsten Tages kam eine Einladung, im auswärtigen Amte erscheinen zu wollen. Herr B. wurde auf das Freundlichste empfangen und der Lord horchte auf die gemachten Mittheilungen mit großer Aufmerksamkeit. Wenige Tage später ging Lord Stradfort-Canning als außerordentlicher Gesandter nach Bern ab, und da er sehr weitgehende Vollmachten mit sich führte, so machte der ordentliche Gesandte, Sir Robert Peel, der Sohn des hochberühmten R. Peel, eine Erholungsreise nach Baden-Baden. Die Sonderbunds-Affaire wurde auf einen ganz andern Weg gelenkt, die Sonderbündler unterlagen und die Schweiz erhielt eine neue Verfassung. Sofort reiste der energische Stratford-Canning, später Lord Redcliff, nach Constantinopel, um die durch den berühmten Mentschikoff'schen Paletot in Verwirrung gerathenen orientalischen Angelegenheiten nach dem Geschmacke und den Interessen Albions zu ordnen. Es war dies ein Stückchen aus der Politik „Lord Feuerbrands".

Von Baden-Baden ging ich mit Herrn B. nach Karlsruhe, wo ich ein Stelldichein mit Herrn M. v. H. und dem Bankier Herrn A. H. hatte. M. v. H. gehörte seinerzeit zu den Freiwilligen des spanischen Prätendenten Don Carlos und hatte das Großkreuz des Ordens Karl's III. heimgebracht. Er war häufig Zuhörer im Nationalparlament. Er war ein frischer Gesellschafter, berüchtigt durch seine Duelle. Er fragte sehr artig meinen bescheidenen Begleiter B., ob dieser keine Bekannten in Karlsruhe habe. Herr B. antwortete, daß er keine eigentlichen Bekannten habe, da er Karlsruhe nur ein- oder zweimal flüchtig besucht habe, er erinnere sich jedoch eines Mannes, der ihm sehr sympathisch gewesen sei und den er gern

aufsuchen wolle, er heiße Sacharragua. „Ach den!“ lächelte Herr M. v. H., „wissen Sie denn nicht, daß ich ihn vor ein paar Jahren todtgeschossen habe?“ Diese cynische Antwort setzte meinen feinen Herrn V. in große Verlegenheit, wie sie denn auch charakteristisch war für die Gemüthsart des Herrn M. v. H.

Als ich zwei Tage darauf nach Frankfurt a. M. heimkehrend den Bahnhof zu Heidelberg passirte, stieg Herr Hofrath Kapp zu mir in den Waggon, und nach dem Morgengruße war sein erstes Wort: „Sie haben mir durch meine Frau gerathen, das Parlament zu verlassen, ich folge Ihrem Rathe.“ Ich beglückwünschte ihn über diesen klugen und wenn auch selbstischen, doch zu rechtfertigenden Entschluß. Zwei Stunden später gab er denselben im vollen Parlamente von der Tribüne aus kund und erregte damit große Sensation. Die Gesinnungsgenossen Kapp's veranstalteten am Abende desselben Tages einen Fackelzug und hielten kurze Anreden. Arnold Ruge sagte: „Es ist recht schön und klug, daß Ihr so viele Fackeln angezündet habt, denn in den Köpfen der Rechten herrscht tiefe Finsterniß, welche Ihr verscheuchen müßt.“ Der Zweite rief: „Ihr habt gewaltige Stimmen, das ist gut, ist nothwendig, denn die Ohren der Rechten sind taub und man muß in dieselben hineinschreien, wenn sie hören sollen.“ Ein Dritter ergänzte: „Euer Thun ist gut und löblich, aber es genügt nicht; Ihr werdet Euch auch mit Flintenkugeln und Pflastersteinen versehen müssen.“ Endlich grollte Hofrath Kapp: „Steht nur fest zusammen, denn der Volkswille muß schwer und gewichtig sein wie die Locomotive, damit er zermalme, was sich ihm entgegenstellt.“ Als die Fackelträger ruhig abzogen, bemerkte ich zu meinem Nachbar, welcher schweigend unter den Alleebäumen neben mir ausgeharrt hatte, daß es doch überraschend sei, wie die Leute nach so aufregenden Ansprachen still und ruhig abzögen. „Bah,“ antwortete mein Nachbar, „die Mehrzahl hat keine Sohlen an ihren Stiefeln.“ Gewiß ist es betrübend, daß an die Männer, welche sich berufen fühlen, edle und menschenfreundliche Ideen zu verwirklichen, die Prätorianer der Revolution sich herandrängen, Leute, welchen jedes ideale Verständniß mangelt und für die nur das augenblickliche Bedürfniß und die wilde Leidenschaft entscheidend sind. Aber so ist es seit Jahrtausenden entlang den Schlachtlinien der Culturkämpfe, in welchen beide Theile nicht wählerisch sind in den Mitteln wie in der Mannschaft; die alte Frau, welche in frommem Eifer Holz herbeischleppt zu dem Scheiterhaufen, auf welchem der Ketzer Huß verbrannt wurde,

ist geistig und ethisch ähnlich der Petroleuse, welche in megärischer Wildheit ihr Petroleum in die Keller der Tuilerien gießt. Durch den Austritt des Hofraths Kapp hatte die äußerste Linke des Frankfurter Parlaments zwar nur eine Stimme und einen heißblütigen Redner verloren, aber die weiter tragende Bedeutung war, daß die äußerste Linke an ihrer Zukunft zu verzweifeln begann, und mit Recht! Die rothen Hosen jenseits des Rheins unter General Cavaignac waren nicht die Sansculottes des Jahres 1793 unter Carnot, dem Schöpfer des Massenaufgebots, auch waren sie nicht so dummdreist herausgefordert wie diese durch das unberechnete Manifest des Herzogs von Braunschweig, deshalb durfte die Revolution in Deutschland nicht bauen auf ihre Collegin in Frankreich.

Was mir jedoch näher lag, war die Ueberzeugung, daß wir Oesterreicher, gehindert durch unsere heimischen polyglotten und provinziellen Verhältnisse, nicht berufen waren, an der Neugestaltung eines bundesstaatlichen Deutschlands mitzuarbeiten, wie lebhaft auch unsere Sympathien für das deutsche Brudervolk sich kundgaben. In Frankfurt am Main war eine deutsch-nationale Revolution abzuschließen, wir Oesterreicher aber, wenn wir das theresianisch-josefinische Reich nicht aufgeben wollten, mußten fest auf dem politischen Boden stehen bleiben, alle Nationalitäten mit gleichem Maße messen, sie zu einer einheitlichen politischen Nationalität emporheben, wie wir dies in Amerika, in England, in Frankreich, ja selbst in Ungarn geschichtlich vor uns haben. Wir thaten es nicht, thun es noch zur Stunde nicht und bringen dadurch das Reich selbst in Frage.

Mein Besuch in Wien.

Ich hatte Wien seit zehn Monaten nicht gesehen und es schien mir wünschenswerth, die Aenderung seiner Physiognomie seit den Märztagen anzuschauen; ich ging daher Ende Juli von Frankfurt auf wenige Tage dahin ab. In Regensburg bestieg ich den alternden Dampfer „Ludwig I." und machte die Bekanntschaft des Dr. Pinkas und seines jugendfrischen und begeisterten Sohnes; nach der heutigen Terminologie war der Vater als Alt-Czeche und der Sohn als Jung-Czeche zu bezeichnen. Sie kamen aus Prag und gingen auch nach Wien. Erinnerungen aus dem Jahre 1846 tauchten in mir auf. Damals war ich von Teschen über Prag, Regensburg, Mün-

chen, Salzburg nach Graz zur Versammlung der Land- und Forstwirthe gereist. Ich stand auf dem Hradschin und beschaute die alte mächtige Königsstadt. Damals schlugen in Prag die nationalen Wogen bereits hoch auf und der Gelehrte Palacki war der gefeiertste Patriot. Ich blieb nicht unberührt von der nationalen Erregung, und als ich die gewaltige Stadt des heiligen Johannes von Nepomuk mit ihrer imposanten Brücke, mit den vielen Denkmälern einer inhaltsschweren Geschichte und mit ihren modernen Industrie-Etablissements bis zum sagenhaften Wyssehrad überblickte, da sagte ich mir: Prag ist mehr Königsstadt als Wien auf seiner contourlosen Fläche, mit seinen Kasernen und Kanzleien, und deshalb begreife ich, daß dem nationalen Böhmen der bureaukratische Wiener Hofrath und der österreichische Steuereinnehmer und der ungarische Soldat mißfallen. Ich war auf dem Punkt, czechisirt zu werden, und als ich von diesen Aufwallungen an einen Freund nach Teschen schrieb, war dieser nahezu entsetzt, obschon er ein Deutschböhme war. Etwas von dieser Stimmung *blieb in meinem Blute sitzen*, und als ich zwei Jahre später in Regensburg auf dem Dampfer Ludwig I. mit den beiden genannten Czechen, Vater und Sohn, zusammentraf, haben diese sicher etwas von den Nachklängen jener Stimmung wahrgenommen, denn sie waren sehr freundlich und gar nicht zugeknöpft. Wir gaben einen frischen Angriff. Zwei Fechtböden waren es, auf welchen ich kämpfte: der eine philosophisch-doctrinär, der andere praktisch-österreichisch, der Leser entsetze sich nicht über diese Nomenclatur.

Ich bestritt die ausschließliche Berechtigung der Nationalität; man dürfe den Nationalen nicht *über* den Menschen setzen, müsse ihn vielmehr diesem unterordnen, um nicht auch bei der Bemessung politischer Rechte zu der Unterscheidung von Weißen und Negern, von Creolen, Mulatten und Mestizen zu gelangen, und schließlich die politischen Rechte abzustufen wie den Preis von Gestütspferden, im Stammbaume sie theilend in Vollblut, Halbblut und Viertelblut. Wie die Hautfarbe und Schädelbildung, so ist auch die Sprache zunächst ein ethnographisches Unterscheidungszeichen, sie ist aber gewiß etwas Anderes als das Bellen der Hunde, das Brüllen der Rinder, das Wiehern der Pferde und das Zwitschern und Singen der Vögel, sie ist der Ausdruck des Menschheitlichen im Menschen, und dadurch geeignet, die Menschen sowohl zu trennen als auch wieder zu verbinden, um von dem physiologischen Racenunterschied zur menschheitlichen Gemeinschaft und Verbrüderung hinüberzuleiten. Von einer

politisch berechtigten Nationalität könne, behauptete ich, erst dann die Rede sein, wenn in einem Volke das Bewußtsein von dem menschheitlichen Rechte und von der gemeinschaftlichen Culturaufgabe aller Menschen und Racen und Nationalitäten erwacht und anerkannt ist. Mit diesem Erwachen beginnt aber auch der Kampf wider das historisch Gewordene, und sobald es die nationale Entwickelung zu verkümmern droht, beginnt auch der nationale Kampf, die nationale Revolution. Aber die eine Nationalität wird die andere culturell und politisch überflügeln und so zur Führerin werden. Die deutsche Nationalität hat diesen Kampf neuerlichst in Frankfurt am Main aufgenommen. Die Czechen, bei welchen das eben von mir gekennzeichnete Nationalbewußtsein zum Durchbruche gelangt war, nahmen nun in diesem politischen Kampfe eine eigenthümliche, wie ich glaube nicht glückliche Stellung ein; gewiß waren sie berechtigt, gegen das Aufgehen Oesterreichs in einem nationalen deutschen Staatenbunde Einsprache zu erheben, aber große politische Fehler waren es, daß sie auch gegen einen Staatenbund mit Deutschland intriguirten, daß sie in dem Augenblicke, wo die großen humanistisch-freisinnigen politischen Grundsätze in das europäische Staatsrecht eingeführt werden sollten, daß sie in diesem Momente, um ihren slavischen Utopien zu genügen, mit einseitigen und unberechtigten nationalen Ansprüchen gegen die liberale Richtung ankämpften und ein nicht aufrichtiges Bündniß mit den Feudalen und Klerikalen eingingen zur Vereitelung der reformatorischen Bestrebungen der liberalen Partei. Dies war ein grober politischer Fehler, welcher den Bestand des Reichs bedroht, indem er den Staatsgedanken vernichtet und die Anschauungen des modernen Culturstaats servil verdächtigt und bekämpft. Von diesen Grundanschauungen ausgehend, sagte ich zu meinen Gegnern, den Herren Pinkas, in dem Wortkampfe: daß es sich um ganz andere Dinge handle als darum, ob wir Deutschen czechisch oder die Czechen deutsch sprechen sollen und daß es gut sei, wenn ihre Jungen in der Volksschule deutsch lernen müßten, um sich ein besseres Fortkommen zu ermöglichen. Ich hob besonders hervor, daß ihr Ankämpfen gegen den Staatsgedanken unser Vaterland zerbröckeln und ohnmächtig machen müsse, daß ihre Eifersucht gegen die politische Führerschaft der Deutschen nur der Reaction diene, sowie ihre Feindseligkeit gegen die Ungarn die bereits bestehende Trennung von dieser Reichshälfte vollends unheilbar machen müsse. Ja, fürwahr! Die Slaven jenseits der Leitha haben mehr Patriotismus und politischen Tact bewiesen, als

die Czechen und Polen diesseits, insbesondere nach der Niederwerfung der großen Revolution, wo sie, allen Versuchen widerstehend, selbstlos unter der magyarischen Führerschaft ausharrten, bis es Franz Deak und Genossen gelang, den constitutionellen Sieg zu erfechten. Sie waren eben zunächst ungarische Patrioten, und nur in diesem Sinne politisch-national. Bei den Czechen und Polen ist es leider umgekehrt, sie anerkennen und lieben ein Gesammtreich nur insofern, als dieses bereit und, sagen wir, so schwach ist, Gut und Blut hinzuopfern, um ihren separatistischen nationalen Ansprüchen zu genügen.

So stritten wir, ich und die Pinkas, den Tag über und schieden, daß ich es nur eingestehe, ziemlich hoffnungsarm. Wir kämpften Jeder für die Ehre seiner Fahne, eingedenk des alten Lykurg'schen Gesetzes, welches den Bürgern zur Pflicht macht, in Zeiten bürgerlicher Unruhen zu irgend einer Partei sich zu bekennen. Der Grundton aber unserer allgemeinen politischen Anschauungen hatte uns freundschaftlich näher gebracht. Am Aussteigeplatz bei Nußdorf trennten wir uns mit freundlichem Händedruck, jeder ging seine Wege, ich zu den Deutschen, die Herren Pinkas zu den Czechen.

Ich konnte höchstens drei Tage in Wien verweilen, war daher nur Tourist, welcher sah, hörte und notirte. Die äußere Physiognomie der Stadt war in den zehn Monaten, in welchen ich sie nicht gesehen hatte, kaum wesentlich verändert, nicht die Straßen, nicht die Plätze, nicht die Häuser, kaum die Menschen in etwas, das Pflaster, welches man in Mai so übereifrig zum Bau von Barrikaden aufgerissen hatte, war wieder gangbar und fahrbar wie ehedem und fast so leichtlebig wie ehedem liefen und fuhren die Menschen darüber hinweg. Auch ich suchte meinen alten Humor hervor; Melancholisch war mein Humor, und nicht Jeder begriff ihn, ein Humor welcher täuschend den Kummer verbarg. Die Zeit war hereingebrochen, in welcher kleine Männer groß werden. Da traf ich Einen, welcher mein Schüler gewesen war, und begrüßte ihn mit Herzlichkeit: „Guten Morgen, lieber Graf!" Er aber legte den Zeigefinger an die Lippen und bat ängstlich: „Nennen Sie mich nicht Graf, mit alldem ist es vorbei;" ich aber lächelte und tröstete. Ich begegnete einem reich begüterten Grafen, welcher mir gut war, eingeschüchtert sprach er vom Verkaufe seiner Güter und vom Auswandern; ich antwortete ironisch: „Da läßt sich vielleicht ein Geschäft machen, ich werde den Kaufpreis unschwer aufbringen und Nutzen dabei haben," denn der

angedeutete Graf war sehr reich begütert. Er verkaufte nicht und wanderte nicht aus. Ich traf einen alten Schulkameraden, welcher unter den „Schwarzgelben“ eine Rolle spielte; er malte mir grau in grau die Legionäre, besonders die Techniker, und daß man seines Lebens keinen Augenblick sicher sei; ich zog eine satyrische Miene, als aber ein paar wilde Blousenmänner vorüberkamen und einer davon höhnisch zu seinen Kameraden sagte: „Sieh' da, ein paar Schwarzgelbe!“ da erschrak mein Freund wie eine nervöse Dame, wenn der Bühnenheld drohend einen Revolver hervorzieht. Ich ermahnte meinen alten Schulfreund, in solcher Zeit sei die Feigheit die allerschlimmste Eigenschaft. Wieder sprach ich einen tapfern Mann, welcher voll Ingrimm und Zuversicht auf Kossuth donnerte und beifügte, daß er den Kerl sofort ohne Anfrage würde hängen lassen. „Selbstverständlich,“ fügte ich bei, „wenn Sie seiner habhaft werden; so thun die Nürnberger.“ Ein alter Bekannter lud mich ein, ins Café Taroni am Graben zu gehen, wo gute Freunde und Gesinnungsgenossen zusammenkämen, um bei feinen Cigarren Minister ein- und abzusetzen. Wir gingen hin. Es wurde selbstverständlich viel unbrauchbare Politik getrieben, meist körnig getadelt. Ein Liberal-Conservativer docirte insbesondere, daß eine Regierung sich niemals Zugeständnisse dürfe abringen lassen; er hatte wohl Recht, denn das üblich gewordene, trotzige „Zu spät,“ womit die Anerbietungen der Regierung abgelehnt wurden, sowie das vielfach höhnende „Alles bewilligt“, womit die Sturmpetitionen über ihre Errungenschaften berichteten, waren für die Regierung demüthigend und lähmend. Ich antwortete dem Sprecher: „Ach ja, keine Zugeständnisse! Es ist eine Phrase, wie andere; wenn die Regierung bereits machtlos geworden, so belächelt man dieselbe, ist sie jedoch noch im Vollbesitze ihrer Macht, dann ist die Phrase einerseits überflüssig, andererseits aber gefährlich, weil sie die Träger der Regierungsgewalt sehr leicht verleitet, hochmüthigen Eigensinn für Macht zu halten und dadurch den Gegensatz zuzuspitzen und zu verbittern. Man hat diese Phrase aus der Pädagogik der Convicte und Cadettenstifte in die Staatspolitik übertragen und thäte besser, sie dort zu belassen, wohin sie gehört. Meines Erachtens giebt es nur eine gesunde Politik in dieser Richtung: die Anforderung von Zugeständnissen dadurch zu beseitigen, daß man ihnen mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit zuvorkömmt und sie dadurch überflüssig macht.“

Die Wiener Regierung war jedoch diesen Weg nicht gegangen. Das kaiserliche Manifest vom 15. März hatte Nationalgarde, Preß-

freiheit und eine Verfassung zugestanden; aber der Inhalt dieser Zugeständnisse war noch festzustellen und da lag der Eris-Apfel, welcher zu einer trostlosen Revolution führte. Ich will von den drei Zugeständnissen sprechen und mit der Nationalgarde beginnen, welche das Enfant cheri der öffentlichen Meinung geworden war. Die Pariser Nationalgarde hatte im Juli 1830 die Revolution gemacht, so sagten die Einen, um den revolutionären Charakter dieser Institution zu bezeichnen; die Andern aber erwiderten, sie habe eine blutige Anarchie abgewendet und sich als Hort der Ordnung erwiesen. Beide hatten Recht. Der Februar 1848 hatte aber den Ruf von der Macht und von der Ordnungsliebe der Pariser Nationalgarde wesentlich geschädigt; die öffentliche Meinung war inzwischen aggressiver und resoluter geworden; zudem war Wien von Paris bis tief in die Wurzel hinab verschieden. Die Wiener Nationalgarde erprobte ihren Ordnungssinn und ihre Macht bis zu den Barrikaden des 26. Mai; von da ab mangelte ihr Kraft und Einheit, ja auch der gute Wille war schwächer geworden und die Revolution in vollem Gange. Die Nationalgarden werden meines Erachtens nur in hochaufgeregten und bedrängten Zeiten gute Dienste leisten, sollen daher nur Reserve- und vorübergehende Einrichtungen sein. Im Jahre 1848 betrachtete man sie aber als die Eroberer und Stützen der politischen Freiheit; aber es ist gefährlich und constitutionell unrichtig, der öffentlichen Meinung ein bewaffnetes Corps zu adjungiren. Auch die Wiener Nationalgarde wandelte auf diesem Abwege, auf welchen sie von den Conservativen wie von den Liberalen gedrängt worden war. In dem verhältnißmäßig noch ruhigen April übte sie auf ihren Wachtstuben Preßgericht, confiscirte und vertilgte Zeitungen und Flugblätter; in den spätern revolutionären Monaten setzte sie Sturmpetitionen in Scene und die Gardisten blieben auch den Katzenmusiken nicht fremd. Statt an dem Grundsatze festzuhalten, daß jeder Nationalgarde-Pflichtige bei jener Compagnie einzutragen sei, zu welcher er nach seinem Wohnorte gehörte, ließ man die Wahl frei, und es bildeten sich somit die Compagnien nach den politischen Glaubensbekenntnissen und Instinkten. So war denn die Nationalgarde im Hochsommer bereits politisch getheilt, und ein mir aus früherer Zeit bekannter Hausherr von der „Wieden" konnte mir im Sommer 1850 auf meine inquisitorische Aufforderung, daß er mir über sein Thun am 6. Oktober 1848 berichten solle, in ironischer Laune antworten: „Aufzuwarten, war Unteroffizier bei der 13. Compagnie" von der

Wieden; drei Uhr Nachmittags versammelt, angetreten, geladen und durch die Kärntner-Straße „Kolben hoch" nach dem Stefansplatz marschirt, dort auf die „Schwarzgelben" geschossen, sodann Bajonettangriff auf die mit Kanonen über den Graben heranrückenden Pioniere, dieselben zurückgedrängt bis auf den „Hof"; hierauf durch die Naglergasse abgefahren und nach Haus gegangen; sofort Uniform und Waffen in den Winkel geworfen und niemals mehr hervorgenommen." Ich meine, daß die Nationalgarde in einen richtig construirten constitutionellen Rahmen nicht paßt, die öffentliche Meinung muß in andern Gesetzen und Einrichtungen ihren gesicherten Bauplatz finden. Die Wiener Nationalgarde hatte bei ihrem Entstehen entschieden den guten Willen, die hereinbrechende Anarchie abzuwehren, allein zu einem nachhaltigen Erfolge war zweierlei nothwendig: nach oben ein ehrliches und einsichtsvolles Verständniß der Zeit und selbstlose Hingabe an die Lösung der plötzlich zugefallenen Aufgaben; nach unten besonnene Beharrlichkeit und aufrichtige Begeisterung für eine constitutionell geordnete politische Freiheit. Allein es fehlte wie oben so unten und die Hälfte der Nationalgarde wurde zu einer schlecht organisirten Revolutions-Armee, welche von einer exaltirten Jugend und eingewanderten Faiseurs des barricades vorwärts gepeitscht wurde. Sie war schon vor dem 6. October in zwei feindliche Lager getheilt, von welchen die eine Hälfte den revolutionären Sicherheits-Ausschuß als ihren Generalstab betrachtete.

Das zweite Zugeständniß war die Preßfreiheit. Ein Preßgesetz war daher dringend nothwendig, wenn nicht maßlose Preßfrechheit den Platz Wien und das ganze Reich beherrschen und bemakeln sollte. Man erließ ein solches, es war jedoch ein unglückliches Opus, welches schlimme Folgen hatte, weil es den Rest des Vertrauens, welchen man zu den Regierungsorganen noch hatte, hinwegnahm. Die Führer der öffentlichen Meinung erkannten in demselben sofort den Versuch, unter dem Aushängeschild eines Repressivgesetzes die alte Polizeimacht aufrecht zu erhalten. Die schlimmste Potenz in revolutionären Zeiten ist das Mißtrauen; und die Revolutionäre des Jahres 1848 hatten es geradezu für das erste politische Dogma erklärt. Dieser höchst gefährlichen Richtung gab das unglückselige Preßgesetz gewaltigen Vorschub. Man übte an demselben Lynchjustiz und verbrannte es auf öffentlichem Platze; damit hatte die Revolution einen in seinen Folgen nachhaltigen Gewaltact vollzogen.

Das dritte Zugeständniß des kaiserlichen Manifestes vom 15. März war die feierliche Zusage einer constitutionellen Verfassung.

ch diesem stand die Regierung rathlos und machtlos gegenüber.
e Länder der heiligen Stefanskrone wurden im ersten Anlaufe und
ne Rücksicht auf die Königreiche und Länder diesseits der Leitha
igegeben. Die denselben gewährte Verfassung war genug modern-
isinnig, um auch diesseits zu befriedigen. *Allein sie war das*
ufgeben des josefinischen Reichsgedankens, der Reichs-
nheit und eines gemeinschaftlichen Staatsganzen.
rselben Richtung folgend erschien die April-Verfassung für die
nder diesseits der Leitha, man *octroyirte* sie und dies war
Jahre 1848 selbstverständlich ein höchst unpopulärer Mangel. Ich
ach bereits oben davon und verweise auf das Gesagte. Man konnte
sen Mangel verbessern, wenn man die April-Verfassung für *provi-*
risch erklärte und ihre *Revision* einer einzuberufenden *con-*
stituirenden Versammlung vorbehielt. Man that dies nicht,
d so kam es, wie es kam: Durch die Ereignisse und von der
raße aus gedrängt, wurde der *constituirende* Reichstag zu
em *regierenden*. Mit *Zugeständnissen* in Wort und
hrift ist es eben nicht gethan! Viele Herren aus den Landstuben
r Provinzen, in Uebereinstimmung mit k. k. Präsidenten und Hof-
then, waren so naiv zu glauben, daß es genügen dürfte, *wenn*
ne Verstärkung der ständischen Körperschaften aus
r Intelligenz, dem Bürger- und dem Bauernstande beliebt würde;
llends, wenn sodann aus diesen provinzial-ständischen Körper-
aften noch Abgeordnete in eine *Reichs-Commission* als
ichsvertretung gewählt würden! K. k. liberale Hofräthe hielten
n Reichs- und Staatsgedanken fest, aber plaidirten zur Sicherung
r Ordnung für die alt-ungarische Einrichtung, nach welcher
rrische Communitäten und widerspenstige Magnaten ad audiendum
rbum regis vorgeladen werden konnten; die ständischen Liberalen
gegen hielten fest an der Autonomie ihres Landtags. So litt
nn der josefinische Reichs- und Staatsgedanke bereits an einer
fährlichen Anämie! Ich war kein Föderalist und bat in der
abagie bei Taroni am Graben den eifrigen Indigena, eine kleine
eminar-Geschichte erzählen zu dürfen. Ein hochwürdigster Bischof
ir zu der Prüfung seiner Seminaristen erschienen. Es wurde
en über das heilige Sakrament der Taufe geprüft. Der Bischof
agt den Examinaten, was er denn thun werde, wenn kein Wasser
rhanden sei; ob er denn vielleicht Bier, Wein, Branntwein, Oel
er Suppe verwenden werde? Der scholastisch bedrängte Candidat
ieb endlich bei der Suppe stehen und antwortete muthig: „Wenn

es eine Suppe ist, wie diejenige, welche wir im Seminar essen, so taufe ich ohne weiteres.“ Zu einer solchen Seminarsuppe müßte der föderalistische Vorschlag führen, wenn der Reichs- und Staatsgedanke nicht aufgeopfert werden wolle. Ein politischer Pessimist fragte mich, ob ich denn wirklich so optimistisch sei, um an den Fortbestand unseres Oesterreich noch zu glauben. Ich antwortete, daß ich es sei trotz aller Besorgnisse, welche ich seit einem Vierteljahrhunderte im Herzen trüge. Im Jahre 1828, also gerade vor zwanzig Jahren, als ich von meinem alten treuen Freunde Scari Abschied nahm, habe dieser geseufzt: „Mein Gott, was wird aus uns noch werden.“ Ich antwortete mit Humor: „Wir werden Professoren sein, du vielleicht beim König von Böhmen oder dem Markgrafen von Mähren; ich etwa beim Erzherzog von Oesterreich oder dem Herzog von Steiermark, aber die Wissenschaft und die Freundschaft werden uns immer zusammenhalten! Ich habe den theresianisch-josefinischen Staatsgedanken bis heute bewahrt und gepflegt und hoffe auf ihn.“

Zur Zeit meines kurzen Aufenthalts in Wien, von dem ich erzähle, versuchte man ein Verbrüderungsfest zwischen den Nationalgarden der einzelnen Länder und der k. k. Armee. Es war äußerlich ein ganz schönes Fest; aber ich konnte mich dabei nicht erwärmen, einmal weil mir ein Bürgerheer mit der durchleuchtenden Bestimmung: nach Bedürfniß dem Heere der Berufssoldaten feindlich entgegenzutreten, nicht zusagte, denn dieses war der Bürgerkrieg, und dann, weil die in Scene gesetzte Verbrüderung der innern Wahrheit zu entbehren schien, denn unsere polyglotte Armee kannte doch eigentlich nur ihren Kriegsherrn und den Kriegsruhm, aber kein Vaterland in dem constitutionellen Sinne des modernen Publizisten. Deshalb schien mir die inscenirte Verbrüderung eine Unwahrheit und politisch gefährlich zu sein. Schon die ungarische Revolution hatte eine Spaltung in die Armee geworfen, deren böse Folgen auf sich nicht warten ließen. Eine Thatsache statt vieler. Ein Feldmarschall-Lieutenant, dessen loyale dynastische Gesinnung zu keiner Zeit angezweifelt wurde, erzählte mir in den fünfziger Jahren: „Ich war Oberst bei dem ungarischen Husaren-Regimente N. N. und erhielt den Auftrag, sofort mit meinem Regimente nach Ungarn zu marschiren, um der ungarischen National-Armee eingereiht zu werden. Ungeachtet meiner dringendsten Gegenvorstellungen erhielt ich vom Kriegsminister die bestimmte Weisung, dem erhaltenen Befehle zu gehorchen. Ich marschirte.

In der Landesgrenze trat mir eine königliche ungarische Commission
ntgegen und verlangte einen speciellen Eid auf die ungarische Ver-
assung, was so viel hieß, als mein Regiment der revolutionären
ngarischen Regierung übergeben. Ich verweigerte den Eid, ver-
orgte meinen Säbel und sprengte von dannen. Das Regiment
urde sofort der Revolutions-Armee eingereiht. Hätte ich nicht
igenes Vermögen besessen," so schloß mein Feldmarschall-Lieutenant,
„sondern um zu leben dienen müssen, so wäre ich wie die Offiziere
eines Regiments und andere Kameraden revolutionär geworden
nd hätte, wie viele von diesen, vielleicht am Galgen oder auf dem
Sandhaufen geendet. Nach streng militärischer Ordnung war der
us Loyalität entflohene Oberst vor ein Kriegsgericht zu stellen;
ies geschah zwar nicht, aber der damalige Herr Oberst verlor seine
harge und Gage und vermochte es nur mühsam zu erreichen, daß
: beim Grafen Radetzky als unbesoldeter Gallopin aufgenommen
urde. Es steckte etwas Unheimliches in der Verbrüderung der
egulären Truppen mit den Nationalgarden; die politische Freiheit
uß in anderer Weise gesichert sein. Die Fraternisirungen in den
Schankhäusern führen wohl zu bedenklichen revolutionären Aus-
hreitungen, aber nicht zu einer geordneten Freiheit. Die Unbot-
äßigkeit des Bataillons „Richter" hatte den schauderhaften
. October zur Folge. Wenn andererseits der loyale Grillparzer
em Grafen Radetzky zurief: „In deinem Lager ist Oesterreich,"
ist dies in letzter Auflösung doch ein recht betrübender Zuruf
nd insofern bedenklich, als er die Armee zu einer politischen
örperschaft macht, was sie nicht sein soll, wie uns die vielen
ufstände in andern Ländern mit ihrem traurigen Ausgange
weisen, denn überall folgte auf den General der Henker.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft schlenderte ich, als der
bend hereinbrach, zum Kärntnerthor hinaus gegen die „Wieden".
a sah ich, daß vor dem Polytechnikum sich die „technische Legion",
e am meisten verrufene, versammelte. Obschon wie ein diplomatischer
eactionär angekleidet, wie ich meinen ängstlichen Freunden scherzend
sagt hatte, als sie mir abriethen, mit Cylinder, Frack, goldener
rille und glatt rasirtem Gesicht unter den vollbärtigen Calabresern
wandeln, ging ich doch hin und trat unter die Legionäre
agend: „Was giebt es"? „Katzenmusik giebt es," war die prompte
ntwort. „Machen oder hindern Sie dieselbe?" „Wir wollen
verhindern," lautete die Antwort. „Jedenfalls besser, als sie zu
achen." Ein Vollbart bemerkte, daß er erst zwei Tage zuvor in

dem „Sicherheits-Ausschuß“ gegen diesen Unfug gesprochen habe. Ein nebenstehender Legionär erwiderte: „Ja, es ist ein Unfug, aber wie soll man der sittlichen Entrüstung Ausdruck geben, wenn ein eigennütziger Schuft der öffentlichen Meinung ins Angesicht schlägt?“ Ich erfuhr, daß ein Pfarrer rücksichtslos auf der Entrichtung seiner Stolagebühr bestand, obschon er wußte, daß die rückgebliebene Familie in den dürftigsten Umständen lebte und diese Härte empörte. Ich nahm keinen Anstand, die Herren zu fragen, ob sie denn auch sicher seien, daß bei einer solchen Manifestation sittlicher Entrüstung nicht auch das Eigenthum, die persönliche Sicherheit und vielleicht selbst das Leben gefährdet werden könnten, und ob sie sich stark genug fühlten, solche Ueberschreitungen zu verhindern. Die Antwort lautete, daß sie dafür nicht einstehen könnten. „Dann haben Sie selbst den Katzenmusikern das Urtheil gesprochen. Es ist löblich, daß Sie die bevorstehende zu verhindern bemüht sind. Guten Abend, meine Herren!“ Ich ging, ohne daß die gefürchteten Legionäre dem diplomatischen Reactionär etwas zu Leide thaten. Des andern Tags erzählte ich meinen Freunden von dieser Entrevue und es that ihnen beinahe leid, daß ich nicht Etwas wegbekommen hatte für meinen Vorwitz. Die fragliche Katzenmusik, sie galt dem Pfarrer vom Alsergrund, war großartig, wie kaum eine, aber sie war die letzte. Die Legionäre hielten Wort.

Auch einen kleinen politischen Speech mußte ich halten. Man führte mich in eine Versammlung des deutschen Clubs, es war in einem Gasthause am Kohlmarkt, ich glaube zum „Lothringer“. Ich sprach über unsere Beziehungen zu den Bestrebungen der National-Versammlung in Frankfurt und vergaß dabei nicht, daß ein Oesterreicher zu Oesterreichern sprach, wagte es daher, die nationaldeutsche Richtung als eine einseitige zu bezeichnen, als Mater discordiarum für uns und meinte, unsere Revolution müsse an dem überwiegend politischen Charakter festhalten. Meine Worte fanden lebhafte Zustimmung, obschon ich nur zu Männern der deutschen Partei sprach. Auch in dem Reichsrath fand ich mich ein und drängte mich sogar in das Ministerzimmer. Ich sprach mit Dobblhof, mit Bach, mit Latour. Dieser z. B. fand, wie ich, daß die Ordonnanz des Reichskriegsministers, General Peukert, wodurch der österreichischen Armee befohlen werden sollte, statt der schwarzgelben, die dreifarbige deutsche Cocarde aufzustecken, mindestens eine höchst unpassende, weil unausführbare Souveränitäts-Comödie war. Armes Oesterreich; du warst politisch heimathlos! Du hältst

mehr zusammen durch das eigene passive Schwergewicht deiner atsmaschine, eine Magna indigestaque moles. Unsere Idealisten Jahres 1848 hatten in stürmischer Eile einen politischen reßtrain zusammengestellt, welcher entgleiste; die Anhänger des 1 Regime boten den Fahrgästen sofort die alten Postchaisen Gesellschaftswagen des Bureaus und der Polizei zur Benutzung allein die Fahrgäste wollten lieber warten, bis die Bahn wieder estellt sei und ein Aushilfstrain sie weiterfahre. So standen Alten wider die Neuen und diese gegen jene, activ und passiv, das Staatsschiff schaukelte zwischen den Riffen der Revolution über den Untiefen der Reaction. Das war unsere Lage. Nach Tagen kehrte ich von Wien nach Frankfurt zurück, um Abschied nehmen und nach Teschen heimzukehren. Am Tage nach ier Rückreise besuchte ich zum schwarzen Caffee den Salon des mein hochgeachteten Abgeordneten H. Jürgens, bei welchem sich lmäßig eine namhafte Zahl von Abgeordneten der Mittelparteien, aders aus Süddeutschland, zusammenfand. Unser kräftiger, mann- er Vicepräsident von Soiron trat sofort auf mich zu mit der ge: „Was will das Wiener Ministerium; wir gehen mit ihm, age nur was es will.“ Ich zuckte die Achseln und antwortete, ich dies ebenso wenig wüßte als das Ministerium selbst, welches h die Ereignisse völlig lahm gelegt sei. Ach Gott! es war die Fabel von dem Blinden und dem Lahmen, aber der Blinde : nicht genug Tragkraft und der Lahme nicht genug Scharfblick, den Weg zu bezeichnen, welchen man gehen konnte und mußte. Ich legte mein Mandat nieder und speiste vor meiner Abreise noch „Hotel Russie“ auf der Zeile mit dem hübschen, beredten, lebens- gen, aber leichtfertigen und herausfordernden Fürsten Felix lowsky und seinem bescheidenen Freunde, dem General Auers-). Drei Wochen später waren beide in brutalster Weise von Mob erschlagen worden.

Mandatsniederlegung und Heimreise nach Teschen.

War ich vor drei Monaten mit trüben, hoffnungsarmen Ge- en nach Frankfurt am Main gegangen, so kehrte ich jetzt fast nthigt, in trostloser Stimmung heim. Ich ging über Berlin, wo Cholera herrschte. Als ich in das Spree-Athen einfuhr, war

der Mob eben damit beschäftigt, ein Ministerhotel zu stürmen und die Eisengitter, welche es umgürteten, niederzureißen. Ich mußte meinen Weg vom Bahnhof zum Hotel zu Fuß zurücklegen. In der Nacht bekam ich einen kleinen Cholera-Anfall, so daß der sogleich herbeigerufene Arzt mir rieth, schon des andern Tags mit dem ersten Bahnzuge nach Breslau weiter zu reisen. Ich that es. In dem Waggon lernte ich einen Breslauer Advocaten und dessen liebenswürdige junge Frau kennen, welche zudem meine Landsmännin war. Da ich ruhebedürftig sei, so rieth sie mir dringend ab, in dem Hotel „Zur goldenen Gans" abzusteigen und empfahl mir ein ruhigeres Gasthaus in ihrer Straße, ihrer Wohnung fast gegenüber. Ich wählte dasselbe.

Körperlich angegriffen, ging ich sofort zu Bett, aber bald nach acht Uhr wurde die Straße sehr unruhig. Als der Lärm zunahm und Stöße auf unser Hausthor, über welchem mein Zimmer lag, wiederholt erfolgten, so stand ich auf und trat an's Fenster.

Gegenüber demselben zog sich eine schmale Gasse hin, durch welche Nationalgarden festgeschlossen, langsamen Schrittes heranrückten, auch die breite Straße war links und rechts von Nationalgarde-Abtheilungen besetzt; vor dem Hausthore aber balgte sich der Mob und versuchte einzudringen.

Ich ließ sofort den Hotelier zu mir bitten.

Er sagte mir, daß der Pöbel in das Haus einzudringen versuche, um einen jüngst angekommenen Gast zu ergreifen und aufzuknüpfen.

Ich fragte bescheiden, ob ich mit dem Fremden, welchem man so große Aufmerksamkeit zudenke und den der Wirth persönlich kannte, Aehnlichkeit hätte? Meine Frage wurde trostreich verneint. Der gewaltsame Besuch galt dem bekannten Herrn de Witt, genannt von Döring, welcher in den zwanziger Jahren in piemontesischen Kerkern gesessen hatte, hierüber später Memoiren veröffentlichte, viel in Liberalismus machte, aber im Jahre 1848 in Verdacht kam, ein Polizeispion zu sein und als solcher Breslau besuche; er war von da weggetrieben worden, es verlautete jedoch, daß er eben an jenem Tage wieder zurückgekehrt sei und in dem von mir bewohnten Hotel Unterkunft gefunden habe. Um Mitternacht war die Nationalgarde bereits Herrin des Platzes; ich nahm statt des Revolvers Camillenthee. Solche Lynchversuche sind doch immer ein sehr betrübendes Armuthszeugniß für den Geist der Gesetzlichkeit im Volke, und das Jahr 1848 hat nur leider zu viele Beispiele davon auf-

geführt. Ich reiste zu Wagen nach Oberberg, mußte mich aber da, so leidend ich war, mit einem schmutzigen Bette, welches in der allgemeinen Schankstube stand und zur Noth mit schmutzigen Bettvorhängen verdeckt war, zufriedenstellen. Die Schankstube war fast die ganze Nacht besucht und es gab viel Lärm, ich ertrug denselben mit philosophischer Ruhe und politischer Ergebung. Tags darauf war ich in Teschen.

Der alte Satz, daß man von Todten nur Gutes sagen soll, gilt nicht für das politische Leben und Sterben, vielmehr der umgekehrte, denn man huldigt dem Erfolg. Auch der Frankfurter Nationalversammlung wurde sowohl als sie noch lebte, aber mehr noch als sie bereits zu Grabe getragen war, viel Böses oder doch Unfreundliches nachgesagt, man sagte, daß sie ihrer großen Aufgabe nicht gerecht worden sei; vielleicht that man ihr Unrecht.

Für sie, als verfassunggebende Versammlung berufen, lag vor allem die Gefahr nahe, daß sie sich auf eine weitgreifende Regierungsgewalt hinausspiele; es fehlte auch nicht an allerlei Versuchen und Anfängen, so z. B. als Fürst Windischgrätz den czechischen Aufstand in Prag niederwarf und die Versammlung den Anlauf nahm, dem siegenden Fürsten ein deutsches Hilfscorps zuzusenden! Oder als man den naiven Gedanken faßte, der österreichischen Armee in Italien unter Radetzky befehlen zu wollen, daß diese die dreifarbigen Cocarden und Fahnen anstatt der schwarzgelben annehmen sollte! Allein mit Ausnahme solcher Verirrungen suchte die Majorität der Versammlung die ihr vorgesteckten Grenzen einzuhalten. Man hatte auch geklagt, daß sie zu viele Zeit mit der Feststellung der Grundrechte des deutschen Volks hingebracht habe und daß diese Arbeit nur eine theoretische, doctrinäre gewesen sei. Ich bin nicht dieser Meinung, glaube vielmehr, daß diese Arbeit trotz ihres akademischen Charakters von außerordentlicher Tragweite gewesen ist, denn wer wollte verkennen, daß durch dieselbe die modernen politischen Anschauungen in dem europäischen Staats- und Staatenrechte erst Wurzel gefaßt haben und wahrscheinlich für immer unaustilgbar sind, wie denn auch eine zehnjährige Reactionsperiode mit denselben nicht fertig geworden ist.

Was ich daheim gefunden.

Als ich mich wieder ganz meinem Amte widmete, fand ich Manches anders und nicht beſſer. Die nationalen Gegenſätze waren zugeſpitzt und insbeſondere die panſlaviſtiſche Verſammlung in Prag, in welcher man zuletzt deutſch zu ſprechen begann, weil man ſich ſlaviſch nicht verſtändigen konnte, hatte das Ihrige beigetragen, auch die Gegenſätze in Teſchen ſchärfer und feindlicher auszuprägen. Es war dazu gekommen, daß man ſogar das Leben eines eifrigen Slaven, des ſehr ehrenwerthen Profeſſors Dr. Blutzar bedrohte, weil er leidenſchaftlich ſlaviſche Propaganda machen wollte. Auch die communiſtiſchen Gelüſte hatten durch die Ereigniſſe Stärkung und Nahrung gewonnen, ſo zwar, daß manche Gemeinden ihre alten Anſprüche auf herrſchaftlichen Wald und Holz wieder mit Vehemenz erneuerten; daß ſie auch das, im Frühjahre über die Robotleiſtung mit mir getroffene Abkommen, nicht berückſichtigten und auch für die bis zum 15. Mai geleiſtete Robot Bezahlung verlangten. Ich befand mich in einer ſehr heiklen Lage, denn die Popularität iſt kein granitener Unterbau. Eine weſentliche Stütze gab mir jedoch das Geſetz vom 7. September 1848, wodurch die Ablöſung der Roboten und anderer unterthäniger Giebigkeiten im Principe ausgeſprochen war, ſowie auch an der Beſeitigung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit nicht mehr gezweifelt werden konnte. Ich konnte daher meinen Bauern ſagen, daß in Erfüllung gehe, was ich ihnen im Mai verſprochen hatte und that dies, indem ich in ihre Mitte trat, auf mein Anſehen und meine Popularität vertrauend. Ich will das eben Geſagte mit einigen Thatſachen beleuchten. Die Gebirgsgemeinden um Grudeck an der ungariſchen Grenze — es traf dies bereits in den verhängnißvollen October — machten Anſprüche an den Mitgenuß und Mitbeſitz herrſchaftlicher Waldungen; ich ging ſelbſt dahin; Alles verlief glatt und es blieb beim Alten. Gefährlich ſchien es in den Gemeinden um Jablunkau zu werden, es war bereits Blut gefloſſen, herrſchaftliche Bedienſtete verwundet worden; ein unbeſtreitbarer Act öffentlicher Gewaltthätigkeit lag vor. In Begleitung der Seelſorger beider Confeſſionen trat ich vor die aufgeregte Verſammlung, an deren Spitze die drei mir bekannt gegebenen Rädelsführer das Wort führten. Es gab eine erhitzte Converſation und als ich endlich, nach vergeblichen Verſuchen die Leute zur Vernunft zu bringen, mit der Berufung von Militäraſſiſtenz drohte, erhoben ſie die Fäuſte und brüllten: den erſten Soldaten der er-

schiene, würden sie todtschlagen. Ich antwortete entschlossen: „Wie ich euch heute vor mir sehe, glaube ich, daß ihr dessen fähig seid; vielleicht erschlaget ihr auch den Zweiten, aber den Dritten gewiß nicht, dafür stehe ich ein!“ Und mit stolzer Zuversicht rief ich: „Wenn Einer hier ist, welchem ich Unrecht gethan, oder den ich unbillig behandelt habe, so trete er vor und klage!“ Alle schwiegen, ich aber wendete mich zu den drei Rädelsführern mit den Worten: „Morgen sende ich einen Commissär, welcher euch wegen der begangenen öffentlichen Gewaltthätigkeiten in Eisen nach Teschen abführen wird.“ Und so geschah es. In der Gemeinde Althammer am Fuße der Lissa verlangten die Holzschläger auch für die vor dem 15. Mai geleistete Robot Bezahlung, was mit meinem Anfangs April erlassenen und allerwärts mit Befriedigung aufgenommenen Rundschreiben in Widerspruch stand. Die Leute drohten, daß sie das Haus des Försters anzünden und zerstören und die Beamten todtschlagen würden. Nichtsdestoweniger ließ ich den Zahlungstag im Försterhause feststellen und gab dem Förster die Weisung, Weib Kind und Vieh fortzuschaffen. Ich sandte zugleich auch einen politischen Beamten an Ort und Stelle mit dem Auftrage, das Abkommen von April nochmals vorzulesen und den Leuten zu bedeuten, daß ich darauf bestünde; zugleich ließ ich eine kleine hölzerne Kasse, welche so viel enthielt, daß auch die Mehrforderungen befriedigt werden konnten, auf den Tisch stellen und der auszahlende Kassirer erhielt die Weisung, den nach meiner Rechnung entfallenden Betrag zu leisten, rücksichtlich des Mehrbetrags aber nur der Gewalt zu weichen. Der politische Beamte aber hatte den Leuten zu erklären, daß er nur anwesend sei, um mir über die Vorkommnisse Bericht zu erstatten. Er las meinen schriftlichen Auftrag nach seinem ganzen Inhalte vor. Die Renitenten wurden bedenklich; einer von ihnen verlangte den Auftrag selbst einzusehen; der Beamte willfahrte; das Schriftstück ging von Hand zu Hand und als sie es zurückstellten, sagten sie: meine Schrift sei ihnen bekannt, der Auftrag sei von mir und da sie mich kennten, so würde es wohl so recht sein, sie nahmen ihr Geld und gingen ruhig heim. Des Försters Weib, Kind und Vieh kehrten sofort zurück; der Putsch war ohne Putsch verlaufen. In Friedeck gab es — ich glaube, daß es Anfangs September war — einen ähnlichen Spektakel. Eine Gemeinde hatte einen Zaun niedergerissen, welcher das herrschaftliche und das unterthänige Grundeigenthum trennte, indem sie behauptete, daß auch die angeblich herrschaftliche Fläche ihr, der Gemeinde, ge-

höre. Das Amt war schüchtern und schwankend aufgetreten. Ich eilte nach Friedeck, um Ordnung zu machen und spielte dabei ein klein wenig Comödie, indem ich die Gemeindevertreter in das große Amtszimmer berufen ließ, während ich mit dem Oberamtmann in dem kleinen anstoßenden Schreibkabinet bei offener Thüre mich befand. Sofort befahl ich, daß der Oberamtmann mir mit so lauter Stimme berichte, das die im ersten Zimmer Versammelten jedes Wort deutlich verstehen konnten. Ich antwortete ihm laut und vernehmlich: daß er zu nachsichtig gewesen sei, daß ich mich nicht einschüchtern ließe, ihn daher beauftrage, strenge das Amt zu handeln und die Rädelsführer, welche ich ihm sofort benannte, in Haft zu nehmen. Der Amtmann suchte zu vermitteln; ich aber gab nicht nach und verließ unwirsch das Amtslocal, ohne mit den Leuten zu sprechen. Der Amtmann hatte den Auftrag, die von mir erhaltene Weisung den Leuten formell mitzutheilen; zugleich hatte ich ihn aber insgeheim ermächtigt, den zur Haft Bezeichneten zu rathen sich nochmals an mich persönlich zu wenden; er glaube, daß sie mich im Parke finden würden. Eine halbe Stunde später erschienen die vom Arrest Bedrohten im Parke, wo ich meine Cigarre rauchte, und baten demüthig um Nachsicht. Ich gab nach, wenn Alles in den vorigen Stand gesetzt würde, was denn auch sofort geschah. Solche Energie konnte man in einer tief bewegten Zeit nicht wagen, ohne populär zu sein und zwar populär auf Grund eines vollkommen reinen Gewissens, und solche Popularität erhascht man nicht durch Phrasen. Ich durfte es und sage dies mit Befriedigung, ich durfte es, weil über die Ehrlichkeit meiner constitutionellen Gesinnung und die Reinheit meiner Hände kein Zweifel obwaltete, sowie mein Thun und Lassen überall das Gepräge aufrichtigen Wohlwollens an sich trug; ich durfte es, weil man durch ein Jahrzehend sich von meiner Unparteilichkeit in allen confessionellen Fragen überzeugt hatte; ich durfte es, weil man meinen Eifer für bessere Gestaltung des Schulwesens sowohl in slavischen als deutschen, in protestantischen als katholischen Schulen dankbar anerkannte.

Noch ein Wort gestatte ich mir über die Action des deutschnationalen Clubs in Bielitz, insbesondere in den Octobertagen. Der Club hatte sich im März gebildet; er war rührig und intelligent und erhielt seine Mots d'ordre von der Linken des Frankfurter Parlaments; er war eine kleine national-deutsche Insel im großen slavischen Meere und schon dadurch ungefährlich und praktisch unwirksam; in seinem Vorgehen zeigte sich immer viel

Doctrinarismus mit formalem Pomp. Als die Octobertage in Wien hereinbrachen, bildete derselbe einen demokratischen Club, berief eine Volksversammlung zu Bielitz und eine zweite in Teschen. In der ersten wurden mehrere ausschweifende Volksbeschlüsse in Scene gesetzt; für die zweite war eine Adresse geplant an die vom Fürsten Windischgrätz bereits bedrängten Wiener und man durfte erwarten, daß darin neben Allerlei auch von Latour's Ermordung, sowie von einem Landsturm zur Befreiung Wiens die Rede sein würde; im Uebrigen war von dieser Versammlung keine ernste politische Action zu befürchten, wohl aber konnte die Güter-Direction des Herrn Erzherzogs von allerlei Unordnungen und communistischen Angriffen bedroht werden. Die geplante Volksversammlung war daher von mir in meiner Doppeleigenschaft nicht zu unterschätzen. Ich erklärte einem maßgebenden Leiter derselben, daß ich gegen zwei abfällige Phrasen der Adresse mir eine entschiedene Einsprache vorbehielte, auch bei der Versammlung erscheinen würde, um, wenn es noth thue, meine Autorität und meinen Einfluß einzusetzen; würde ich aber dazu genöthigt, dann würde ich auch weiter gehen und gegen die ganze revolutionäre Gebahrung meine Stimme erheben und ich sei der Ueberzeugung, daß ich durch die zu mir stehenden Bauern und andere Anhänger dem politischen Humbug das Schicksal bereiten würde, welches er in Wahrheit verdiene. Die zwei von mir insbesondere inhibirten Punkte waren: eine etwaige Beschönigung des an Latour begangenen Verbrechens und dann eine Aufforderung zum Landsturm. Meine kategorische Erklärung wirkte. Ich erschien in der Versammlung, welche in einem sehr geräumigen, ebenerdigen Locale, die „Salz-Niederlage" genannt, stattfand; ich verkehrte mit den anwesenden Bauern und sonstigen Bekannten und erschien abwechselnd vor der Tribüne, um meine Anwesenheit und meinen ernsten Willen zu constatiren. Die Versammlung verlief ruhig und anständig, ich darf beifügen, theilnahmlos. Die Adresse war gemäßigt; ein Comité des Clubs versuchte dieselbe durch das Lager des Fürsten Windischgrätz nach Wien zu bringen, was nicht gelang.

In jenen Tagen sammelten zwei czechische, oder richtiger panslavistische Parteigänger, Hürban und Stür, in dem Thale der Olsa ein Freicorps, um die k. k. Armee, welche unter Fürst Windischgrätz gegen Ungarn zu operiren begann, durch slavische Freischaaren zu unterstützen. Diese Beihilfe war vom militärischen Standpunkte aus gewiß von keinem Werthe, sie konnte aber vielleicht dazu dienen,

die Slaven in Nord-Ungarn von der magyarischen Partei zu trennen und gegen die revolutionäre thatsächliche Regierung in Pest in Waffen zu rufen. Aber auch diese Absicht mißlang, denn die Ungarn standen nicht mehr auf dem Boden eines bloßen Racenkampfes, sondern wurden von einem politischen Nationalgefühle vorwärts getrieben, von einem Nationalgefühle, wie es sich in England, in Nordamerika, in Frankreich, in Italien, auch in Deutschland und Polen kundgiebt, in welchem die physiologische Potenz, wenn die Bezeichnung gestattet ist, der politischen und freiheitlichen den Platz geräumt hat; das patriotisch-geplante Freicorps verduftete und ließ nur einen Bodensatz von Erbitterung zwischen Magyaren und Czechen zurück. Das Heer des Kaisers besiegte die Rebellen — nicht der Feldherr vom Kaukasus, Paskewitsch-Eriwansky, wenngleich dieser seinem Czaren hochmüthig und ruhmredig schrieb, daß er Ungarn zu dessen Füßen lege.

Mein Uebertritt in den k. k. Staatsdienst.

Meine Verhältnisse als Güterdirector waren mißlicher geworden, von einem ökonomischen Fortschritte konnte zur Zeit nicht die Rede sein, sondern nur von der Abwendung des Ruins und der ökonomischen Zersetzung. Ich begriff von Tage zu Tage mehr, daß ich meinem Herrn in dieser Stellung nicht mehr nützlich sein konnte. Zum Glücke ließ man den ausgezeichneten Director des Montanwesens in seiner Wirksamkeit, mit dessen Hilfe es mir möglich gewesen war, bei meinem Abgange einen Vorrath von 40 000 Centner Stabeisen (im Werthe von 320 000 Gulden, den Centner zu acht Gulden gerechnet) zu hinterlassen, ein unerwarteter Reservefond, welcher über das kritische Jahr 1849 hinaushalf. Durch die Grundentlastung und Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit war ein großer Theil meiner frühern Wirksamkeit weggefallen! Als daher der Minister Graf Franz Stadion zunächst in Folge eines Briefes, welchen ich an ihn im Februar 1849 über die bevorstehende Grundentlastung geschrieben hatte, mich nach Wien berief, um meine in dem Briefe nur skizzirten Anschauungen mündlich zu entwickeln, folgte ich dieser Aufforderung und dieselbe führte in wenigen Monaten zu meinem formellen Uebertritt in den Staatsdienst. Ich hatte den edlen Grafen ein und ein halbes Jahr zuvor amtlich kennen gelernt, als er in Folge der trostlosen Nothzustände

im Wadowitzer Kreise Galiziens die erzherzogliche Herrschaft Saybusch an der Sola besuchte und über die Mittel zur Abhilfe sich zu informiren suchte; allein den nächsten Anstoß zu meiner Berufung gaben mein Brief über die Art, die Grundentlastung anzufassen und eine warme Empfehlung unsers Nachbars, des Grafen Larisch-Mönnich. Graf Stadion ging mit der ihm eigenen patriotischen Lebendigkeit in die Fragen der Grundentlastung ein; ich berieth wiederholt mit ihm, mit Zuziehung des Grafen Larisch, leider muß ich beifügen, daß wir, Graf Larisch und ich, vielleicht die Letzten waren, welche mit dem überarbeiteten genialen Minister beriethen, denn etwa eine Stunde nach unserer Entfernung aus einer längern Berathung — es war in den Pfingstfeiertagen 1849 — nahm der sehr leidende Graf ein Bad, bei welchem seine Erschöpfung so sehr zu Tage kam, daß der Arzt auf der völligen Enthaltung von jeder Geschäftsthätigkeit bestand. Ich erinnere mich auch sehr wohl, daß an diesem Tage der Minister schon während unserer Besprechung sich ab und zu zerstreut und verloren zeigte und ihm da und dort ein Wort versagte und er dadurch aufgeregt und ungeduldig wurde, so daß ich, als wir das Zimmer verließen, mit ängstlicher Dringlichkeit zu dem Grafen Larisch sagte: „Der Mann ist krank, sehr krank, er soll zu dem Arzt schicken, nicht zu uns.“ Die für den nächsten Tag anberaumte Besprechung mußte entfallen; ich sah den kranken Minister nicht wieder, denn das verhängnißvolle Uebel ging seinen bösen Weg unaufhaltsam weiter. Des Grafen Franz Stadion Nachfolger war, zuerst provisorisch, dann definitiv, der Justizminister Dr. Alexander Bach. Er kannte mich und meine Verhältnisse sehr genau, und auf seinen Vorschlag wurde ich im Juli 1849 zum Ministerialrath im k. k. Ministerium des Innern, sodann zum Präsidenten der Grundentlastungs-Landescommission für Schlesien ernannt; eine Allerhöchste Entschließung vom 9. December desselben Jahres machte mich zum k. k. Statthalter in Ober- und Niederschlesien. Mein Uebertritt in den Staatsdienst war somit vollzogen. Nicht Ehrgeiz hatte mich dahin getrieben, sondern der aufrichtige Wunsch, meinem Vaterlande und meinen Mitbürgern nach Kräften zu nützen.

Siebentes Gedenkblatt.

Mein Noviziat als Statthalter in Schlesie

Auch Ungarn war niedergeworfen, was nun?

Mit der Revolution diesseits der Leitha war man fer
worden; es kam die schwere Prüfungszeit, in welcher die Be
darthun sollten, daß sie ihre Zeit und deren welthistorische
gung verstanden, sowie daß sie die praktische Einsicht und d
kräftige Geschick besaßen, der ihnen gewordenen Sendung ge
werden. Sie haben diesen Beweis nicht geliefert: in alte ü
Doctrinen zurückfallend, die eigene Macht überschätzend und
von den scheinbaren Erfolgen des corrupten Cäsars an der
welcher in letzter Auflösung doch nur der kleine Neffe des
Onkels war, verlor man ein unschätzbares Jahrzehend, um sc
bei dem Geständniß ererbter Uebelstände anzulangen. Hä
kaiserliche Regierung sogleich nach der Niederwerfung der ung
Revolution den Muth und den Freimuth gehabt, mit dem
wohnten Absolutismus zu brechen und ehrlich die Fahne de
stitutionalismus aufzuhissen, es wäre anders und besser gek
dem aufrichtig constitutionellen Oesterreich wären die Sym
der großen Mehrzahl in Deutschland zugefallen; man hätt
des mächtigen Czaren bedurft, daß er mithelfe, in Olm
Preußen zu demüthigen und dadurch sie, ja die Deutscher
haupt, gegen uns zu verbittern, um 1859 schnöde allein gel
werden und ein Jahr 1866 zu erleben. Die Verfassun
Kremsier aus dem März 1849 hatte den Boden dargeboten, auf
gehörig benützt auch mit Ungarn ein nachhaltigerer Neubau
Dualismus von 1867 aufgeführt werden konnte. Verspätete
Wünsche! nur geschichtliche, meist unbenützt bleibende Lehren
was dagewesen, kann auch wiederkommen, und dann ist
das Vergangene nicht vergessen zu haben; die neuesten Coa

und Föderationsbestrebungen deuten auf die Vergangenheit mit ihren Mißgriffen. Doch zunächst muß ich von mir selbst sprechen, um meine Berechtigung, mitzureden, zu documentiren. Es erging mir — wenn es gestattet ist, Kleines mit Großem zu vergleichen — wie der hohen Regierung: wir erfreuten uns beide eines glücklichen und scheinbar befriedigenden Anfangs, aber schlossen mit einem unbefriedigenden Ende. Die Regierung wollte vor allem eine starke sein, werden und bleiben, d. h. eine solche, welche ihren eigenen Willen absolut zur Geltung bringt und die öffentliche Meinung, sowie die, wie sie glaubt, unberechtigten Wünsche des Volks bei Seite schiebt. Ich meinerseits hielt an dem Kern meiner Ueberzeugungen und an den ewigen Ideen einer gesunden Doctrin fest und glaubte, daß ein politischer Landeschef sich zunächst in das Bewußtsein einer ehrlichen, uneigennützigen, von der Bevölkerung dankbar anerkannten Amtsthätigkeit einleben müsse, um seinem Dienste nach oben und unten für die Gegenwart sowie für die Zukunft zu genügen. Wir waren beide im Irrthum: die stark sein wollende Regierung, indem sie selbstbewußt lediglich auf den weißen, den grünen und den schwarzen Röcken fußte, und die Unzufriedenheit der Völker als eitle Anmaßung verachtete; ich, indem ich mich ungetheilt den administrativen Aufgaben zuwendete und die hohe Polizei als Nebensache behandelte, während das Umgekehrte das Gewünschte gewesen wäre; denn wie der Feldherr nach Montecuculi Geld, Geld und wieder Geld nöthig hat, so der politische Landeschef Gunst, Gunst und wieder Gunst. Wir waren beide doctrinär und büßten unsere Irrthümer.

Die Grundentlastung war ein Werk von größter volkswirthschaftlicher, socialer und politischer Bedeutung; zudem gab mir das freisinnige Rundschreiben des neuen talentvollen Ministers Dr. Alexander Bach, den Muth, meine Kräfte der Regierung zur Verfügung zu stellen. Ich war bereits in Troppau mit den Vorarbeiten für die Grundentlastung beschäftigt, als die Nachricht von der Capitulation zu Villágos eintraf. Zweierlei gefiel mir nicht: nicht der Bundesgenosse, welcher Ungarn zu den Füßen des Weißen Czaren legte; nicht das Thun des unbeschränkt bevollmächtigten Generals Haynau. Es begegnet achtbaren und loyalen Männern und Frauen, daß die Lex scripta in cordibus hominum, Verdeutschend möchte ich sagen, daß das Rechtsbewußtsein und die Nächstenliebe in ihrem Herzen durch Leidenschaftlichkeit und Menschensatzungen getrübt, verlöscht oder verfälscht werden; daß sie die

Vehemenz für Energie halten, über welche Verwechselung mein seliger Erzherzog so beherzigenswerthe Worte zu mir gesprochen hatte. Das Publikum beschäftigte sich lebhaft mit der politischen Gesinnung des neuen Ministers, welcher sich durch sein Rundschreiben eingeführt und empfohlen hatte. Minister Bach hatte den Wahlspruch angenommen: „Besonnen, aber entschieden vorwärts.“ Ich erinnere mich, zu jener Zeit einen Stellwagen nach Hietzing benutzt zu haben. Der Rosselenker fuhr entsetzlich langsam, da seufzte ein mitfahrendes, wie es schien, von Bosheit nicht ganz freies Fräulein: „Besonnen, aber entschieden vorwärts.“ Sie schwieg, aber die Mitreisenden lachten hell auf, denn sie verstanden den Seufzer als eine Satyre auf des Ministers Wahlspruch. Bach gehörte in den Märztagen unzweifelhaft der liberalen Partei an, aber die Erfahrungen des Sommers und insbesondere die Gräuelthaten der Octobertage hatten ihn eingeschüchtert und irre gemacht. Die Sippschaft der Zuträger, welche in revolutionären wie in reactionären Zeiten überall üppig wuchert, that das Weitere. Die Crême de la crême blieb dabei, ihn den Barrikaden-Minister zu nennen. Wer jedoch die Gräuelthaten des 6. Octobers in nächster Nähe sah, vielleicht selbst bedroht war vom Schicksale des grausig gemordeten Grafen Latour, in dessen Erinnerung mochte wohl ein Schauder nachzittern, der ihm Maß und Richtscheit raubte; denn nur sehr Wenigen ist das Sang froid jenes französischen Priesters gegeben, welcher, als ihn die blutgierige Meute unter dem Gebrülle: „à la lanterne“ zum Pfahle schleppte, die Mordlustigen spöttisch fragte: „est ce que vous verrez plus clair?“ und dadurch die Mordgesellen entwaffnete. Die Männer, welche sich seit dem December 1848 als Rathgeber um den jungen Kaiser versammelten, als: Wessenberg, Fürst Felix Schwarzenberg, Alexander Bach, Anton von Schmerling, Bruck, Philipp von Krauß und Andere, waren hoch ehrenwerth, waren Männer von Geist und Thatkraft und galten mit vollem Rechte als freisinnig; aber die politische Aufgabe, welche vor ihnen lag, war riesengroß und deren Lösung nur möglich, wenn das Staatsruder von Männern erfaßt und geleitet wurde, welche durchdrungen waren von der Ueberzeugung, daß mit den Anschauungen des alten Staats, wie sich dieser patriarchalisch-absolutistisch unter kirchlicher Oberhoheit herangebildet hatte und sodann in bureaukratisch-polizeilichen Absolutismus ausgelaufen war, entschieden gebrochen werden müsse; denn nicht bloß unsere Staatsmaschine war schadhaft geworden und konnte vielleicht wieder geflickt werden, sondern die Gesellschaft war eine andere geworden in ihrem

ufbau, in ihren Rechtsanschauungen, in ihren sittlichen Auffassun-
n, in ihrem Erwerbe und in ihren Bedürfnissen, alledem mußte
echnung getragen werden. Die Thebaner rufen: dies sei Radi-
lismus! Sie sprechen ein wahres Wort, denn ich meine, daß
e Staatsgesetzgebung und Verwaltung in den Anschauungen des
ultur- und Rechtslebens, sowie in den Gesammtbedürfnissen des
olkes wurzeln müssen; es ist daher ein Radicalismus, aber nicht ich,
cht die Doctrin hat ihn verschuldet, sondern der Weltgeist, welcher
e Herzen und Nieren prüft und die Schicksale der Menschen und
taaten vorbereitet und lenkt. Es ist bequem, den Vogel Strauß
spielen, aber es ist auch gefährlich und nach Umständen sträflich,
zu thun. Wer die Wurzeln der staatlichen Ordnung tiefer führen
ll in den Untergrund der Gesellschaft selbst, den darf man
dical nennen, aber er kann nicht beschuldigt werden, daß er Un-
dnung predige.

Als Kaiser Franz Josef den Thron bestieg, lag das Reich in
rümmern, und zunächst mußte der Feldherr handeln. Damit war
jedoch nicht gethan, denn der zerfallene Staat mußte politisch
d administrativ neu aufgebaut werden. Die obengenannten Männer
aren nicht Liberale im Sinne der Zeit, aber sie hatten Ver-
indniß für die realen Bedürfnisse derselben, und zunächst für die Be-
ngungen der staatlichen Machtstellung; dieser mußte auch die Freiheit
theilweise beugen. Insbesondere Fürst Felix Schwarzenberg
schien mir als Träger dieser Anschauung und Dr. Alexander Bach
r sein treuer Adept. Das beliebte Stichwort war: eine *starke*
egierung! sie war es auch gegenüber von allerlei schwachen
enschenkindern, sie war es jedoch nicht gegenüber den Ansprüchen
r römisch-katholischen Kirche: der Josefinismus war zu einem
rrufenen Tadelswort geworden. Der in Kremsir tagende con-
tuirende Reichstag wurde nur als ein unbeliebtes Stiefkind
duldet; und der Ackerbauminister Herr von Thinfeld war fast
ein ausgewählt, um mit ihm nothdürftig Fühlung zu halten.
st als Ungarn bei Világos capitulirte, fühlte man sich frei, und
st von da ab ist die Zeitgeschichte einen strengern Maßstab an
s Wirken dieses Ministeriums des Neubaues zu legen berechtigt
d verpflichtet. Fürst Schwarzenberg erschien mir als ein klarer
opf mit wohlbewußten bestimmten Zielen, als ein wohlwollender
lann, frei von aristokratischer Selbstüberschätzung und von der „lands-
echtischen Voreingenommenheit" seines ritterlichen Vetters. Er
iff muthig in das Getriebe der Staatsmaschine ein, benutzte vor

allem den talentvollen Bach und suchte ihm eine Stellung zu sichern, was durchaus Noth that. Es gelang dem Fürsten nahezu, seinen Günstling zu rehabilitiren, so daß A. Bach bei dem plötzlichen beklagenswerthen Tode Schwarzenberg's in den Hofkreisen und in der Administration bereits Fuß gefaßt hatte. Bach war nicht nur eine unermüdliche Arbeitskraft und energischer Administrator, sondern auch ein überaus kluger und berechnend zugeknöpfter Mann. Als er nach der Eroberung Wiens in das Hoflager nach Olmütz berufen wurde, hatte er keine Partei für sich, allein binnen Jahresfrist waren durch seine Klugheit und des Fürsten Schwarzenberg Vermittelung die Grundlagen für eine solche geschaffen. Am Schlusse des Jahres 1851 wurde er mit Auszeichnungen überhäuft. Der Minister stand immer gut mit der katholischen Priesterschaft; seine Vorältern waren Bauern in Alt-Bayern, welche die Verfolgungen der Protestanten aus ihrer Heimat vertrieben hatten und welche sich sodann bei Linz ansiedelten. Darum sei, wie er mir selbst erläuternd beifügte, in der Familie ein strenger Katholizismus traditionell geblieben. Ich betrachtete diese freundschaftliche Mittheilung als eine Andeutung für mich und über des Ministers Politik überhaupt. Man hat in Wien und anderwärts viel bittere Worte gesprochen über des Ministers Strenggläubigkeit. Schon im Sommer 1849, als Bach noch Justizminister war, traf ich in dessen bescheidenem Vorzimmer in der Singerstraße eine von den Spürnasen, deren sich die sechste Großmacht zu bedienen pflegt, und der Träger derselben zischelte mir in dem Momente, als ich bei dem Minister eintrat, noch zu: „Vergessen Sie nicht, jeder Zoll ein Bischof.“ Die Wiener hatten viel darüber zu reden, daß der Minister des Innern sich in seinem Hotel eine eigene Hauskapelle etablirt hatte; und als derselbe Großbotschafter beim Vatikan geworden war, erzählten sie von einer Procession, welche der andächtige Botschafter barfuß mitgemacht haben sollte. Ich war toleranter als die Wiener, trennte als Ideolog die Person und ihre Gläubigkeit von dem Minister und seiner Politik, ließ jener volle Glaubensfreiheit, verlangte aber um so strenger, daß der Minister als solcher nicht Theologie treibe und dadurch Gefahr laufe, Oesterreich zu einem Vasallenstaat der römischen Curie zu machen. Durch das Jahr 1850 wehte noch ein liberaler Luftzug, das freisinnige Rundschreiben des Ministers fächelte wie ein Mailüftchen. Das Ministerium schien zufrieden zu sein mit der Art, wie ich die politische Verwaltung Schlesiens anfaßte, und alle Minister waren freundlich

und entgegenkommend. Als eines Tags die Minister zu einer Berathung, welcher ich beigezogen war, sich versammelten, sagte mein Freund Schmerling, auf Minister Bach und Andere deutend, scherzend zu mir: „Du mußt doch eine rechte Freude haben über deine Schüler und was aus ihnen geworden.“ Graf Leo Thun und Alexander Bach lächelten und ich schwieg, dachte, an Pius IX. mich erinnernd, daß, als dieser noch Italianissimo war, eine kühne Hand an seinen Palast geschrieben hatte: „Mastai che fai?“ und daß darunter stand: „aspettai, vedrai!“ Schon im Jahre 1851 machte man entschieden Halt und bekannte reactionäre Farbe; im August wurde das Gesetz über die Minister-Verantwortlichkeit aufgehoben und erklärt, daß dieselben fortan nur dem Kaiser verantwortlich seien. Der Justizminister Anton Ritter von Schmerling und der Handelsminister Baron Bruck zogen sich zurück, ersterer wurde Präsident des niederösterreichischen Oberlandesgerichts und Bruck ging als Internuntius nach Constantinopel. Aber am Sylvesterabend 1851 wurde endlich dem Constitutionalismus ein allgemeiner entschiedener Absagebrief geschrieben. Nachdem man somit Stellung genommen hatte, ging man im Jahre 1852 an die reactionäre Arbeit. So z. B. hatte Bach noch im Jahre 1850 an dem Grundsatze der Trennung von Justiz und Verwaltung unbeugsam festgehalten; ich war damals reactionärer als er, indem ich eine vermittelnde Uebergangsperiode aus der Patrimonial-Gerichtsbarkeit befürwortete, weil ich voraussah, daß die Competenzfragen nicht nur zwischen den Aemtern sehr schwierig werden würden, sondern daß vollends die Parteien rathlos dastehen mußten zum empfindlichen Nachtheile ihrer Rechte. Meine Entgegnung half nicht; die Trennung wurde durchgeführt. Und siehe da! als im Sommer 1852 die feudalen Tendenzen volles Oberwasser gewonnen hatten, wurde man andern Sinnes. Der Minister berief sämmtliche Statthalter nach Wien, um diese neue Inscenirung zu berathen, um die Bezirkshauptmannschaften zu beseitigen und dafür Bezirksämter, verwandt mit den alten Patrimonial-Obrigkeiten, einzuführen. Im Januar 1853 wurde ich als Statthalterei-Vizepräsident und Statthalters-Stellvertreter nach Lemberg geschickt zu meiner und des Grafen Goluchowsky Ueberraschung. Dies war das Triennium meines Noviziats.

Man entschuldige, daß ich so viel von mir spreche, allein ich muß es thun, wenn der Leser ein kennzeichnendes Bild von der Zeit, in welcher ich wirkte, gewinnen soll. Baron Bach hatte keinen glücklichen Wurf gethan, als er mich zum Statthalter von Schlesien

vorschlug, vielleicht hoffte er damals noch, daß der Staatswagen nicht so rasch und unaufhaltsam rückläufig werden würde, als es vom Jahre 1853 angefangen, geschah; vielleicht hielt er mich für bekehrungsfähiger als ich es war. Allein ich hatte zu wenig brennenden Ehrgeiz, war zu prinzipiensteif, nicht eitel, nicht ehrgeizig. Als ich das Amt annahm, beschloß ich keine hohe Politik zu treiben; ich wollte nur freisinnig und in Anerkennung der Zeitbedürfnisse vernünftig und zweckmäßig verwalten, aber auch hierbei stieß ich mit den reactionären Gelüsten unerquicklich zusammen. Ich war weder Schwarzseher, wie man es wollte, sobald von liberalen Richtungen die Rede gewesen, noch Optimist, wie man es verlangte, sobald man von den Siegen träumte, welche in das verlorene Kanaan zurückführen sollten. Ich hatte auch nicht das Zeug, um Denuncianten ein williges Gehör zu schenken. Das war eine schlechte Empfehlung für einen Statthalter der Reaction; auch für jenen des unbedeutenden Schlesien, denn allda hatte sich der deutsche Radicalismus im Jahre 1848 sehr breit gemacht und das Ländchen war hohen Orts übel beleumundet. Mein Nachbar-Statthalter in Mähren war politisch besser und eifriger als ich. So zum Beispiel hatte er drei ehrenwerthe Männer, welche im Taumel des Jahres 1848 zu weit gegangen waren, beharrlich verfolgt und eine gerichtliche Untersuchung, sogar einen Verhaftungs-Auftrag gegen dieselben bewirkt. Dieses Vorgehen machte sehr böses Blut in Schlesien und war nach meiner Einsicht weder politisch noch juridisch zu rechtfertigen. Die Beschuldigten wurden nach Brünn abgeführt; ich aber schrieb an den damaligen Justizminister von Schmerling, welchen ich als einen streng rechtlichen Mann kannte, und bat ihn, von der Angelegenheit Einsicht zu nehmen. Er that es; die Beschuldigten wurden der Haft entlassen und jede weitere Untersuchung gegen sie eingestellt. Mein Vorgehen, im Lande dankbar begrüßt, fand gewiß nicht überall gleichen Beifall. Wenn ich im Frühjahr 1850 unter dem Schirmdache des freisinnigen Rundschreibens, welches der Minister des Innern Dr. Alexander Bach in die Welt geschickt hatte, noch hoffen durfte, ein brauchbarer politischer Landeschef zu sein, so war diese Hoffnung am Schlusse des Jahres 1851, wo mit dem Constitutionalismus entschieden aufgeräumt wurde, völlig dahingeschwunden. Das Jahr 1852 lieferte mir mannigfaltige neue Belege, daß die begonnene Reaction entschieden und rücksichtslos den Weg fortsetzen werde. Doch ich will nicht länger von mir und von den Ministern sprechen, sondern von dem Lande, das zu verwalten ich berufen,

war, von dessen eigenthümlicher feudaler Construction, von seinen fleißigen, betriebsamen, ehrlichen Bewohnern, wenngleich übel beleumundet, denn es war die Erntezeit der bösen Zungen.

Land und Leute.

Es waren insbesondere drei Aufgaben, welche ich als die maßgebenden in's Auge faßte und groß genug, um den Statthalter auf drei Jahre zu beschäftigen: die Grundentlastung, das Gemeindewesen und die Volksschule. Die Grundentlastung war der nicht zu versäumende Unterbau des modernen Staats; diesen herzustellen, nicht bloß eine Freiheitsaufgabe, sondern eine sociale, culturelle und volkswirthschaftliche von höchster Bedeutung. Es that Eile Noth und wenn ich die Arbeit beinahe fieberhaft beschleunigte, so geschah dies nicht aus Eitelkeit, um etwa meinen Nachbar zu überflügeln oder ihm zuvorzukommen, sondern weil ich eine Rückbewegung unmöglich machen wollte, mit welcher man liebäugelte; deshalb trachtete ich einzelne Besitzthümer fertig zu machen, denn war nur einmal dieser und jener in der einen und andern Gemeinde vollkommen entlastet und seine Befreiung in dem Grundbuche ausgezeichnet, so ruhte auch der Nachbar nicht und nicht die Nachbargemeinden. Mit diesen Lasten mußte aber auch die patrimoniale Gerichtsbarkeit fallen, damit aus dem Gutsunterthan ein vollberechtigter Staatsbürger werde.

Sehnsüchtig blickten die Feudalen nach Preußen, wo man die alte Patrimonialpolizei mit etwas moderner Verbrämung festhielt und als ein conservatives Kunststück bewunderte. Mit der Befreiung des unterthänigen Grundbesitzes von den Robotleistungen und herrschaftlichen Giebigkeiten standen die Dienstbarkeiten der Weide und des Holzbezugs, welche die Gutsunterthanen in reichem Maße genossen, in einem Zusammenhange wie do ut des, facio ut facias. Es sollten eigentlich beide gleichzeitig in Arbeit genommen werden, allein die Verwickelungen waren zu groß und die gleichzeitige in Angriffnahme wäre geeignet gewesen, die Lösung der großen Frage zu verschleppen und einem möglichen Rückschlage Bahn zu machen. Als fester Boden für die Entlastung gewonnen war, wagte ich einen Versuch, durch Verständigung mit den Gutsherren auch die leitenden Grundsätze für die Servitutenablösung zu gewinnen. Er mißlang und wurde auch von dem Minister nicht freundlich vermerkt. Nach

dem eigenthümlichen Rechtsbewußtsein der feudalen Gutsherren sollten die Servituten, insofern sie nicht auf nach gemeinem Rechte nachweisbaren besondern Privattiteln beruhten, einfach weggeschafft werden; allein da diese Ansprüche nicht nach gemeinem Rechte, sondern durch feudale Bestiftung entstanden waren, so wäre dieser Umsprung eine Ungerechtigkeit gewesen, welche die bäuerlichen Grundbesitzer zu Grunde richten mußte, da ihr landwirthschaftliches Gewerbe von diesen Genüssen abhängig und bedingt war. Die Grundentlastungsarbeiten gingen so rasch und befriedigend vorwärts, daß zwei Jahre hinreichten, um die Localcommission auflösen zu können. Dieser Erfolg sprach so laut, daß die nörgelnde Mißgunst schließlich verstummte. Die zweite Hauptaufgabe schien mir die Ordnung des Gemeindewesens. Man hatte ein allgemeines Gemeinde-Statut noch während der Revolutionsatmosphäre in die Welt geschickt, welches vielversprechend mit einem Paragraphen begann, der da sagte: „Die freie Gemeinde ist die Grundveste des freien Staats." Merkwürdig genug ist es, daß als der Verfasser des Gesetzes der feudale Graf Clam Martiniz genannt wurde! Von höchster Wichtigkeit schien es mir, daß man die Gemeinden nicht mit wohlfeilen Phrasen über autonomes Recht einlulle, sondern ihnen vielmehr anschaulich mache, daß alle diese Befugnisse nur obligatorische Rechte, das heißt Opfer heischende Pflichten seien. Dagegen war es nicht nach meinem Geschmacke, wenn nicht selten bureaukratische Pfiffigkeit die modernen autonomen Gelüste nur zu rücksichtsloser Ausbeutung der Gemeinderenten für öffentliche Zwecke mißbrauchen wollte. Die Gemeinden bewiesen sich im Allgemeinen eifrig, opferwillig und anstellig, wenngleich Mißgriffe nicht ausblieben. Ich gehörte nicht zu Denjenigen, welche nicht müde wurden, die letzteren auszuposaunen, denn ich wußte zu gut, wie viele Unzukömmlichkeiten in dieser Richtung auf dem Kerbholze der alten Dominien und der in verwandtem Schlendrian fortarbeitenden Behörden standen. Die Heranziehung der Gemeinden zur administrativen Thätigkeit war mir nicht sowohl eine constitutionelle Rechtsfrage, als ein administratives, praktisches Bedürfniß, da man auf die alten, unmöglich gewordenen Zustände nicht mehr zurückgehen konnte und die Gemeinden als Hilfsarbeiter nöthig hatte. Bereits am 1. September 1850 war ich in der Lage, in allen Kirchen des Landes Dankgottesdienste halten zu lassen wegen der durchgeführten Reorganisation aller Gemeinden im Lande mit alleiniger Ausnahme der Gemeinde der Landeshauptstadt Troppau, über deren besondere Verhältnisse das Ministerium zu ent-

scheiden hatte. Ich darf annehmen, daß das Ministerium mit dieser raschen Action zufrieden gewesen sei, weil Graf Coudenhoven, der Bezirkshauptmann in Hietzing, als er einige Wochen später dasselbe in seiner Bezirkshauptmannschaft zu Stande brachte, dafür mit dem Orden der eisernen Krone ausgezeichnet wurde. Schon in der Ortsgemeinde muß der Staatsgedanke Ausdruck finden. Wir hatten eine schwere Revolution durchgemacht; alle zersetzenden Potenzen waren in voller Arbeit gewesen; es wäre eine gefährliche Kurzsichtigkeit gewesen, wenn man hätte glauben wollen, daß die trockene Mechanik der Bureaukratie oder die Strenge der Belagerungszustände und der Gensdarmerie oder mannigfaltiges Flickwerk aus den Lappen der dem Untergang verfallenen Rechte der Gutsherrlichkeit hinreichen würden, um einen soliden staatlichen Neubau aufzuführen. Die Bureaukratie war gegenüber den neuen Gemeindegestaltungen bald hochmüthig und geringschätzig, bald wieder schmeichelnd und unwahr; dabei zumeist von dem Gedanken geleitet, daß die Gemeinden ihre vermeintliche Autonomie durch die Uebernahme großer Lasten recht theuer bezahlen sollten. Diese gegenseitige verschobene Stellung ließ nichts Ersprießliches aufkommen und ich dachte, daß es die Aufgabe der Statthalter sei, in diesem hochwichtigen Verhältnisse vermittelnd und versöhnend einzuwirken. Dadurch entstanden für den Statthalter viele Arbeiten, welche nicht in den Nummern des Exhibitenprotokolls ersichtlich zu machen waren. Nicht alle meine Collegen dachten so. Einer derselben fragte mich eines Tags, ob ich denn Arbeit fände in meinem Geschäfte? Als ich die naive Frage bejahte, erwiderte er, daß er gar nichts zu thun fände, wenn ihm nicht die Polizeigeschäfte Beschäftigung geben würden. Und er faßte die Mission eines Statthalters vielleicht richtiger auf als ich, denn sie sollten Polizeipräfecten nach französischem Vorbild werden; in dieser Richtung waren auch die neuen Kreispräsidenten geschaffen, Zwittergeschöpfe, welche, wenn der französische Centralismus obsiegte, die Statthalter aufzehren mußten oder aber von diesen verschlungen wurden, wenn der österreichische Föderalismus stärker bleiben sollte, welcher eine Nivellirung und Unifizirung der Königreiche und Länder durch eine Departements-Einrichtung auf das Entschiedenste zurückweisen mußte. Oesterreich, Cis- und Transleithanien einbegriffen, in französische Departements-Präfecturen zerlegen, war eine Aufgabe, welche das Gemüth und die Fäuste eines Ludwig XI. von Frankreich, eines Wohlfahrtsausschusses, eines Oliver Cromwell oder eines Napoleon I. nöthig machte.

Diese Potenzen fanden sich aber nicht in dem Oesterreich der Kaiserin Maria Thersia und ihres Sohnes. Die öffentliche Meinung war sehr heruntergekommen. Sie war passiv, mißtrauisch, hoffnungsarm, und wo sie noch zum Ausdrucke gelangte, regierungsfeindlich und verbittert. Das war schlimm, sehr schlimm. Als ich im August 1851 nach Gastein fuhr, richtete ich in der Poststation G. während des Pferdewechsels an den anwesenden Postmeister, welcher in schlichter Landmannstracht vor mir stand, die geistreiche Frage: „Wie geht es Ihnen?" Und die Antwort des behäbig und energisch aussehenden Mannes war: „Provisorisch gut!" „Warum nur provisorisch?" fragte ich weiter, „Ihr Aussehen deutet auf kein Provisorium hin." „Ja, bei uns ist Alles provisorisch! Sehen Sie dort den Kirchthurm, da ist das Bezirksgericht provisorisch! Dort der andere Thurm, dort ist die Bezirkshauptmannschaft provisorisch! In B. haben wir einen Kreispräsidenten provisorisch! In G. einen Statthalter provisorisch! Ich fürchte, daß bald auch der Kaiser nur provisorisch in Wien sein werde!" Das war eine erschreckende Antwort, mich aber bestärkte sie in der Ueberzeugung, daß es dringend Noth thue, durch den Kanal der neugebildeten Gemeinden wieder Zuversicht, Vertrauen und Patriotismus in das öffentliche und Gemeindeleben zu leiten; die gehörte polizeiwidrige Aeußerung bestätigte mir, daß ich Recht that, als ich im Vorjahre die Organisation der Gemeinden in Schlesien als eine politische Lebensfrage in Angriff nahm, ja die rasche Zustandebringung derselben durch Dankgottesdienste im ganzen Lande feiern ließ, daß ich persönlich an jenem Feiertage zuerst bei dem Gottesdienste in der katholischen Kirche und dann in der lutherischen und so fort auch in der Synagoge erschien. Diese Action war nicht klug, aber sie war ehrlich; nicht klug, weil die Glaubenseiferer darin eine Demonstration für den Indifferentismus sahen, denn ihnen gilt das Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit nur für ihren Glauben, die zugeknöpften Besonnenen aber fanden als Indifferentisten, was sie zumeist sind, die Action sehr überflüssig und unklug, weil auch die Wahrheit, um salonfähig zu bleiben, Toilette machen und anrüchige Häuser meiden müsse; die Action war aber ehrlich, weil sie bedeutete, daß der Staat nicht Theologie treibe, sondern einfach das gewährleistete Recht handhabe, weil sie offen besagte, daß das endlich errungene Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit von nun an eine Wahrheit werden soll. Wir müssen die Juden eben durch andere Mittel bekehren, als durch jene, welche die frommen Christen seit einem Jahrtausend gegen dieselben in Anwendung brachten. Die Organisation

der Gemeinden war aber nicht bloß aus diesem allgemeinen politischen Gesichtspunkte höchst wünschenswerth, sondern auch mit Hinblick auf das Bedürfniß der Verwaltung geradezu unentbehrlich. Man mußte die Gemeinde ehrlich und ohne Hinterhalt in der Lösung ihrer neuen Verwaltungsaufgabe, insbesondere in dem sogenannten, offenbar zu weit gehenden, übertragenen Wirkungskreise belehren und unterstützen. Und es ging auch ganz erträglich damit, obschon die alten Bureaukraten sich von einer gewissen Hinterhältigkeit nicht immer loszumachen verstanden, sowie manche im Jahre 1848 aufgeschossenen Freiheitsmänner mehr polterten, als gut war und mehr verlangten, als gegeben werden konnte, wenn die Gemeinde-Autonomie nicht in unpraktischen oder unpatriotischen Gemeinde-Absolutismus ausarten sollte; manche stellten sich leider verknöchert auf den beschränkten Kirchthurmsstandpunkt, meinend, daß sie dadurch einen hochachtungswerthen Lokalpatriotismus bewiesen, und diesen ist alsdann der Staat nur ein fernliegendes übermächtiges Etwas, nach ihrer Meinung dazu bestimmt, ihren Kirchthurm und was daran hängt zu schützen und den Proceres in der Gemeinde zu nützen. Diese sind daher geneigt, ihre Aufgabe darauf zu beschränken, mit dem Gemeindevermögen hauszuhalten, sei es auch auf Kosten der von der Zeit dringend geforderten culturellen Entwickelung. Viele endlich auch waren ehrliche Vollblut-Fortschrittsmänner, bestrebt, den Forderungen der Zeit in allen Richtungen zu genügen; allein diesen galt wieder das leidige Geld, der seit den Römerzeiten bekannte Nervus rerum gerendarum zu wenig; was gut und wünschenswerth war, sollte gethan werden, sie hielten sich an die bekannte Staatsfinanzdoctrin: zuerst seien die Ausgaben festzustellen und für deren Bedeckung habe der Finanzmann ohne Widerrede zu sorgen; und so kam es, daß sie die Zukunft escomptirten, d. h. Schulden machten und Jahr um Jahr die Gemeindeauflagen vermehrten. Dies verstimmte und machte den Fortschritt verhaßt. Ich muß den schlesischen Gemeinden das Zeugniß geben, daß sie in diesen Fragen patriotisch Maß zu halten verstanden haben und insbesondere von dem widerwärtigen Nationalitätenhader frei blieben; ein Vorzug, welcher nicht zu unterschätzen ist, denn wo jener Hader in Blüthe steht, findet der Staatsgedanke keinen Boden und der loyale Patriotismus ist entweder eine pure Heuchelei oder Selbsttäuschung.

Als dritte Hauptaufgabe hatte ich die Verbesserung des Volksschulwesens festgehalten. Die Culturaufgabe des Staats ist, bei Gott, groß und schwer genug, um für deren Lösung die unaus-

gesetzte vereinte Thätigkeit, sowohl des Staats als der Kirche, in Anspruch zu nehmen; beide vereint werden, wie im Kräfteparallelogramme zusammenwirkend, die Diagonale finden, auf welcher das Culturleben der Völker vorwärts gebracht werden kann. Damals wie heute dachte ich so, und damals wie heute hielt ich die Zurückweisung der einen wie der andern Kraft für einen politischen Fehler, damals wie heute betrachtete ich die Spitzfindigkeit, welche für die Schule die sittlich-religiöse Grundlage zurückweist, um dafür die confessionell-sittliche zu verlangen, für ein unlauteres scholastisches Wortspiel. Der Löwenantheil an dieser schweren Arbeit muß immer dem Staate zufallen, denn nur er vermag es, Gebäude, Lehrmittel, tüchtige Lehrer und selbst die Schüler zu beschaffen, aber die Kirche muß dabei ehrlich mithelfen. Schon als Repräsentant meines erlauchten Patrimonialherrn wendete ich dem Schulwesen meine volle Aufmerksamkeit zu; als Statthalter war ich bemüht, zunächst die materiellen Grundlagen der einzelnen Schulen festzustellen und zu verbessern; die Gemeinden für die Sache zu erwärmen, endlich mit der Geistlichkeit möglichst Hand in Hand zu gehen. Ich ließ die Inventarien aller einzelnen Schulen überprüfen, richtig stellen und ergänzen. Wir legten zudem ein Haupt- und Grundbuch für sämmtliche Lehrer an, in welchem alle Personalveränderungen mit denselben ersichtlich zu machen waren. Jede Schule mußte auch ein Normalienbuch führen, worin insbesondere auch die von der Statthalterei ausgehenden Verordnungen und Weisungen in Evidenz zu halten waren. Ich hatte zugleich die Einrichtung getroffen, daß von den im Schulwesen an die Dechante als Schuloberaufseher ergehenden Erlässen gleichzeitig eine Abschrift unmittelbar an den Schullehrer gehe zur Einschaltung in das Normalienbuch, um möglichen Versäumnissen oder Entstellungen durch die Pfarrämter wirksam zu begegnen, was mir das nächstliegende Mittel schien, um den unmittelbaren Contact zwischen dem Schullehrer und den Staats- und Gemeindebehörden anzubahnen. Ich fühle mich verpflichtet, hierbei zweier verdienstvoller Männer zu gedenken, welchen die erzielten Erfolge vielleicht mehr als mir persönlich zu danken sind: des trefflichen Schulinspectors Wilhelm und des damaligen Statthalterei-Concipisten, gegenwärtigen Ministerialraths Alois Hermann. Um die Gemeinden für das Schulwesen zu erwärmen, hatte ich den üblichen „Schulvätern" zwei Gemeindemitglieder als Gehilfen und Schulinspicienten beigegeben. Es zeigte sich viel Eifer und ich hielt ihn sorgfältig aufrecht, sowohl um des

lieben Friedens willen zwischen Staat und Kirche, als auch zum Gedeihen der Volksschule. Daß meine Absicht einen friedlichen Modus vivendi mit der Kirche im Gange aufrecht zu erhalten nicht mißlang, bewies nicht nur der freundliche Abschied des edlen Kirchenfürsten im August 1846, als er den versammelten Diözesan-Clerus eindringlich aufforderte, mit mir Hand in Hand zu gehen, weil ich es gut und ehrlich meinte mit dem Wohle der Seelsorger, sondern das Wohlwollen des gefeierten Fürstbischofs von Breslau gab sich abermals mit Wärme kund im October 1851, als dieser Kirchenfürst sich aufgefordert fühlte, seine warme Anerkennung für mich und meine Leistungen bei einer Hoftafel in Troppau lebhaft auszusprechen. Ich kehre zur Schulfrage zurück und will eine Kleinigkeit verzeichnen, welche für mich und mein Wirken und die Art des damaligen Regiments kennzeichnend ist.

Als ich vor meiner Abreise nach Lemberg den Cultus- und Unterrichtsminister Grafen Leo Thun besuchte, fragte er mich, welchen Beamten ich im Volksschulwesen vorzugsweise verwendet hätte, denn unsere Arbeiten im Schulfache hätten so sehr seinen Beifall, daß er davon auch in andern Kronländern Gebrauch machen wolle. Ich nannte Alois Hermann; allein es verging Monat um Monat, ohne daß Hermann berufen wurde; die Polizei hatte Anstand genommen, denn der junge Mann war im Jahre 1848 Mitglied der „Silesia" gewesen. Endlich wurde Hermann doch in's Ministerium des Unterrichts berufen, dem sehr thätigen und ehrlichen Ministerialrathe Krumbholz zugetheilt und kam in die Lage, sich um die Entwickelung unseres Volksschulwesens anerkennenswerthe Verdienste zu erwerben. Der edle Graf war mir immer ein Räthsel. Begeistert für Kunst und Wissenschaft und ein warmer Vertreter ihrer Entwickelung, welche nur bei voller Denk- und Schaffensfreiheit, möglich ist, gewährte es ihm doch eine Herzensfreude, dieselbe unter das Joch und das Gebot des Ultramontanismus zu beugen. Er wählte zu seinem Unterstaatssecretär den Dr. Feuchtersleben, machte Dr. Exner zu seinem Ministerialrath, berief die Professoren, den Philologen Ponitz und den Physiologen Ludwig, um sie wieder zu verlieren. Wer den Stand unserer höhern und mittlern Lehranstalten, sowie der Volksschule zur Zeit als Graf Leo Thun in's Amt trat, kannte und den Fortschritt sah, welchen sie bei des Grafen Rücktritt erreicht hatten, konnte dem zurücktretenden Minister nur Dank und Anerkennung nachrufen. Ein intelligenter Mann und warmer Patriot, voll dynastischer Anhänglichkeit, energisch gegenüber

den wilden Angriffen revolutionär-nationaler Excesse im Sommer 1848, folgte er dennoch beharrlich einer Politik, welche die Macht seines Kaisers und seines Vaterlandes durch gefährliche Zerbröckelung abschwächen mußte. Ich verstehe ihn nicht. Also die Grundentlastung, das Gemeindewesen und das Volksschulwesen waren die drei Hauptpensa, welchen ich im Interesse von Land und Leuten gerecht zu werden trachtete.

Alexander Freiherr von Bach.

Ich war so naiv zu glauben, daß Bach günstig über meine Befähigung urtheile; weshalb warf er mich bei Seite? Ich gestatte mir ein paar Worte hierüber, denn man erzählt ein politisches Glaubensbekenntniß nicht bloß, um für sich Generalbeichte abzulegen, sondern auch, um dem Leser oder Hörer gleichzeitig einen Einblick in das politische Glaubensbekenntniß Anderer zu eröffnen.

Wie stand ich mit der Gensdarmerie? Sie war die neue, einflußreiche, die Revolution bekämpfende Institution. Es war nur zu bedauern, daß sie sofort zu politischen Nachforschungen und Klatschereien mißbraucht wurde. F.-M.-L. Kempen war ein gewissenhafter, vielleicht ein etwas zu pedantischer Dienstmann. Das Institut hatte viele Gegner: einmal die Bureaukratie, weil man ihr ein halb militärisches Institut auf den Nacken gesetzt hatte; dann die Feudalen, deren Sympathien noch immer nach der alten patrimonialen Polizeiherrschaft gravitirten; auch die Militärs hatten keine Freude über sie, denn sie wollten Staat im Staate bleiben. Endlich schenkte ihr auch die Clerisei keine Zuneigung, weil sie sich doch in manches mischte, wovon der Bischof und der Pfarrer glaubten, daß es nur sie anginge. Die Herren Taschendiebe und Einbrecher wurden durch sie in ihren Geschäften sehr beeinträchtigt, obschon sie nicht brotlos wurden; der Bauer und Bürger betrachtete sie als eine neue, kostbare Einrichtung, welche ihn ohne Noth belästige. Auch entschieden Gutgesinnte waren mit deren Thun und Eifer nicht zufrieden, besonders wenn sie gewohnt waren, im eigenen Hause absolute Herren zu sein. Ich gestatte mir, ein kleines Vorkommniß zu erzählen. Ein Fabrikant in den Vorstädten Wiens hatte im Sommer 1848 ein paar Calabreser, welche in seine Fabrik kamen, um die Arbeiter für die Freiheit zu haranguiren, am Kragen gefaßt und vor die Thüre gesetzt; man gab ihm dafür

im Frühjahr 1849 den Franz-Josefs-Orden; als im Jahre 1850 zwei Gensdarmen kamen, um unter den Arbeitern reglementsmäßig Nachforschungen zu machen, setzte er auch diese auf die Straße und man mußte ihn dafür einsperren. Ich hatte dem Baron Kempen unverhohlen mein Bedauern ausgesprochen, daß die Gensdarmerie zuviel in politischen Diensten verwendet werde, was ihre Stellung und Wirksamkeit verderbe, denn ich war ein warmer Anhänger der Institution, aber ein ehrlicher Gegner ihrer Uebergriffe und Mißgriffe und erzählte von diesen dem Baron Kempen, weil ich wußte, daß er es ehrlich meine. So z. B. hatte man dem Flügelcommando in Troppau den Auftrag gegeben, über den Einzelrichter in B. Bericht zu erstatten. Der Gensdarm, welchem der Vollzug dieses Auftrags zufiel, wußte nicht Rath; er ging daher — denn er war ein naiv ehrlicher Mann — zu dem Bezirksrichter selbst und bat ihn, daß er alles das, was er brauche, ihm aufschreiben möge. Der Bezirksrichter willfahrte lächelnd dem Ansinnen des Mannes und so kam ein wahrheitsgetreuer Bericht zu Stande. Als der Kaiser Nicolaus am 1. Mai 1850 zu der bedeutsamen Conferenz nach Olmütz durch Oderberg fuhr, saßen am Abend einige Bekannte im Gasthause, der Ortscaplan, der Steuercontrolor und noch ein paar Schulfreunde, sprachen über die unerquicklichen Zeiten und wie sie als Studiencollegen gesungen und getrunken hätten; der Caplan zog lächelnd ein Commersbuch aus der Tasche und übergab es dem Controlor; dieser fand sein Gaudeamus igitur und brummte es singend; auch die Stelle vivat et res publica u. s. w. In der Ecke des Gastzimmers saß ein Gensdarmerie-Corporal mit einem Feldwebel von einem Linienregimente. Diese fanden, daß der Controlor ein Vivat auf die Republik ausgebracht habe und zwar an dem Tage, an welchem eben der Kaiser aller Reussen durch Oderberg reiste. Der Gensdarmerie-Corporal war ein ehrlicher, angenehmer, nicht läppischer Mann und war auch mir persönlich gut; bevor er noch an seinen Rittmeister rapportirte, kam er zu mir, um mir den Schreckensfall vertraulich mitzutheilen. Ich fuhr sofort nach Oderberg, um an Ort und Stelle zu forschen, vernahm die Beschuldigten und erhielt von ihnen das Commersbuch. Damit war es jedoch nicht abgethan, wir verhandelten viel, eindringlich und ernsthaft, selbst mit dem Regiments-Commando des Feldwebels in Klausenburg, welcher, wie der Gensdarmerie-Corporal darauf beharrte, daß der Steuer-Controlor, aus einem Buche lesend, gesungen habe: „Eviva la republica.“ Für den Controlor blieb die Affaire nicht ohne nachtheilige Folgen,

weil es sich herausgestellt hatte, daß er seinen Dienstpflichten nicht gehörig nachkomme. In Troppau hatte bei der Fahnenweihe eines Husarenregiments der etwas hitzige, aber sehr achtenswerthe und mir persönlich angenehme Gensdarmerie-Rittmeister und Flügel-Commandant den von mir aufgestellten, in voller Uniform fungirenden Commissär insultirt. Dieser machte dienstlich die Anzeige; ich mußte Beschwerde führen und that es persönlich bei Kempen. Dieser wehrte sich lebhaft für seinen braven Rittmeister; ich gab jedoch nicht nach und Kempen gab mir die verlangte Satisfaction. Zwei Gensdarmen in Bielitz hatten sich gegen zwei Mädchen, zu welchen sie in Beziehungen standen, eine ganz unzulässige Amtshandlung erlaubt, worüber die Bevölkerung in große Aufregung gerieth. Ich bestand auf der unnachsichtlichen, sofortigen Entfernung der beiden Gensdarmen und setzte dieselbe beim Regiments-Commando durch, obschon man die Thatsache, deren eindringliche Erhebung ich vermeiden wollte, beharrlich in Zweifel zog. Man sah ein, daß das, was ich wollte, nur im Interesse des guten Namens der Gensdarmerie war, und deshalb gab man in kurzem Wege nach. So fehlte es nicht an allerlei kleinem Krakehl, aber im Ganzen glaubte ich mit derselben gut zu stehen und nur ihrem Interesse zu dienen, wenn ich Mißgriffe thunlichst abwendete. Heiklich war das Verhältniß zu den damals allmächtigen Herren Militärs. Sie sahen überall nur Militärfeinde und nach den Vorgängen des Jahres 1848 war diese Meinung wohl nicht überraschend. Ein Feldmarschall-Lieutenant, welcher bei mir speiste, eine gerade, offene Persönlichkeit, sagte beim schwarzen Caffee, als von der Gesinnung der Stadtbevölkerung die Rede war, er möchte alle aufknüpfen bis auf fünfzehn; ich erwiderte, daß es mich interessire zu wissen, ob ich zu den Fünfzehn gehören würde. Die Bezeichnung „ein Feind des Militärs" war damals so geläufig, daß Jedermann darauf gefaßt sein mußte; ich erinnere mich, wie derselbe Feldmarschall-Lieutenant zu seiner Frau, welche er am Arme führte und welche ihm von dem militärfreundlichen Thun einer gewissen Persönlichkeit befriedigt erzählte, ärgerlich sagte: „Nun, da hast du wieder einen Militärfeind, womit man uns fortwährend in den Ohren liegt." Dr. Hein, des Bürgermeisters Stellvertreter in Troppau, galt gleichfalls als ein solcher, weil er gegen diese und jene Uebergriffe Einsprache erhoben hatte. Ich vertrat ihn gegen diesen unbegründeten Vorwurf, konnte aber nicht verhindern, daß dafür einige Splitter auf mich selbst zurückgeworfen

wurden; denn es war die Zeit des böswilligen Geklatsches, die Zeit, wo die Zuträger mit halbem Ohre hören und mit zwei Zungen schwatzen. Als der gutmüthige, wohlwollende Erzherzog Max von Modena und Este als Großmeister des deutschen Ordens im Sommer 1851, wie fast alljährlich, die Güter des Ordens bereiste und ich als Statthalter demselben etikettemäßig den Beamtenkörper vorstellte, sagte er nach der Vorstellung zu mir: „Haben Sie bemerkt, daß ich an den Bürgermeister Dr. Hein, sowie an den Landeshauptmann Grafen Khuenburg kein Wort richtete?“ Ich erwiderte, daß ich es mit Bedauern wahrgenommen hätte, worauf der Herr Erzherzog sagte, man habe ihm mitgetheilt, daß der Eine im Gemeinderathe, der Andere im Landesausschusse sich gegen den Vorschlag ausgesprochen hätten, Se. Majestät bei dessen Durchreise nach Galizien in der Station Schönbrunn zu bitten, bei seiner Rückkehr auch Troppau besuchen zu wollen, was sehr illoyal gewesen sei. Ich erwiderte ehrfurchtsvoll Sr. Königl. Hoheit, daß ich für die Loyalität der beiden Herren einstehen könne und setzte ihm die lediglich formellen Bedenken auseinander, welche jene Herren erhoben hätten, Se. Königl. Hoheit war andern Sinnes geworden und bei seiner Gerechtigkeitsliebe und angeborenem Wohlwollen unterließ er es nicht, seine Umstimmung auch den beiden ungerecht Verklatschten zu zeigen. Mir lag sehr daran, daß der Kaiser auf seiner Rückreise von Lemberg Troppau besuche, und von diesem Wunsche angetrieben, verstieg ich mich sogar zu dem kühnen Entschlusse, Se. Majestät mit einer kleinen Industrie-Ausstellung zu überraschen, obschon wir nur drei Wochen zur Vorbereitung vor uns hatten. Die Ausstellung kam zu Stande und wir durften uns schmeicheln, daß der Kaiser, welcher an drei Stunden in derselben verweilte, befriedigt war. Ich darf beifügen, daß dieses Wagniß nur in einem Lande möglich war mit einer so fortgeschrittenen Industrie, wie Schlesien sie hat, mit einer Bevölkerung, deren erprobte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus dieselbe über die großen Schwierigkeiten hinwegführte, welche in der Kürze der Zeit lagen und sie die Opfer nicht scheuen ließ, die sie ökonomisch bringen mußte. Ich bin so eigenliebig und stolz, noch beizufügen: mit einer Bevölkerung, welche mit Wärme und Anerkennung an ihrem Statthalter hing, so daß sie auf einen Vorschlag einzugehen bereit war, welcher manchem von ihnen als ein Geniestreich erschien.

Zwischen den politischen und militärischen Behörden gab es

selbstverständlich Differenzen. Es gelang mir jedoch immer, dieselben im Interesse des Dienstes auszugleichen. Wenn ich auch im Allgemeinen nicht Ursache hatte, wegen empfindlicher Uebergriffe von Seite der Militärorgane Beschwerde zu führen, so war ich doch, wo sie ausnahmsweise vorkamen, sofort zur Hand, um die auf beiden Seiten vorhandene Reizbarkeit nicht in Erbitterung ausarten zu lassen. Es kam z. B. vor, daß ein durch Teschen marschirender Herr Hauptmann seine Compagnie auf dem Stadtplatze aufstellte und durch seinen Corporal den Bezirkshauptmann aufforderte, aus seinem Bureau herabzukommen und die Anforderungen des Herrn Hauptmanns zu vernehmen. Diesem wurde correct geantwortet: er möge sich gefälligst in das Amtsbureau bemühen. Er aber, über eine solche Antwort unwirsch, schickte sofort wieder den Unteroffizier in das Bureau der Bezirkshauptmannschaft mit der Drohung, daß er im Weigerungsfalle den Herrn Bezirkshauptmann werde vorführen lassen. Diese Drohung bestärkte den Letztern in seinem amtsmäßigen Vorgehen, so daß dem übermüthigen Herrn Hauptmann nichts erübrigte, als selbst im Bureau zu erscheinen, wo er denn sein Begehren stürmisch in unziemlicher Rede vortrug. Das politische Amt that, was den Gesetzen und der Uebung gemäß war, aber der Amtschef führte formell Klage bei mir und ich unterließ nicht, dieselbe bei der competenten Behörde mit allem Nachdruck zu unterstützen und es wurde dem politischen Amte Satisfaction, was ich dankbar anerkannte. Ich gestatte mir hier noch eine Thatsache zu erzählen, welche darthut, daß auch in jener aufgeregten Zeit, wo bösartige Verdächtigungen so leicht über Billigkeit und Recht den Sieg davontrugen, es unter den hohen militärischen Autoritäten nicht an Männern fehlte, welche vorurtheilsfrei eine Apellatio a papa male informato ad papam melius informandum zuließen. Als ich im Juni 1850 nach Wien kam, über welches bekanntlich der Belagerungszustand verhängt war, kam ein junger Mann und Schriftsteller bestürzt zu mir und bat mich um Hilfe. Derselbe war ein geborener Schlesier und der Sohn eines erzherzoglichen Beamten, an dessen Krankenlager und Sterbebett ich gestanden hatte. Der Vater hatte mir damals schriftliche Arbeiten seines Sohnes zu lesen gegeben, welche hervorragende Anlagen darthaten; ich hatte dem Vater gerathen, seinen Jungen nach Wien zu schicken, um seinen Talenten jene Ausbildung zu ermöglichen, deren sie fähig waren. Er that es. Das Jahr 1848 fand den jungen Schriftsteller unter den Liberalen, und obschon er sich von Excessen fern hielt, so entdeckte man nach andert-

halb Jahren, daß er politisch gefährlich sei und wies ihn aus. Ich nahm mit dem jungen Manne eine strenge Beichte vor, welche mich über seine politische Unverfänglichkeit beruhigte, allein sie ergab, daß der junge nette Mann in den Augen der Schönen eines ältern Herrn Beifall gefunden hatte, dessen Eifersucht die politischen Verhältnisse ausnützen wollte, um sich des begünstigten Rivalen zu entledigen. Der in seinem älteren Liebesansprüchen durch den jüngern Rivalen Gefährdete erwirkte einen Ausweisungsbefehl. Ich wendete mich sofort brieflich — denn ich stand bereits an der Abreise — an den Civil- und Militärgouverneur, setzte ihm die Verhältnisse aus einander, zugleich bemerkend, daß der meines Erachtens politisch unverfängliche junge Mann in Teschen, wohin er gewiesen werden sollte, keine Nahrungsquellen finde, daher auf Abwege kommen müsse und daß ich mich als Statthalter verpflichtet glaubte, auf diese Mißverhältnisse aufmerksam zu machen. Ich muß den Rechtssinn und die Gewissenhaftigkeit des Herrn Civil- und Militärgouverneurs rühmend und dankbar anerkennen, welcher das Ausweisungsdecret sofort aufhob. Der junge Mann eroberte sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine sehr geachtete Stellung. — Ein besonders heikler Punkt war die Nationalgarde, welche das kaiserliche Manifest vom 15. März 1848 in's Leben gerufen hatte. Im Sommer 1850 war sie bereits lebensunfähig und erschien als eine Institution, welche keine definirbare Aufgabe hatte; ihre Lebenstage waren daher gezählt und der Widerwille, welchem sie besonders von militärischer Seite begegnete, war gegenstandslos, es handelte sich nur noch darum, sie anständig ohne Verletzung und Bitterkeit zu Grabe zu tragen. Am 18. August 1850, am Geburtstage Sr. Majestät, rückte sie pflicht- und etikettegemäß zugleich mit der k. k. Garnison in Parade aus und gab ihre festlichen Gewehrsalven ab. Während sie vortrefflich wie die eingeschultesten Linientruppen schoß, wollte der Zufall, daß die k. k. Garnison ihre Salven sehr mangelhaft abgab, denn diese glichen einem Pelotonfeuer; darüber war in dem einen Lager Freude, in dem andern Aerger. Weil der commandirende Herr Feldmarschall-Lieutenant, zur Musterung der Garnison schreitend, mich, den Statthalter, etikettewidrig ignorirte, so beorderte ich sofort die Nationalgarde, daß sie nach einem andern Stadtplatz abmarschire und sich dort aufstelle, wo ich sie mustern wolle. Das geschah, ja, um die gekränkte Nationalgarde zufrieden zu stellen, verfaßte ich sofort einen kurzen Tagesbefehl an dieselbe, ließ ihn in Druck legen und vertheilen, worin ich die Loyalität und gute Haltung der Garde

anerkannte. Die Garde, welche wohl wußte, daß sie bereits auf dem Aussterbe-Etat stehe, war durch diese Leichenrede sehr befriedigt, nicht so das k. k. Militär; man hielt mich für einen warmen Anhänger der zur Zeit nicht mehr praktischen Institution, während ich nur anstrebte, den Männern nicht wehe thun zu lassen, welche in Loyalität ihrer Verpflichtung nachgekommen waren.

Die guten Schlesier waren nun einmal im Verruf. Namen wie Füster, Hans Kudlich, Trampusch und Andere hatten in den Ohren der vorzugsweise Gutgesinnten einen revolutionären Klang. Die Verdächtigung hatte allerwärts das Oberwasser und verlangte Maßregelungen, ja selbst den Belagerungszustand. Und der Statthalter galt ihnen als ein leichtsinniger Ideolog, welcher mit den Ideen der Neuzeit sympathisirte; die Energie verlangte, daß man ihn fortschicke; er hatte jedoch die Befriedigung, daß auch seine vier Nachfolger bis zum heutigen Tage der Gesinnung der Schlesier ein gutes Zeugniß gaben und weder zum Belagerungszustand noch zu Maßregelungen ihre Zuflucht nahmen. Dennoch hatte es Eile, denn schon am 23. Januar 1853 erhielt ich meine Abberufung. Ein reich begüterter Gutsbesitzer empfahl mir wiederholt den Belagerungszustand als die wirksamste Panacee gegen die Schlechtgesinnten; eines Tages war ich so muthwillig, ihm zu antworten, daß ich bereit sei, auf die Entfernung sämmtlicher Militär-Uniformen einzugehen und meine Statthalterschaft als Pfand einsetzen wolle, daß keine irgend beachtenswerthe Unordnung dadurch entstände, nur die Gensdarmerie müsse ich mir vorbehalten wegen der langen, trockenen Grenze gegen Preußisch-Schlesien, an welcher viele Gaunergemeinschaften etablirt waren. Ich darf sagen, daß ich populär war, aber dies galt zu jener Zeit als ein politischer Makel. Vor meiner Abreise nach Galizien reiste ich pflichtschuldigst nach Wien, um allfällige Weisungen entgegen zu nehmen, zu sehen und zu hören. Mein Besuch in Wien fiel in jene traurigen Wochen, welche auf das Attentat des berüchtigten Libenyi folgten. An dem Tage, an welchem der wiedergenesene Kaiser das erste Mal ausfuhr, traf ich mit einem Amtscollegen aus Ungarn im Vorzimmer des Staatsrathspräsidenten Baron Kübeck zusammen. Ich sprach meine Freude und Befriedigung darüber aus, daß der Kaiser überall so herzenswarm und jubelnd begrüßt wurde. Mein tapferer College aus Temesvar erwiderte: so lange noch vier Prozent der Bevölkerung nicht verläßlich gebessert seien, dürfe man solchen Aeußerungen kein Vertrauen schenken, denn der Jubel könne auch gemacht und er-

heuchelt sein. Mich betrübte diese Aeußerung, denn dieselbe besagte wohl: bis dahin müsse das polizeiliche Mißtrauen in voller Schärfe bewahrt und genährt werden, und da kein statistisches Bureau dieses Verhältniß nachzuweisen vermag, so wird auch die Zeit nie kommen, wo diese polizeiliche Verdächtigung aufhören würde. Der Gegenstand war nicht discutirbar, allein ein gar schlimmes Zeichen.

Ich gab hier einige Crayonstriche über meine Zeit und mein Wirken; es sind Kleinigkeiten, aber im politischen, wie im organischen Leben spielt sich das Große im Kleinen ab und darum sind, wie das Mikroskop für den Naturforscher, auch politische Memoiren als Mikroskop des Geschichtsschreibers belehrend.

Ein Jeder lenkt das Gespann nach seiner Weise.

Ich hatte etwas an mir vom magyarischen Kutscher mit seinem Viergespann, lebte mit meinen Beamten ein vertrautes wohlwollendes Geschäftsleben und sie waren mir gut, so wie ich auf ihren Diensteifer zählen konnte. Ich war der Kutscher, welcher nach der Czarda jagte, nicht der imposante Rosselenker auf hohem Kutschbock, und stellte den Dienst und die Sache höher als die Etikette und das Reglement; ich setzte Vertrauen in meine Untergebenen, aber es machte mich weder blind, noch nachsichtig, wo Nachsicht nicht am Platze war; die Erfolge zeigten, daß sehr fleißig, eifrig und gewissenhaft gearbeitet wurde und daß dabei die Mannschaft guter Laune blieb und nicht fort und fort wegen Ueberbürdung wie ein Sträfling klagte und stöhnte. Kein Freund der bureaukratischen Wichtigthuerei, nahm ich die Geschäfte einfach und praktisch in die Hand; fragte auch nach dem Menschen in dem Beamten und der erstere stand mir nicht tiefer als der letztere. Trotz meines Vertrauens und der Beweise von Anhänglichkeit, die ich erhielt, vergaß ich nicht, was Nestroy in seiner Posse „Zu ebener Erd' und im ersten Stock" den wortreichen geriebenen Bedienten sagen läßt, daß er nur zwei Arten von Gästen kenne: solche, welche ein Trinkgeld geben und die andern, welche keins geben und danach achte und behandle er dieselben. Diese lebenskluge Maxime wiederholt sich in allen Geschäftskreisen, also auch im Beamtenstande, und wer wollte bestreiten, daß es praktisch sei, den Diensteifer und die Anhänglichkeit an den Vorgesetzten nach dem Nutzen abzustufen, welchen sie in Aussicht stellen. Es klingt boshaft, was ich da sagte, aber es bewahrt vor

Enttäuschungen und paßt in das Vademecum eines Amtschefs und in die Memoiren eines Pensionisten. In der Strafgesetzgebung soll nach der Meinung John Bull's als Grundsatz gelten, daß es vorzuziehen sei, wenn neun Schuldige entwischen, als daß ein Nichtschuldiger gehenkt werde, in der bureaukratischen Praxis dagegen giebt es nicht wenige, welche den entgegengesetzten Grundsatz haben und in revolutionären sowie in reactionären Zeitläufen ist solche Verdächtigung und Verurtheilung gang und gäbe; mir erschien sie jedoch immer bald als sittliche Feigheit, bald als ein geistiges Armuthszeugniß. Wie gesagt, ich führte mein Amt wie der Czikos sein Gespann in der Pußta. Allein die magyarischen Weisen waren unbeliebt geworden; man verlangte, daß strammer regiert werde, auch waren die beschriebenen Gespanne seltener geworden auf der Ebene und der Czikos schwatzte wenig, brummte verbittert den Rakoczy-Marsch, sang das bedenkliche „Szózat" und eilte zur Czarda, um die dort verborgenen Freunde zu warnen; über die Pußta aber jagten zwei schmucke Gensdarmen mit weithin leuchtenden Pickelhauben hinter dem auf einem dürren Pußtaroß flüchtenden Betyár, sie erreichten ihn nicht, denn das kleine magere Steppenroß war flinker als die gutgenährten sechzehnfäustigen Walachen aus dem böhmischen Hügelland. Ach du lieber Gott! Ein Jeder lenkt das Gespann nach seiner Weise und Keiner vermag es, sein Ich abzustreifen zu Ehren des Reglements.

Der Beamten Pflicht und Noth.

Der Beamtenstand ist nicht erst seit dem März 1848 der Prügelbube der öffentlichen Meinung für alle ererbten und nicht ererbten Uebelstände. Zum Theil nicht unverdient. Das bestehende, in den Brotstudien sich zuspitzende Unterrichtswesen, verbunden mit der Verneinung jedes freien und selbständigen Urtheils über öffentliche Angelegenheiten fand in dem Beamtenstande einen maßgebenden und hochmüthigen Ausdruck, welcher durch eine, die Zeitforderungen verkennende und mißachtende Beschränktheit doppelt verletzt. Die geborenen Präsidenten mit den an diesen Stämmen als Präsidialisten emporrankenden Schlingpflanzen betrachteten sich als die ausschließlich berufenen Vormünder in allen Fragen und Verhältnissen, auf welche die Regierungsorgane glaubten Einfluß zu nehmen, und deren waren gar viele in einem Staate, welcher, an den Anschauungen des

patriarchalischen Staats festhaltend, zugleich den Bedürfnissen des modernen Staats Rechnung tragen wollte. Das gab denn einen widerwärtigen und doch unzureichenden Absolutismus. Gegen denselben traten zuerst die Feudalen, und wenn man die josefinischen Kirchengesetze energisch anwenden wollte, auch die Clerikalen in die Schranken, denn der Letzteren Ziel war der Papst-Kaiser oder der Kaiser-Papst. Diese ersten historischen Gegner des Beamtenstaats hatten der im März 1848 sich erhebenden Demokratie wider Willen recht tüchtig vorgearbeitet. Als die Revolution niedergeworfen war, trat zu den oben bezeichneten Feinden der Bureaukratie ein dritter mächtiger Verbündeter, die Armee. Die sich nun neu gestaltende Bureaukratie konnte Leben und Kraft nur in den drei Potenzen Adel, Clerus und Armee wiedergewinnen; allein es gelang ihr schlecht, sie war vielmehr der Prügelknabe aller Welt geworden, wenn auch nur vorübergehend, denn durch die Hand des Beamten liefen alle Schnüre der Verwaltungsmaschine, und wenn man daher auch in den bezeichneten Kreisen die Beamten nicht liebte, so waren sie doch zuletzt die viel umworbenen Faiseurs. Ich erinnere mich an ein Lustspiel, welches in der Zeit der Kämpfe zwischen Christinos und Carlisten spielt; der Held des Stücks wird eingesperrt, weil er die Königin Christina hochleben ließ; im Arreste gebessert, ruft er sofort nach seiner Entlassung: „Hoch Don Carlos!" und wird wieder eingesperrt, weil inzwischen die Christinos zur Herrschaft gelangt waren. Wiederholt gerieth er in diese Misère, denn der arme Teufel traf niemals das Rechte: er war mir das Spiegelbild unserer Beamten, wenn sie sich herausnahmen, Politik zu treiben. Es ist die Scylla und Charybdis des modernen Constitutionalismus, daß er entweder durch immer wiederkehrenden Beamtenwechsel die Würde und die Wirksamkeit des Amts gefährdet, denn für die Aemter gilt nicht selten umgekehrt, wie bei den Dienstboten, der Grundsatz: „*Neue* Besen kehren *schlecht*," oder aber, daß der Beamte zum bloßen Amtsbüttel herabgewürdigt wird, was vielleicht noch schlimmer ist, weil es das *Amt* in die Wirren der Partei- und Fractionskämpfe hineinzieht und ihm dadurch Würde und Vertrauen nimmt. Deshalb halte ich es für eine hochwichtige politisch-organisatorische Aufgabe, daß dem Amte nach Möglichkeit eine selbständige, für sich klar vorliegende Aufgabe zugewiesen und abgegrenzt sei, welche sich von den politischen Parteiumtrieben fern halten kann, weil ihm nicht zugemuthet wird, politische *Partei-Interessen* zu fördern oder zu bekämpfen. Leider stehen gerade

die thatkräftigsten Naturen dieser Anschauung meist ferne, weil ihr angeborenes Ungestüm und ihre begreifliche Selbstüberschätzung sowie ein überfluthender Ehrgeiz sie antreiben, um jeden Preis Sieger bleiben zu wollen; cäsarische Naturen wachsen auf allen politischen Aeckern, sowie in allen andern Lebensverhältnissen rascher und üppiger empor als Männer, welche die Kraft besitzen, sich zu mäßigen und dem Glauben an ihre persönliche Unfehlbarkeit zu entsagen.

Achtes Gedenkblatt.

Was ich im Polenlande zu schaffen hatte.

Umschau.

Am 2. April reiste ich von Troppau ab. Ich fuhr über Ratibor durch Preußisch-Schlesien nach Krakau im eigenen Wagen, denn ich wollte nicht als ein Abgesetzter erscheinen, welcher de- und wehmüthig in sein Exil zieht, sondern hielt es für klug, vor die Polen frisch und thatkräftig hinzutreten. Den Weg durch Schlesien vermied ich, um nicht die Freunde, welche ich daselbst hatte, vielleicht zu compromittiren oder den lauernden Bedientengeist Anderer herauszufordern. Ernste und sorgenvolle Gedanken zogen durch mein Hirn. Es war mir, als ob feindselige Geister auf einer langen Drahtleitung hinter mir herzögen, um sich an meine Fersen zu heften. Hast du einen Mächtigen verletzt, so ist dies schlimm und gefährlich, hat er dir wehe gethan, ohne es rechtfertigen zu können, so ist es noch schlimmer, denn er wird seine Feindseligkeit fortsetzen, um sein erstes Thun zu rechtfertigen, und gefällige Diener werden diese verhängnißvolle Consequenz nähren. In der alten polnischen Königsstadt Krakau erinnerte ich mich an frühere Besuche noch zur Zeit als die Republik bestand unter dem klugen und bescheidenen Präsidenten Schindler. Ich gedachte, wie freundlich ich da empfangen war, wie ich den Vormittag mit dem Kanzler Dr. Herz und den Nachmittag mit unserm freundlichen Herrn Residenten, dem Hofrath W. zubrachte und am Mittag mit den republikanischen Polen sehr gut aß und trank bei dem Banquier Ludwig Hölzl und bei dem feinen Restaurateur zur Rose. Es war dies in den Jahren 1840 und 1846 und ich hatte nicht politische, sondern Geldgeschäfte zu besorgen. Zur Zeit meines Aufenthalts im Herbste 1846 erzählte mir der freundliche Banquier von den Thaten, welche er unter der Dictatur

Tissowsky's als Commandant der Hauptwache vollführte, wie plötzlich Tscherkessen und Kosaken hereinsprengten und zur Capitulation aufforderten, und wie die Freiheitsmänner sofort capitulirten. Ich erzählte ihm entgegen, wie ich mit meinen achthundert sensenbewaffneten Bauern, diese reichlich mit Branntwein versorgend, an der Brücke von Oswieczim Posto gefaßt hatte, überlegend, ob ich dem Andringen unsers kampflustigen Finanzwach-Obercommissärs nachgeben und dem preußischen General Brandenburg, welcher gegen Krakau vorrückte, entgegenreiten solle, daß ich aber dieses vorwitzige Project schließlich doch aufgab, um nicht etwa von den schwärmenden Lanciers aufgegriffen und als Kriegsgefangener oder gar als Hochverräther nach Krakau eingebracht zu werden. So beschäftigten uns mancherlei ernste und heitere Erinnerungen. Als ich im April 1853 Krakau passirte, war Graf Clam-Martinitz Landespräsident in Krakau, ihm folgte bald darauf Graf Mercandin. Mein Aufenthalt war sehr kurz. Nach etwa vierundzwanzig Stunden fuhr ich ab. Auf den sehr schlechten Straßen begleiteten mich, meine Einsamkeit ausfüllend, düstere Erinnerungen aus dem Frühjahre 1846. Ich gedachte bei Gdow der raschen Action Benedek's, welcher damals, glaube ich, als Oberstlieutenant dem galizischen Generalcommando zugetheilt, von Lemberg mit einer kleinen Truppe herbeigeeilt war, die Aufständischen aus einander trieb und mit einem Schlage dieser sogenannten Revolution ein Ende machte. Ich gedachte der grausigen Drahtschlingen, mit welchen nach der unter den Beamten bestehenden Fama die Insurgenten die k. k. Beamten erwürgen wollten, gedachte der Leichen, welche in Tarnow aufgehäuft lagen, auf Agnoscirung und Beerdigung harrend; ich vergegenwärtigte mir, als ich in Tarnow einfuhr, die wilden, sensenbewaffneten Rotten, welche damals in den Schankhäusern vor der Stadt sich gelagert hatten und brüllend hervorstürzten, wenn ein Wagen mit ganz oder halb erschlagenen Gutsbesitzern oder Mandataren heranfuhr, um zum Zeitvertreib ihre Sensen in die ächzende Fracht zu stoßen. Ich erinnerte mich auch eines Gutsbesitzers und Barons, eines guten Freundes des Kreishauptmanns von Bochnia. Der heitere Mann besuchte mich im Sommer 1847 und ich trat ihm mit dem Gruße entgegen: „Wie freue ich mich, Sie gesund zu sehen, ich glaubte Sie todtgeschlagen.“ „Ich bin es auch eigentlich,“ war seine Antwort, und er erzählte: „Ich erhielt vom Kreishauptmann Baron Baum aus Bochnia, meinem Freunde, einen Brief, in welchem er mich dringend aufforderte, sofort zu flüchten, denn es drohe mir Gefahr. Ich packte zusammen und

fuhr mit meiner Familie in Begleitung eines Bekannten und des Ortscaplans ab. Als wir an die Stelle kamen, wo der Landweg in die Chaussee einmündet, trafen wir auf einen Haufen von Bauern, in einiger Entfernung an der Mündung in die Chaussee stand ein Soldat in Rüstung, mit welcher Mission, weiß ich nicht, aber ich wandte mich an ihn, um ihn als Sauvegarde zu benützen, er zuckte kopfschüttelnd die Achseln, denn es fehlten ihm Weisung und Muth. Die Bauern traten an uns heran und einer von ihnen schlug mir kurzweg über den Kopf, daß ich zusammenstürzte, ebenso erging es meinem Begleiter, während sie den Caplan und meine Familie verschonten. Wir wurden auf einen bereitstehenden Wagen geworfen und nach Bochnia gefrachtet, meine Familie und der Caplan folgten in unsern Wägen. Der Kreishauptmann war tief betrübt, sorgte für ärztliche Pflege und ich genas." Solcher Geschichten gab es gar viele. Der Lemberger Polizei-Director Ch., welcher zu jener Zeit Kreiscommissär in Tarnow gewesen, erzählte mir, daß sie dort an einem Tage dreihundert Leichen mit deren Angehörigen recognoscirten. Nicht fern von Tarnow, in Pilsnow, war nämlich die Lunte in das Pulverfaß gefallen. Ein Häuflein toller revolutionärer Gutsbesitzer hatte dorthin viele Gemeinden berufen, um sie für die Revolution zu haranguiren; als die Bauern davon nichts wissen wollten, zog einer der Tollköpfe einen Revolver hervor und erschoß einen ihm widersprechenden Bauer. Dies entschied, denn nun standen die Bauern alle zusammen und die Gutsbesitzer und ihre Begleiter flüchteten eiligst in das hölzerne Schankhaus. Aus dem verbarrikadirten Hause wurde geschossen, die Belagerer steckten es in Brand, die Bedrohten suchten zu flüchten und wurden erschlagen. Hierauf eilten Boten in alle Ortschaften der Umgegend, die Bauern zur Niederwerfung ihrer Gutsherren auffordernd. Die Todtgeschlagenen oder Schwerverwundeten wurden auf Wagen geworfen und nach der Kreisstadt geführt. Es war ein grausiger Proceß, aber er half der hartbedrängten Regierung. Noch eine andere, aber freundlichere Erinnerung kam mir in's Gedächtniß, als ich in Tarnow einfuhr. Ich war vor etwa dreizehn Jahren dort gewesen, um mit dem hochwürdigen Bischof zu verhandeln, mit welchem ich mich seiner Zeit etwas hart gesprochen hatte, weil er bei der Anwendung des herrschaftlichen Patronatrechts eine Uebung geltend machen wollte, welche jenes Recht praktisch zu vernichten drohte. Sein derzeitiger Nachfolger glaubte sich mir zu Dank verpflichtet. Die Sache kam so. Es handelte sich vor Jahren um die Besetzung der Dechantei

in Saybusch, einer ansehnlichen, gut dotirten Patronatspfründe des Erzherzogs. Ich hatte den Präsentationsvorschlag zu entwerfen. Es fehlte nicht an Bewerbern und Freunden der Letztern, und tüchtige Candidaten standen in Frage. Ich war geneigt, mich für einen Pfarrer B... zu entscheiden, aber man vertrat eifrig die Competenz eines Mitbewerbers Pukalsky, welcher gleichfalls im Patronate den Ruf eines ausgezeichneten Pfarrers genoß. Eines Tages sagte ich muthwillig den Drängern: „Ich werde mich doch für P. entscheiden, denn der ist ein Holz, aus welchem man einen Bischof schneiden kann.“ P. wurde durch meinen Präsentationsvorschlag Dechant. Ich hatte mein Witzwort längst vergessen, da suchte mich im Jahre 1851 der neuernannte Bischof von Tarnow, Pukalsky, in Wien auf, um mir mit Beziehung auf jene Prophezeiung, wie er sagte, zu danken.

Meine Vorstellung in Lemberg bei dem Statthalter war sehr einfach. Graf Goluchowsky hatte mich weder verlangt noch gewünscht, und so begegneten wir uns in der Negative, es frug sich für ihn nur darum, wie er mich verwenden und ausnützen könne, ohne daß ich seinen nationalen und persönlichen Bestrebungen in den Weg träte; mit dem Minister Bach stand G. nicht auf dem besten Fuße und vor der Hand betrachtete er mich doch als einen Sendling desselben. Was konnte meine Aufgabe sein? Politik zu machen war ich sicherlich nicht gesendet worden und in die politisch-administrative Arbeit erfolgreich einzugreifen, hinderten mich die Unkenntniß des Landes und seiner Sprache, sowie die bekannte Eigenwilligkeit des Statthalters. Aber vielleicht war ich doch zu einigen Dingen brauchbar, z. B. zur Grundentlastung, zur Servitutenregulirung und Ablösung, in der Propinationsfrage, in Straßenangelegenheiten, überhaupt in Angelegenheiten praktischer Natur, in welchen Erfahrung und Gesetzeskenntniß und ein billiger Sinn mehr galten als Sprache, Nationalgefühl und polizeilicher Instinct. Die Grundentlastungsarbeiten wurden denn auch der Löwenantheil, welcher mir zufiel. Der Hofrath Cz., welcher sie zur Zeit in Händen hatte, meinte, daß die Gutsherren eigentlich gar keine Entschädigung verdienten, zweitens sei es nicht möglich, die Ziffer derselben zu ermitteln, im allerbesten Falle benöthige man dazu zwanzig Jahre; ein Zweiter, welchen man in der Beamtenwelt schon beinahe zu den Ueberstürzern zählte, meinte, der allerkürzeste Zeitraum sei zehn Jahre, und als ich entgegnete, daß die Auflösung der Local-Commissionen spätestens nach drei Jahren möglich sein müsse, so hielt man mich für einen Maul-

helden; ich bewies jedoch, daß ich kein solcher gewesen, denn die in der zweiten Hälfte des Monats August 1854 von mir ausgesendeten Local-Commissionen wurden bereits am 1. Juli 1856 aufgelöst, fungirten somit nicht zwei Jahre. Kurz, es ging und man machte großen Lärm davon, vollends die Betheiligten und die Gläubiger, welche ihr dargeliehenes Geld suchten, und die Fräulein, welche heirathen wollten, die Riem- und Wagenfabrikanten sowie die Pferdehändler und die Marchandes des modes. So wurde ich der Mann des Tages und meine Unterschrift ein kostbares Ding, denn da ich monatlich zwei Millionen Grundentlastungscapital so weit richtig stellte, daß darauf Vorschüsse gegeben werden konnten, so brachte mein Eifer viel Geld in Umlauf. Wer die damaligen Geldverhältnisse kannte, wird bestätigen, daß dadurch eine ernsthafte ökonomische Krise abgewendet wurde. Selbstverständlich waren die Gutsherren und ihre Familien mir freundlich gesinnt, und nahmen keinen Anstoß an meinem Deutschthum, es gab keine nationale Fraction, welche mir feindlich gewesen wäre, ja allerwärts kam man mir sogar herzlich entgegen. Nicht fehlte es an solchen, welche mich vor der Falschheit und Glätte der Polen warnten, allein ich entgegnete, daß ich nichts suchte und daß mir am Ende der Artige, wenn auch seine Aufrichtigkeit zweifelhaft bleibe, doch angenehmer sei als der Flegel, an dessen sogenannter Offenheit ich mich nicht begeistern könne. Goluchowsky war Gutsbesitzer und daher gleichfalls dankbar — bis auf Weiteres. Daß die Bauern mir gut waren, ist selbstverständlich, wurden sie doch durch mein Geschäft freie Eigenthümer der Grundstücke, welche sie, schwer belastet und mannigfaltiger Willkür preisgegeben, bis zum Jahre 1846 nur als Fruchtnießer (usufructuarii) besessen hatten und wenn ihnen auch noch im Jahre 1846 das Nutzungseigenthum (dominium utile) zuerkannt worden war, so war doch die Last der Gutsunterthänigkeit auf ihren Schultern liegen geblieben. Die Bauern betrachteten mich daher als einen ihrer Befreier. Auch der Bürgerstand war mir wohlwollend gesinnt und anerkannte nach wenigen Jahren meine Leistungen durch die auszeichnende Verleihung des Ehrenbürgerrechts in der Landeshauptstadt Lemberg. Ich will da einer kleinen Thatsache gedenken, vor allem deshalb, weil sie mit einem staatswirthschaftlichen Principe zusammenhängt, welches in Nothzuständen Beachtung verdient. Es war, wie ich glaube, im Herbst 1857, als man in Lemberg das Hereinbrechen von Nothzuständen ernstlich befürchtete. Die Statthalterei nahm davon geschäftsüblich Notiz, berief ein Comité aus dem

Gemeinderath und verstärkte dasselbe durch verschiedene Notabilitäten. Ich war nicht berufen worden. Die gemachten Vorschläge bewegten sich auf dem gewöhnlichen Boden der Armenunterstützung. Man trennte sich ohne Resultat. Da nahm ich persönlich die Frage in die Hand, stellte sie jedoch, um mich so auszudrücken, auf volkswirthschaftlichen Boden. Ich ging nämlich von der Ansicht aus, daß nicht sowohl wirklicher Mangel an Lebensmitteln uns bedrohe, als vielmehr der bereits beginnende Wucher, unterstützt von der Aengstlichkeit der Consumenten. Wir beschlossen, sofort eine Bäckerei zu etabliren und engagirten dazu einen verläßlichen Bäckermeister, welcher unter der Oberleitung eines sehr rührigen Fabrikanten, Herrn P., gewöhnliches gutes Gebäck lieferte, dasselbe auf Wagen durch die Stadt führte und gegen Baarzahlung verkaufte. Die Hauptsache hierbei war, daß man das Erzeugniß zu einem Preise verkaufte, bei welchem auch der geschäftsmäßige Bäcker vollkommen bestehen konnte. Und was geschah? Die Bäcker traten sogleich in eifrige Concurrenz mit uns und drückten unser Geschäft, wie man marktrichtig sagen könnte, so daß unser Verschleiß mehr und mehr zurückging. Dies war aber eben mein Zweck und die Stadt blieb andauernd mit gutem und verhältnißmäßig wohlfeilem Brote versorgt. Aehnlich ging es mit dem Brennstoff. Es war mir verläßlich mitgetheilt worden, daß die kleinen Juden in den Vorstädten viele Brennholzvorräthe aufgesammelt hätten, um damit wucherische Geschäfte zu machen, daher veranlaßte ich den Ankauf von, wie ich glaube, 4000 Klaftern Brennholz, welche mit einem gewissen Claque-Lärm herbeigeschafft und aufgestellt wurden. Auch hier wurde der Preis entsprechend hoch gehalten, denn ich wollte nicht verschenken. Den wucherlustigen Juden wurde bange, sie verkauften zu mäßigen Preisen und ich glaube, daß wir bis zum Monat Mai des kommenden Jahres kaum mehr als 1000 Klaftern von unserm Vorrathe abgesetzt hatten. So bewegte sich der Markt fortan in normalen Geleisen. Soll ich auch von der Judenschaft sprechen? Sie wußte, daß ich ihre Gleichberechtigung mit den Christen principiell anstrebte und daß ihr die von mir so rasch in Zug gebrachte Grundentlastung namhafte Geschäfte zuführte und ihr zu ihren ausständigen Activposten verhalf. Sie waren auch dankbar, denn sie beteten feierlich für mich in der Synagoge und luden mich zu dem Feste ein; dabei waren sie so klug, auch den Statthalter, Grafen Goluchowski sowie den F.-Z.-M. Grafen Schlick nicht zu vergessen; freilich die Chassidim werden empört gewesen sein. Ich besuchte

Brody und besah das durch Reinlichkeit ausgezeichnete jüdische Spital, besuchte Tarnopol und die jüdische höhere Lehranstalt daselbst, in welcher ich die Portraits von Moses Mendelssohn und Spinoza als Zierde aufgehängt fand. Mein Führer legte mir das neue Testament in sieben Sprachen vor und verglich die Uebersetzungen einzelner Evangelien. Ich bereiste das Land bis nach Czernowitz in der Bukowina und den Pruth aufwärts bis an die ungarische Grenze. In der Nähe von Stanislawow interessirte mich sehr die große Zuckerfabrik von Tlumatsch, welche damals unter der Leitung eines sehr intelligenten Directors aus dem preußischen Rheinlande stand, Herrn Brett, welcher ebenso sachkundig theologische Controversen besprach — denn er hatte seiner Zeit im preußischen Unterrichtsministerium gedient — als er Zuckerfabrikationsfragen erörterte. Die Fabrik erschien mir als ein ökonomischer Mißgriff, denn sie war in einem Lande und in einer Gegend gebaut, wo man sehr wenig Zucker verspeiste, wo man die Rübencultur nicht verstand und Arbeitskräfte mangelten; sie war nach dem Schützenhof'schen System eingerichtet, brauchte daher viel Brennstoff, welchen man nicht hatte u. s. w. Allein interessant war immerhin der energische Muth, welcher dieselbe in's Leben rief. So schönen Roggen wie bei Stanislawow habe ich nirgendwo gesehen. Allein ich muß meiner Redseligkeit einen Zaum anlegen, obwohl man anerkennen wird, daß ein politisches Glaubensbekenntniß in alle Zweige des Lebens eingreift. Anfang und Ende meines Gastspiels in Lemberg bleibt immer die Grundentlastung. Alle Welt interessirte sich dafür; selbst Erzherzog Karl Ludwig, des Kaisers liebenswürdiger Bruder, welcher in Lemberg praktische Studien in der politischen Administration machte, ließ sich durch zwei und eine halbe Stunden über mein Geschäft vortragen, ja selbst seine kaiserliche Majestät opferte für denselben Zweck volle dreiviertel Stunden. Die hohen Herren bewiesen dadurch einen Eifer und eine Hingebung, welche alle Achtung verdienen, denn der Gegenstand selbst war trocken und langweilig; es war ein Opfer an Zeit und Mühe, welches der Ueberzeugung von der tiefgehenden Bedeutung des Gegenstandes, sowie von dem kaiserlichen Wohlwollen für das Land Ausdruck gab und welches mich wie meine Mitarbeiter beglückte; die hohen Besuche galten der Sache, dem Dienste und dem öffentlichen Wohle. Solche Selbstaufopferung ist habsburg-lothringischer Erbtheil; ich verweise auf die große Kaiserin Maria Theresia, ihre Söhne Josef und Leopold, auf ihre Enkel und Urenkel bis in die

jüngsten Tage. Wer kennt nicht die rastlose aufopfernde Thätigkeit und den unerschöpflichen Wohlthätigkeitssinn des k. k. Feldmarschalls Erzherzog Albrecht.

Die Juden in Galizien.

Als ich am 9. April 1853 bei — 9° R. Morgens in Lemberg eintraf, sollte ich sogleich einen Beweis von der Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit der Juden in Galizien erhalten. Ein hochgestellter Beamter, welchen ich gebeten hatte, mir eine passende Wohnung auszumitteln, war sofort bei meiner Ankunft bei mir im Hotel erschienen, um mir ein Verzeichniß von Wohnungen vorzulegen. Ich beschloß sogleich die Runde zu machen. Als ich unter das Hausthor trat, grüßte mich ein jüdischer Factor mit der Frage: „Suchen Euer Excellenz eine Wohnung?" „Jawohl," war meine Antwort. Obschon mein Begleiter den Zudringlichen ärgerlich abwehrte, frug ich doch: „Hast du welche?" Er sagte: „Ja, gleich hier unten an der Promenade, die Wohnung des Banquier H." Mein Begleiter entgegnete, diese sei ja nicht frei. „Aber sie wird es demnächst," versetzte der Jude. Nun denn, ich fuhr hin und siehe da, dieselbe wurde demnächst frei und war entsprechender als alle, welche mein Begleiter verzeichnet hatte; ich nahm sie und blieb darin durch alle Jahre, die ich in Lemberg zubrachte. Jeder christliche Gewerbsmann hält sich einen jüdischen Factor. Etwa ein Jahr später besuchte mich ein eben angekommener Herr Feldmarschall-Lieutenant und klagte, daß er sich für seine Bedürfnisse nicht zu rathen und zu helfen wisse. Ich empfahl ihm, einen jüdischen Factor zu nehmen, er aber war indignirt über eine solche Zumuthung. Ich lächelte und meinte: „Kömmt Zeit, kömmt Rath." Eine Woche darauf rief er mir auf der Straße lächelnd zu: „Ich habe bereits meinen Factor und bin in Ordnung." Ex ungue leonem. Die Judenfresser in Galizien und wohl auch anderwärts sind eine eigenthümliche Specialität: wenn sie über das von ihnen gefaßte Volk zu sprechen beginnen, wird es einem humanistischen Ideologen geradezu bange für Leib und Gut der betriebsamen Kinder Jakob's; aber siehe da, des andern Tags begegnest du den Grimmigen Arm in Arm mit dem Manne im Kaftan, welcher der Propinator, der Geldbeschaffer und der Zubringer jeder Art für den zürnenden

Christensohn ist, denn der Jude ist ihm eben unentbehrlich, social unentbehrlich und darum lernt er auch denselben politisch ertragen. Die Judengesetzgebung ist nicht eine Frage der Sympathie, sondern des Rechts, des Gewissens und der Politik. In vino veritas! Es war im Jahre 1846, zur Zeit des polnischen Putsches, welcher mich nöthigte, die erzherzoglichen Güter an der Sola und Weichsel zu bereisen, daß man mir einen Bauer zeigte, der jüngst, als ihm der jüdische Branntweinschenker den versagten Credit wieder gewährte, den Juden umarmt hatte mit dem Ausrufe: „Du bist meine Herrschaft, mein Kreishauptmann, mein Kaiser, mein Herrgott!" In Teschen wurde ich zur feierlichen Eröffnung der Synagoge eingeladen; ich saß auf dem Ehrenplatz, nahe bei dem predigenden Rabbiner und dieser war, wie ich glaube, der viel gefeierte Ober-Rabbiner Gaiger. Er stellte sich die Frage: weshalb denn die Juden so fest und untrennbar durch Jahrtausende zusammenhielten und bezeichnete drei entscheidende Ursachen: einmal eine uralte nationale Geschichte, welche sie haben, wie kein anderes Volk; zweitens ein pietätvolles Familienleben, welches sie seit Jahrtausenden verknüpfe; drittens die ungerechten Verfolgungen und Quälereien, welche sie von den Christen unausgesetzt zu erdulden hätten. Ich horchte ihm mit Aufmerksamkeit und Interesse zu und insbesondere der dritte Punkt lag in der Sphäre des Politikers und er wurde von dem geistreichen Prediger klug und warm ausgeführt. Ja, so ist es, sagte ich mir, und dachte an England, Amerika, Frankreich und Italien, wo mit der zunehmenden Freiheit der Juden auch deren politische und sociale Gefährlichkeit verschwand, dachte an die Expectoration meines besoffenen Bauern.

Ich verlasse übrigens diesen stoffreichen Gegenstand, indem ich auf eine Brochüre verweise, welche ich im Jahre 1860 unter der Aufschrift: „Kleine Beiträge zu großen Fragen" veröffentlichte, verlasse die leidige Controverse um so lieber, als die neuesten antisemitischen Vereine, Flugschriften, Kanzel- und Parlamentsreden den traurigen Beweis liefern, daß trotz unserer gerühmten Aufklärung das öffentliche Rechtsbewußtsein mit Rückschritten bedroht ist, welche, wie ich hoffe, schon die nächste Generation mit Entrüstung zurückweisen wird

---

Ein jugendlicher Cannibale.

Als ich eines Tages meiner Amtspflicht nachkommend, das Provinzial-Strafhaus in Lemberg besuchte, wurde mir ein Bursche von ungefähr 18 Jahren vorgeführt; er war blond, sah blühend aus, hatte einen sanften Gesichtsausdruck; körperlich wohlgebildet, schien er auch geistig nicht geradezu verkommen zu sein. Er benahm sich weder verlegen, noch trotzig und roh. Sein Betragen im Strafhause war unbeanstandet. Ich frug nach seinem Verbrechen und erhielt zur Antwort, daß er im Nothjahre 1847, als er das Gemeindevieh hütete, seinen vierjährigen Bruder abgeschlachtet, zerstückt, theilweise gebraten und aufgefressen habe. Eine entsetzliche Verthierung!

Ich erzählte bereits oben von dem grausigen Elend, welches ich in nächster Nähe ansah, von der Indolenz und dem Mangel an Vorsicht der Betroffenen, daß die Hilfsmittel der Herrschaften, auf welche die Kreisämter bureaukratisch hinwiesen, völlig unzureichend waren, daß die Noth gleich einer Fluth bei zerrissenen Dämmen hereinbrach und jeder Anstrengung spottete. Ich erzählte, wie eine Mutter sich weigerte, ihr noch lebendes siebenjähriges Mädchen aus der Todtenkammer, wohin sie dasselbe gebracht hatte, zurückzunehmen, weil es denn doch sterben müsse und hier auf geweihter Erde sterbe; ich begegnete einem jungen Manne, welcher auf einem Sarge sitzend und ein lustig Lied pfeifend dahin fuhr und fragte ihn, wen er da frachte? „Meine Mutter," war die Antwort, „der Hunger hat sie getödtet!" und er pfiff weiter. Dieses und anderes erzählte ich, aber nicht von Cannibalen. Das Exemplar eines solchen sollte ich erst im Provinzial-Strafhause zu Lemberg sehen. Der Fall war jedoch nicht vereinzelt. In Sądowa-Wisnia hatte eine Mutter ihr Kind gebraten und zu essen versucht; sie fand das Fleisch zu süßlich! Die Frau starb im Kerker und ich glaube und hoffe, daß sie geistesverwirrt war. Wie dem auch sei, es ist ein gar düsteres, erschreckendes Bild aus der gepriesenen Zeit der gottesfürchtigen, patriarchalischen Gutsherrlichkeit, und ich meine, daß wir daraus erkennen sollen, wie nicht das Staatsrecht und nicht der Katechismus Abhilfe zu schaffen vermögen, sondern nur die ganze Gesellschaft mit ihrer großen wirthschaftlichen Kraft in Verbindung mit Unterricht und werkthätiger sittlicher Nächstenliebe.

Die Polen und die Ruthenen.

Es war ein staatsmännischer Gedanke, die Ruthenen der östlichen Kreise Galiziens gegen den polnischen Adel des Westlandes in's Feld zu führen, eine Partei zu schaffen für die Reichseinheit gegen den ihr feindlichen Separatismus der Polen. Wohl that man es zunächst, um den Absolutismus der Regierung zu kräftigen, aber das Mittel war demokratischer Natur, denn es führte den Bauer gegen den Herrn und stützte sich auf die Idee eines gemeinschaftlichen Staatsbürgerthums. Doch nur auf dieser Grundlage konnte der Gedanke sein Ziel erreichen: Galizien mit Oesterreich zu einem einheitlichen Staate zu verbinden. Es war bis jetzt nur eine eroberte Provinz, festgehalten unter hartem Polizeidruck. Das Jahr 1848, wesentlich demokratischen Charakters, lag nicht im Geschmacke des polnischen Adels, dazu die geballte Faust Rußlands. Der Adel war drum und dran, conservativ zu werden. Die polnische Revolutionspartei gerieth in eine falsche Stellung, denn es war nicht natürlich, daß die Ruthenen-Bauern mit den Czechen gingen, adelige polnische Revolutionäre mit den demokratischen Deutschen, statt umgekehrt! Das darauffolgende Decennium bis 1860 hatte die gegenseitige Stellung nicht geklärt. Die Grundentlastung befriedigte zwar nach beiden Seiten, ohne jedoch die Gegner sich versöhnend näher zu bringen. Der Reichstag von 1861 zeigte, daß der Gegensatz ein tiefer gehender, ein nationaler sei. Auch die Ruthenen standen nicht auf dem Standpunkte des modernen Staats, wie ihn die Deutschen auffaßten; sie waren begreiflicherweise Kirchthurmsmänner mit bäuerlichen und kirchlichen Anschauungen und Bestrebungen; die Polen blieben was sie gewesen. Die Gruppirung des Reichstags gewann ein mehr nationales als politisches Gepräge; aber die ruthenische Nationalität galt als Neuling, der sich seine Sporen erst verdienen sollte. Regierung und Opposition nahmen sie nur als Stimmgeber in Rechnung. Wäre das Ministerium (1861—1865) ernsthaft freisinnig gewesen, die Ruthenen wären mitgegangen und es hätte über eine imposante Majorität verfügt. Allein man spielte nur ein parlamentarisches Schachspiel, bis die October-Männer von 1860 dasselbe sammt Genossen bei Seite- schoben und den Föderalismus auf die Tagesordnung setzten. Der staatsmännische Gedanke Stadion's und Eminger's konnte und sollte anders benutzt werden.

Nochmals meine Mission.

Bei der Servituten-Ablösungsfrage erlitt meine Popularität etwas Havarie. Als Wirthschaftskundiger mußte ich mir sagen: den Bauern die Servitutsberechtigungen wegnehmen und ihnen dafür ein Stück Geld hinwerfen, heiße sie zu Grunde richten, denn das Servitut war ein Stück Grundbesitz, war die Thürangel, um welche sich die Wirthschaft des Bauern bewegte, weil sie Holz und Futter lieferte, welche nicht sofort ersetzt werden konnten. Die Rechtsverhältnisse des bäuerlichen Grundbesitzes waren zudem so beschaffen, daß die üblichen politischen Provisorial-Entscheidungen der Kreisämter unter gleichzeitiger Verweisung auf den Rechtsweg nichts anderes waren als die Aufrechthaltung eines verlotterten und rechtlosen Besitzstandes, in welchem Gewalt vor Recht ging, bald von Seite des Herrn, bald von Seite der Bauern. Mein Vorschlag ging daher dahin, eine austrägale Landescommission zu errichten, welche mit Ausschluß aller andern Instanzen zu entscheiden und sonach in neu anzufertigenden Grundbüchern die Ergebnisse zu verzeichnen hätte; nach Umständen in der Art, daß die neuen Besitzbücher durch die Fortdauer des redlichen Besitzes zu Eigenthumsbüchern im Sinne unsers allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs heranwüchsen. Dieser mein Radicalismus mißfiel den Gutsbesitzern mit Einschluß Goluchowski's; es sollte fortgefrettet werden wie bisher; und als Graf Goluchowski Staatsminister geworden war, wurde diese unerquickliche Arbeit mir als die alleinige Amtsthätigkeit zugemuthet, jedoch selbstverständlich unter der Einflußnahme und Ueberwachung der gutsherrlich gestimmten Statthalterei, deren Leitung mir, dem Vicepräsidenten, kurzweg abgenommen und ausschließlich in die Hand des Hofraths gelegt werden sollte! Das war eine zu arge Zumuthung. Eine andere große Aufgabe, in welcher ich etwas zu leisten vermocht hätte, war die Propinationsfrage. Aber in dieser mußte man sich zu einem gewissen Radicalismus entscheiden, wenn etwas dem Lande erklecklich Nützliches geleistet werden sollte. Wenn man, wie man es den Herren Gutsbesitzern vorzuschlagen beliebte, lediglich den Gemeinden eine Art Propinationsrecht aufnöthigen wollte, neben welchem jenes der Gutsherren und ihrer Propinationsjuden thatsächlich fortarbeitete — ich möchte sagen, eine Impropriation statt einer Expropriation, ein interessantes, staatsrechtliches novum, so hätte man die alten Mißstände, Gewaltthätigkeiten, Rohheiten und

Entsittlichungen nur vervielfacht. Wenn man aber das herrschaftliche Propinationsrecht einfach und ohne Entschädigung cassirte oder schutzlos zusammenbrechen ließ, wozu bureaukratische Absolutisten vielleicht geneigt waren, dann hätte man dem mittelgroßen Grundbesitz seinen wirthschaftlichen Betriebsfond geraubt und ihn zu Grunde gerichtet, denn der Propinationspächter war sein Cassirer und Geldvermittler. Zwischendurch ging mein Vorschlag. Der leitende Gedanke desselben war folgender: der Landesfond sollte die Propinationsrechte mittelst fünfprocentiger Rentenscheine einkaufen, welche in einem Zeitraume von etwa dreißig Jahren durch einen regelmäßigen Sinkingsfond zu tilgen wären. Die Verwerthung der eingelösten Propinationsrechte sollte durch Verpachtung, etwa nach Verzehrungssteuerbezirken geschehen. Ich nahm hierbei an, daß auf diesem Wege das Erträgniß der Propination um fünfzig Prozent sich erhöhen werde, das heißt, daß eine Propination, welche nach dem bisherigen Durchschnitt 1000 Gulden abwarf, auf einen jährlichen Pachtschilling von 1500 Gulden sich stellen werde. Diese Annahme schien mir nach den reichen, auf diesem Gebiete in Schlesien von mir persönlich gemachten Erfahrungen durchaus nicht überspannt zu sein und sie hätte sowohl dem Lande als den Propinationsberechtigten namhafte Vortheile gebracht. Mein Gedanke war nicht bis zu einem förmlichen Vorschlage gediehen; ich hatte nur einen Entwurf als Fühler mitgetheilt, aber er wurde todtgeschwiegen und wanderte in den Papierkorb. Einige Monate nach meiner Anregung wurde mir jedoch die Genugthuung, daß eine Gesellschaft sehr vermögender und geschäftstüchtiger Juden aus dem Tarnopoler Kreise mich aufsuchte, um mir zu erklären, daß sie in vertraulichem Wege von meinem Projecte Kenntniß erhalten hätten und erbötig seien, die Propinationen des ganzen Tarnopoler Kreises mit der von mir verlangten fünfzigprocentigen Aufzahlung zu übernehmen. Mir gereichte diese Erklärung zu persönlicher Befriedigung, weil ich für den ökonomischen Theil dieser Frage und meines Projects die galizische Judenschaft als die alleinige praktische Autorität betrachtete. Bei meinem Projecte durfte ich nicht nur innerhalb dreißig Jahren die vollständige Tilgung der neuen Landeslast in Aussicht nehmen, sondern auch erwarten, daß dadurch dem Landesfond namhafte Capitalien zugeführt werden würden, um andere gemeinnützige Dinge zu schaffen, um, was nahe lag, der Bier-Erzeugung im Lande einen Aufschwung zu geben, welcher ökonomisch, social und sittlich von Nutzen gewesen wäre. Doch

mein Project lag außerhalb der Conception der Herren, welche es lebensfähig machen mußten. Auch in der Straßenfrage konnte ich erfolgreich benutzt werden, denn ich hatte in Schlesien schon als Güterdirector schätzenswerthe Erfahrungen eingesammelt; allein ich trat um so lieber zurück, als ich dem entbehrlichen, um nicht zu sagen verschwenderischen, Aufwand, zu welchem die übergroße projectirte Breite der neuen Landesstraßen nöthigte, nicht beistimmen, auch die gewaltthätige Art, mit welcher man die Concurrenzleistungen eintrieb, nicht gutheißen konnte. In der Reorganisation des Volksschulwesens handelte es sich aber um eine nationale und clericale Angelegenheit, von welcher der Deutsche ausgeschlossen bleiben mußte. Ich will noch eine Kleinigkeit erzählen, welche geeignet ist, auf die national-politischen Anschauungen des Statthalters Graf Goluchowski ein Streiflicht zu werfen. Eines Tages sagte der Statthalter zum griechisch-katholischen Bischof: „Ihr Wagen wurde in der vorigen Woche dreimal vor der Wohnung des Baron Kalchberg gesehen." Man sieht, daß der Graf G . . . es an national-polizeilicher Beaufsichtigung nicht fehlen ließ. Der Bischof antwortete: „Ich war nur einmal da, und die Interessen unserer Güter nöthigen mich, mit Baron Kalchberg von Zeit zu Zeit Rücksprache zu nehmen." Darauf erfolgte mit einer begleitenden ärgerlichen Handbewegung die Erwiderung: „Eher wird im Lande nicht Ruhe, bis wir diese Deutschen los sind."

Meine Heimkehr aus dem Polenlande.

Im August 1859 besuchte ich das Bad Rohitsch in Steiermark. Auf der Durchreise durch Wien machte ich selbstverständlich dem Minister Baron Bach meine Aufwartung. Er sagte mir: „Wenn Sie zurückkommen, finden Sie mich nicht mehr in diesem Hotel! Kann ich Ihnen etwas dienen, so werde ich gern Ihrem Wunsche entsprechen." „Ich verlange nichts für mich," war meine Antwort, „aber für S . . ., welcher sich bei der Durchführung der Grundentlastung hervorragende Verdienste erworben hat, sollte etwas gethan werden, denn Graf G . . . feindet ihn an, noch aus der Zeit, als sie beide Kreiscommissäre gewesen, und G . . . ist unversöhnlich. Vielleicht könnten Sie den Genannten noch zum Statthaltereirath extra statum befördern; er würde da-

durch einen Pied à terre für seine Zukunft gewinnen." Der Minister war bereit dazu und forderte mich auf, sofort die Eingabe an ihn zu machen. Ich bemerkte, wenn dies geschähe, ohne den Statthalter deshalb wenigstens conventionell zu begrüßen, so würde dieser empfindlich verletzt sein und Rache nehmen. Bach entgegnete, für einen solchen Umzug mangle die Zeit. Ich überreichte daher die verlangte Eingabe und schon am zweiten Tage stand die Ernennung S . . .'s in der Wiener Amtszeitung. Aber auch der vorhergesagte Erfolg blieb nicht aus; G. war unser erbitterter Feind geworden. Als ich dessen Ernennung zum Staatsminister in der Zeitung las, litt es mich nicht mehr in Rohitsch; ich eilte nach Wien. Der bisherige Leiter des Bach'schen Präsidialbureaus, Hofrath S . . ., empfing mich mit dem Gruße: „Also wir beide sind die ersten Opfer; ich bin pensionirt und die Leitung der Statthalterei in Lemberg ist an Hofrath M . . . übertragen, und Sie sind auf die Servituten-Ablösungscommission beschränkt; Ihr Enthebungsdecret ging ordnungsmäßig nach Lemberg." Ich eilte sogleich in die Registratur und hob das Concept des an mich erlassenen Decretes aus; es war von der Hand des neuen Präsidialsecretärs P . . ., welchen ich aus Lemberg kannte, artig und schonend abgefaßt; der Revident aber, L. v. Z., hatte eine Einschaltung beigefügt, welche besagte, daß die Servituten-Ablösung vernachlässigt und so sehr im Rückstande sei, daß ich mit ihr würde genug zu thun haben. Vielleicht war dieser Beisatz nicht gehässig gemeint, wie mich mein Unmuth annehmen ließ, sondern nur ein gesuchtes Motiv, um den überraschenden Gewaltschritt zu bemänteln. Ich war über diese Rücksichtslosigkeiten empört. Meine Vorstellungen bei dem Staatsminister blieben selbstverständlich vergebens. Am 1. December 1859 stand meine Pensionirung ohne Sang und Klang in der Wiener Zeitung. Ja, der Mohr konnte gehen und als der erste Schritt, welchen der neue Staatsminister that, meine Entfernung von der Statthalterei und meine thatsächliche Unterordnung unter den Hofrath, als Leiter der Statthalterei war, da *mußte* der Mohr gehen, denn er hatte einen Schlag in's Gesicht erhalten, unter welchem nicht bloß seine persönliche, sondern *auch seine amtliche Stellung zusammenbrach*. Ich ging, weil ich *mußte*, und die ritterlichen Polen fanden nicht ein Wort des Dankes, der Anerkennung oder des Bedauerns für mich, denn sie fürchteten ihren mächtigen Landsmann in der Wipplingerstraße zu beleidigen. Ich will nicht bitter werden. Während meines siebenjährigen Aufenthalts in Lemberg erhielt ich so viele Beweise der

Achtung und des Wohlwollens für mich, sowie für meine Frau und Tochter, daß ich mit Vergnügen an jene Jahre zurückdenke. An der Grenze der Bukowina zeigte man mir einen Berg, welchen sie den Ovidiusberg nannten; es ist nämlich bekannt, daß der römische Dichter dieses Namens an den unwirthlichen Pontus euxinus verbannt wurde, weil er der schönen Julia, der Tochter des klugen Augustus, allzu erfolgreich den Hof machte und der Kaiser solche Mesalliance nicht dulden wollte. Ovid schrieb dort Klagelieder und Heldengesänge und überschaute dort wohl auch wieder sein in glücklicherer Zeit geschriebenes Buch „de amoribus“ und das noch pikantere „de arte amandi“. Ich dachte bei dem Anblick des Berges an den verbannten Dichter und schrieb — zwar nicht Gedichte, aber Instructionen für die Grundentlastung, entwarf Rechnungstabellen und eine Denkschrift über die Emancipation der Juden, ich war auch ein Verbannter, aber meine Julia war die Idee, meine Dulcinea von Toboso war die politische Wiedergeburt Oesterreichs.

Neuntes Gedenkblatt.

Aus dem Sterbejahre des Absolutismus.

Das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860 entsagte dem Absolutismus.

Die Niederlage bei Solferino schlug dem Absolutismus eine unheilbare Wunde, an welcher derselbe in Jahresfrist hinsiechte. Die achtzehn Monate vom Juli 1859 bis zum Dezember 1860 waren eine gar traurige Zeit. Die Regierung hatte die Abstellung der „ererbten Uebelstände" versprochen; ich glaube nicht, daß man Baron Bach für diese verantwortlich machen konnte, denn er hatte vielmehr manche derselben beseitigt, ja er hatte das große Werk der Grundentlastung und der Abschaffung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit mit seltener Energie, mit Muth und Geschick durchgeführt und dieser Rest der alten Feudalzeit war eben der bedeutendste ererbte Uebelstand. Die öffentliche Meinung aber sagte, daß Bach's größter Fehler und politischer Uebelstand seine falsche Kirchenpolitik gewesen sei. Die Namen der Räthe der Krone*), welche nach Bach's Rücktritt bis zum Eintritte Schmerling's im December 1860 das Staatsruder führten, bezeichneten kein einheitliches Programm, und die Errungenschaften: der verstärkte Reichsrath und das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860 wurden von der Bevölkerung kalt und hoffnungsarm hingenommen. Die Ministerien des Innern und Unterrichts werden als oberste Centralbehörden aufgehoben, statt ihrer die Hofkanzleien wieder hergestellt, für die oberste administrative Leitung wird ein Staatsministerium errichtet; das Ministerium des Handels wird aufgelöst und seine Agenden anderen Ministerien zugewiesen. Wenn ich die Politik, welche sich durch diese Zusammenstellung und Reihenfolge von Staatsmännern offenbart, charakteri-

*) Ich verweise auf den Anhang.

sirend benennen sollte, so möchte ich dieselbe eine Coalitions-politik zwischen dem alten und modernen Staat nennen, welche jedoch unhaltbar war und daher nach vorwärts oder nach rückwärts ausgebildet werden mußte, um lebensfähig zu sein. Als ich im Monat October 1859 den Grafen Goluchowski in meiner persönlichen Angelegenheit besuchte, sagte er mir unter Anderm, daß er nicht in Verlegenheit sei, was er diesseits der Leitha zu thun habe, dagegen wisse er nicht Rath, wie er sein Geschäft jenseits der Leitha anfassen solle; „nun, ich werde die Ungarn eben thun lassen, was sie wollen!" Dieser Entschluß war einfach, resolut und folgenreich; zuerst wurden die dort importirten deutschen Beamten fortgeschickt und zum großen Theil auf die alte Comitatsadministration zurückgegriffen. Mit Ungarn war eben die zehnjährige Reaction der fünfziger Jahre nicht fertig geworden; die Länder der Stefanskrone schaarten sich um ihre alte Verfassung, welche im März 1848 eine moderne Umbildung erobert hatte und die Beharrlichkeit der Vertheidiger des Rechtsbestandes der Verfassung siegte, obgleich ihr positives Recht nicht stärker war als jenes der Völker in Cisleithanien. Im actuellen politischen Leben entscheidet zumeist die Manneskraft. Diesseits jedoch trieb das alte Ständewesen mit seinen Provinzialrechten, die Vielstaaterei ohne Staatsgedanken, von dynastischen Sympathien ungenügend zusammengehalten, neue Schößlinge; der Föderalismus, die Nationalitäts-Politik und die Gedanken des alten Ständewesens mit büreaukratischem Kitt kamen wieder obenauf; es siegte dieselbe Partei der Föderalisten und Autonomisten, welche am heutigen Tage die Regierungsmacht lähmt und neue Krisen vorbereitet.

Diese Politik fand im kaiserlichen Diplom vom 20. October 1860 ihren legalen Ausdruck. Die sogenannte deutsche Partei, verbunden mit der aufgeklärten Bureaukratie hielt jedoch an dem einheitlichen Staatsgedanken fest und verlangte, auf die kaiserlichen Zugeständnisse des Jahres 1848 zurückblickend, einen constitutionellen Aufbau nach modernem Zuschnitt. Sie hatte ihrer Gesinnung schon im November 1859 Ausdruck gegeben, als sie das hundertjährige Jubiläum von Schiller's Geburtstag feierte. Am Abend des 11. November zog man in einem Fackelzug zu einem Festbanket. Es war ein unfreundlicher Herbsttag; der Festzug — ich sah ihn am Stefansplatz — war ernst, und hoffnungsarm schienen die Begleiter. Er trug — ich spreche von dem Eindrucke, den er auf mich machte — mehr das Gepräge einer Todtenfeier als einer Geburtstags-Erinnerung; man hätte singen

sollen, wie Schiller in seiner „nadowessischen Todtenklage“ singt: „Mit den Geistern speist er droben, ließ uns hier allein, daß wir seine Thaten loben und ihn scharren ein. Bringet her die letzten Gaben! stimmt die Todtenklag'; alles sei mit ihm begraben, was ihn freuen mag.“ Bei dem Bankette sprach Frau Gabillon ein Gedicht und Herr von Schmerling eine Festrede. Die Feier erinnerte an die Ideale und Hoffnungen des Jahres 1848 und schien halb eine Todtenklage zu sein, halb ein Hoffnungshymnus auf eine politische Auferstehung; sie war den Slaven unwillkommen und die polizeilich Aengstlichen fanden darin einen revolutionären Beigeschmack; die große Mehrzahl der Theilnehmer aber knüpfte daran alte Hoffnungen, welche das abgelaufene Jahrzehend nicht hatte vernichten und ausrotten können; ihnen war diese Geburtsfeier eine Todtenfeier für den politischen Absolutismus, welcher auch ein Jahr später begraben wurde.

Drei Opfer.

In Zeiten der Rathlosigkeit gedeiht das Geschlecht der Rathgeber und Projectanten; auch ich benützte meine Muße, um in „kleinen Beiträgen zu großen Fragen“ Organisations-Vorschläge zu machen. Anknüpfend an den ersten Paragraphen der Gemeinde-Ordnung vom Jahre 1849: „Die freie Gemeinde ist die Grundfeste des freien Staates“ — ein schwunghafter Satz, welcher, wie man mir seinerzeit sagte, vom Grafen Clam-Martinitz verfaßt sein soll!? — anknüpfend an diese Freiheitsphrase stieg ich von der kleinen Ortsgemeinde durch Bezirks- und Landesgemeinden, die historischen, socialen Berechtigungen thunlichst wahrend, organisirend hinauf bis zu einem Reichsrath, welcher die Kuppel des ganzen politischen Gebäudes sein sollte. Ich war „Autonomist“ aber nicht „Föderalist“, denn ich wollte den Staatsgedanken im Reichsgedanken entschieden verwirklicht wissen; aber abgesehen von altständischen Velleitäten, von nationalen Ansprüchen und Nörgeleien, von ultramontanen Forderungen, welche die Kirche als Lehensherrin über den Staat als ihren Vasallen stellten, war das Reich der Stefanskrone ein mächtiges Riff, an welchem die politischen Einheitsgedanken sich brachen, fehlten ein gemeinschaftliches Rechtsbewußtsein und eine Vaterlandsliebe, welche die Dynastie und ein gemeinsames Vaterland zugleich umfaßten; ich durfte auch nicht auf die eiserne Consequenz

einer starken Regierung hoffen, wie solche mein autonomistisches Programm zur Nothwendigkeit machte, auf eine Regierung, freisinnig, muthig und durch wenigstens ein Jahrzehend beharrlich kämpfend für Heranbildung eines modernen Staats. Auch der herrschenden Zeitströmung könnte mein Uebergangsproject nicht wohl zusagen, denn es war doch nur der aufgeklärte Absolutismus, durch welchen ich einen modernen Staat erringen wollte. So gab ich denn mein Project auf, kurz nachdem es geboren worden war, und schloß mich dem Gedanken der Februar-Verfassung an, als Anton Ritter von Schmerling berufen wurde, den Grafen Agenor Goluchowski als Staatsminister zu ersetzen.

Die achtzehn Monate, von welchen ich spreche, waren eine widerwärtige und ärgerliche Zeit voll Klatscherei, Anschuldigungen und Verdächtigungen. Es geht immer so, wenn es im Kriege, in der Politik oder im Geschäfts- und Hausleben schief geht. Diese Zustände haben auch die beklagenswerthe Wirkung, daß sie die öffentliche Meinung und das Rechtsbewußtsein verwirren, die Autorität des Gesetzes und das Ansehen seiner Träger abschwächen, den Patriotismus als einen unnützen Idealismus bei Seite werfen und die gemeine Selbstsucht als Göttin des Tages verkündigen. Schuldige und Nichtschuldige fallen ihr zum Opfer. Zur Illustration dieses Satzes will ich noch von drei Männern sprechen, deren Namen in jener Trauerzeit auf allen Lippen schwebten, vom Feldmarschall-Lieutenant Baron Eynatten, vom Director der Creditanstalt, Herrn Richter, und von dem Minister Carl Freiherrn von Bruck. Ich spreche von ihnen nicht sowohl, um ihnen gerecht zu werden, sondern um die Zeit zu charakterisiren, in welcher sie wirkten und untergingen. Feldmarschall-Lieutenant Eynatten wurde wegen Veruntreuung von Staatsgeldern unter Schloß und Riegel gesetzt. Sein Selbstmord im Kerker schnitt die Untersuchung gegen seine Person ab. Man griff nach auswärts und bezichtigte insbesondere Director Richter der Mitschuld indem man behauptete, daß solche Ehrenmänner wie Eynatten nicht zu Falle kommen würden, wenn nicht böse Geschäftsmänner sie dazu verführt hätten. Bei dieser Verführungs-Anschuldigung denkt man unwillkürlich an gewisse Koketten, welche eine Verführung in Scene setzen, um gegen den Verführer auftreten zu können. Die Credit-Anstalt hatte mit dem Militär-Aerar einen Vertrag abgeschlossen, bei welchem Millionen in Frage kamen, und Eynatten's Gunst und gute Meinung war für die Anstalt von schwerwiegender Bedeutung, weil es bei ihm, dem Uebernehmer, stand, ob er coulant sein oder

chicaniren wolle. Da ersuchte eines Tages der genannte Herr den Director Richter, für ihn gewisse Papiere im Werthe von 20000 fl. anzuschaffen. Dieser vollzog den Auftrag, welcher in seinem geschäftlichen Wirkungskreise lag und eröffnete für das neue Geschäft ein ungenanntes Conto. Die Papiere wurden zugemittelt, aber die Bezahlung erfolgte nicht. Richter, befragt, wer das Conto decken würde, wenn die Zahlung nicht erfolge, meinte: die Credit-Anstalt oder er selbst persönlich, denn zu klagen oder zu drängen sei unmöglich. Eynatten bezahlte nicht und nun hieß es, Richter habe ihn bestochen; mir aber schien es juridisch richtiger zu sein, wenn man sagte, Eynatten habe die Anstalt oder ihren Director betrogen, indem er seine eigenthümliche und verfängliche Stellung unlauter ausnützte. Ein anderer Anklagepunkt war eine Lieferung, wie ich glaube, von Kattunen; hier machte die Sache den Eindruck einer Bagatelle, welche man aufbauschte, um Exempel zu statuiren. Richter wurde trotz der energischen, gewissenhaften und wohlbegründeten Vertheidigung durch Dr. J. N. Berger verurtheilt, bald jedoch begnadigt. Er legte sich den Tag nach seiner Heimkehr in's Bett, um am Typhus zu sterben. Man colportirte auch noch andere Anschuldigungen gegen die Credit-Anstalt und ihren Director, sprach viel von wucherischen Gewinnsten, welche die Anstalt mache, von der hohen Provision, welche sie einsacke — zehn Kreuzer per Metzen Frucht! — von vertragswidrig schlechter Waare, welche sie liefere und welche das Aerar vertragsmäßig hinnehmen müßte; auf Bierbänken und anderwärts schwelgten die Patrioten in dieser Kritik. Ich will daher ein Wort davon sprechen. Als der Krieg in Folge des bösen Neujahrsgrußes des Imperators an der Seine unerwartet losbrach, mußte eiligst für den Fourage-Bedarf vorgesorgt werden und solche Verlegenheit benützt der Wucher. Die Speculanten hatten sich besonders in Pest zusammengefunden und benützten ihren Acceptations-Credit bei der Credit-Anstalt. Da verabredeten Bruck und Richter einen Lieferungs-Vertrag mit der Credit-Anstalt, durch welchen die letztere die Herrin des Marktes werden sollte; sie verweigerte den Speculanten die Prolongation ihrer Wechsel und erbot sich zugleich, die in deren Händen befindlichen Frucht-Vorräthe gegen einen billigen Gewinnst zu übernehmen, während sie allerwärts zum Ankaufe Aufträge ertheilte. Dieses rasch und glücklich ausgeführte Manöver sicherte dem Aerar die Deckung des Bedarfs zu annehmbaren Preisen, allein den Speculanten war dadurch ein böser Streich gespielt, welchen sie nicht vergaßen. Auch die

Uebergabs-Modalitäten an die Verpflegs-Aemter waren so geregelt, daß die Uebergabe coulant und ohne Extra-Spesen vollzogen werden konnte. Ich habe zu jener Zeit, denn ich war Verwaltungsrath in der Credit-Anstalt, die Preistarife aus den Vorjahren zur Hand genommen und gefunden, daß das Aerar die gelieferte Frucht zu niedrigeren Preisen erstand, als die Durchschnitts-Marktpreise derselben Monate in den zehn Vorjahren sich auswiesen. Begreiflicherweise wurde auch viel gelärmt über die schlechte Qualität der gelieferten Waare; allein da diese vertragsmäßig correct befunden wurde, so mußte sie übernommen werden. Nur einmal gab es einen Sturm über zwölftausend Metzen Hafer, deren Preiswürdigkeit von dem Verpflegs-Amte lebhaft beanstandet wurde. Director Richter zog sofort die beanstandete Waare zurück, ließ dieselbe auf den benachbarten Markt schaffen und erlangte dort einen Preis, welcher höher war, als der mit dem Militär-Aerar stipulirte. So meine ich denn behaupten zu können, daß Minister Bruck und Director Richter sich durch den besprochenen Vertrag und dessen Ausführungwohl verdient gemacht haben. Aber in einem andern Punkte möchte ich Richter nicht von allem Vorwurfe freisprechen, weil er dabei mehr als österreichischer Patriot, denn als Vertreter der Actionäre handelte: es ist, daß er das Devisen-Conto, welches er pseudonym für die Staatsfinanzen eröffnet hatte und welches, als es schief ging, nun einen empfindlichen Verlust auswies, so leicht auf die Rechnung der Credit-Anstalt übernahm. Das dritte hochbeklagenswerthe Opfer jener Zeit war der Finanzminister Carl Freiherr von Bruck. Ich lernte den liebenswürdigen und bedeutenden Mann zu Frankfurt a. M. kennen, wohin er mit seinem Freunde Dr. Burger, nachmaligen Minister, — beide Abgeordnete der Stadt Triest — gekommen war. Seine Carrière und seine Leistungen sind bekannt. Als er im Sommer 1851 in Folge der entschieden hervortretenden Reaction dimissionirte — ich war damals Statthalter in Schlesien — verkehrte ich einige Stunden mit ihm in Salzburg. Er ging bekanntlich als Internuntius nach Constantinopel und trat später wieder in das Ministerium als Finanz-Minister. Er war kein Liberaler im landläufigen Sinne des Worts, aber ein aufgeklärter und freisinniger Mann, muthig und thatkräftig, kühn und sanguinisch, der Leidenschaft fähig, in der Regel aber auch mächtig; dabei war er Oesterreicher durch und durch und begeistert für seinen Kaiser und Herrn. Die Treulosigkeit der Italiener und die niedrige Falschheit Napoleon's hatten ihn tief empört und sein Sanguinismus

ließ ihn an den Sieg unserer Waffen zuversichtlich glauben. Was und wie es gekommen, erzählt die Geschichte. Bruck, erbittert und gedrängt von der Finanznoth, ließ sich verleiten, hundertelf Millionen des sogenannten freiwilligen National-Anlehens über die durch das Gesetz festgestellte Maximal-Summe von fünfhundert Millionen in Frankfurt insgeheim zu verausgaben. Das war schweres Unrecht, aber nebenan standen auch schwerwiegende Milderungs-Umstände, und der Absolutismus ohne Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz konnte decken und helfen. Bruck hatte bei sehr großer Popularität mächtige Gegner und Feinde im Adel, in der Bureaukratie, im Clerus. Agenor Goluchowski mit seiner Staroſten-Politik war nicht der Mann, mit welchem sich Bruck verständigen konnte, Bruck fiel und wir kennen das blutige Ende. Sein Nachfolger im Amte war nicht geeignet, Bruck zu ersetzen, er war aber ein fleißiger, ehrlicher, gut eingeschulter Finanz-Landes-Director. Ich sprach den Minister Bruck noch am Freitag Nachmittag und fand ihn verstimmt und gedrückt; am Sonntag begleitete ihn sein alter Freund Dr. Goppi noch in's Theater an der Wien und zurück; am Montag früh fand man ihn mit durchschnittenem Hals in seinem Bette, und charakteristisch hatte der Sterbende noch gelispelt: „Ich habe mich übereilt!" Ja wohl, übereilt! Denn die Meute der Neider und Angeber gewann dadurch Boden für ihr Reptilien-Geschäft. Bruck war kaum mit mehr Vermögen aus dem Amte geschieden, als er in dasselbe mitgenommen hatte. Meines Erachtens gab der gewaltsame Tod des unglücklichen Mannes dem Gedanken eines constitutionellen Umbaues mächtigen Vorschub.

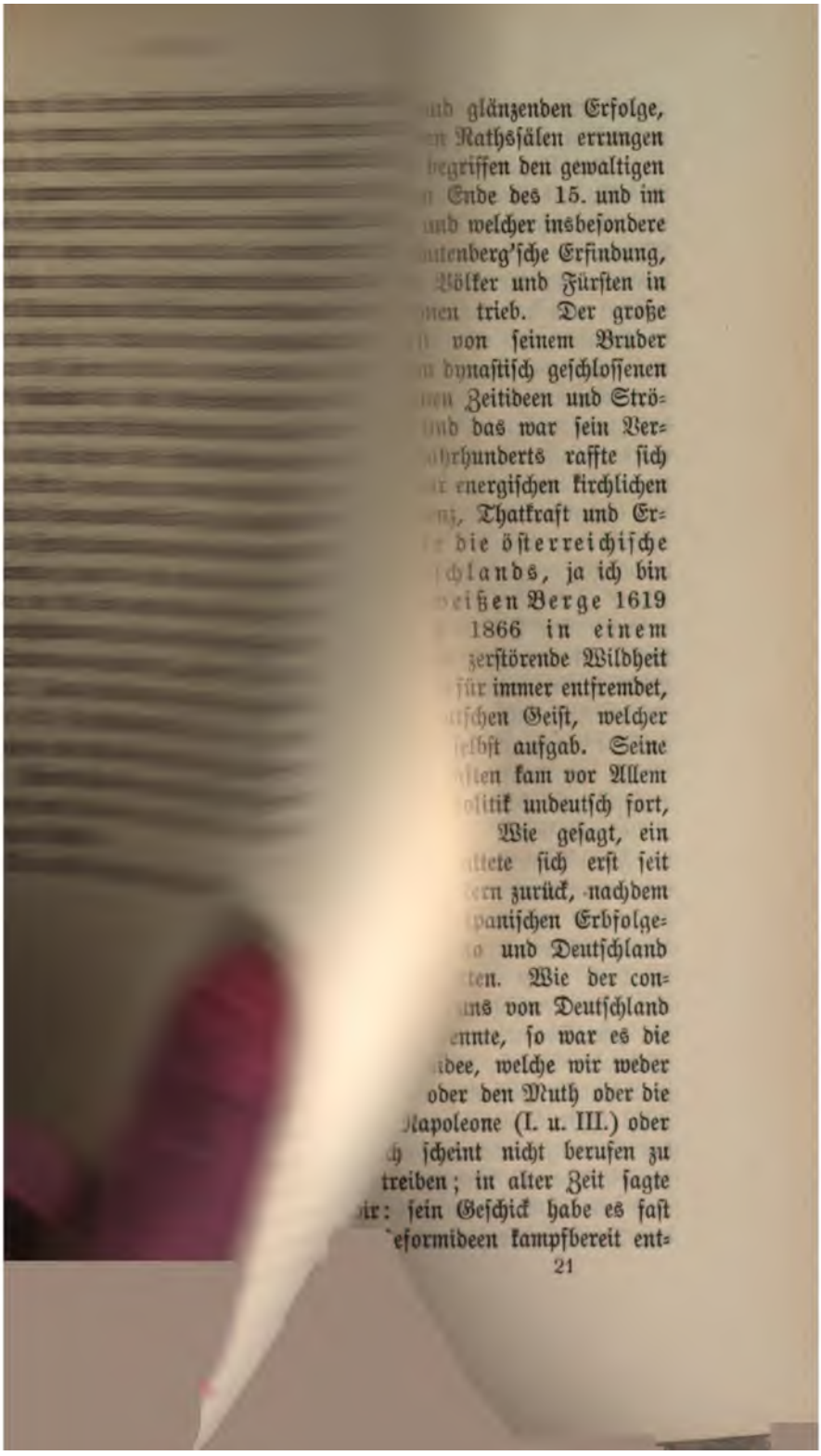
Also verlief die Agonie des sterbenden Absolutismus.

Zehntes Gedenkblatt.

Aus unseren parlamentarischen Lehrjahren.

Das alte Haus Habsburg und das neue Oesterreich.

Der schlichte schweizerische Graf im Graurock, welchem die Fürsten des zerrissenen Deutschland die Kaiserkrone auf das Haupt setzten, der gekrönte Graf Rudolf von Habsburg hatte zwei große Aufgaben vor sich liegen, welche er mit Umsicht, Thatkraft und Erfolg erfüllte; die eine war die Wiederherstellung des anarchisch zerrütteten Deutschlands in allen seinen Theilen, die zweite die Begründung der Hausmacht seiner Dynastie; Rudolf war in seinen Anschauungen und Bestrebungen kein Hohenstaufe; er war kein nationaler Enthusiast, sondern ein Mann der Ordnung, war schlicht gottesfürchtig, klug und betriebsam, und wenn er die Entwickelung seiner Hausmacht scharf in's Auge faßte, so lag darin auch etwas von den Interessen Deutschlands, welches von seiner Regierungslosigkeit befreit werden mußte, um sich zu dem culturellen Aufschwung zu befähigen, für welchen es einen weltgeschichtlichen Beruf hatte. Als 250 Jahre später Karl V. den deutschen Kaiserthron bestieg, gab es in Europa keinen Thron, welcher sich dem seinigen gleich mächtig entgegenstellen konnte, und dennoch legte derselbe Karl seine Krone nieder und sich selbst im Kloster St. Just in einen Sarg, um sich sein Requiem singen zu lassen. Wie kam dies? Ich möchte antworten dadurch, daß Karl sich mit den Ideen seines Jahrhunderts im Widerspruch fühlte und denselben rathlos gegenüberstand. Sein Vorfahr in Spanien hatte bereits im Jahre 1480 die geistliche und weltliche Inquisition eingeführt und dadurch der Glaubens- und Gewissensfreiheit blutigen Krieg erklärt; es war ein Krieg, welchen der König mit seinem Jahrhunderte führte, und darum ein hoffnungsloser und verderblicher Krieg. Karl V. konnte zwar mit Recht sich rühmen „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter", aber seine Macht



…nd glänzenden Erfolge,
…n Rathssälen errungen
…begriffen den gewaltigen
… Ende des 15. und im
…nd welcher insbesondere
…utenberg'sche Erfindung,
… Völker und Fürsten in
…nen trieb. Der große
… von seinem Bruder
…n dynastisch geschlossenen
…en Zeitideen und Strö-
…nd das war sein Ver-
…hrhunderts raffte sich
… energischen kirchlichen
…, Thatkraft und Er-
… die österreichische
…chlands, ja ich bin
…eißen Berge 1619
… 1866 in einem
… zerstörende Wildheit
… für immer entfremdet,
…tschen Geist, welcher
…lbst aufgab. Seine
…ten kam vor Allem
…olitik undeutsch fort,
… Wie gesagt, ein
…ttete sich erst seit
…ern zurück, nachdem
…panischen Erbfolge-
… und Deutschland
…ten. Wie der con-
…ns von Deutschland
…nnte, so war es die
…dee, welche wir weder
… oder den Muth oder die
…Napoleone (I. u. III.) oder
…h scheint nicht berufen zu
… treiben; in alter Zeit sagte
…ir: sein Geschick habe es fast
…eformideen kampfbereit ent-

gegenzutreten, und in diesen Kämpfen erschöpfte sich seine Macht und zerbröckelte sich seine Größe.

Das Oesterreich der Neuzeit begann mit der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Sohne Josef II.; diese Monarchen faßten muthig den österreichischen Staatsgedanken auf, und strebten ihn mit großen Mitteln zu verwirklichen; vielleicht darf man sagen, um modern zu sprechen, daß die große Kaiserin vor Allem das conservative Princip festhielt und der Kaiser das fortschrittliche, wie König Friedrich II. in Preußen und wie der Zeitgeist dasselbe forderte. Diese Epoche bleibt für die Ausgestaltung unsers Vaterlands die inhaltschwerste und folgenreichste unsers Jahrhunderts. Aber einige Monate bevor der große Kaiser und Menschenfreund in die Kapuzinergruft getragen wurde, brach auf dem Bastilleplatze zu Paris eine neue Zeit über Europa, über die ganze politische Welt herein. Fürst Kaunitz hatte den Gedanken erfaßt gehabt, Oesterreich mit Frankreich politisch zu verbrüdern; nach den Begriffen jener Zeit sollte dies durch die Verheirathung der schönen und liebenswürdigen Tochter Maria Theresia's, Marie Antoinette, an den Dauphin von Frankreich bewerkstelligt werden. Die Heirath geschah, nahm jedoch ein furchtbares blutiges Ende. Unsere Stellung war Frankreich gegenüber dadurch selbstverständlich eine bitter feindliche geworden. Kaiser Franz führte das Staatsschiff lavirend durch die Wogen und mußte zufrieden sein, dasselbe vor gänzlichem Untergange zu bewahren. Auch der titanische Corse, des Kaisers Schwiegersohn, war dem andrängenden Europa erlegen. Es kam die Zeit des großen Wiener Congresses, von dem Talleyrand sagte: „Il danse, mais il ne marche pas," — es kam die Fürst Metternich'sche Politik, welche weder groß noch patriotisch war, denn man vernachlässigte nicht bloß die greifbaren materiellen Interessen unsers Reichs, sondern verwarf auch dünkelhaft die menschheitlichen großen Culturinteressen, welche als nicht salonfähig bei Seite gesetzt wurden; so trieb das lecke Staatsschiff dem Sturme von 1848 entgegen. Der österreichische Staatsgedanke, welcher in den zwei Decennien von 1770—1790 zur Herrschaft gelangt war, blieb eine Phrase, welche man um so eifriger in den Mund nahm, je mehr die Hoffnung dahin schwand, sie zur Wahrheit zu machen. Fürst Felix Schwarzenberg und Dr. Alexander Bach hielten zwar den Staatsgedanken fest und nahmen den Anlauf, große Politik zu treiben, aber sie verfehlten es in der Wahl der Mittel und daher auch nur allzubald im Ziele. Sie unterließen es, mit dem Gedanken der Staatseinheit jenen der bürgerlichen und politischen Freiheit zu

verbinden, mehr noch, sie kehrten zu dem veralteten Preußenhaß zurück, und statt die Freiheit constitutionell anzubahnen, vermeinten sie dieselbe niederzuhalten durch Militär und Gensdarmerie, ja auch die Sehnsucht nach ihr zu ersticken durch eine orthodox-katholische Politik und Polizei. Für das verlockende Ziel einer sogenannten starken Regierung erschöpfte sich ihre Politik, zu welcher das schlechte Beispiel, welches ihnen der Gesellschaftsretter von Paris aus gegeben hatte, sie verleitete. Solferino beleuchtete den falschen Weg, welchen man gegangen war. Das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860 stellte sich auf den Boden des Constitutionalismus und die Verfassung vom 26. Februar führt uns weiter auf diesem Wege. Es ist nothwendig, die hier gegebene geschichtliche Skizze sich gegenwärtig zu halten, um dem, was weiter kam, ein richtiges Verständniß entgegenzubringen.

Anton Ritter von Schmerling und die Februar-Verfassung.

Als ich im Jahre 1827 die Leitung des Managetta'schen Convictes übernahm, war, wie ich bereits erzählt habe, Anton von Schmerling mit zwei Brüdern Zögling desselben. Nach Vollendung der juridischen Studien an der Universität erhielt er den Doctorgrad und trat in den Staatsdienst. Schon als Jüngling offenbarte er einen streng rechtlichen Charakter mit geistiger und körperlicher Strammheit. Wir waren Freunde geworden und geblieben, bis nach Jahren das öffentliche Leben etwas Scheidewasser dazwischen träufelte. Anton Schmerling interessirte sich, nebenbei bemerkt, lebhaft für Alles, was den Militärdienst anging: von den Feldzügen Napoleon's herab bis zu den Aufschlägen, Litzen und Knöpfen der Regimenter. Aus Familienrücksichten wendete er sich dem Civildienste zu; dafür mußte sein sanfterer Bruder Josef das Schwert umgürten. Nach des Vaters Tode war Anton thatsächlich das Familienoberhaupt. Ob man ihn nach der heute üblichen Terminologie als einen herankeimenden Liberalen bezeichnen konnte, weiß ich nicht; jedenfalls war er vorurtheilsfrei und aufgeklärt im Geiste seines edlen Großvaters, des gefeierten Hofraths Zeiller. Sein Naturell, das für die Feinheiten und Mühen der Ideenverarbeitung eine mindere Empfänglichkeit hatte, führte ihn dem praktischen Beamtenleben zu. Seine criminalistische Praxis machte er unter der Leitung eines tüchtigen, überaus fleißigen Criminalisten,

des spätern Appellationsraths Pöller; bei diesem lernte er angestrengt arbeiten. Hierauf wurde er Auscultant des k. k. niederösterreichischen Landrechts unter dem energischen Präsidenten Baron Sardagna. Auch die häuslichen Verhältnisse waren der Ausbildung des jungen Mannes und der Entwickelung seines Charakters in hohem Grade förderlich. Seine geistesfrische Mutter Elise war die Tochter des hochgefeierten Hofraths von Zeiller, des Verfassers unsers vortrefflichen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs, welches mit dem preußischen Landrechte und dem Code civil Napoleon's die Trias der modernen Civilgesetzgebung bildete. Zeiller, obschon alternd und krank, war doch geistesfrisch geblieben, war theilnehmend, liebenswürdig und freisinnig in josefinischem Geiste. Schmerling's Vater war Appellationsrath in Wien, ein tüchtiger Jurist, fleißig und gewissenhaft und von seinen Kindern hochgeachtet. Das Haus Schmerling stand insbesondere mit der Familie des Appellationsraths Baron von Somaruga, des nachherigen Hofraths, Staatsraths und später auch Unterrichtsministers, in den freundschaftlichsten Beziehungen. Ich selbst gedenke mit froher, dankbarer Erinnerung an jene Zeit zurück. Der hochgebildete und bildungseifrige Hofrath Somaruga empfing eine zahlreiche gebildete Gesellschaft, darunter insbesondere die anerkanntesten und geachtetsten Fachmänner aus der Juristenwelt, und der ungenirte Verkehr, in welchem die Gesellschaft sich bewegte, vermittelte die angenehmsten Beziehungen. So stand denn der junge Schmerling mit Männern, wie die beiden Freiherren von Gärtner, mit Pratobevera, Vater und Sohn, mit dem geistreichen, dabei hochbescheidenen und liebenswürdigen Baron Heß, mit dem gediegenen Hofrath Jenull, mit Plappart und Werchowetz, mit Hofrath Benoni, mit dem ehrlichen Regierungsrathe Egger, mit dem begabten und redegewandten Professor Kudler und so vielen andern hervorragenden Männern in nahen und belehrenden Berührungen. Dieser Verkehr war auf Schmerling's Ausbildung von unbestritten günstigem Einflusse. Nach mehreren Jahren wurde er Verordneter bei den nieder-österreichischen Ständen, und dies führte ihn in die politische Carrière. Wir wissen, welchen Antheil die Stände Nieder-Oesterreichs an den Märztagen des Jahres 1848 hatten, wissen, daß Schmerling, Doblhof, Karl von Kleyle, Stifft zu den Ersten zählten, welche der öffentlichen Meinung muthig Ausdruck gaben; wissen, daß Schmerling, als der Gesandte Oesterreichs nach Frankfurt a. M. geschickt, eine charaktervolle Stellung einnahm zwischen den Sturm-

vögeln und den Rückschrittsmännern, wie er als Reichsminister gegen die andringenden preußischen Gelüste sich vertheidigte, wie er den genialen Bruck an seine Seite zog, und nachdem der Boden für Oesterreich dennoch verloren war, heim ging, um im Jahre 1849 das Justizministerium zu übernehmen; wissen, daß er im Jahre 1851 einige Monate nach dem Tode des Fürsten Felix Schwarzenberg sich von Alexander Bach zurückzog und daß Baron Bruck das Gleiche that. Von da ab verharrte Schmerling in seiner ehrenvollen Stellung als Präsident des niederösterreichischen Oberlandesgerichts, fern von jeder politischen Action, bis er im December 1860 nach der Abdankung des Grafen Goluchowski zum Staatsminister ernannt wurde und die Aera begann, welche seinen Namen mit der Geschichte des Constitutionalismus in Oesterreich für immer verbindet.

Es war einige Wochen nach der Schlacht von Solferino, als mich Graf Goluchowski wie zufällig über die Eigenschaften Schmerling's und Lasser's befragte. Er sprach Sympathie für Lasser aus, dessen eminente Fertigkeit für Gesetzes-Redactionen er bewunderte. Da der Rücktritt Bach's zu jener Zeit kaum mehr zweifelhaft schien, so durfte ich annehmen, daß die Forschungen Goluchowski's damit in einem gewissen Zusammenhange standen. Anfangs August passirte ich auf meiner Badereise Wien; ich sprach bereits davon und von meiner Begegnung mit Bach und Lasser. Graf Goluchowski wurde Staatsminister und Lasser an dessen Seite zum Verwaltungsminister ernannt. Auch von dem weitern Verlaufe dieser Combination war bereits die Rede. Rathlosigkeit und Unzufriedenheit nahmen zu. Der verstärkte Reichsrath war ein bureaukratisches Experiment, welches nicht befriedigte, das Diplom vom 20. October 1860 ein todtgeborenes Kind. Die öffentliche Meinung sprach immer lauter für die Nothwendigkeit von Zugeständnissen an den modernen Constitutionalismus und die Ungarn bestanden immer nachdrücklicher auf ihren historischen Verfassungsrechten. Goluchowski hatte sich viele und mächtige Feinde gemacht; der Name Schmerling's wurde in allen Kreisen unverhohlen ausgesprochen, von den Einen mit froher Hoffnung und Zuversicht, von Andern mit Achselzucken und Widerwillen. Ich hatte meine alten freundlichen Beziehungen zu Schmerling wieder fortgesetzt, sprach zu ihm von seiner nahe bevorstehenden, kaum mehr zweifelhaften Berufung und legte ihm nahe, seine Anschauungen zu formuliren, um nicht in ein unheilvolles Schaukelsystem zu gerathen, welches gegen-

über der Phalanx der Octoberpartei und den Ungarn unsere politische Wiedergeburt in Frage stellen oder völlig vereiteln würde. Ich warnte einerseits vor allzu weitgehenden Concessionen an die Männer der alten Schule, andererseits vor der Bildung von Cameraderien, weil sie unzuverlässig seien und die thatsächlich bestehenden Parteien nicht versöhnten und vermittelten, sondern verletzten und aufregten. Schmerling wurde berufen und kam hochbefriedigt aus der Audienz zurück. Er bildete zur Ueberberathung eines Verfassungs-Entwurfs ein kleines Comité, welchem Lasser, Plener, Perthaler und ich angehörten. Perthaler war Proponent und Referent. Die Sache mußte sehr rasch gehen, wenn sie nicht mißlingen sollte. Die erste praktische Hauptfrage war: was ist zur Zeit erreichbar?

Ich war in sehr ernsthafter Stimmung, indem ich die inhaltsschweren Ereignisse der letzten dreizehn Jahre, vom December 1847 bis zum December 1860 in meinen Erinnerungen vorüberziehen ließ. Ich verweilte insbesondere an fünf Gedächtnißtafeln, ich könnte sie auch Gesetzestafeln nennen, zuerst bei dem kaiserlichen Patente vom 15. März 1848, zu zweit bei der ungarischen März-Verfassung, zu dritt bei den Grundrechten des deutschen Volks, welche das Nationalparlament in Frankfurt beschlossen und verkündigt hatte, zu viert bei der Kremsierer Verfassung vom 4. März 1849, zu fünft endlich bei dem kaiserlichen Diplome vom 20. October 1860. Das Patent vom 15. März 1848 hatte den Völkern Oesterreichs ein, wenn auch noch unarticulirtes Verfassungsrecht, so doch ein Recht, eingeräumt. Die ungarische März-Verfassung anerkannte ein verfassungsmäßiges historisches Recht der Ungarn, reformirte und articulirte dasselbe im Geiste der Neuzeit. Die Grundrechte des deutschen Volks, obschon mehr akademischen als pragmatischen Charakters, hatten die constitutionellen Bürgerrechte als Grundrechte aller deutschen Staatsbürger in das europäische Staats- und Staatenrecht thatsächlich eingeführt, sie waren eine Thatsache, welche man nicht mehr ungeschehen machen konnte. Die Kremsierer Verfassung vom 4. März 1849 proclamirte auf gesetzlichem Wege unter Zusammenwirken der legalen Factoren abermals den modernen Constitutionalismus für unser Vaterland und versuchte denselben in einer Weise zu articuliren, daß sie nicht nur den allgemeinen politischen Zeitanschauungen gerecht wurde, sondern in dem Staatenhause einen Weg trassirte, auf welchem einerseits der österreichische Staatsgedanke aufrecht erhalten, und andererseits der Geschichte unseres föderalistischen Aufbaues Rechnung getragen werden sollte. Das

Dember-Diplom endlich, mit welchem ein zehnjähriger Absolutismus eintrat, war eine Mahnung, daß für unsere staatliche Wiedergeburt im Geiste des modernen Verfassungslebens die staatlichen und nationalen Elemente, aus welchen die Monarchie Maria Theresia's und Joseph's zusammengefügt war, nicht unberücksichtigt bleiben sollen; allein es schuf doch nur ein lockeres föderalistisches Band und genügte nicht den Freiheitsanschauungen der Zeit, wie dieselben in den Frankfurter Grundrechten als ein Gemeingut aller Völker niedergelegt worden waren. Mit diesen fünf Gedächtnißtafeln beschäftigte sich mein Geist, als im December 1860 alle Urtheilsfähigen nach einer neuen modernen Verfassung riefen, um das drohende politische Chaos abzuwenden. Aber dabei war es mir klar, daß es sich nicht um eine Verwirklichung oder Amalgamirung der bezeichneten verfassungsmäßigen Grundlagen handeln könne, sondern daß etwas ganz Neues Noth thue, bei dessen Aufbau jedoch jene bereits geschichtlich vorliegenden politischen Grundlagen nicht außer Acht bleiben dürfen. Ich war genügsam, sehr genügsam und war der Ueberzeugung, daß zur Zeit nicht sowohl klug und mißtrauisch ausgesonnene Paragraphen die Aufgabe zu lösen vermöchten, sondern diese vielmehr dem einsichtsvollen und thatkräftigen Willen freisinniger, ehrlicher und patriotischer Männer anvertraut werden müsse, welche nach dem Spruche Luthers: „Das Wasser thut es nicht, es thut's der Geist, der drinnen ist" zu handeln gewillt und befähigt wären. Meine Hoffnungen waren nicht sanguinisch; aber ohne vertrauensselig zu schwärmen, mißfiel es mir doch, immerfort nur nörgelndes Mißtrauen, wie der moderne Liberalismus dasselbe verlangte, an die Spitze zu stellen. Ja das Vertrauen ist wichtiger als das Mißtrauen, in allen Fällen, wo mit Thatkraft vorwärts gegangen werden muß, und in dieser Lage befanden wir uns; unsere Gefahr war die Erschlaffung und Versumpfung, nicht die Revolution, nicht die Reaction. Was z. B. lag daran, ob das neue Statut „Reichstag" oder „Reichsrath" überschrieben wurde, da doch nur der Inhalt der Paragraphen entscheiden konnte, ob man den Einen oder den Andern geschaffen haben werde. Das neue Verfassungsstatut sollte an das October-Diplom anknüpfen, auf demselben aufgebaut, aus ihm entwickelt werden. Bei dem principiellen Gegensatze beider: dem patriarchalisch-absolutistischen alten Staate und dem modern-constitutionellen neuen war ein solches Amalgam schon logisch schwer ausführbar. Es war aber vor allem

auch politisch bedenklich, weil es den Staatsgedanken lähmte und seine Widerstandsfähigkeit in großen Zeitereignissen in Frage stellte. Nun denn, man vermittelte so gut es eben ging, wie der Eingang der neuen Verfassung darthut. Directe Wahlen für den Reichsrath waren leider unerreichbar und wir fügten uns dem System der Landboten. Ein Herrenhaus als Staatenhaus im Sinne der Kremsierer Verfassung würde das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einem Staate gestärkt haben, aber an maßgebender Stelle fürchtete man die historisch-politische Bedeutung des Adels aufzuopfern, wenn man es unterließe, denselben in einem Hause der Lords zu vereinigen. Unter dem Drucke der Verhältnisse und Bedürfnisse wurde dasselbe jedoch in solcher Art zusammengefügt, daß es in Wahrheit kein Haus der Lords mehr ist, sondern eine undefinirbare Gerontenversammlung. Ich meine, daß ein Staatenhaus, von den Landesvertretungen gewählt, sowohl die Einzelinteressen der Länder und ihre Nationalitäten, als selbst ihren Adel kräftiger vertreten haben würde, als dieses ein Herrenhaus, bestehend aus erblichen und auf Lebensdauer ernannten Mitgliedern zu leisten vermag. Wer sich selbst mer sich etwa mit der Hoffnung trägt, unter den heutigen Verhältnissen den Erbadel als Stand noch, wenn auch nur annäherungsweise, zu seiner alten Geltung wieder empor zu arbeiten, dürfte praktischer und factisch wirksamer vorgehen, wenn er dessen Operationen in die Landesvertretungen verlegt; denn trotz der scheinbaren Zersplitterung würde sich unter dem Schutze constitutioneller Gesetze und Einrichtungen der Generalquartiermeisterstab finden, um die in den Landtagen operirenden Adelsguerrillas zu gemeinsamen Actionen zu vereinigen. Für den Fall von Conflicten zwischen der Reichsvertretung und den Landesvertretungen hatte die Februar-Verfassung im Interesse des Reichsgedankens insofern vorgesorgt, als im Falle des Streits [illegible] der verfassungsmäßigen gesetzlichen Lösung der Reichsvertretung der [illegible] zugestanden wurde. Viel Kopfschütteln verursachte der [illegible] Paragraph dreizehn, allein er konnte nicht vermieden [illegible] die Hauptsache zu gefährden. Man war der Meinung, [illegible] einiges und thatkräftiges Ministerium eine Praxis und [illegible] finden würden, welche ihn unschädlich machte. Obschon [illegible] nicht erfüllt worden war, so überlebte dieser bedenk- [illegible] doch nicht das Wiedergeburtsjahr von 1868. [illegible] Februar-Verfassung Vielerlei mit Recht zu tadeln [illegible] noch betraten die constitutionelle Bahn gebrochen [illegible] mit dankbarer Befriedigung begrüßt. Auch der

Makel der Octroyirung beunruhigte wenig, ja manche meinten sogar, daß sie eben deshalb als ein freiwilliges kaiserliches Zugeständniß besser gesichert sei, als wenn sie im Kampf abgedrungen worden wäre. Drei hochwichtige Errungenschaften gewährte sie: die Freiheit der Presse, die constitutionelle Mitwirkung des Volks in der Gesetzgebung und dessen Recht, die Schnur des Staatssäckels in der Hand zu behalten. Dies anerkennend freute man sich, jubelte wohl auch, aber nur diesseits der Leitha! jenseits derselben herrschte Verstimmung und Widerspruch und unbeugsame Verneinung. Die Unterscheidung zwischen einem weitern und einem engern Reichsrathe blieb ein todtgeborenes Kind. Darum mißlang auch die Bildung eines lebenskräftigen Ministeriums, wie eifrig, wohlwollend und patriotisch auch die Männer sein mochten, die es bildeten. „Was macht Saul unter den Propheten?" rief man jenseits der Leitha, wenn man einen ungarischen, einen croatischen und einen siebenbürgischen Hofkanzler in den österreichischen Ministerrath treten sah. Nichts vermochte die Ungarn, Abgeordnete in den sogenannten weitern Reichsrath nach Wien zu senden, sie verharrten in starrer Absonderung und kein Schmeichelwort, kein Versprechen, kein Drohwort und kein geflügeltes Wort vermochte ihren Sinn zu ändern.

War Schmerling ein Doctrinär? Mein Gott, wer wird nicht ein solcher gescholten, sobald er sich zu Grundsätzen bekennt. Auch ein Revolutionär ist er gewesen, sonst wäre er nicht gegen Fürst Metternich aufgetreten; ein Reactionär, sonst hätte er nicht auf die Meute von Bornheim und Bockenheim geschossen; ein Freigeist, denn er sprach das bekannte geflügelte Wort: „Wissen ist Macht"; und wieder ein Clerikaler war er, denn er fand, daß der Cardinal Erzbischof Rauscher ein gescheidter Mann sei, mit dem sich reden lasse; zudem war er auch ein autokratischer Despot. Fragt nur die Ungarn. Und da er alles Dieses gewesen, warum nicht auch ein Doctrinär? Es lassen sich viele Arten des Doctrinarismus unterscheiden, z. B. des Idealistischen, des Bureaukratischen, des Parlamentarischen, dann vielleicht der Gescheidten und der Dummen, der Frommen wie der Gottlosen u. s. w. Ein idealistischer Doctrinär war Schmerling nicht, eher war er vom bureaukratisch-polizeilichen und parlamentarischen Doctrinarismus sympathisch berührt. Nun ergeht es den Bureaukraten wie gar vielen Menschen im praktischen Leben, daß sie von eingewöhnten Schablonen große Wirkungen erwarten, daß sie meinen, ein gewisses, durch Disciplin gesichertes Einerlei sei die Ordnung selbst

und vermöge den widerhaarigen Geist zu bändigen; wenn es der Enkel mache wie der Großvater, dann sei es gut gemacht. Diesen knöchernen Pedantismus kann man Schmerling nicht vorwerfen; denn er war zwar von Jugend auf ein Mann der Ordnung und Consequenz, praktisch, auch in den gewöhnlichen Hausgeschäften, aber ein bornirter Pedant war er niemals. Und so kann man ihm auch den Vorwurf eines bureaukratischen Doctrinarismus nicht machen, obschon er diesen aus Bequemlichkeit und Gewohnheit vielleicht mehr duldete als es gut war und daher mitunter schlecht bedient wurde. Kränkelte er aber vielleicht an dem parlamentarischen Doctrinarismus? Dieser hängt sich mit Behagen und dem Bewußtsein großer Leistungen an die üblichen Parlamentsschablonen und bringt dadurch das parlamentarische Wesen selbst in Mißcredit; aber die bekannten Feinheiten der Majoritätenmache schaffen kaum den einseitigen Parteibestrebungen einen nachhaltigen Vortheil, den Regierungen hingegen bringen sie in letzter Auflösung Mißstimmung und Nachtheil, denn die Regierten verwinden eher einen Faustschlag als kniffige Nörgeleien. Unsere parlamentarischen Lehrjahre zur Zeit Schmerling's blieben nicht immer frei von dieser Abirrung.

Schmerling war meines Erachtens vorwiegend eine praktische Natur, kein Idealist, welcher sich selbst vergißt. Sein Liberalismus war zunächst der alte bureaukratisch-ständische, wie er denselben in seinen Jünglingsjahren eingesogen hatte, aber er gipfelte in dem parlamentarischen Juste milieu des Herrn Guizot.

Sofort nach der Publication der Februar-Verfassung wurden die Landtagswahlen ausgeschrieben. Es konnte nicht überraschen, daß die Wähler von Wien in constitutionellem Eifer lebhaft vorangingen. Auch die Provinz blieb nicht zurück, ja überall, wo das deutsche Element sich geltend machen konnte, drängte sich die Bevölkerung an die Wahlurnen; ich für meine Person war in zwei Ländern, in Nieder-Oesterreich und Schlesien und zwar in beiden als Candidat der Landbevölkerung aufgetreten, mit der Absicht und Hoffnung, mich vom schlesischen Landtage in den Reichsrath wählen zu lassen. Für die Wahl in der Residenzstadt Wien hatten sich Clubs gebildet, insbesondere ein gemäßigt-liberaler, welchen man den „Club der Zweiundfünfziger" nannte. Auch ich betheiligte mich an demselben. Die Stadtvertretung hatte den großen Börsensaal für Wahlbesprechungen und Ablegung politischer Glaubensbekenntnisse und für Probewahlen zur Verfügung gestellt. Durch drei Abende fanden die Versammlungen statt und es erschienen wohl mehr als

2000 Wahlberechtigte, es ging sehr lebhaft zu, jedoch ohne zu unanständigen Wortkämpfen der Parteien zu führen. Die Stimmung der liberalen Wähler war insbesondere den gewesenen Mitgliedern der Frankfurter Nationalversammlung zugewendet, und Namen wie Mühlfeld, Berger, Kuranda u. s. w. erfreuten sich großer Sympathie. Vorerst handelte es sich am ersten Abende um die Wahl eines Präsidenten; Mühlfeld, Berger, Kuranda wurden aufgerufen, erklärten jedoch, daß sie Candidaten seien und sprechen wollten, daher sie die ihnen zugedachte Ehre nicht annehmen könnten. Da rief man meinen Namen und ich mußte daran, denn es war Gefahr vorhanden, daß die überaus zahlreiche Versammlung in Unordnung gerathe und resultatlos auseinander gehe. Die Besprechungen endeten mit einer Probewahl, welche nur liberale Candidaten ergab, und die bald darauf folgende ordnungsmäßige Wahl führte zu dem gleichen Resultate.

Die Thronrede zur Eröffnung des ersten Reichstags wurde an dem ewig denkwürdigen ersten Mai 1861 von Sr. Majestät dem Kaiser in dem Ceremoniensaale der Burg, wohin die Mitglieder der beiden Häuser befohlen worden waren, mit sonorer, allgemein verständlicher Stimme, klarer und warmer Betonung abgelesen, und ich war davon so erwärmt und begeistert, daß ich zum Minister Schmerling, als wir zusammen nach dem Abgeordnetenhause gingen, vielleicht mit etwas andern Worten sagte: die Art, wie der Kaiser die Thronrede vorgetragen habe, gelte mir nahezu so viel, als die Verfassung selbst, denn es habe darin eine Wärme und Aufrichtigkeit sich kundgegeben, welche mich hoffen lasse, daß man constitutionell nicht rückwärts, sondern vorwärts gehen wolle, und diese Ueberzeugung sei bei dem lockern und ungenügenden Ausbau unserer Verfassung von unberechenbarer Tragweite. Mag sein, daß meine Stimmung zu sanguinisch gewesen, allein ich erinnere mich derselben noch immer mit großer Befriedigung. Daß die Verfassung zu so mannigfaltigen Reden und Gegenreden Stoff darbot, ist begreiflich, aber eine hochschätzenswerthe Errungenschaft bleibt sie unter allen Umständen.

Die Leiter der beiden Häuser waren die Minister von Schmerling und von Lasser. Sie zogen gemeinschaftlich am Wagen, nicht immer genug einheitlich; zumeist aber mit gemüthlicher Nonchalance, welche sich genug gethan zu haben vermeinte, wenn sie auftauchende Schwierigkeiten bei Seite schob und deren Lösung vertagte und sich von Fall zu Fall die Majorität sicherte. So kam es, daß das Haus ermattete, die Eifrigen verbitterten und die Sympathien schwächer

und schwächer wurden, bis nach einem Lustrum der Rücktritt dieses ersten constitutionellen Ministeriums vom Hause, wie vom Volke, mit beklagenswerther Gleichgiltigkeit hingenommen ward. Wir hatten, gleich nach Eröffnung des Parlaments, fremdem Beispiele folgend und einem unzweifelhaften Bedürfnisse Rechnung tragend, einen Club, benannt „Union", gebildet, welcher den Sinn für constitutionelles Leben anregen, aber vor allem das Ministerium stützen sollte. Die politischen Meinungsverschiedenheiten liefen in demselben recht bunt durch einander, so daß eine warme politische Ueberzeugungstreue ein befriedigendes Heim nicht wohl finden konnte. Dies zeigte schon die erste Clubsitzung. Man hatte so gemüthlich und zuversichtlich von der Unterstützung des Ministeriums gesprochen, daß die Warmblütigen, die Ehrgeizigen und die Weiterblickenden nicht befriedigt sein konnten. Die künftige Physiognomie der Kammer und ihr schleppender Lebenslauf konnte schon in dieser ersten Entrevue prognosticirt werden. Man würde unserm ersten Parlamente schweres Unrecht zufügen, wenn man seine patriotische Hingebung, seinen warmen Eifer für die Aufgabe, die ihm gestellt war, seinen Fleiß und dazu die reichen Kenntnisse und Erfahrungen, über welche es verfügte, nicht im vollem Maße anerkennen wollte. Dennoch blieben die Ergebnisse unzureichend. Wer trug die Schuld daran? Nicht ein Einzelner, sondern Viele, nicht der Minister allein, wenn auch vielleicht zumeist. Man hatte zu viel österreichische Gemüthlichkeit in Scene gesetzt, dadurch den politischen Ernst abgeschwächt und der Leichtfertigkeit und dem bequemen Gehenlassen Vorschub geleistet. Der Minister hatte es für klug und praktisch erachtet, die Aufgabe leichter darzustellen als sie war und den Parlaments-Mitgliedern zu sagen: „Machet Euch und Andern den Kopf nicht heiß, sondern geht mit uns; wir wissen am besten, was Noth thut und paßt und vor allem, was erreichbar ist. Z. B. Die Ministerverantwortlichkeit zu begehren macht viel böses Blut, im Principe ist sie gewiß richtig, aber es geht auch ohne sie. Daß der constitutionelle Wagen nicht ganz und gar rückläufig werde, dafür werden wir sorgen, aber verlangt nur nicht, daß er auch entschieden vorwärts gehe." Damit waren nun Viele und gerade die Besten nicht einverstanden, und die „Union" zerbröckelte sich, noch bevor sie gebildet war, denn sie konnte sich in dieser ministeriellen Douche nicht politisch erwärmen. Im Hause gab es, wenn man die Fraction der Czechen ausnimmt, keine verfassungsfeindliche Partei, aber auch nur wenige ernsthafte Verfassungsfreunde. Wir hatten zwar, der Architektur des Hauses

folgend, eine äußerste Linke und eine Linke, eine äußerste Rechte und eine Rechte, ein Centrum links und ein Centrum rechts; hatten hochaufsteigende Sitzreihen, geeignet für eine Bergpartei; hatten eine Grafenbank; hatten verschiedene nationale Gruppen: Czechen, Polen, Ruthenen, Südslaven und Italiener; auch Viele, die jederzeit ministeriell stimmten, neben Andern, welchen es jederzeit contre coeur war, wenn sie es mußten. Aber wir hatten keine eigentlichen politischen Parteien, auch keine streng nationale, keine ultramontane Partei; keine streng ministerielle und auch keine Opposition um jeden Preis; die Gruppen, welche sich gebildet hatten, suchten erst nach einem Programm. Das Haus war eine Versammlung von Landboten, denn es war gewählt von und aus den Landtagen, und erst in diesen Gruppen kamen die politischen Schattirungen zum Ausdruck. In dem Wunsche und Bestreben, ein constitutionelles Haus zu sein, waren alle Gruppen, wenn auch nicht alle Individuen, übereinstimmend, und dieses allein gab schon dem Hause eine befriedigende Färbung und eine gewisse achtungswerthe Haltung. Auch im Ministerium war der constitutionelle Gedanke vorwaltend, verbunden mit dem Einheitsgedanken, wenn auch dieser theilweise zum Absolutismus drängte und zur bureaukratischen Uniformität verleitete. Der Uebel größtes aber war die Stellung zu Ungarn. Von juridischen Doctrinen abgesehen, beharrte man auf einem politischen Fehler, welcher sich rächen mußte. In den ersten Monaten, ja selbst bis in das zweite Jahr saßen wir recht gemüthlich und fröhlich beisammen. Aber schon gegen Ende des Jahres 1862 war so viel Zwietracht ausgesäet, daß die Freunde des dirigirenden Staatsministers immer spärlicher und lauer wurden und die Gegner immer entschiedener hervortraten. Es war im October 1862, als zwei hervorragende Mitglieder des Abgeordnetenhauses mich in meinem Bureau besuchten. Selbstverständlich wurden die Parteiverhältnisse des Hauses besprochen; da sprang ich in mediam rem und sagte den Herren unumwunden: „Sie sind nicht mehr bloß politische Gegner, sondern persönliche des Staatsministers und wollen dessen Entfernung um jeden Preis. Dadurch lassen Sie sich zu Verbindungen selbst mit ihren politischen Gegnern verleiten, was nicht gut ist; ich warne Sie aber vor den unberechenbaren Folgen, welche Sie als Patrioten nicht leichtfertig heraufbeschwören sollen.“ Die Herren gaben zu, daß ich Recht hatte und sprachen mit persönlicher Aufgeregtheit. Ich beklagte tief, daß es so weit gekommen war, — nicht ohne Mitschuld des Herrn von Schmerling. Der hochachtenswerthe und verdienstvolle Mann

war nicht selten abhängig von Sympathien und Antipathien, wodurch ein Staatsmann schwache Freunde und starke Gegner erwirbt, einen Hofstaat um sich versammelt oder eine wenig verläßliche Cameraderie. Um nur eines Mannes zu gedenken: Schmerling hatte einen Widerwillen gegen Dr. J. N. Berger, einen Mann von Bedeutung und Einfluß, der schon in der National-Versammlung zu Frankfurt nicht unbemerkt blieb und von Extremen sich fern hielt. Es war bedauerlich, daß der Staatsminister regen Eifer entwickelte, um in dem Niederösterreichischen Landtage die Wahl Berger's für den Reichsrath zu verhindern; sie erfolgte dennoch und ich selbst gab Berger meine Stimme, weil ich diesen Mann als einen schätzenswerthen Erwerb für den Reichsrath ansah. So sehr ich Schmerling persönlich achte und ihm seit langen Jahren freundschaftlichst zugethan bin, so gern ich seine politischen Leistungen anerkenne, gestattet mir doch mein ehrlicher Patriotismus nicht, über dasjenige schweigend hinweg zu gehen, was ich nicht gut fand. Schmerling's Politik hatte zu wenig thatkräftigen Schwung und ahnende Voraussicht für die inhaltsschwere Zeit, in welcher sie wirken mußte. Der Kern seiner Aufgabe war entschieden, aber besonnen vorwärts zu gehen, wie Bach verheißen hatte, nicht auf den errungenen Lorbeerkissen auszuruhen; der gehobene Fuß mußte muthig vorwärts gesetzt werden, denn auf einem Fuße schaukelnd war der Fall unvermeidlich. Die Februar-Verfassung war eine Errungenschaft von nur bedingtem Werthe; nicht das, was sie gab, war ihre Bedeutung, sondern das, was sie vorbereitete. Wir standen auch nicht im Jahre 1848, sondern im Jahre 1861. Wenn am 15. März 1848 und noch mehr am 26. Mai, und endlich im September und October von allen Seiten die Anarchie hereinbrach und thatkräftiger Widerstand Bedürfniß gewesen wäre, so war der Stand der Dinge im Beginne des Jahres 1861 ein durchaus anderer. Schmerling mußte politisch beleben, die Phrasen zu Thaten machen, daher die unorganisirt neben einander liegenden Kräfte vereinigen zum freiheitlichen Ausbau der Verfassung. Die abseits stehenden Magyaren mußten geschont und versöhnt werden, denn ihr Festhalten an der Rechtscontinuität ihrer Verfassung war berechtigt; auch die andern mißtrauenden Nationalitäten konnten nur durch ehrliche Freisinnigkeit erobert werden, welche, an dem Staatsgedanken unbeugsam festhaltend, für alle billigen Anforderungen der Nationalität ein geneigtes Ohr zeigte; nicht eine Empörung war zu überwinden, sondern ein eingewurzeltes, nicht unberechtigtes Mißtrauen; dieses überwindet man aber weder durch Phrasen, noch durch

Polizeimaßregeln, noch durch gemachte Majoritäten. Schon nach wenigen Monaten war der öffentliche Geist abgekühlt, flau, verdrießlich, hoffnungsarm; in solcher Verkommenheit genügte er aber nicht, wenn das uns durch die Februar-Verfassung gestellte Ziel der Wiedergeburt Oesterreichs erreicht werden sollte. Man hatte noch immer eine zu große und ängstliche Scheu vor den möglichen Excessen der politischen Freiheit, aber nicht diese waren im Jahre 1861 zu fürchten, sondern die politische Zielloſigkeit und die selbstische Indolenz. Der liberalisirende Bureaukratismus war nicht geeignet, das constitutionelle Steuerruder mit fester Hand zu führen; er schob nicht, sondern wurde geschoben. Es fehlte die entschlossene, aber dabei besonnene Triebkraft und darum kam das Staatsschiff nicht vorwärts, sondern lavirte, bis es festsaß. Politik und Pädagogik bieten manche Vergleichungspunkte dar. Bei den einen Zöglingen muß der Erzieher beruhigen, zähmen, Ordnung schaffen, um Ausschweifungen zu verhindern, und es sind dies nicht die schlimmsten sie geben vielmehr nicht selten Hoffnung für recht tüchtige, edle und thatkräftige Männer; bei andern hingegen sind Trägheit und Indolenz die Potenzen, mit welchen der Pädagog zu kämpfen hat, und da wird es ihm häufig ganz leicht gemacht, eine gewisse äußere Hausordnung herzustellen, die Burschen sind artig, aber sie leisten nichts; sie machen wenig Verdruß, aber auch wenig Freude; sie zerbrechen Nichts, aber schaffen auch Nichts. Ich will durch diesen vielleicht etwas bizarren Vergleich sagen, daß in der Periode der Februar-Verfassung die Erschlaffung, die Zerbröckelung und die politische Unfruchtbarkeit bedenklicher waren als die Ueberstürzung, als Excesse oder Revolutionen. Darum genügte nicht die nur zuwartende Thätigkeit des Ministeriums Schmerling, welche wohl geeignet war, das amtliche Leben des Ministers zu fristen, aber nicht dazu angethan, die „ererbten Uebelstände“ zu beseitigen und eine lebenskräftige Wiedergeburt des Theresianisch-josefinischen Ländervereins zu bewirken. Es war z. B. ein arger Mißstand, daß das hochwichtige Cultus- und Unterrichtsministerium dem Staatsministerium zugeworfen wurde als ein untergeordnetes Departement, denn man mußte sich bewußt sein — schon Graf Leo Thun hatte es anerkannt — daß das Unterrichtsbedürfniß ein riesiges und ein ungestümes geworden sei; und ebenso mußte man begreifen, daß der Streit zwischen Staat und Kirche, besonders mit der katholischen Hierarchie, ein tausendjähriger Streit, endlich ausgetragen werden müsse. Auch die materiellen Bedürfnisse, jene des Handels und der Volkswirthschaft,

hatten einen Umfang, eine Tiefe und eine Gemeinschaftlichkeit erlangt, daß ihnen nur genügt werden konnte, wenn man dieser Einheitlichkeit sich wohl bewußt, vereint und mit großen Mitteln und Gedanken vorwärts ging. Aber was that man? Die willfährige Majorität des Hauses wurde von dem Ministerium Schmerling-Lasser geschoben, und dieses folgte gern und ungern fremden Impulsen, immer auf die Zukunft verweisend, für die Ablehnungen in der Gegenwart das bequeme Gebot der Opportunität vorschützend. Es fehlte weder an Fleiß noch an gutem Willen, noch auch an Capacitäten. Ich möchte sagen, wenn der Ausdruck nicht zu scharf ist, das Haus wurde bureaukratisch demoralisirt; die einen gingen von Fall zu Fall mit dem Ministerium und dieses war zufrieden, die Majorität zu haben; die Andern verfielen in persönliche Anfeindungen der Minister und griffen zu factiösen Verbindungen selbst mit Parteimännern, welchen sie principiell schnurstracks entgegenstanden. Dies war unpatriotisch und verderblich. Selbst in rein wirthschaftlichen Fragen, wie beim Bau der Eisenbahnen und in Fragen der Landescultur überhaupt und des Ackerbaues insbesondere, verkroch sich die Opposition hinter die Nothwendigkeit neuer Legislationen und administrativer Reformen, um nichts geschehen zu lassen, und dadurch das Ministerium brach zu legen. Man war fortschrittlich in zeitüblichen Phrasen, aber knauserte und knickerte rückschrittlich, wo materielle Opfer nothwendig waren; debattirte und docirte, wo man handeln mußte. Der rechte Geist war weder in das Ministerium, noch in die Volksvertretung eingezogen.

Ein Blick in's Abgeordnetenhaus.

Unser bescheidenes Haus vor dem Schottenthore war ganz nett und brauchbar, nur war es zu klein und verlangte sofort Zubauten und Erweiterungen. Der jederzeit bereite, aber nicht immer witzige Wiener Gassenwitz nannte es das „Schmerlingtheater." Wir bewegten uns darin ganz behaglich; unser Hausinspector, der freundliche und gefällige Herr Kupka, kam allen Wünschen bereitwilligst nach, und die schön gewachsene, gut dotirte und freundlich lächelnde Clara in der Restauration des Hauses hatte die bewundernswerthe Selbstbeherrschung, die Unterscheidung, welche sie zwischen Jungen und Alten ohne Zweifel machte, mit dem Schleier der Gleichberechtigung zu verhüllen. Die Mitglieder

hatten im Hause ihre Sitzplätze nicht sowohl nach politischen Parteiunterschieden gewählt, als nach Landsmannschaften, Geschäftsbeziehungen, gesellschaftlichen Verbindungen und nationalen Gruppirungen. Ich saß z. B. im linken Centrum, knapp an den Sitzreihen der Linken; vor mir Dr. Mühlfeld und Graf Breuner; neben mir Dr. Wieser aus Linz, dann Winterstein; hinter mir Dr. Kaiser; einige Bänke zurück Professor Dr. Herbst; daneben, ganz auf der Linken, die Steirer Kaiserfeld, auch Rechbauer, Fleckh, Josef Neubauer und Dr. Groß aus Wels. Ich beabsichtige aber nicht, ein vollständiges Bild des Hauses zu geben, sondern nur flüchtige Crayonstriche. Links, in einer der höhern Sitzreihen, saß der Groß-Industrielle aus Mähren, Skene, und der Vertreter der Handelskammer von Olmütz, Szabel, beide einig in protectionistischen Anforderungen; weiter oben, schon auf den Plätzen einer abfälligen Bergpartei, der Dichter Dr. Alexander Schindler, sowie der Dichter und Hofrath von Tschabuschnigg, später Mitglied des Ministeriums Potocky; weiter fort auf den Emporbänken des Centrums die Ruthenen unter der Führung des griechischen Bischofs Litwinowic, die ehemalige Garde des Grafen Franz Stadion. Die vordere Bank des Centrums war die sogenannte Grafenbank mit Belcredi, Khuenburg, Brints und Eugen Kinsky, welch letzterer wohl nicht zu den Ministeriellen zählte. Weiter saßen im Centrum Beamte, Industrielle und Großgrundbesitzer aus deutsch-böhmischen und mährischen Landen. Auf der Rechten hatten sich die Czechen und Polen, Feudale und Ultramontane, angesiedelt. Die Czechen zogen sich, wie bekannt, nach einigen Monaten auf ihre Abstinenzpolitik zurück, ein beklagenswerther, unpatriotischer Schritt. Die Polen verblieben und waren so klug, aus dieser Beharrlichkeit durch selbstische Verbindung mit den Gegnern Schmerling's auf der linken Seite des Hauses Capital zu schlagen für Galizien, und die erregte Linke war naiv, um nicht zu sagen, unstaatsmännisch genug, die richtige und zeitgemäße Politik ihrer persönlichen Verbitterung gegen Schmerling zu opfern. Die später, wohl zu spät, erschienenen Siebenbürger saßen größtentheils im Centrum, gaben jedoch einige Persönlichkeiten nach rechts und nach links ab. Als der erste Präsident des Hauses, Dr. Hein, Advocat in Troppau, an Stelle Pratobevera's Justizminister wurde, bestieg Professor Hasner den Präsidentenstuhl, und seine versöhnliche, dabei entschiedene Weise, seine klare und immer correcte Geschäftsbehandlung, sowie seine artigen Umgangsformen gewannen ihm sehr bald die Sympathie

des Hauses. Der Eintritt der Siebenbürger in den cisleithanischen Reichsrath war ein sensationelles Ereigniß, über welches sich die Freunde der Februar-Verfassung freuten, aber ein nachhaltiger Triumph war es nicht, denn die Croaten, auf welche man gleichfalls hoffen zu können geglaubt hatte, waren weggeblieben, und doch war die Bresche in der Festungsmauer der Déakischen Widerstandspolitik nur dann gangbar, wenn die Croaten den Siebenbürgern sich anschlossen. Der Eintritt war auch zu spät erfolgt, denn der Stern Schmerling's war bereits im Niedergange. Als wir im Hotel Munsch diese Errungenschaft mit einem Festbankette feierten, war mir bange und trübe zu Muthe, denn es schien mir klar, daß ein nachhaltiger Erfolg nicht erwartet werden durfte, vielmehr, daß die Siebenbürger Sachsen ihre Bereitwilligkeit noch zu büßen haben würden. Und, sagen wir es unumwunden, sie waren doch nur gekommen, um ihre nationalen und provinziellen Privilegien sicher zu stellen, nicht aber, um die durchgreifende Wiedergeburt Oesterreichs im Geiste des modernen Culturstaats zu verwirklichen. Ich nenne aus den Parlamentsmitgliedern hier noch einige hervorragende Namen, denn dieses erste constitutionelle Haus und seine Mitglieder verdienen, daß das Vaterland sie nicht vergesse. Ich nenne vorerst Dr. Mühlfeld mit dem napoleonischen Gesichte, ein wahrer und warmer Patriot, ein immer schlagfertiger, wirksamer, wenn auch etwas breitspuriger Redner von stupendem Gedächtniß, ohne Hinterhaltigkeit, leider ökonomisch schlimm gestellt, dennoch unzugänglich und eine außerordentliche Arbeitskraft. Ich nenne Dr. J. N. Berger, von seltener Begabung in Auffassung, Wort und Dialektik; ehrlich und fleißig. Jeder hatte seine Parteigruppe durch kleine Nuancirungen gekennzeichnet. Ich nenne Dr. Giskra, den liberalen mährischen Ajax, und den grobkörnigen, donnernden Skene; nenne Szabel, den Schildträger des Ministers Lasser; nenne den Freiherrn von Pinti; vor allem aber den grundehrlichen, fleißigen, gewissenhaften und freisinnigen Dr. Brestel, einen der Vorkämpfer auf dem constituirenden Reichstage in Wien wie in Kremsier. Eine hervorragende, sympathische Erscheinung war Professor Brinz aus Prag, ein Mann von Geist, Wissen und Gemüth mit beredter Zunge und dem warmen Eifer eines Patrioten, ehrlich deutsch. Von seinem Collegen aus Prag, Professor Hasner, sprach ich schon. Beide standen zu Schmerling. Auch auf den griechischen Bischof Litwinowicz, den Führer der Ruthenen, konnte sich Schmerling verlassen, wenngleich

der Bischof das Concordat, welches das Jahr 1855 gebracht hatte, mit warmen Worten vertrat. Die Herren von der Grafenbank standen ziemlich widerwillig zur Verfassung, denn sie waren zumeist Anhänger des October-Diploms, nur der witzige Eugen Kinsky war ein französischer Centralist von liberaler Färbung. Alexander Schindler, der Volksmann vom Neubau, und Pater Greuter, der clericale Tyroler, erheiterten nicht selten die Versammlung durch spitzige Wortkämpfe und Bonmots. Sie brachten oftmals etwas zu viel Laune in den Ernst des Geschäfts; die national-feudale Rechte, welche sich conservativ nannte, stand ziemlich unverhohlen nicht nur dem Ministerium, sondern auch der Verfassung feindlich gegenüber. Der czechische Volkstribun Dr. Ladislaus Rieger hetzte, wo sich die Gelegenheit dazu darbot, und warf, wenn die Gegner nicht warm werden wollten, seine Steinchen und Steine unter dieselben. Der Pole Smolka blickte mit trübem Gesichte auf die Vergangenheit und Gegenwart, von der Zukunft Besseres hoffend für sein Polenland. Die gereizten Herren von der oppositionellen Linken coquettirten mit den Nationalen, warfen mit ihnen vereint Schmerling aus dem Amte, um, selbst dupirt, heimgeschickt zu werden. Aus den Reihen der verfassungstreuen Liberalen ragte vor allem ein Mann hervor, dessen ich gedenken muß, weil seine thatkräftige, beharrliche, freisinnige und beredte Wirksamkeit alle Phasen, welche wir bis heute durchgemacht haben, überdauerte, es ist der politisch rastlose Professor Dr. Herbst, der College von Hasner und Brinz. Seine parlamentarischen Arbeiten ziehen sich als rother Faden durch unser constitutionelles Leben, und die Geschichte unsers Parlamentarismus wird sie aufbewahren. Zu den Genannten füge ich noch zwei Namen: den Abgeordneten aus Schlesien, Dr. Demel und Herrn Winterstein aus Nieder-Oesterreich. Dr. Demel war der Sohn eines Teschener Advocaten, ging als vierundzwanzigjähriger junger Mann im Sommer 1848 nach meiner Rückkunft von Frankfurt als Abgeordneter in das deutsche National-Parlament. Er gehörte der Linken an und hielt an deren Anschauungen bis heute charaktervoll fest. Schon im Jahre 1861 gemäß der Februar-Verfassung in unser Abgeordnetenhaus gewählt, blieb er Mitglied desselben bis heute, war jederzeit ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter und hielt unerschüttert aus, auch wenn er dem Ministerium entgegentreten mußte. Er ist seit Jahren Bürgermeister in Teschen. Winterstein ist eine hervorragende praktische Capacität in allen wirthschaftlichen Fragen, dabei ein ehrenhafter Charakter und

fleißiger Arbeiter, liebt es jedoch nicht, große Politik zu treiben, um damit populär zu werden; sein bescheidener Ehrgeiz vermehrt seine Brauchbarkeit. In den ersten Monaten unsers Beisammenseins im Parlamente, nach einer lichtvollen, dem Ministerium willkommenen Auseinandersetzung machte ich ihm scherzend die Bemerkung: „Recht so, das ist der Weg zum Baronat!" Dieser prophetische Scherz ist in Erfüllung gegangen, Winterstein ist Baron, ist Herrenhausmitglied, ist Commandeur des kaiserlich österreichischen Leopold-Ordens!

Ich sprach von verschiedenen Gruppen und will da noch einer derselben gedenken, welche sich die Autonomisten nannten. Mir war die Benennung nie klar, aber auch nicht den Erfindern derselben, wie ich meine. „Autonomie" ist ein verfängliches Wort. Der Proletarier findet seine Definition in dem Belieben der Faust, der Föderalist in dem Provinzialrechte, der Clericale im Syllabus, der Jesuit in seinen Ordensregeln, der Franzose in der Volkssouveränität, der Engländer in seinen Parlamenten, aber auch in dem alten englischen Grundsatz: „Mein Haus ist meine Burg." So ein Jeder anderswo und darum war es mir nicht klar, wo die ehrenwerthen Herren aus Steiermark Moriz von Kaiserfeld, Rechbauer, Fleckh und Andere die constitutionell maßgebende Autonomie finden wollten. Sollte damit nur den Uebergriffen einer eingealterten Bureaukratie Schranken gesetzt werden, so mußte man einverstanden sein und konnte nur wünschen, daß das Ministerium auf eine solche Anforderung horche; dann hätten aber die Herren Autonomisten auf die Eitelkeit einer besonders benannten Partei verzichten und lediglich für den Kampf in den einzeln auftauchenden parlamentarischen Fragen sich rüsten müssen. Standen aber im Hintergrunde provinzielle, den altständischen Privilegien entnommene Ansprüche, dann konnte ich als ehrlicher österreichischer Patriot nicht beistimmen, denn die aus denselben hervorgehenden Consequenzen waren für den noch auf Kindesbeinen stehenden Gesammtpatriotismus gefährlich und verführerisch. Hätten die Herren Autonomisten entschieden nicht mehr gewollt als die Uebertragung des britischen Grundgesetzes: „My house is my castle", um als Abwehr gegen den übergreifenden französischen Centralismus zu dienen, so wäre es allerdings wünschenswerth gewesen, daß ihre Anregungen von dem Ministerium nicht unbeachtet bei Seite geworfen würden. Doch genug davon; heute haben wir bereits ein Staatsgrundgesetz, welches den angeregten Begehren,

insofern diese berechtigt sind, zu genügen vermag, leider aber auch eine clerical-föderalistische Autonomistenpartei. Dem Principe föderalistischer Selbstverwaltung steht der Gedanke centralistischer Verwaltungs-Uniformität schroff gegenüber; während der Erstere seine Heimath in England hat, ist der Zweite ein französisches Landesproduct und geht allda auch mit freiheitlichen Bestrebungen Hand in Hand. Auch in unserm Abgeordnetenhause gab es Vertreter dieser französisch-politischen Anschauung. Ich nenne den Grafen Eugen Kinsky und den Großindustriellen Herrn Skene. Diese hätten, wie ich glaube, das Reich mit Einschluß der ungarischen Länder am liebsten in Departements mit Präfecten zerlegt, wie denn Fürst Felix Schwarzenberg und Bach mit den politischen Kreispräsidenten bereits einen absolutistischen Anlauf zu französischer Centralisirung genommen hatten; dieser mißlang und ein constitutioneller würde um so mehr mißlungen sein, denn er ist eine Anomalie, welche von unserer Geschichte, unsern Ueberlieferungen, den politischen Instincten und dem Rechtsbewußtsein der Einzelländer zurückgewiesen wird. Ich würde meine Pflicht verabsäumen, wenn ich nicht eines Männerquartetts gedächte, dessen beklagenswerthe Beharrlichkeit, vom Februar 1861 angefangen bis zum Februar 1881 in ungeschwächter, zuletzt siegreicher Thätigkeit fortarbeitet. Demselben gelang es, das erste Abgeordnetenhaus nach wenigen Monaten zu zersetzen, um es, wenn möglich, zu einem bloßen Rumpfparlamente zu castriren; die Czechen gingen, aber die Polen blieben. Die zweite Pièce, welche dasselbe intonirte, war das Phantasiestück: „Frei ist die Bahn", die dritte der Canon: „Die Fundamental-Artikel", die vierte endlich der große fugirte Satz: „Die Versöhnungsära". Ob es den Chormeistern noch gelingen werde, eine Oper zu inscениren: „Die letzten Tage Oesterreichs", schließend mit einem Wüstengesang à la Felicien David, muß dahingestellt bleiben. Den ehrlichen Patrioten kann diese Entwickelung unsers constitutionellen Lebens nur mit tiefem Schmerz erfüllen. Die Männer, deren ich hier gedenke, sind der feudal-clericale Graf Clam-Martinitz, Dr. Rieger, der Schwiegersohn des Historiographen Palacky, der mährische Abgeordnete Dr. Pražak, endlich der traurig hinblickende Pole Dr. Smolka. Das war das verfassungsfeindliche Quartett des Jahres 1861. Im Sommer und Herbst 1864 sah man den Stern der Februar-Verfassung bereits in entschiedenem Niedergange. Als die Verhältnisse zu Deutschland sich mehr und mehr verwirrten, als nun vollends Preußen die von uns angestrebte

volkswirthschaftliche und zollpolitische Verbindung mit Deutschland verhinderte, als die mit Pomp in Scene gesetzte Kaiserreise nach Frankfurt am Main wie ein Meteor verpufft war, als endlich in dem unglückseligen Feldzuge nach Schleswig-Holstein das zielbewußte Preußen den andern deutschen Bundesstaaten trotzig die Thüre gewiesen, uns jedoch artig hinaus komplimentirt hatte, da war die Schmerling'sche Aera abgelaufen und die Abschiedsstunde nahe. Unsere deutsch-polnische Opposition begriff bereits, daß sie nichts Gutes gemacht hatte. Das Bündniß der auf deutschem Liberalismus fußenden Linken mit den nationalen, exclusiv polnischen Polen und den separatistisch clericalen Tyrolern war eine Absonderlichkeit, von welcher am allerwenigsten das Reich Oesterreich und die freisinnige politische Entwickelung desselben Nutzen ziehen konnten. Die von dem Grafen Anton Séchen geführten ungarischen Altconservativen, welche Schmerling durch sein geflügeltes Wort: „Wir können warten" beleidigt und aufgereizt hatte, waren durch Séchen's Einfluß hoffähig gemacht worden und warteten nicht länger. Den Hofkanzler Grafen Hermann Zichy ersetzte im Frühjahr 1865 der altconservative von Majláth; dies war der Beginn der Umwandlung und im Juli 1865 nahmen Schmerling und seine Collegen Abschied von ihren Fauteuils.

Ein Besuch im Herrenhause.

Ein Oberhaus hat überall zunächst die Bestimmung einer Bremse, um die Locomotive des Volkshauses nicht allzu rasch laufen zu lassen, vielleicht auch den Beruf eines Signalgebers, damit der Locomotivführer nicht in ein falsches Geleise fahre. Es hält an dem Talleyrand-Metternich'schen „Il faut temporiser" fest und ist schon dadurch von großem constitutionellen Werthe.

Man urtheilt nicht selten nachlässig, ja wegwerfend über unser Herrenhaus; hatte doch selbst noch in jüngster Zeit eine hochgestellte Persönlichkeit des Abgeordnetenhauses die Taktlosigkeit, dasselbe als eine Assemblée von Pensionisten zu kennzeichnen. Solche Phrasen gleichen nicht selten dem Pfeile, welcher, von einem Gott gewendet den Schützen trifft. Die Leistungen des Sprechers reichen bei Weitem nicht hinan an das, was Freiherr von Lichtenfels, das bekannte Mitglied des Herrenhauses, in Wort und Schrift durch Jahre geleiste, hat. Ich verweise insbesondere auf des Letzteren parlamentarischen

Kampf, als Staatsrecht und Kirchenrecht sich gegenüber standen. Vollends in späterer Zeit erhielt das Herrenhaus einen Nachschub von Capacitäten, welche hinter jenen des Abgeordnetenhauses nicht zurückstehen. Wenn Anton Graf Auersperg vielleicht nicht ein brillanter, effectmachender Declamator war, so anerkennt doch alle Welt den tiefen Gehalt und den edlen freisinnigen Geist seiner Reden. Viele berühmte englische Parlamentsredner waren bekanntlich schwache Declamatoren, und die Reporters hatten oftmals viele Mühe, deren leise, mitunter schnarrende und trockene Vorträge zu verstehen; aber der Engländer verkennt nicht die Bedeutung des Gesagten, welches ihm mehr gilt als die declamatorische Befähigung des Sprechers. Auch Graf Leo Thun ist kein Pensionistenpfründner. Ich theile nicht seine politischen Anschauungen, er steht auf dem Boden des alten feudal-kirchlichen Staats und ich halte diesen Standpunkt nicht nur für theoretisch unrichtig, sondern auch für praktisch gefährlich und nachtheilig, ich möchte sagen für entsittlichend, wie lebhaft auch auf demselben für die Ethik und für die Kirchlichkeit gesprochen werden mag. Auch der Cardinal-Erzbischof Rauscher war ein schlagfertiger Kämpfer und ein Mann von Geist und achtenswerthem Willen. Wenn man ihn jedoch als einen Mann auffassen wollte, welcher auf dem freisinnigen Standpunkte des modernen Culturstaats sich zu stellen vermocht hätte, so wäre dies ein Irrthum, denn ein Cardinal kann dies nicht, auch wenn es seine Ueberzeugung wäre; und wenn er es zu können vielleicht glaubte, so ist es Selbsttäuschung. Der gelehrte Erzbischof sagte mir einstmals, daß er mit seinen philosophischen Anschauungen bei Imanuel Kant stehen geblieben sei; ich antwortete ihm, daß dies im Wesentlichen auch bei mir der Fall sei, täuschte mich jedoch nicht mit der Hoffnung, daß wir beide auf gleichem Standpunkte ständen bei Beurtheilung der controversen Ansprüche des modernen Staats und der römischen Curie. Schon die Autonomie der Vernunft, für welche Kant plaidirt, wird von der katholischen Lehre nicht zugegeben. Der Cardinal Fürst Schwarzenberg, der Erzbischof von Prag, hörte das Kirchenrecht unter dem josefinisch denkenden Dolliner, ich war damals Supplent des bürgerlichen Rechts an der Universität. Der Druck des katholischen Gedankendomes erlaubte dem jungen Fürsten in seinem Examen zwar dollinerisch zu antworten, aber nicht dollinerisch zu denken und zu meinen. Auch Cardinal Fürst Schwarzenberg ist Mitglied des Herrenhauses und kein Staatspfründner. Ebenso wenig wird irgend Jemand den Fürsten Carlos Auersperg, den chevaleresken Präsidenten des Hauses, als

solchen bezeichnen wollen; er hat in seinen Reden und Wesen weder etwas von einem Volkstribun an sich, noch von bureaukratischer Starrheit und Unterwürfigkeit. Er ist der liberale Cavalier, welcher, für seine Person unabhängig, an die Unterwürfigkeit Anderer gewöhnt ist. Ich gestatte mir noch wenige kennzeichnende Crayonstriche zur Zeichnung der Minister. Das Schlimmste, ich möchte fast sagen, das einzige Schlimme, was man dem Grafen Rechberg nachsagen kann, ist, daß er die Politik seines Meisters, des Fürsten Metternich, fortzuführen sich bemühte, in einer Zeit, wo dieselbe bereits ein Anachronismus geworden war. Bedenklich für ihn war es vorerst, daß er in Frankfurt a. M. an demselben Rathstische mit dem Grafen Bismarck-Schönhausen sitzen mußte, — der kleine Präsident gegenüber dem reckenhaften Oppositionsmanne; verhängnißvoll aber wurde für ihn die Verwickelung mit Schleswig-Holstein und der naive Schachzug mit dem Fürsten von Augustenburg. Wenn ich auch Rechberg's politische Grundanschauungen nicht theilte, so achtete ich doch seine Person und war nicht angenehm berührt von des ehrlichen Kuranda spitzigem „der gute Graf Rechberg". Ich hatte überhaupt jederzeit die Ehrlichkeit und Logik, den Privatmann vom Politiker zu trennen. Im Kampfe der Parteien wird das alte Fortiter in re, suaviter in modo nicht selten in sein Gegentheil verkehrt. Dem Finanzminister Plener hatte ich im August 1830 wie dem Minister Bach als Examinator an der Universität zu Wien gegenüber gesessen; sie hatten bei Prof. Winiwarter das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch gehört und ich vertrat den kranken Professor in der Semestralprüfung. Fünfundzwanzig Jahre später traf ich Plener in Lemberg, wohin er von Minister Bruck aus Eger in Böhmen zum Finanz-Landesdirector befördert worden war. Von da ab blieben unsere Beziehungen immer sehr freundlich. Als Goluchowski im Herbste 1859 Staatsminister geworden war, erhob er den ihm sympathischen Finanz-Landesdirector Plener zum Staatsrath. Nach dem traurigen Ende Bruck's wurde ihm die Leitung des Finanzministeriums von Sr. Majestät übertragen. Daß er auch Mitglied des engen Comités gewesen, welches die Februar-Verfassung zu redigiren hatte, habe ich bereits oben erzählt. Plener wurde von der Handelskammer zu Eger, in welcher Stadt er durch viele Jahre gedient und sich Freunde gemacht hatte, in das Abgeordnetenhaus gewählt. Sein unbefleckter Diensteifer, seine geschäftliche Gewandtheit, sowie seine Humanität sind unbestritten; vielleicht war er mehr bureaukratischer Schatzkanzler als Volkswirth und weitblickender Finanzmann. Nach

seiner Ernennung zum lebenslänglichen Herrenhausmitglied wählte die Handelskammer den Sohn des Ministers, Ernst von Plener, welcher Attaché bei unseren Botschaften in Paris und London gewesen war, zu ihrem Vertreter. Der junge Mann verließ den Staatsdienst mit dem Charakter eines Legationsraths; seinen Aufenthalt in Paris und London hatte er fleißig und gewissenhaft benützt, so daß ihn sein Wissen in Verbindung mit seinem Charakter zu einem hervorragenden Mitglied der Verfassungspartei machte. Der Justizminister mit der schwarzen Binde über dem Auge: Freiherr v. Pratobevera, dessen Vater eine der höchstgeachtetsten Capacitäten in der österreichischen Juristenwelt gewesen, war ein näherer Freund Schmerling's und von diesem ins Cabinet berufen worden. Pratobevera war vielleicht politisch vorgeschrittener als Schmerling. dabei reizbar und mit einem poetischen Anhauch. Sein Verhältniß zu dem Freunde lockerte sich allmählich, und da gab sein nervöses Augenleiden vielleicht einen willkommenen Anhaltspunkt zu seinem Austritte aus dem Ministerium. Er wurde zum Landmarschall in Niederösterreich ernannt. Eine gesinnungstreue Natur, verstimmten ihn politische Schwankung und Unsicherheit, er war daher über politische Achselträger ein strenger Censor. Als ich einstmals ihm gegenüber, das Talent eines als liberal geltenden Abgeordneten hervorhob, herrschte er mich an: „Lassen Sie mich aus mit diesem Liberalen; derselbe entdeckt den Hochverrath schon bei dem Kinde im Mutterleibe; ich könnte Ihnen dies aus den Acten beweisen." Pratobevera's frühes unerwartetes Hinscheiden war zu bedauern. Sein Nachfolger war der damalige Präsident des Abgeordnetenhauses, der Troppauer Advocat Dr. Hein, ein intimer Freund Lasser's und wie dieser als liberal verdächtigt.

Wenn man mich früge, ob die Februar-Minister Verfassungsfreunde gewesen seien, so antworte ich ohne Anstand mit Ja für Alle, wodurch aber nicht gesagt werden will, daß ihr Liberalismus tiefe Wurzeln hatte, noch daß sie in allen maßgebenden Einzelfragen unter sich überzeugungstreu zusammenstanden. Ich will meine Silhouetten über einige Mitglieder des Herrenhauses und etwelche Minister nicht schließen, ohne ein Wort zu sagen über den damaligen Schriftführer dieses hohen Hauses, einen Mann von großer Geschmeidigkeit, Talent und Gewandtheit, und von einer Arbeitskraft, daß man hätte glauben sollen, sein Tag zähle achtundvierzig Stunden. Er wußte sich in Alles zu finden und verkehrte mit ungewöhnlicher Leichtigkeit in allen Geschäften. Er eilte gleich einem Akrobaten die Stufen der Leiter der Beamtencarrière hinan und wir begrüßten

ihn nach wenigen Jahren als den Finanzminister des gemeinsamen Ministeriums. Es ist Se. Excellenz Baron Hofmann, am heutigen Tage General-Intendant der beiden Hoftheater.

Noch einmal das Handelsministerium.

Wie kam ich in dasselbe? Um auf diese Frage zu antworten muß ich meiner persönlichen Stellung und Wirksamkeit im Beginne unserer parlamentarischen Lehrjahre in Kürze gedenken; ich gehöre ja dazu wie ein alter Baum im Schloßhofe zum Ganzen des Schlosses oder wie eine abgenützte halb zerschlagene Denksäule am Wege zur Landschaft oder wie der alte Epheu, welcher an der Schloßwand hinaufrankt und in die Fenster schaut. Als nach Goluchowski's Ausscheiden die politische Wiedergeburt begann, hielt ich mich, obschon ich auf dem Aussterbe-Etat stand, doch patriotisch verpflichtet, wenn ich vielleicht nützen konnte, mein Scherflein beizutragen. Ich war populär in Wien und auswärts, ohne, wie ich sagen darf, danach gehascht zu haben; auch meine alten persönlichen Beziehungen zu Schmerling berechtigten mich zu der Hoffnung, daß ich Nützliches würde wirken können, wenn man mich benützen wollte, wozu ich noch taugte; denn ich galt theoretisch und praktisch als Anhänger eines freisinnigen constitutionellen Systems, war auch erfahren in mannigfaltigen Geschäften des praktischen Lebens; allein ich war bereits alt geworden, war geistig und körperlich ziemlich aufgebraucht, daher nervös; das hatte das Leichengift gemacht, von welchem ich oben sprach. So wie ich also nicht parlamentarischer Parteiführer sein konnte, so war ich auch nicht mehr eine vielvermögende bureaukratische Arbeitskraft; auch hatte ich bereits zu viel für den Papierkorb gearbeitet, um noch Lust und Muth zu haben, am Danaidenfasse zu schöpfen oder als Penelope zu weben. Als das Redactions-Comité für den Entwurf der Februar-Verfassung, bestehend aus Schmerling, Lasser, Plener und mir, mit seinem tüchtigen Referenten und Schriftführer Perthaler die heikle Arbeit fertig gemacht hatte, lud mich der Staatsminister ein, die Leitung seines Präsidial-Bureaus zu übernehmen. Dafür taugte ich nicht, ich war von Natur zu spröde gegossen und durch meine Erlebnisse noch spröder geworden, um als Nachfolger des clericalen Schweizers Bernhard Meyer geschmeidige Beziehungen zwischen dem Staatsministerium und den Kirchenfürsten anzubahnen und zu erhalten. Ich dachte wie der Klosterbruder im

„Nathan“: „Habe ich mich deshalb aus der Welt zurückgezogen, um mich mit ihr erst recht zu verflechten, — ich mag nicht sein sein!“ So lehnte ich denn ab, nicht aus persönlicher Laune oder aus unbefriedigtem Ehrgeize, sondern aus sachlichen Gründen. Das scheint verletzt zu haben. Obschon es für meine Person behaglicher gewesen wäre, nicht wieder in den Staatsdienst zu treten, so hielt ich mich doch in meinem Gewissen für verpflichtet, bei der constitutionellen Wiedergeburt des Vaterlandes nicht unthätig zu bleiben. Ich trat als Wahlcandidat für zwei Landtage auf; jenen für Nieder-Oesterreich in den Vorortsgemeinden Döbling, Währing, Hernals, und in jenem für Schlesien, in den Landgemeinden Freiwaldau im Fürstenthum Neiße, und wurde da und dort gewählt. Ich hatte die Landgemeinden mir erkoren, weil ich eben in diesen dem constitutionellen Ministerium Stützen schaffen wollte, denn an dem Constitutionalismus der Städtegemeinden zweifelte ich nicht. Indem ich gleichzeitig in zwei Kronländern als Candidat auftrat, schrieb ich den Staatsgedanken in auffälliger Weise auf meine Fahne. Der schlesische Landtag schickte mich als Abgeordneten in den Reichsrath. Alte ehrliche Freunde forderten mich nun auf, auch in den Staatsdienst wieder einzutreten, und ich ließ mich dazu bestimmen, obschon ich zwei ehrenvolle und mir lieb gewordene Stellungen als Vicepräsident der Creditanstalt für Handel und Gewerbe, sowie im Verwaltungsrathe der privilegirten böhmischen Westbahnen dafür opfern mußte! Im Ressort des politischen Dienstes fand sich kein Platz für mich, Schmerling und Lasser verhielten sich, wenn nicht geradezu ablehnend, so doch beredt schweigend; da kam der neue Handelsminister Graf Wickenburg zu mir und lud mich ein, bei ihm als Sectionschef und Minister-Stellvertreter mich engagiren zu lassen. Ich nahm an und resignirte mit schwerem Herzen auf die obengedachten Privatanstellungen, weil von Seite des Ministeriums darauf bestanden wurde. Bald darauf überraschten mich Schmerling und Lasser mit der Ernennung zum Landesmarschall-Stellvertreter in Nieder-Oesterreich und setzten mich dadurch in arge Verlegenheit, denn außer der Ueberbürdung, welche bereits auf meinen Schultern lastete, schien es mir auch nicht genug rücksichtsvoll zu sein, daß dem niederösterreichischen Landtage, in dessen Mitte sich die hervorragendsten Mitglieder des hohen Erbadels, der Geistlichkeit, der Geldaristokratie, der Industrie und der Intelligenz befanden, kurzweg ein k. k. Beamter als Landesmarschall-Stellvertreter gegeben werde. Ich bat daher um Enthebung, und an meiner Stelle wurde der Bürgermeister der Haupt-

und Residenzstadt Wien Dr. Zelinka ernannt; jedenfalls eine den gedachten Verhältnissen entsprechendere Wahl. Der Rücktritt war für mich sehr peinlich, aber ich mußte mich dazu entschließen, da es weitaus meine Kräfte überstieg, wenn ich, der einzige Sections-Chef im Handelsministerium, zugleich Abgeordneter im Reichsrath, ferner in den schlesischen und niederösterreichischen Landtagen und noch überdies in dem letzteren Landmarschalls-Stellvertreter sein sollte; war ich doch endlich zur Zeit auch noch Mitglied des Gemeinderathes der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien.

Als politisches Glaubensbekenntniß für meine Functionen möchte ich etwa Folgendes aussprechen: Für die Ausgestaltung unsers constitutionellen Lebens lagen drei Stadien vor uns; das erste war die Verwirklichung des alten Satzes: „Wo wir mitthaten, da wollen wir auch mitrathen." Wir traten in dasselbe durch die Februar-Verfassung ein. Das zweite Stadium mußte die constitutionelle Versöhnung mit Ungarn sein nach dem Grundsatze: gleiche politische Rechte hüben und drüben im bundesstaatlichen Vaterland. Das dritte endlich — ich nenne es das Stadium der Zukunft — war mir der Auf- und Umbau unserer Verfassung auf einem festen nicht einseitig octroyirten Staatsgrundgesetze, auf daß, um mit Louis Philipp zu sprechen, die Verfassung eine Wahrheit werde, und endlich in dem Grundsatze zu gipfeln: „Tout pour le peuple et par le peuple." Die politische Geschichte meiner Zeit, sowie die Erfahrungen im eigenen Lande und endlich meine Menschenkenntniß hatten mich belehrt, daß es vor allem Noth thue, das Bedürfniß und die richtige Auffassung des Constitutionalismus in weiten Kreisen in den Köpfen und Herzen lebendig zu machen. Das Mehr oder Weniger von formeller, politischer Freiheit schien mir untergeordnet zu sein, sobald nur das Bedürfniß derselben und die Erkenntniß des Rechts auf sie Gemeingut der Bevölkerungen geworden war. Obschon daher die zahllosen, oft verwickelten Vertretungen in Gemeinde, Land und Reich unberechenbare Schwerfälligkeiten für die Gesetzgebung und Verwaltung zur Folge haben mußten, so waren sie doch kein zu großes Opfer für die Errungenschaft eines selbstthätigen, constitutionellen Geistes in der Bevölkerung und die von mir vollständig anerkannten Mängel der Februar-Verfassung standen in zweiter Linie. Dies war der leitende Gedanke, welcher mich in den Landtagen wie im Reichstage vermittelnd und versöhnend stimmte, und mich ministeriell machte; ich blieb es

daher, selbst da, wo mir die von Fall zu Fall eingeschlagene ministerielle Richtung nicht zusagte. Eine naheliegende Gefahr war es, wenn die Landtage in Versuchung fielen, ein Staatchen im Reiche zu spielen, oder durch politische Enunciationen den Reichstag beherrschen zu wollen; der erstere Abweg führte zum Föderalismus, der zweite in ein politisches Chaos. Die Landtage durften nicht politische Fechtschulen für den Reichstag werden, sondern mußten vor allem Vertreter der Landesinteressen, besonders der materiellen sein. Die großen politischen Kämpfe, wie solche das constitutionelle Leben nothwendig mit sich bringt, mußten im Reichstage ausgekämpft werden. Von diesem aber konnte man verlangen, nicht zu vergessen, daß er nicht mit centralisirendem Eifer über die besondern Landesinteressen und Ansprüche hinweggleite im Geiste eines französischen Präfecten. Die beiden Landtage, welchen ich angehörte, hielten an diesen Grundsätzen ehrlich fest. Der schlesische Landtag stand immer unerschütterlich zum Reiche und that es im eigensten Interesse des kleinen Landes. Der niederösterreichische, welcher die Metropole der Capacitäten in sich schloß, entwickelte lebhaftere politische Bestrebungen, aber verstand es, Maß zu halten und sich dem Reichstage unterzuordnen.

Manche Hochkonservative betrachten ein Ministerium des Handels und der Volkswirthschaft als ein Kind ex copula illicita mit der Revolution, und haben insofern nicht ganz Unrecht, als ein solches Ministerium mit Beiseitelassung alter Doctrinen in das sociale volks- und staatswirthschaftliche und dadurch auch in die Action des modernen politischen Lebens unmittelbar eingreift. Nachdem Freiherr von Bruck mit einem solchen im November 1848 betraut worden und im Mai 1851 seines Postens wieder enthoben worden war, machte dieses Ministerium allerlei Phasen durch unter Baumgartner und Toggenburg, bald selbständig, bald als Zugabe zu einem andern Ministerium, bis es im Herbst 1859 aufgehoben und seine Geschäfte andern Ministerien zugewiesen wurden. Mit dem Ministerium der Februar-Verfassung 1861 erstand es wieder; es hatte seine zerstreuten Gliedmaßen wieder aufgesammelt wie die Verstorbenen am Auferstehungstage im Thale Josaphat, um vor dem Herrn Rede und Antwort zu geben. Es war eine Concession an den neugetauften Liberalismus. Seine Agenden wurden aus verschiedenen andern Ministerien wieder zusammengetragen; jedoch war es kein Enfant cheri, seine bureaukratischen Concurrenten waren das Ministerium des Aeußern für die internationalen Be-

ziehungen, das Finanzministerium, weil es selbst Gewerbsmann, Industrieller, Monopolist und großer Gutsbesitzer war, das Ministerium des Innern, weil es bestrebt war, im Geiste der frühern Anschauungen Gewerbspolizei zu üben und unter den concurrirenden Gewerbsleuten die alte Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten; die Bureaukraten überhaupt fanden nicht Geschmack an der nothwendig gewordenen freien Bewegung in Production und Handel. Graf Wickenburg war Minister und ich sein Sectionschef und Stellvertreter, und als Wickenburg zurücktrat, der Leiter des genannten Ministeriums und dadurch ordentliches Mitglied des Ministerraths. Es war kein erquickliches Arbeiten, denn man betrachtete das neue Ministerium nur als ein Fachministerium, etwa wie ein Experten-Collegium; das Ministerium umfaßte den Ackerbau, das Gewerbewesen, Industrie und Commerz, das Bergwesen, und zwar als oberste berggerichtliche Instanz, das Eisenbahnwesen in allen Beziehungen, den internationalen und überseeischen Handel, Post und Telegraphen-Wesen; allein eben deshalb durfte es ihm nicht gleichgültig sein, welche große Politik gemacht werde nach Außen wie im Innern und darum war es nicht bloß fachlichen, sondern wesentlich politischen Charakters. Und siehe da! Diesem vielumfassenden Ministerium standen ein Minister und nur ein Sectionschef, beide in sehr vorgerücktem Alter, vor. Als Graf Wickenburg zurücktrat, stand ich völlig allein, hatte keinen Sectionschef, war Mitglied des Abgeordnetenhauses, sowie der Landtage in Nieder-Oesterreich und in Schlesien und mein Beamtenstand war kaum der fünfte Theil desjenigen, welcher gegenwärtig nach Creirung eines eigenen Ackerbauministeriums diese Geschäfte besorgt. So mußte denn die Arbeit ungenügend und erfolgarm bleiben. Ich gestatte mir einen flüchtigen Blick auf die nothwendige Organisation eines solchen Ministeriums. Meines Erachtens mußte an der Spitze desselben ein Minister nicht als sogenannter Fachmann, sondern als Vertreter der leitenden, politischen, socialen und fachlichen Grundsätze stehen; demselben mußten bei der übergroßen Mannigfaltigkeit der Aufgaben und Interessen, welche das Ministerium zu vertreten hatte, fachkundige Generaldirectoren für die einzelnen Zweige mit ausreichenden selbständigen Vollmachten beigegeben werden; denn die üblichen Sectionschefs sind doch nur Amanuenses des Ministers. Ich will diesen Traum nicht fortträumen, allein Eines scheint mir unzweifelhaft zu sein, daß Graf Wickenburg und ich mit unserm

beschränkten Personale und der in allen Richtungen unzureichenden Dotation einer solchen Riesenaufgabe nicht gerecht werden konnten und zwar um so weniger, als auch in der öffentlichen Meinung und in den Gesetzgebungskörpern die nothwendige Klärung über die Aufgaben und Rechte eines solchen Ministeriums noch nicht stattgefunden hatte; so z. B. waren der industrielle Producent und der Kaufmann sehr geneigt, den Consul im überseeischen Auslande zunächst als einen officiösen Musterreiter zu betrachten, und sie nahmen es sehr leichtfertig hin, wenn die nachgelieferte Waare hinter dem vorangegangenen Muster weit zurückstand oder der zugesagte Lieferungstermin nicht eingehalten wurde, so daß die Sendung z. B. erst nach Abgang der Karawane einlangte. Bei solcher Nonchalance darf man nicht hoffen, einen blühenden Exporthandel in Gang zu setzen. Die Berührungen des Ministeriums mit dem Ministerium des Aeußern waren in Folge der internationalen Beziehungen mannigfaltig und ununterbrochen, müssen es auch sein: hat doch das gewaltige England seinen Port of tread als einen bloßen Anner seines Foreign office hingestellt, in derlei Dingen dürfen nicht bureaukratische Empfindeleien maßgebend sein, denn das Kanonenboot gilt im commerziellen Verkehre insbesondere im Oriente mehr als drei geharnischte Consuls-Noten. Ich war so unbureaukratisch entsagungsvoll, daß ich dem Grafen Rechberg einstmals vorschlug, unter dem Präsidium des Ministers des Aeußern für die überseeischen internationalen Handelsverhältnisse eine besondere Commission zu bilden, in welcher Vertreter des Handelsministeriums, der Justiz, sowie des Handels- und Gewerbestandes mitwirken sollten; der Gedanke wurde jedoch fallen gelassen. In den wenigen Jahren (1861 bis 1865) in welchen ich im Handelsministerium thätig war, forderten vor allem zwei Gebiete die Aufmerksamkeit der Handelspolitik heraus: die Balkanhalbinsel mit der gesammten Levante und dann der Deutsche Zollverein, welcher von Preußen politisch ausgenutzt wurde. Unsere Action an der untern Donau und am Balkan war zu jener Zeit lahm gelegt; wir konnten nur an den alten und veralteten Tractaten mit der Pforte festhalten und sie ausnützen wie morsches Gebälke in einem verfallenden Hause. Nach dem großen Kriege, welcher mit dem Pariser Frieden 1856 abschloß, sammelte sich Rußland von Neuem, wie Fürst Gortschakoff sich ausdrückte. Die hohe Pforte aber blieb versumpft, asiatisch indolent und ränkemachend wie immer; für uns war ein aufrichtiger Anschluß weder an diese, noch an das Czarenreich, daher auch keine kräftige

selbständige Handelspolitik möglich; diese vielmehr verurtheilt, als Schleppschiff an der Kette des Remorqueurs der sogenannten großen Politik zu laufen. Wir fuhren daher in den alten Geleisen und thaten, was man immer gethan hatte, freuten uns über die Rechte der Consulats-Jurisdiction, freuten uns, daß die alten theresianischen Thaler und die kaiserlichen Ducaten zu Stambul noch immer in gutem Andenken waren, übersahen jedoch dabei, daß die Zwanzigfrankenstücke in Gold unseren Ducaten bereits sehr empfindliche Concurrenz machten, zunächst deshalb, weil die postalische Goldspedition zu theuer und zu umständlich war. Die brennende Frage des Tages war aber die Politik gegenüber dem deutschen Zollverein, beziehungsweise der preußischen Handelspolitik; und da meinte man, der Handelsminister habe hierin nur der Sectionschef des Ministers des Aeußern zu sein. Wir standen durch frühere Versäumnisse handelspolitisch außerhalb Deutschlands und erkannten immer mehr die große politische Bedeutung dieses Ausschlusses. Das Ministerium des Aeußeren beeiferte sich zwar, diesen Uebelstand zu heben, allein es war zu spät. Preußen wehrte uns den Eintritt, konnte, wollte, mußte es vielleicht. Seit den Tagen des großen Kurfürsten war es sein Bestreben, vielleicht seine weltgeschichtliche Aufgabe, uns von dem alten deutschen Boden zu verdrängen. Die Diplomaten sind nicht selten sanguinisch und Graf Rechberg hoffte handelspolitisch in Deutschland wieder einzudringen und dadurch auch die allgemeinen politischen Beziehungen zu verbessern und zu kräftigen; allein Preußen wußte, was es wollte und vielleicht mußte: Oesterreich von diesem Boden fern zu halten; die Nüancen des Freihandels und des Schutzzolls waren nur nebensächlich, unsere Ausschließung die Hauptsache. Der Versuch wurde gemacht. Der Sectionschef im Finanzministerium, Baron Hock, ein theoretisch und amtlich hervorragender Mann, Freihändler, in seinen Anschauungen ein durchgebildeter Kenner des Zollwesens, wurde nach Prag geschickt, um mit preußischen Abgeordneten über einen Zollvertrag zu unterhandeln. Er nahm gute Hoffnungen mit, denn er war ehrgeizig, und was man wünscht, das ist man so schwach auch zu hoffen. Mich schickte man nach München, um die Geneigtheit der südlichen und mitteldeutschen Staaten zu erforschen. Meine Sendung war unklar, hatte keinen realen Boden, konnte daher nur auf Pourparlers hinauslaufen. Preußen hielt an dem Freihandel fest und Hock, selbst Freihändler, bemühte sich, mögliche Zugeständnisse in unserm Zolltarife zu erringen; unsere Protectionisten wollten es

nicht und die preußische Regierung ebenso wenig. Wie stand es nun in München? Die süd- und mitteldeutschen Staaten hielten vor allem einstimmig den deutschen Einheitsgedanken fest, mehr als unser Ministerium des Aeußern vielleicht erwartet hatte; sie verwarfen entschieden die sogenannte Mainlinie und etwaige confessionelle Beeinflussungen. Sie sagten in der Hauptsache: „Ja, wir würden froh sein, mit Euch gemeinschaftlich gehen zu können, aber nur mit Cisleithanien, jenseits der Leitha passen die Verhältnisse nicht zu den unserigen; Magyaren, Sereschaner, Croaten, Südslaven, Goralen u. s. w. sind fremde Elemente in einem national-deutschen Bunde." Damit war unser Urtheil gesprochen, denn Oesterreich konnte nicht wieder eine Zollinie gegenüber den Ländern der Stefanskrone aufstellen, ohne sich selbst zu zerreißen und aufzuopfern. Ja! Die Vertreter der süd- und mitteldeutschen Staaten gaben mir deutlich zu verstehen, daß, wenn sie am Ende genöthigt wären, zwischen uns und den Preußen zu wählen, sie festhaltend an der Idee des einigen Deutschlands lieber mit Preußen gehen würden als mit uns. Also, weder aus Prag noch aus München brachten wir etwas Brauchbares heim; so blieb denn die Frage, in wie weit wir dem bestehenden Schutzzollsysteme entsagen und Freihändler werden sollten, eine ganz und gar heimische, welche wir lediglich nach unsern staatswirthschaftlichen Interessen lösen mußten. Die Diplomatie ermüdet jedoch nicht und ist erfinderisch in immer neuen Combinationen: sie vermittelte daher, daß einflußreiche Engländer nach Wien kamen, um einen Handelsvertrag mit uns anzubahnen. Die Engländer wünschten lebhaft einen solchen, nicht bloß um ein neues Absatzgebiet zu erobern, sondern auch im Interesse der Wighpartei, welche zur Zeit im Amte stand, aber neuen Wahlen sich unterziehen mußte; es war insbesondere dem Präsidenten des Port of tread, Herrn Hutt, daran gelegen, sich seinen Wählern in Leeds mit einem Papier in der Hand vorstellen zu können, welches errungene Handelsvortheile gegenüber von Oesterreich in Aussicht stellen würde. Deshalb kam er nach Wien. Ich konnte leider dem Wunsche des Herrn Präsidenten nicht entsprechen und er strafte mich dafür, indem er seinen Wählern sagte, daß die Beziehungen Englands zu Oesterreich sehr hoffnungsreiche seien, und wenn die Oesterreicher gegenwärtig in meiner Person nicht einen so unfähigen und widerwärtigen Handelsminister hätten, so wäre es schon jetzt gegangen. Unsere patriotischen Zeitungen druckten zwar die Grobheiten des Herrn Hutt gewissenhaft ab, aber

gedachten mit keiner Silbe der Eigenthümlichkeiten und Verwickelungen, in welchen ich mich befunden hatte, und daß ich mich patriotisch verpflichtet fühlte, die vaterländischen Interessen nicht in eine precäre und bedenkliche Lage zu bringen, um Herrn Hutt seinen Sitz im Parlamente zu sichern. Ich widerstand den englischen Zumuthungen vor allem, weil England uns keine Gegenleistung bieten konnte, weil wir ihrem Importe gegenüber concurrenzunfähig waren und die statistischen Grundlagen fehlten, um einen bescheidenen und doch zureichenden Schutzzoll zu berechnen; endlich weil es eine gemüthliche Täuschung gewesen wäre, von England zu hoffen, daß es in der vorgelegenen großen deutsch-preußischen Frage sich für uns ernsthaft und wirksam engagiren würde. Allein da die Gelegenheit geboten schien, so versuchte ich der freundlichen Begegnung zunächst einen andern Vortheil abzuringen, welcher mir zugleich geeignet schien, unsere und die Interessen Englands enger zu verknüpfen; ich bemühte mich, englisches Geld heranzuziehen, um insbesondere in den Ländern der Stefanskrone ein Eisenbahnnetz ins Leben zu rufen, welches geeignet sein würde, nicht nur diese Länder wirthschaftlich zu heben und mit Cisleithanien zu verbinden, sondern auch um unsere Schienenverbindungen in rascher Folge nach den Balkanländern und nach Dalmatien vorzuschieben. Obschon ich hierfür ein Baarcapital von 6—700 Millionen Gulden C.-M. in Aussicht nahm, so zeigten die Engländer sich meinem Projecte nicht abgeneigt, nur verlangten sie den Handelsvertrag als Vorauszahlung, während ich die umgekehrte Reihenfolge begehrte. Die Projecte fielen. Unsere Freihändler, darunter insbesondere ungarische Nationalökonomen, blieben jedoch fortan thätig und es kam im Jahre 1868 unter dem Handelsminister Plener denn doch zu einem Handelsvertrage, über dessen staatswirthschaftliche und politische Bedeutung und Dauerhaftigkeit ich nicht sprechen will. Ueber die Nothwendigkeit, unsere volks- und staatswirthschaftliche Politik diesseits der Leitha mit jener jenseits dieses Flusses in volle Uebereinstimmung zu bringen, werde ich noch an einem andern Orte sprechen.*) Auch die Fragen von Schutzzoll und Freihandel, von Eisenbahnen u. dergl. behalte ich mir für jenen Abschnitt vor.

Es kam, was kommen mußte. Die handelspolitischen Einigungsversuche mißlangen, die Freundschaftsversicherungen der Höfe glitzerten

*) Vierzehntes Gedenkblatt: Oesterreich-Ungarn.

und glänzten nur auf der Oberfläche, weil die personellen Sympathien den realen Interessen weichen mußten. Der freundschaftliche Besuch des Königs von Preußen in Wien im Sommer 1864 heilte vielleicht die verletzenden Nachwirkungen, welche der Besuch des Czaren Nicolaus in Olmütz (1850) verursacht hatte, aber die realen Interessen von Oesterreich und Preußen standen sich feindlich gegenüber. Die Kaiserreise nach Frankfurt a. M. ließ keine andere Wirkung zurück, als für uns die stolze Befriedigung, daß unser Kaiser sich durch seinen würdevollen Takt und durch seine große Befähigung, die Berathungen einer debattirenden Versammlung zu leiten, allgemeine Anerkennung und Achtung erwarb; der unheilvolle Kampf in Schleswig-Holstein brach los und gab uns zwar Gelegenheit, eine bewunderte „eiserne Brigade" auf den Kampfplatz zu führen und uns über deren blutige Lorbeeren zu freuen, allein ein politischer Triumph war es nicht; das kurze Prätendententhum des Fürsten Friedrich von Augustenburg blieb eingesargt in den Staatsarchiven. Der Wagen war bereits im Rollen und wurde erst durch den Prager Frieden (1866) zum Stillstand gebracht. Wenn Oesterreich im Jahre 1848 einen Bundesstaat mit Deutschland zu bilden nicht in der Lage war, wie ich an anderm Orte nachgewiesen habe, so ist ihm durch die Ereignisse des Jahres 1866 auch die Möglichkeit genommen, mit seinem alten Stammlande ein Staatenbund zu sein; es ist so gekommen in Folge der traditionellen österreichischen Politik, welche dem heiligen Rechte auf Glaubens- und Gewissensfreiheit beharrlich Widerstand leistete und für den national-deutschen Einheitsgedanken kein Verständniß bewies; ich klage nicht an, weder die Sieger noch die Besiegten, sondern rechne nur mit geschichtlichen Thatsachen. Eines bleibt uns noch: das aufrichtige, thatkräftige und freisinnige Bündniß mit dem neuen Deutschland, endlich die Aufgabe, in Verbindung mit demselben zu einer continentalen europäischen Conföderation aufzusteigen und dadurch nicht nur den genannten zwei Verbündeten, sondern ganz Europa den Frieden, den Wohlstand und die Cultur zu gewährleisten.*)

*) Vergl. Fünfzehntes Gedenkblatt: „Ein neues Concert européen."

Galadiner zu Schönbrunn.

Im Sommer 1864 erhielt Se. Majestät der Kaiser einen Besuch des Königs Wilhelm von Preußen, in dessen Begleitung sich des Königs Premier, Graf Bismarck, befand. Der Empfang war herzlich und entgegenkommend. Er wurde auch durch ein Galadiner auf dem kaiserlichen Lustschlosse in Schönbrunn gefeiert, zu welchem auch ich befohlen war. In dem Cercle nach dem Diner war Se. Majestät der König so gnädig, an mich einige freundliche Worte zu richten. Der König sagte zu mir in scherzendem Tone: „Sie sind also auch ein Vertreter der materiellen Interessen?“ „Nur in so weit, als es alle Welt sein sollte!“ antwortete ich Seiner Majestät. Das war der Stoff unserer Unterhaltung. Ich genoß zugleich die Auszeichnung, die Bekanntschaft des Grafen Bismarck zu machen, welcher mich kennen zu lernen wünschte. Als ich ihm gegenüber bedauerte, daß unser Eisenbahnconcessions-System die Regierungsgewalt allzu sehr lahm lege und bemerkte, daß Graf von der Heydt hierin besser gestellt sei, warnte mich der edle Graf, nur nirgend dem Rechte zu nahe zu treten, denn dieses müsse vor allem heilig gehalten werden. Ich war überrascht und erfreut durch diesen Ausspruch, denn man sagte, Graf Bismarck huldige dem Grundsatze: „Macht geht vor Recht.“

Es war ein Versöhnungsdiner für Olmütz, wo Fürst Felix Schwarzenberg einen nachhaltigen Triumph über Baron Manteuffel gefeiert hatte und der gewaltige Kaiser Nicolaus in der Kapuzinergruft am Neumarkt für das Gedeihen des Kaiserhauses betete. Wien wurde damals mit russischen Orden gesegnet, so daß die immer gutlaunigen Wiener den Witz umhertrugen: Als Kaiser Nicolaus von Schönbrunn in die Stadt fuhr und bei der Mariahilfer Linie der Wagen des Kaisers plötzlich und heftig angehalten werden mußte, hierbei ein Wagenschlag aufsprang, sei ein Kistchen mit russischen Orden aus dem Wagen geschleudert worden, so daß die Decorationen auf das Straßenpflaster fielen. Der Zollwächter habe sofort die Orden aufgesammelt und dem Grafen Orloff überreicht, der Czar aber diesem gesagt: „Geben Sie ihm einen davon.“ Orloff aber habe geantwortet: „Eure Majestät, es sind ‚Wladimir‘!“ Der Zollwächter erwiderte sogleich: „Ich bitte, einen Stanislaus kann ich auch herausgeben.“ So scherzten und spotteten die leichtfertigen Wiener, aber die Sache war sehr ernst, denn das Jahr 1850 hatte das Jahr 1866 heranreifen gemacht, d. h. unsere Ausscheidung aus

Deutschland vorbereitet und uns näher an Rußland gedrückt, und doch gehörten wir nicht zu diesem, sondern zum alten Stammlande Deutschland, an welches wir durch die Geschichte, durch unsere Cultur, durch wirthschaftliche Interessen, durch unser Herrscherhaus gebunden waren.

Das Galadiner in Schönbrunn war nicht bloß Versöhnungsdiner, sondern auch ein Abschiedsmahl, obschon der Abschied erst zwei Jahre später zu Sadowa und Prag erfolgte. Es handelte sich auch nicht um die Heilung der Wunde von Olmütz, sondern um die Ausfüllung eines unausfüllbaren, klaffenden Risses, welcher sich zwischen uns und Deutschland aufgethan hatte. Unsere Politik gegenüber den drängenden Wünschen der Völker war leider niemals eine glückliche. Wie wir das schöne Italien verloren hatten in unserm Kampfe gegen die italischen Einheitsbestrebungen, so verloren wir Deutschland im Kampfe mit dem deutschen Einheitsgedanken, welchen der ehemalige Burschenschafter, Herr von Bismarck-Schönhausen, als Fürst Bismarck und Herzog von Lauenburg zum Siege führte; er hatte die deutsch-nationale Idee nicht erfunden, noch aufgefunden, sondern war nur ihr Lehrling, ihr Diener und Vollstrecker. Im Frühjahr 1813 von dem preußischen König zu den Waffen gerufen, warf sie den Franzosenkaiser zu Boden, aber wortbrüchig wieder heimgeschickt, nahm sie zu Verschwörungen ihre Zuflucht und erhob sich zu dem revolutionären Ansturm des Jahres 1848. Nicht könnend und nicht muthig wollend schleppte sich unsere Politik fort, Preußen aber konnte nur durch die deutsche Einheitspolitik mächtig und groß werden; mit dem Jahre 1850 wurde ihm dieses zu Olmütz vollkommen klar. Seit dem Jahre 1864 rückte der Bannerträger Graf Bismarck Etappe um Etappe vorwärts. Alle unsere kleinen Gegenversuche waren umsonst; so die Bestrebungen, in den deutschen Zollverein einzudringen, wobei man nicht übel Lust hatte, den Cäsar an der Seine heranzuziehen, um mit ihm und mit Albion auf Kosten unserer wirthschaftlichen Interessen Compagnie zu machen; so die Kaiserreise nach Frankfurt a. M., welche die Kluft zwischen uns und Preußen erweiterte, wenngleich dieselbe die Begabung unseres jugendfrischen Kaisers illustrirte; so unser Feldzug nach Schleswig-Holstein mit der eisernen Brigade des Grafen Gondrecourt, welche jedem Patrioten den Seufzer abzwang: „Mit so herrlichem Material doch so wenig nachhaltige Erfolge!"; so das diplomatische Schaukelspiel mit dem Prinzen Friedrich von Augustenburg, während doch nur mehr die Hand am Säbelgriff entscheiden

konnte; ſo endlich der Bund mit Sachſen, mit Hannover, mit Baiern, mit Kurheſſen und ſchließlich das Schwanken in der bereits begonnenen Action, bis die preußiſchen Truppen die Defilés paſſirt hatten und bei Chlum, Sadowa und Königgrätz ihre Aufſtellung nahmen und wir, die Elbe im Rücken, die verhängnißvolle Schlacht wagten. Mit der deutſchen Einheitsidee im Bunde ſiegten die Preußen, wir erlagen ſchaukelnd und rathlos. Alſo ein Gala-, Verſöhnungs- und Abſchiedsdiner.

Elftes Gedenkblatt.

Procul negotiis.

Auf den Boulevards.

„Abgedankte Minister, wenn klug sie, gehen auf Reisen,
Weil in dem eigenen Land sie wie leere Stoppel geachtet."

Nachdem das Ministerium Erzherzog Rainer-Schmerling seine Fauteuils geräumt hatte, ging ich auf Reisen, ging nach dem stärkenden Wildbad im Schwarzwald und von da über Frankfurt a. M. nach Köln und Paris. Wohl sah ich und traf ich auf meinem Wege gar Manches, was meine Erinnerungen und Reflexionen herausforderte, traf einen alten Pastor, in dessen Gesellschaft ich in Plankenberg Pädagogik getrieben hatte, besah die Kunstschätze Münchens und das an Dichtern fruchtbare Stuttgart mit seiner Wilhelma, sah den Dom zu Speier und in Frankfurt a. M. den Römer und die weltgeschichtliche Paulskirche, dampfte den deutschen Rhein entlang nach Köln mit seinem Dom und von da eine Nacht hindurch nach Paris. Nur von diesem will ich flüchtig erzählen.

„Sündenbabel benennt dies Paris der zürnende Pastor,
Ein Paradies erscheint es dem flügge gewordenen Fräulein."

Nachdem ich das Nöthige für meine Sauberkeit gethan hatte, eilte ich auf die Straße und ging die rue Lafitte entlang zum Café doré auf den Boulevards des Italiens. Hier stand ich, die Hände auf dem Rücken, wie ein contemplativer Epissier und glotzte hinein nach Sündenbabel. Da kneipte mir Jemand den schreibegewandten Zeigefinger. Sieh da! Freund Lewinsky, ehemals der polizeivertraute Sectionschef der Minister Bach und Schmerling. Wir waren Beide erfreut, uns hier zu treffen und verabredeten sofort ein Diner in dem von allen Gourmands so hochgeschätzten Café anglais. Bald erschien auch ein zweiter Freund, ein Landsmann und Vetter, welcher zur Zeit in Paris domicilirte, und bot sich uns als Cicerone an; ein liebenswürdiger Mann, Günstling der Damen, welcher sich

mit literarischen Arbeiten, besonders mit kunsthistorischen Studien beschäftigte, französisch sprach wie ein Pariser und über manche freie Stunde verfügte; es war Herr Eugen Obermeyer, und er begleitete uns bereitwilligst und freundlichst auf unsern Touristenwegen. Nachdem Frau und Tochter sich von der Reise erholt hatten, flanirten wir zusammen. Ich war nie ein schrankenloser Bewunderer der grande nation, aber ebenso wenig ein germanischer Franzosenfresser, wie Wolfgang Menzel, jedoch für Napoleon III. empfand ich durchaus keine Sympathie. Der 2. December hatte vollends den letzten Rest derselben ausgetilgt, und das verhängnißvolle „N" an allen öffentlichen Gebäuden und wo es sonst irgend anzubringen war, ärgerte mich; es war dynastische Marktschreierei, aber vielleicht gut berechnet auf den eitlen, ruhmbegierigen Franzosen. Daß der pfiffige Cäsar in der Gallerie von Versailles eine gemalte Kriegsgeschichte von Frankreich ausstellte, war klug und findig, jedoch für den Oesterreicher nicht erbaulich, da in derselben insbesondere unsere Niederlagen glänzten. Ich sah da Burschen von zehn bis elf Jahren vor den Gemälden stehen und hörte, wie sie mit patriotischem Eifer die französischen Siege erklärten und ihren Patriotismus daran entzündeten. Die Boulevards sind eine permanente Weltausstellung, ein eleganter Salon, Circus und Theater, wo man sich behaglich unter fast durchwegs artigen und intelligenten, feinen und mittheilsamen Menschen bewegt; die Ausnahmen unter ihnen sind meist Originale und interessiren als solche.

Napoleon III. und die Franzosen liebten es, sich auf die Römer zu spielen, aber diese sind keine Römer und Jener war kein Cäsar, wenn er auch dessen Leben beschrieb. Jedoch will ich nicht zu ernsthaft werden; es paßt nicht für einen Touristen, welcher mit Damen flanirt. Was wir in Paris sahen und nicht sahen, genossen und zu genießen versäumten, davon zu erzählen, wäre langweilig; kurz, wir waren befriedigt und benützten unsere Zeit. Meiner Frau imponirte insbesondere das Grabmal Napoleon's I. im Invaliden-Dome. Sie hatte auch Grund dazu, denn ich neckte sie mit der intimen Berührung, in welche sie zu dem großen Manne gekommen war. Es war im Jahre 1809, als Napoleon, der gewaltige Sieger, in Wien sich aufhielt und den Frieden dictirte; er hatte die Rasirung der Wiener Bastionen angeordnet; da ging meine Schwiegermutter, nebenbei bemerkt eine recht hübsche Frau, mit ihrem Töchterchen auf dem Glacis spazieren. Plötzlich ging eine unterminirte Bastion mit furchtbarem Gekrache in die Luft; das Mädchen war entsetzt und

rannte gegen zwei herankommende französische Offiziere und dem Kleineren schreiend zwischen die Beine. Er faßte rasch das Kind und rief ihm zu: „Ne criez pas tant“; es war Napoleon. Die Kleine schrie nicht mehr und ihre hübsche Mutter war entzückt darüber, dem interessanten Imperator so nahe gekommen zu sein; beide behielten das pikante Ereigniß für immer im Gedächtniß. Wir besuchten auch, um zunächst von den Todten zu reden, den Kirchhof von Montmartre mit Heinrich Heine's Grab; auch den weltberühmten Père Lachaise, welcher mir aber mit seinem bastionartigen Aufbau und zahllosen Marschallgräbern kalt und prunkhaft erschien. Wir besuchten die Kirche der heiligen Genovefa mit den Grabmälern der unglücklichen Königsfamilie, dann das Grabmal des Herzogs von Orleans mit der kleinen Kapelle an der Stelle, wo der edle Prinz verunglückte und in welcher auch die begabte Schwester des Herzogs ihr künstlerisches Talent verewigte. Meinen Damen fiel es bei, auch nach dem Grabe Robespierre's zu fragen, von welchem in einem Guide des Voyageurs Erwähnung geschah; allein siehe da! kein Sergeant de ville und kein Fiaker wußte davon; vielleicht war der Polizeipräfect an dieser Unwissenheit schuld.

Wir machten einen Ausflug nach Havre de Grâce, um doch den großen Ocean zu sehen, welcher die alte von der neuen Welt trennt. Er hat doch eine andere Physiognomie als die bescheidene Adria. Wir bestiegen den Leuchtthurm und fanden einen feinen und mittheilsamen Franzosen als Wächter. Im Hafen bestiegen wir den schönen amerikanischen Dampfer „Washington“, welcher zur Abfahrt bereit war und freuten uns über die große Reinlichkeit und über die vielen Comforts, welche er darbot.

Nach Paris zurückgekehrt, überreichte mir der liebenswürdige und sehr unterrichtete österreichische Botschaftsrath Graf Mühlinen, welcher den abwesenden Fürsten Metternich vertrat, die eben eingelangte Wiener Zeitung mit dem kaiserlichen Patente vom 20. September 1865, worin die Februar-Verfassung sistirt und den Völkern zugerufen wurde: „Frei ist die Bahn.“ O navis! referent in mare te novi fluctus, fortiter occupa portum. Der Graf blieb ruhiger als ich, denn Diplomaten haben mehr Sang froid als emeritirte Professoren.

Diese Nachricht verdarb mir meinen Aufenthalt in Paris, und ich eilte fort, weil ich doch noch die Schweiz berühren wollte. Wir widmeten noch einen halben Tag einem Besuche des historisch interessanten Vincennes, um nebenbei auch die agricolen Liebhabereien

des Cäsars und seiner Eugenie zu beschauen. Man zeigte uns die Stelle im Schloßgraben, wo der überrasche (?) General Savary den Herzog von Enghien niederschießen ließ, nachdem er sich desselben auf neutralem Boden dem europäischen Rechte zuwider bemächtigt hatte. Die böse Geschichte hatte viel Staub aufgewirbelt; es war eben Staatsraison und wo diese anmaßlich vortritt, da muß die gemeine menschliche Raison schweigen — heute, wie damals.

Heimreise.

Wir packten unsere Koffer, wählten die Bahn nach Straßburg, tranken in Epernay das obligate Glas Champagner und trafen rechtzeitig in der Nachtstation Straßburg ein. Von da ging es andern Tags nach Schaffhausen. Wer hätte damals gedacht, daß Straßburg, dieses von Ludwig XIV. geraubte Einfallsthor nach Deutschland, im Jahre 1870 wieder im Besitze der Deutschen sein würde! Von Schaffhausen ging es nach Constanz. Als wir am Abend im matten Glanze der untergehenden Sonne hinauswanderten zu dem Platze, wo Johann Huß von Hussinetz und sein Freund Hieronymus von Prag verbrannt worden waren, hielt eben der neue Bischof seinen Einzug und alle Glocken läuteten, als wäre es eine Gedächtnißfeier des ruhmlosen Autodafé's, welches vor 450 Jahren Staat und Kirche veranstaltet hatten! Der Bodensee ist gar schön und lieblich und groß; wir durchfuhren ihn bei schönstem Wetter und wurden in Bregenz von meinem Parlamentscollegen, dem edelsinnigen Landeshauptmann Dr. Froschauer empfangen. Er und seine liebenswürdige Familie waren uns Führer und Cicerone in Vorarlberg; auch das vielbesprochene Jesuiten-Collegium in Feldkirch ließen wir nicht unbesucht und waren befriedigt von der gentilen und heitern Weise der Patres. Ich besuchte den Viehmarkt, welchen die sehr thätige Landwirthschaftsgesellschaft von Vorarlberg in Feldkirch veranstaltet hatte; mich erfreute der Anblick des zahlreich anwesenden Montafoner Rindviehs mit den vielen gehörnten Vätern und Müttern, jungen Herren und Jungfern. Ueber das kalte und unwirthliche Bludenz und über den Arlberg, über dessen Beruf, eine commerzielle Verbindungsstraße zu werden zwischen den Innthal und dem Bodensee, zwischen der Schweiz und Oesterreich-Ungarn ich schon damals keinen Zweifel mehr hatte, kamen wir nach dem schönen Landeck, welches dem Wiener Reichsrathe den schlagfertigen

Pater Greuter zugeschickt hatte, wie es schien mehr zur Erheiterung als zur Belehrung des Parlaments. In Insbruck besuchten wir eine alte Freundin, die geistesfrische Eugenie Schmerling, Schwester des Ministers sowie des Feldzeugmeisters. Wir verbrachten mit ihr ein paar angenehme Tage. Wir kamen nach Kufstein und machten da eine Nachtstation. Ein Staatsgefängniß ist immer ein betrübender und widerwärtiger Anblick. Ich glaube, daß wir auf der Brücke dem ungarischen Räuber Rosza Sandor begegneten; Damen lieben es, solche Begegnungen interessant zu nennen; mir schien interessanter die behagliche Ruhe des königlich bairischen Eisenbahnpersonals in der Grenzstation Rosenhain, welches sich landesüblich um die Trainpassagiere nicht kümmerte, bevor es die stationsmäßigen Krügel Bier hinuntergetrunken hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Salzburg langten wir auf der Elisabeth-Westbahn wohlbehalten in Wien an, obwohl wir so tollkühn waren, unsere Knochen nicht einmal assecuriren zu lassen.

Stimmung in Wien.

Die Stimmung in Wien war höchst unerquicklich, denn die kommenden Ereignisse warfen bereits dunkle Schlagschatten in die Residenz. Nur die Ungarn waren zuversichtlich, denn sie waren sicher geworden, ihr altes historisches Recht zu erobern, und meinten, die frommen Oesterreicher würden einer Reoctroyirung ihrer Verfassung keine Schwierigkeiten in den Weg werfen. Dem war aber nicht so, denn alle Provinzen waren darin eines Sinnes, daß der vorhandene verfassungsmäßige Besitz als ein Recht festgehalten werden müsse. Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Wien besuchte ich den Exminister, nun Landmarschall, Baron Pratobevera. Ich traf dort zufällig den sehr thätigen Abgeordneten Dr. Alexander Schindler. Bald darauf kam unangesagt und unerwartet, aber nicht unwillkommen, der Abgeordnete Dr. Mende mit dem vielgenannten ungarischen Publicisten Franz Pulszky. Letzterer schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, die politische Stimmung im österreichischen Reichsrathe zu sondiren. Sehr bald war das Gespräch in lebhaftem Gange und Pulszky mußte die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man nicht über den Kopf der Oesterreicher hinweg die Reichsverfassung decretiren könne. Wir sagten ihm, daß wir am kommenden Sonntag, es war zur Zeit Freitag, etwa zwanzig Abgeordnete aus

sämmtlichen Provinzen bei Pratobevera zusammenkommen würden, um den sehr ernsten Gegenstand zu besprechen, und wir glaubten einstehen zu können, daß auch nicht ein Abgeordneter das vorhandene Recht feige opfern und einem ministeriellen Belieben preisgeben werde. So war es auch, und ich glaube, daß dieses kleine Ereigniß nicht ohne Einfluß blieb auf die constitutionelle Entwickelung unsers staatlichen Lebens. Nebenbei war dies der letzte politische Act, an welchem ich mich persönlich noch betheiligte, denn ich hatte meine Mandate für den niederösterreichischen Landtag, für den schlesischen Landtag und für den Reichsrath bereits formell heimgesagt; ein aufgebrauchter 65jähriger Mann hat nicht mehr den Beruf, weil weder die körperliche noch die geistige Befähigung und Ausdauer, in die große politische Arena einzutreten, welche sich nun aufthat. Ich legte daher alle meine Mandate nieder, um otium cum dignitate zu treiben, in wirthschaftlichen Dingen noch bescheiden mitzuthun und, wenn auch ohne Tusculum, ab und zu eine Questio Tusculana zu erörtern.

Zwölftes Gedenkblatt.

Die Gefahren und Nöthen der Verfassungslosigkeit.

Frei ist die Bahn.

Es war ein erschreckendes Wagniß, welchem Graf Belcredi sein Vaterland und seinen Kaiser und Herrn durch die Sistirung der Februar-Verfassung aussetzte. Sein geflügeltes Wort „Frei ist die Bahn" war ein Appell an alle politischen Parteien, ihre Programme zurecht zu legen und ihren Wünschen nachzujagen. Das drohende Chaos im Innern wurde durch die Mißerfolge und Niederlagen im Aeußern abgewendet, aber diese brachten das Reich an den Rand des Abgrunds. Die kurze Sistirungsepoche spielte sich nicht ab, wie ein Stück Zeitgeschichte, sondern wie eine Tragödie, wie ein historisches Drama mit erschütternden Katastrophen, in welchen die kühnen Führer erliegen. Ich will nicht erzählen, sondern nur Stimmungsberichte geben über die rathlos gewordene hochaufgeregte öffentliche Meinung. Die stoßweise, unberechnete und dadurch gefährliche Entwickelung unsers politischen und parlamentarischen Lebens wurzelten meines Erachtens in der Ideenlosigkeit, mit welcher man den Staat und seine Probleme auffaßte. Man überschätzte die historische Mache desselben, welche gar häufig nicht dem Rechte, nicht der Wahrheit nicht der Menschheit, nicht dem Christenthume diente, sondern der Selbstsucht, der Macht und Stärke und daher Organismen schuf, welche gegenüber einem geläuterten Rechtsbewußtsein, gegenüber den steigenden Culturbedürfnissen, gegenüber dem physiologisch berechtigten Kampf ums Dasein und um gesteigerten Lebensgenuß nicht fortbestehen konnten. Die Politik Belcredi's stand auf dem unzureichenden Boden des alten Staats; sie war die Wiederaufnahme der traditionellen katholischen Politik des Hauses Habsburg, wie solche einst in den Köpfen Karl's V. und Ferdinand's II. lebte. Hätte Kaiser Karl V. den Grundsatz der Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit zur traditionellen Politik seines Hauses gemacht,

so würde dieses weder die Niederlande, noch Spanien mit Amerika, noch Italien, noch Deutschland eingebüßt haben. Solche exclusiv katholische Politik war und bleibt ein Anachronismus, und in demselben liegt das Grundübel, gegen welches die Theorie wie die Praxis ankämpfen und gegen welches auch ich unter der Aufschrift: „Schau um Dich, schau in Dich" einige Worte sagen will; mögen mich auch die Kurzsichtigen als Ideologen verschreien und verdammen. Wenn ich auch die Ehrenhaftigkeit und den loyalen, guten Willen dieser Männer in vollem Maße anerkenne, ihren Irrthum zu bekämpfen ist mir patriotische Pflicht. Ich plaidire für den Satz: „Die Ethik und das Gewissen verpflichten uns für den modernen confessionslosen*) Staat." Mag man darüber spotten, als über einen transcendentalen Idealismus, dann spottet man auch über das Recht, das mit uns geboren ist, über die Ethik, über das Gewissen und über das Christenthum, welches uns Gottähnlichkeit ansinnt. Ich habe so viel auf realistischem Boden gearbeitet, von den großen Fragen herab, bis in das kleine Detail, daß ich mir wohl herausnehmen darf, die mannigfaltig aufgeputzten Gemeinplätze, welche aus den verschiedenen politischen Küchen aufgetischt werden, mit einiger Berechtigung zurückzuweisen und dem Idealismus, wie dem Realismus ihr Recht und ihre Ansprüche neben einander zu wahren.

Ich machte die Bekanntschaft des Grafen Richard Belcredi im Jahre 1861 auf dem schlesischen Landtage, bei welchem er als politischer Landeschef fungirte. Wir begegneten uns auch im Abgeordnetenhause, in welchem der Graf auf der sogenannten Grafenbank Platz nahm. Der Graf machte den Eindruck eines ehrlichen, besonnenen und geschäftstüchtigen Mannes, von warmer Loyalität und kirchlicher Gesinnung. Er war, wie ich ihn auffaßte, kein Verfassungsfreund, aber auch kein entschiedener Gegner derselben, stand zu den Männern des October-Diploms, ein rechtlicher, menschenfreundlicher, Nichts überstürzender Geschäftsmann. Wir gingen neben einander nicht als Freunde, nicht als Feinde. Ich achtete ihn und würdigte die Klarheit und Gewissenhaftigkeit, womit er jede Geschäftsfrage behandelte. Die Minister Schmerling und Lasser beantragten ihn zu dem Posten des Vicepräsidenten der k. k. Statthalterei in Prag, er erhielt denselben, und die Partei des October-Diploms fand in ihm einen Chef für ihren Generalstab. Als nun Schmerling

*) Siehe erstes Gedenkblatt.

das geflügelte Wort: „Wir können warten!“ sprach, bliesen die mit den Conservativen Ungarns Alliirten die Angriffsfanfare. Graf Richard Belcredi als Ministerpräsident überraschte durch die Kühnheit seiner Conception, denn diese war weder besonnen noch berechnend; es ist aber eine eigenthümliche Wahrnehmung im Leben, daß nicht selten Persönlichkeiten, welche das Gepräge der Ruhe und Besonnenheit, ja beinahe der Aengstlichkeit an sich tragen, in gewissen Momenten einen Sanguinismus entwickeln, welcher sie die ihren Wünschen und Bestrebungen entgegenstehenden Hemmnisse unterschätzen läßt; ich möchte den Grafen diesen absonderlichen Naturen beizählen; man findet solche in den Sakristeien, in den Bureaus, in den Comptoirs, in den Fabriken, auf den Kampffeldern des Mars und des Eros. Belcredi sollte nur zu bald enttäuscht werden. Sein Cabinet, obschon langsam ausgebrütet, war doch eine Improvisation; leicht geschürzt, wie es gewesen, kann man die von demselben inaugurirte Politik nur eine leichtfertige schelten. Belcredi wagte sich an eine Riesenaufgabe. Ungarn stand unbeugsam und trotzig den Anforderungen gegenüber, welche man im Interesse der Einheit des Reichs und des Staatsgedankens an dasselbe machen mußte. Unmöglich konnte man sich darüber täuschen, daß der Constitutionalismus, wie er im October-Diplome lag, den geschichtlichen Anforderungen Ungarns nicht genügen könne, wie denn auch General Klapka's Bestrebungen den Beweis lieferten; so auch, daß der gemäßigte und dynastisch gesinnte Franz Déak, wenn er nicht seine Ueberzeugung und Popularität leichtfertig hinopfern wollte, auf die unklaren Gedanken des October, Diploms nicht eingehen könne, denn die März-Verfassung von 1848, an welcher der Patriot als Minister mitgearbeitet hatte und an welcher er nach dem Principe der Rechtscontinuität festhielt, war ein nicht zu vermittelnder Gegensatz zu dem politischen Geiste, welcher das October-Diplom geboren hatte. Die Czechen, die Polen, die Slovenen strebten nach einem föderalistischen Particularismus, welcher von dem October-Diplom und dessen etwa geplanter Ausgestaltung nicht befriedigt werden konnte. Die Deutschen aber, obschon von dem halben Liberalismus des Ministeriums Schmerling unbefriedigt, standen doch fest zur Reichsfahne und hielten an ihrer Verfassung. Auch die Heeresmacht war für einen Staatsstreich nicht eingeschult und die Diplomaten waren in der Lage, auf die schwarzen Punkte und Wolken hinzuweisen, welche im Norden und Süden sich sammelten. Die Finanzen endlich lebten von der Hand in den Mund und der Volkswohlstand verkümmerte. Unter solchen Verhältnissen die Sistirung

der Verfassung zu decretiren, war mehr als ein Wagniß, welches durch die Phrase „Frei ist die Bahn!“ nicht beschönigt werden konnte, vielmehr mußte dieses geflügelte Wort den Einen wie Hohn klingen und die revolutionären Hoffnungen der Andern aufstacheln. Die bösen Folgen ließen auch nicht auf sich warten. Der Krieg mit Preußen brach los und die Schlacht bei Königgrätz machte allen Täuschungen und Hoffnungen ein Ende. Baron Bach hatte sein vergriffenes System zehn Jahre lang aufrecht zu erhalten vermocht. Graf Belcredi war mit dem seinigen in zehn Monaten fertig geworden. Vor hundert Jahren hatten wir mit dem alten Fritz einen Krieg geführt, welcher sieben Jahre dauerte; im Jahre 1866 führten wir mit einem erlauchten Nachfolger des alten Fritz einen Krieg, welcher nur sieben Tage währte, denn nach Einer Kampfeswoche verschwand unsere Armee in den Nebeln von Chlum. Ein Optimist dürfte sich trösten, daß es also besser gewesen sei, weil die vorbereitete Mitaction des ungarischen Generals Klapka dadurch überflüssig wurde, weshalb auch der „Stoß ins Herz“, welchen man geplant hatte, unterbleiben konnte, der im andern Falle trotz der Siege bei Lissa und Custozza dennoch erfolgt sein würde, denn unsere Gegner hatten ihre Schiffe verbrannt. Aber auch ohne diese harten Schläge, welche uns von außen trafen, war Belcredi's Sistirungs-Politik in Folge des Widerstands im Innern sofort aussichtslos. Die Cisleithanier wollten sich eine Octroyirung durchaus nicht gefallen lassen. Mag die Octroyirung einer Verfassung zu rechtfertigen sein, eine Octroyirung ist es nicht, denn auch ein gegebenes Geschenk erwächst für den Beschenkten zu einem Recht, welches der Geschenkgeber nicht nach Belieben zurücknehmen oder umwechseln kann. Das ist sowohl privates als öffentliches Recht. Wenn die tapfern Ungarn geglaubt hatten, daß die sanften Cisleithanier alles Gebotene gutwillig und dankbar hinnehmen würden, so hatten sie sich getäuscht. Ich erzählte bereits oben von meiner Begegnung mit Franz Pulszky bei Freiherrn von Pratobevera und daß wir die brennende Frage des Tages lebhaft discutirten. Die nächste Folge davon war ein Zusammentritt von zwanzig Abgeordneten aus den cisleithanischen Ländern bei Baron Pratobevera, welche sich einstimmig gegen jede Octroyirung verwahrten. So hatten Franz Pulszky, sowie Graf Belcredi die Ueberzeugung gewonnen, daß man nicht über die Köpfe der Oesterreicher hinweg eine neue Reichsverfassung decretiren könne, sondern im Einklang mit den Vertretungskörpern vorwärts gehen müsse, wenn man diesseits

und jenseits der Leitha befriedigen wolle. Der sofort ausgebrochene Krieg nöthigte, die Toga in den Schrank zu hängen und die Friedensarbeiten zu vertagen, welche nach dem traurigen Ausgange des Kampfes sogleich wieder aufgenommen wurden und zunächst in dem neuen Fundamentalgesetze constitutionellen Ausdruck fanden. Nach dem Frieden von Prag amtirte Belcredi nur noch so lange, bis eine Reconstruction des Cabinets gefunden war. Ein kühner Griff führte den sächsischen Minister Baron Beust in die Staatskanzlei am Ballplatz, indem derselbe zum Reichskanzler ernannt wurde. Vor allem ging man ernstlich daran, einen Ausgleich mit Ungarn anzubahnen und suchte deshalb Verständigung mit dem gefeierten Patrioten Franz Déak. In diesen Richtungen hatte das unglückselige Königgrätz uns sogar Heil und Rettung gebracht. Unsere äußern Verhältnisse regelte der Prager Frieden. Von Deutschland waren wir zwar ausgeschieden; es sollte jedoch ein freundlicher und friedlicher Nachbar bleiben, stammverwandt und durch die mannigfaltigsten mitteleuropäischen Interessen mit uns verbunden. Die Idee des großen Kurfürsten hatte gesiegt und Habsburg zurückgedrängt. Das bei Custozza und Lissa besiegte Italien-Piemont blieb Sieger in Prag und erhielt das schöne Venetien: tulit alter honores! Unser Freund an der Seine wurde zum Vermittler erkoren. Die Diplomatie ging dabei, man muß es anerkennen, anständig und etikettevoll zu Werke; wie z. B. bei manchem Festdiner die Uebung besteht, daß die duftende Terrine zuerst dem Tafeldecker oder Haushofmeister oder dem Kammerdiener überreicht wird, damit er dieselbe der von Juwelen strahlenden Dame des Hauses zur Prüfung vorweise, welche sodann den Meistbegünstigten bezeichnet; so traten wir unser schönes Venetien dem Kaiser Napoleon ab, welcher es als treuer Hausfreund dem Könige Victor Emanuel präsentirte, um diesen über seine Niederlagen zu Lande und zur See zu beruhigen. Fürwahr! Italien hat so viel Glück, daß einem für dasselbe bange wird, wenn man an Schiller's Ballade „Der Ring des Polykrates" sich erinnert. Aber siehe! dennoch müssen wir uns fort und fort mit einer „Italia irredenta" balgen.

Schau um Dich, ſchau in Dich!

Nicht Jeder hat die Befähigung und die Kraft, dieſer Weiſung nachzukommen und doch ſoll es Jeder, welcher ſich ein Urtheil beilegen will über den Beruf der Menſchheit und deren Organiſation im Staate. Was iſt der Staat und was ſoll er leiſten? iſt die Frage unſerer Zeit, iſt der Erisapfel, welcher uns blutig entzweit. Bequem iſt es, die mühevolle Denkarbeit aufzugeben und irgend einem Autoritätsausſpruche ſich gedankenlos unterzuordnen, aber es geht nicht und der bittere Seelenkampf beginnt immer von Neuem. Leſſing ſchreibt: „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz. Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon immer mit dem Zuſatz, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für Dich allein!“ Man muß den Muth haben, den Pfad Leſſing's zu wandeln. Darwin und ſeine begabten Anhänger werden nicht müde, uns, die wir uns rühmen, Ebenbilder Gottes zu ſein, wenn auch in ſehr langſamen, langen Stadien, aus der Pflanzen- und Thierwelt heranwachſen zu laſſen und uns die idealiſtiſchen Sporen abzuſchnallen. Die Naturforſcher laſſen uns kaum noch etwas, das ſie nicht auch Jenen, unſeren Genoſſen, Rivalen und Urahnen in der Fauna und Flora zutheilten. Meinetwegen: „Wird aus dem Affen der Menſch, iſt es der Affe nicht mehr.“

Ich kann mich mit der Anſicht nicht befreunden, daß im Thiere als Knospe angedeutet ſei, was im Menſchen zur Blüthe kommt, daß die Verſchiedenheit nur eine graduelle ſei. Aber dieſes ſelbſt zugegeben, ſo macht der Grad oft ein weſentlich Anderes, wie wir es in der Wiſſenſchaft und im ſittlichen Leben ſehen, wo der Fanatiker das Edle in ſein Gegentheil verkehrt. Endlich iſt das gleichzeitige Zuſammenbeſtehen jener Eigenſchaften, welche in den Thieren nur vereinzelt erſcheinen, als ein in der Gattung ſich gegenſeitig Ergänzendes, eine Eigenſchaft, welche uns als eine

durchschlagende Verschiedenheit über die Thierwelt hinaushebt. Wie in der Chemie durch die Verbindung der Stoffe, durch das Hinzuthun oder Weglassen des einen oder andern, wesentlich andere Erzeugnisse zu Tage kommen, oftmals durch scheinbar unbedeutende Zuthaten, wie z. B. aus dem unschuldigen Blutlaugenkuchen durch Rösten das tödtliche Cyankali wird, so geht es auch im Gebiete des geistig-sittlichen Lebens. Großthat und Verbrechen sind oft nächste Verwandte. Wenn die Platte des Photographen nicht entsprechend vorbereitet ist, um Lichtbilder aufzunehmen, so liefert sie kein solches. Als eine solche Platte betrachte ich den menschlichen Organismus. Derselbe muß erst physiologisch und psychologisch vorbereitet sein, um den Strahl des ewigen Geistes aufzunehmen und in Gedankenbildern wiederzugeben. Erst wenn er durch die ewig fortarbeitende Natur zu dieser Empfänglichkeit gelangt ist, tritt das Gedankenbild der Gottähnlichkeit in dem sittlichen Bewußtsein des Menschen zu Tage, und erst mit diesem ist der vollberechtigte Mensch gegeben und die Menschenwürde und das Recht, welches die menschliche Gesellschaft und der Staat verlangen. Es ist dies ein anderes Recht als dasjenige, „quod natura omnia animalia docuit", und der Kampf um jenes Recht ist nicht bloß eine Befugniß, sondern eine Pflicht der Menschen. Als der ewige, große Logiker die Natur erschuf mit ihren zahllosen, in steter Fortbildung und Veredelung sich bewegenden Geschöpfen, da gab er ihr auch Gesetze mit, durch welche ihr Dasein und ihr Zusammenhang gesichert sind; deshalb theilte er den Geschöpfen größere und kleinere Portionen von Logik mit, welche sich in dem Naturleben als Wahlverwandtschaften, als Instincte, als Zuchtwahl u. s. w. kundgeben. Das meistbegünstigte Geschöpf unter allen ist aber der Mensch, ihm wurde nicht nur ein Löwenantheil aus der Logik zugewendet, sondern noch eine besondere Gabe zugetheilt, welche ihn allein unter allen Geschöpfen der Erde Gott ähnlich macht: das sittliche Selbstbewußtsein mit dem Berufe, dasselbe durch Cultur und Vergesellschaftung zu festigen und auch irdisch fruchtbar zu machen. Das ist die Quelle seines Rechts und seiner gesellschaftlichen Pflichten; es ist das Alpha und Omega einer gerechten, gesunden und menschenfreundlichen Politik, ist ihr ganzer Idealismus. Aber was ist der Staat? so lautet die concrete Frage, auf welche ich antworten soll. Nun, ich finde in meiner Schreibmappe einige Distichen, welche Antwort darauf geben:

„Sittlich gehoben erscheint mir der Staat, des sittlichen Lebens
Größtes Gebiet, der Cultur Boden, Bedingung und Hort;
Ueber dem Bürger steht mir der Mensch und deshalb erkenn' ich,
Daß die Ordnung im Staat dienstbar sei höherem Zweck,
Sclavin nicht sei, noch Büttel historisch gewordenen Vorrechts,
Noch auch als Schmeichlerin dien' wechselnder Meinung des Tags,
Keines Einzelnen Wort, wie glänzend auch Krone und Träger,
Noch auch der Mehrzahl Gebot steht mir je über dem Recht,
Welches, ein Sohn der Cultur, allmählich mit uns heranwächst
Auf dem Boden der Zeit, bessern Verständnisses Kind.
Fällt hierbei altes Recht, so fällt es durch die Geschichte;
Denn auch die wildeste Zeit schafft ein geschichtliches Recht.
Wird so selbst Unrecht zum Recht, so beschützt es die folgsame Themis,
Bis ein bess'res Gesetz besseres Urtheil erzeugt.
Flüssig, nicht starr ist das Recht; in nationaler Entwicklung
Bildet der Staat es fort, ordnend zur Weltharmonie.
Laßt nur des Wissens Drang erkämpfen Recht und Gesittung,
Und des Gedankens Licht leuchtet in Hütt' und Palast!"

Der Kern meiner Anschauung liegt darin, daß ich der Ethik im Staat die ihr geziemende Geltung verschaffen will. Und das nennt man revolutionär! Die Leguleji und die Kirchenmänner wollen den Staat zu einer Polizeianstalt herabdrücken, welche der Machtfülle des Einen und Andern zu dienen habe. Ich stelle ihn höher; mir ist er mehr als eine bloße Mache der Zeit, geschaffen durch das einfache Schwert des Fürsten oder durch das Doppelschwert der Tiara. Meine Anschauung ist nicht Revolution, denn das Charakteristische der Letztern ist ihre Gewaltthätigkeit. Ich vertrete nur das Sittengesetz in des Menschen Brust. Der Idealismus, für welchen ich plaidire, ist sehr einfach und gemeinverständlich, sobald das Gemüth und das sittliche Bedürfniß gegeben sind, ihn zu verstehen und ein gesunder Menschenverstand das Weitere thut.

Man gestatte mir, Dichtung und Wahrheit zu verschmelzen. Ich hatte vor einigen Jahren ein Gespräch mit einem wackern Manne, welcher gleichfalls meinte, daß eine gesunde Politik es verstehen müsse, nützlichen Realismus mit ethischem Idealismus zu verbinden, und daß sie dazu nichts Ueberschwengliches nöthig habe, sondern nur eine ungetrübte Beobachtungsgabe für das, was im Leben vorgeht, eine ehrliche Logik, und dazu ein warmes, menschenfreundliches Herz. Der biedere Mann, mit welchem ich im Wiener Volksgarten saß, wo wir uns mit einer Tasse Eis erquickten, erzählte, wie er unlängst auf einem längeren Spaziergange in einem Bauernhause vorsprach, um ein Glas Milch zu erbitten,

was ihm denn auch freundlichst gewährt wurde. Das Bauernweib, eine frische, kräftige Frau von 30 Jahren, welche ihm mit dem Glase Milch erquickte, war eben aus der ein paar Stunden entlegenen Stadt heimgekommen und sehr befriedigt von dem, was sie bei wiederholten Besuchen da gesehen hatte. „Ich frug nach dem Einen und Andern und brachte Gedächtniß und Zunge in Bewegung. Ihr Mann, gleichfalls intelligent aussehend, schien mit den Wahrnehmungen und dem beifälligen Eifer seiner Frau sehr einverstanden zu sein; ihr Hauswesen und die Wirthschaft hatten das Gepräge der Ordnung und der Verständigkeit. Die Frau lobte sehr das rührige Treiben und Leben der Städter, wie fleißig diese seien und wie sie ihre Arbeit frisch und verständig angriffen, wie wohlthätig auch und dafür besorgt, daß die Kinder was Rechtes lernen und brauchbare Jungens und Mädchen würden. Wir im Dorfe sollten uns ein Beispiel daran nehmen, denn gemeinnütziges Arbeiten, meinte sie, ginge vor Beten, obwohl sie das Letztere keineswegs schnöde verwarf. Sie erzählte, die Frau Wirthin, bei der sie in der Stadt wohnte, hatte sie in einen Kindergarten geführt und sie sei sehr erfreut gewesen über den Eifer, die Anstelligkeit und Reinlichkeit der Kinder, welche allerlei spielend lernten, was man im Leben brauchen könnte und vor allem Fleiß, Ordnung, Verträglichkeit und kameradschaftliches Zusammenwirken. Auch einer Versammlung von Mitgliedern einer Wohlthätigkeits-Anstalt hatte sie beigewohnt und sie freute sich, daß man mit kluger Sparsamkeit vorgehe und immer das wirklich Nützliche im Auge behalte. Sie rühmte, daß Alles zumeist Leute besorgten, welche selbst viel zu thun hätten, ja oftmals einem eigenen großen Hauswesen vorständen, aber dafür weniger Zeit im Wirthshause und beim Kegelschieben zubrächten. Sie berichtete unter Anderm, daß während ihrer Anwesenheit ein Schadenfeuer ausbrach und daß der Wirth, bei dem sie sich einquartiert hatte, sie einlud, mitzugehen, um die Feuerlösch-Anstalten in Thätigkeit zu sehen; sie rühmte eifrig, daß Alles so ruhig und flink verlief, daß man seine Freude daran hatte. Der Wirth sagte ihr, daß die Meisten es ganz unentgeltlich thäten aus Menschenliebe und Gemeinsinn. Ich belobte den Eifer, bemerkte aber anzüglich, daß es mit der Sittlichkeit und Religiosität der Städter nicht weit her sei, wie man sage. Sie aber erwiderte lebhaft, Faullenzer, Lumpen und schlechte Dirnen gäbe es überall, auch bei ihnen im Dorfe. Da fragte ich weiter, ob sie hier im Dorfe auch einen braven Seelsorger hätten und

wie sie zu ihm ständen? Sie antwortete, ihr Herr Pfarrer sei ein allgemein geachteter und bei den Ordentlichen in der Gemeinde sehr beliebter Mann. „Die Gemeinde," sagte ich, „geht wohl auch fleißig zur Kirche, denn wenn der Pfarrer so brav ist, wird auch sie nicht lau sein." „Jawohl gehen wir dahin," erwiderte sie, „und wir gehen gerne hin, nicht weil es so im Katechismus steht, sondern weil man doch seine Gedanken von Zeit zu Zeit für das Bessere sammeln und ordnen muß, dennoch geht mir Arbeiten über Beten, denn für mein Hauswesen, für meinen Mann, für meine Kinder bin ich dem lieben Gott zunächst verantwortlich und was ich für sie thue, ist auch ein Gottesdienst. Wenn der Spätherbst kommt und der Winter, da tritt man in größeren Wirthschaften zu gemeinschaftlichen Arbeiten zusammen. Männer und Weiber, Knechte und Mägde und die Kinder sind auch dabei und wohl auch die Nachbarn; da arbeiten wir gemeinschaftlich, erzählen und singen, damit die Arbeit freudig und frisch vor sich gehe, denn der Eine ermuntert den Andern, wenn er mitthut, und wenn eine Geschichte erzählt wird oder ein Lied gesungen; wo alle mitsingen, da vereinigen sich auch die Gedanken, und was Jeder gehört, das legt er sich zurecht nach seinen Wünschen und nach dem, was er hofft und fürchtet; die Leute werden, als ob sie zu einer Familie gehörten. Ich glaube, daß es keine Sünde ist, wenn ich sage: in der Kirche bei der gemeinschaftlichen Andacht gehe es mir beinahe ebenso, meine Andacht wird durch die der Mitandächtigen gestärkt und so umgekehrt. Wenn wir braver sind als Andere — und ich darf uns das wohl nachsagen — so bilden wir uns doch nichts darauf ein, denn es ist nicht unser Verdienst, sondern daß wir vielleicht besser geartet sind. Sehen Sie, gnädiger Herr, ich bin gerade so wie meine Mutter, und meine Tochter gleicht mir. Das ist eben unsere Art und unsere Natur und mein guter Mann taugt so recht zu uns und unter uns. Es ist eben damit nicht viel anders bestellt bei den Menschen in der Stube, als bei den Thieren im Stall, es giebt gutartige und böse Naturen, bei den Letztern hat das Gewissen mehr zu arbeiten bis es zu Wort kommt und vollends bis es gehört und verstanden wird und man ihm endlich folgt. So wachsen wir auf, sind wie wir sind und dürfen damit weder prahlen noch Andere kurzweg verdammen; z. B. da drüben der Weber hat sein Lebtag nichts getaugt, und er ist stolz darauf, an keinen Gott zu glauben und kein Gewissen zu haben. Sein Vater hat sich todtgesoffen und sein Sohn ist als Lump in die Welt

elaufen und wahrscheinlich schon verdorben. Das ist die traurige Art dieser Leute und man kann sie nur bedauern und beklagen. Der Katechismus hilft nicht und der Amtmann mit dem Amtsdiener auch nicht. Ich für meine Person hätte, um zu thun was Recht und gut ist und um zu lassen was unrecht und liederlich ist, vielleicht weder den Katechismus noch den Amtmann nöthig, weil ich ich mich vor mir selbst schämte, wenn ich anders thäte; aber in jenen unglücklichen Leuten spricht die Stimme nicht, welche wir Gewissen nennen und welche mir nichts Anderes ist, als die Stimme Gottes im Herzen des Menschen. Dennoch ist's gut, daß der Katechismus da ist und der Amtmann, nicht nur für jene Leute, sondern auch für uns, um uns im Guten zu stärken und zusammen zu halten." „Aber mein gutes Weib," fiel ihr der Gatte in die Rede, „du langweilst den gnädigen Herrn mit deiner Predigt, und es wird spät und er muß sich auf den Heimweg machen, wenn er nicht in die Nacht hinein kommen soll." „Verzeihen Sie, gnädiger Herr," sagte das Weib, „aber Sie haben so gute freundliche Augen und ein so ehrliches Gesicht, daß mir das Herz aufgegangen ist und heraus mußte, was mich erfreut und bedrückt." Ich schüttelte den Leuten die Hände, dankte insbesondere dem beredten herzenswarmen Weibe und ging heim. Es war mir fast wie ein Traum. Woher hatte das Weib alle diese Gedanken? Sprach sie doch geradezu vom Kant'schen Postulat der praktischen Vernunft; spukte nicht Platon in ihr mit seiner Idee? und wieder Darwin mit seiner Zuchtwahl- und Descedenz-Theorie, „welche den Schöpfer voraussetzt, der den Keim alles Lebens also erweckt, daß aus dem Einfachen das Schönere, Reichere, Größere sich entwickelt." Ist es nicht, als ob Carrière sie belehrt hätte, „daß das Ideale und Reale zusammenwirken müssen, weil ihr gemeinsamer Lebensgrund Natur und Vernunft in Einem ist." Mein erzählender Freund fuhr fort: „So ist denn der Idealismus, für den ich plaidire, sehr einfach und gemeinverständlich, sobald das Gemüth und das sittliche Bedürfniß gegeben sind, um ihn zu verstehen; das alte capiat, qui capere potest."

„Als ich mich wieder," erzählte der Freund weiter, „zwischen den Mauern der Stadt bewegte, gönnte ich mir in einer most honorable Kneipe einen bescheidenen Imbiß. Ich traf da einen Freund, welchem ich mein Abenteuer erzählte. Er lachte hell auf, daß ich bei drallen Bauernweibern Philosophie studirte. Diese Lustigkeit verdroß mich. Er aber spottete

weiter: „Vor vielen Jahren, ich glaube 1845, war in Wien eine Industrie-Ausstellung, auf welcher ein von einer Prager Firma zugeschickter Männerfrack Lob und Bewunderung hervorrief. Ich studirte das Kunstwerk, konnte aber das Außerordentliche desselben nicht herausfinden; da fragte ich meinen Leibschneider, was denn so Bewundernswerthes daran sei? Wir sprachen von Tuch und Schnitt, von der Näh- und Stepparbeit und Allerlei, aber ich war nicht enthusiastisch warm zu machen. Da rief mein Kleiderkünstler: ‚Ja! die Idee ist es!‘ Die Idee! Ich schwieg beschämt. Ich fürchte, daß deine Kantianerin vom Lande für die Idee überhaupt und jene des Staats insbesondere ungefähr so viel Verständniß habe als ich und mein Schneider für die besagte Frack-Idee!“ Erbost über diese Ironie zahlte ich und ging. Auf der Straße angelangt, zürnte ich, mein Herz erleichternd, in die Nacht hinaus: „Auch ein Schriftgelehrter und Pharisäer oder Einer von der Sippe der Materialisten, welchem der Staat Nichts ist als eine große Futterkammer, in welcher die bequemen Zehntausend gut essen und trinken und die vielen Arbeitenden hungern und dürsten, und das Weib gilt ihm nicht mehr als die Retorte, in welcher der Homunculus gebraut wird.“ Die frische Nachtluft hatte mich sehr bald abgekühlt, ich schlief gut und träumte von meiner Kantianerin. Tags darauf sagte ich zu mir: „Du hast Unrecht Freund, wenn du von einer Kartoffel das Aroma der Ananas verlangst; erstere ist sogar viel nützlicher. „Erlauben Sie, Freund,“ erwiderte ich, „Ihnen ein Seitenstück zu erzählen. Im Sommer 1874 machte ich mit meiner Tochter einen Ausflug nach Bozen in Tirol. Im Gasthause sagte man uns, daß am folgenden Tage in Gries eine Versammlung der katholischen Vereine unter dem Vorsitze des päpstlichen Abgesandten Monsignore N. stattfinden und in der Frühmesse der gefeierte Kanzelredner P. St. dazu einladen werde. Wir hörten ihn. P. St. war ausgezeichnet, flüssig, redegewandt, ohne jede Hetzerei. Nachmittags wanderten wir nach Gries. Da es uns nicht gelang, in der Kirche bis zu einem Punkte vorzudringen, wo wir die Redner verstehen konnten, so gingen wir zurück und nahmen vor der Kirchthür auf ein paar Stühlen Platz, welche neben einem reinlichen Tische standen. Nach wenigen Minuten traten drei frische Bäuerinnen von etwa dreißig und einigen Jahren aus der Kirche zu den Männern in Bauerntracht, welche in unserer Nähe warteten. Die eine von ihnen, eine hübsche Frau, sagte zu einer Begleiterin: „Du bist katholisch und wirst es bleiben?“ Die

Angeredete antwortete überrascht und fast gereizt: „Ich sollt' es meinen; aber was soll Deine Frage heißen?" Die Erste erwiderte: „Nun ich bin es auch und werde es bleiben; aber die da drinnen mit ihren Hetzereien brauche ich nicht, sie sollen uns in Ruhe lassen, anstatt, daß sie aus allen Ländern hier zusammen laufen, um Unfrieden zu stiften. Gehen wir heim!" Und es gingen Männer und Weiber. So sprach ein einfaches Tirolerweib gegenüber der Versammlung, welcher ein päpstlicher Legat präsidirte; sprach es laut und öffentlich vor der Thüre der Kirche, in welcher die katholischen Vereine tagten. Das war auch eine Kantianerin, wie Ihre Milchfrau." Der Freund lächelte, wir schüttelten uns die Hände und gingen.

Prof. J. Huber (kleine Schriften Lamenai's) sagt: „Ueberhaupt wird der historische Staat niemals die Idee des Staats vollkommen realisiren, hier gilt vielmehr Plato's Ansicht, daß die Idee nur über der Welt in ungetrübter Schönheit leuchtet, während in ihr nur ein mangelhaftes Abbild derselben zur Erscheinung kommt. Daher ist es schon von vorn herein verkehrt, den Staat mit Abstraction von allen gegebenen natürlichen und historischen Verhältnissen aus der Idee allein a priori erbauen zu wollen; an der Härte der Wirklichkeit wird dieser Idealstaat wie eine Seifenblase zerplatzen. Man darf über den Thatbestand nicht die Idee vergessen, aber man passe die Idee demselben an und lasse ihn von ihr leiten und gestalten." Einverstanden mit dem Beisatze, daß die Männer, welche berufen sind, auf dem Felde des Thatbestandes zu arbeiten, Kopf und Herz der Idee nicht verschließen dürfen in bequemen, praktischen Dünkel, denn die Idee wird allmählich praktisch und da kommt es denn, daß die Praktiker vorzugsweise die Praxis der Zeit, in welchen sie eben wirken sollen, nicht mehr verstehen, die Wurzeln nicht begreifen, aus welchen die neuen Zeitereignisse hervorsprossen.

„Schau um Dich, schau in Dich," das gilt für die Einzelnen wie für die Völker mit ihren Regenten! Wer es verabsäumt, darf sicher sein, daß die alten Freunde und die guten Nachbarn diese Versäumniß ausnützen, im Comptoir, im Boudoir, auf der Börse und in der Entente cordiale der Diplomaten.

Verdiene Geld und mache Carrière.

In unserm geschäftlichen Leben gilt der Grundsatz: „Verdiene Geld und mache Carrière." Wer wollte dies tadeln? Nur soll

auch für manches Andere in Kopf und Herz Raum geschaffen werden. Geschieht dies nicht, dann steht der Geld- und Carrièremacher lediglich auf dem Standpunkte des Bedienten in der Posse, welcher seine Collegen belehrt, für ihn gebe es nur zweierlei Gäste, solche, welche Trinkgelder geben und die zweiten, welche keines geben. Diese Moral aus der Posse in das sociale und Geschäftsleben übertragen schafft keine Patrioten! Auch die Trinkgelder-Philosophie reicht nicht aus, denn die Gäste wurden so zahlreich, daß sie sich bis zur Treppe stauen und nur wenige geben Trinkgelder, während das Bedientenvolk sich vermehrte. Da werden die Trinkgelder-Philosophen unzufrieden, gehen unter die Liberalen, werden selbst Socialdemokraten, liebäugeln sogar mit dem Nihilismus, obwohl sie sich nicht als Bombenwerfer engagiren, allein wenn ein Attentat gelang, jubelten sie mit dem Champagnerglase und beleuchteten ihre Wohnungen, wie mir Ende März d. J. (1881) aus Nizza berichtet wurde. Aber in der praktisch-vorsichtigen Welt herrschen die Besonnenen. Ich erinnere mich, um wieder aus der Localposse heraus zu philosophiren und zu politisiren, ich erinnere mich an Wenzel Scholz, wie er erzählt, daß er Amtsdiener gewesen, aber seinen Dienst durch einen unfreundlichen Bürgermeister verloren habe; dieser habe ihn nämlich beauftragt, mit einigen Sicherheitswachmännern zu verhindern, daß der jenseits der Brücke sich ansammelnde Pöbel über dieselbe nicht herüber dränge; er sei gegangen, seinen Auftrag zu vollziehen. „Glauben Sie," fügte der tapfere Mann bei, „daß sie uns hinübergelassen hätten? Nein, sie waren bereit zuzuschlagen, wenn wir, die G'scheidteren, nicht nachgegeben hätten. Da dachte ich mir: was sollst du dich mit dem Feind in Verdrießlichkeiten einlassen und ging mit meinen Leuten heim. Der Bürgermeister nahm das krumm und ich verlor meinen Dienst." Solche Besonnene giebt es überall im Leben und sie meinen klug zu sein, indem sie sich mit einer Faust im Sacke begnügen, oder, wie der bureaukratische Kunstausdruck lautet, sich den Rücken decken. Es sind dies die Ueberbesonnenen, die stummen Hunde, wie der Prophet sie benennt; ihr Schweigen stört den Schlaf der Herren nicht, aber auch nicht die Pläne der Einbrecher. Wohl giebt es noch Andere; aber sie sind selten, welche an den ehrlichen Tischler Valentin in Raimund's „Verschwender" erinnern, der jedoch weder Geld verdiente noch Carrière machte. Valentin wollte aus Dankbarkeit seinen alten verunglückten Herrn Flottwell in sein Haus aufnehmen, um ihn mit seinen Kindern zu füttern. Dafür wird

er denn von seiner gestrengen Hausfrau tüchtig abgekanzelt, er aber entgegnete: „Ei was, er bleibt doch da, er ist auch mein Kind, ich adoptire ihn; denn, wenn ich einmal sterb', so will ich auch was Anderes aufzuweisen haben, als daß ich meinen Stuhlfuß eingeleimt oder eine Thür wieder hergestellt habe, die ein Besoffener zerbrochen hat." Valentin war eben ein Idealist, aber der moderne Vater warnt seinen in die Welt gehenden Sohn vor solchem unpraktischen Idealismus, indem er ihm sagt: „Lasse das! Verdiene Geld und mache Carrière!"

Ganz Recht, „thut Geld in euren Beutel!" aber auch in den Säckel des Staats, dem ihr angehört, sowie der arbeitsamen Mitbürger, mit welchen ihr verbrüdert seid! Pfleget auch den Sinn für Kunst und Wissenschaft und für einen sittlichen und patriotischen Aufschwung in begeisterten Herzen. Honegger sagt*): „Begleitet man die Geschichte der Reaction bis auf unsere Tage, besonders die kleinstaatlichen Gebiete oder im romanischen Süden, so drängt sich die Folgerung auf, daß an der Nichtigkeit der Ideen und Tendenzen in den Massen und an der allgemeinen Trägheit mehr als an der widerstandsfähigen Kraft energischer Geister jedes entschieden freie Vorgehen sich gelähmt hat, ja daß tüchtigere Fürstennaturen selbst an diesem armseligen Zuge gescheitert und gefallen sind. Man weiß in Wahrheit nicht, soll man auch hierin an die alexandrinische Zeit erinnert werden, mit welcher nicht bloß der Pessimist ohnehin Aehnlichkeitspunkte genug herausfinden wird. Mögen einzelne Nationen geistig höher stehen, noch bleibt im Ganzen die Humanitätsbildung in den großen Massen bloßer Schein. Darum sind alle Träume vom Republikanismus, wo er nicht durch eine bedeutende Geschichte begründet ist, thöricht. Vieles lebt als bewußtloses Ziel, mehr als dunkle Ahnung; die Benthanischen Ideen haben in Tausenden von Herzen gezündet, in Millionen lebt das Ahnen einer neuen socialen Zukunft, aber noch ist nichts reif zur That, nichts steht fest. Wir alle sind Uebergangsfiguren." Wenn Honegger mit dieser Betrachtung im Rechte ist, dann stehen wir noch weit, sehr weit von den Zielen, welche wir, an Worten und Thaten reich, humanistisch und realistisch anstreben. Als der geistreiche Verfasser obige Zeilen niederschrieb, dachte er wohl auch theilnahmsvoll unsers hochherzigen Kaisers Josef. Ja wir müssen uns aufraffen nicht von außen hinein, sondern von innen heraus.

*) Honegger, Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1880.

Dreizehntes Gedenkblatt.

Der endliche Sieg des Verfassungsrechts.

Minister gesucht und gefunden.

Als wir an dem verhängnißvollen Julitage 1866 das mysteriöse Telegramm über die Nebel von Chlum erhielten, blickten wir ahnungsvoll in die Zukunft; und als bis in den Abend keine weitere Mittheilung kam, zweifelten wir nicht mehr, daß wir Schlimmes zu erwarten hatten; aber so schlimm, als es kam, erwarteten wir es doch nicht. Eine imposante Armee war mit einem Schlage zertrümmert und flüchtete richtungslos. Aber noch schlimmer als der materielle Verlust war die moralische Zerfahrenheit. Als die Feinde bereits in Brünn und Preßburg standen und ihren Uebergang über die Donau vorbereiteten, war auch Wien bedroht und kaum zu halten; die Bevölkerung aber sah hoffnungslos zu und legte nur geringen Werth auf die zugesagte Hülfe, welche unsere siegreiche italienische Armee bringen sollte. Nicht in dem unpatriotischen Geiste, welchen man vielen Gruppen der Bevölkerung zum Vorwurfe machte, lag die Gefahr, sondern in der Hoffnungslosigkeit und ihrer Tochter, der Indolenz, welche in immer weitern Kreisen die Bevölkerung lahm legten. Die Sieger bewiesen sich als großmüthig und schonend, aber sie blieben doch die Sieger. In solcher Lage konnten wir unmöglich große Anforderungen an die lahmgelegte Regierung stellen. Ja, diese that mehr als wir hoffen konnten. Das nächstliegende war die ungarische Frage, welche mit der Verfassungsfrage überhaupt ein Ganzes bildete. Die inscenirte Invasion Klapka's war, um sehr sanft zu sprechen, unnachbarlich und zugleich ein Warnungsruf für bureaukratische Starrheit. Man entschloß sich, die unglückliche Theorie der Rechtsverwirkung gegenüber von Ungarn aufzugeben und einen annehmbaren Constitutionalismus mit diesem Lande zu vereinbaren. Aber

auch diesseits der Leitha mußten tiefgreifende Reformen gemacht, mußte mit den „ererbten Uebelständen" in Wahrheit gebrochen werden. Der Fortbestand des Ministeriums Belcredi war eine Unmöglichkeit geworden und man mußte nach neuen Ministern suchen. Der patriotische Franz Déak wurde die Hauptstütze und der einsichtsvolle Rathgeber für diese Neugestaltung. Unter diesen Verhältnissen war vielleicht die Heranziehung eines fremden, zugleich weiterblickenden und in den bisherigen Wirren nicht betheiligten Staatsmanns ein passender Ausweg. Der Kaiser wählte den diplomatisch gewandten sächsischen Minister Baron Beust zum Reichskanzler. Mag dadurch manche ehrgeizige Empfindlichkeit verletzt worden sein, die ungewöhnliche Sachlage und auch der Erfolg rechtfertigten die überraschende Wahl. Die Versöhnung mit Ungarn, wie eigenthümlich die in dem neuen Dualismus zurechtgelegte verfassungsmäßige Zusammenfügung auch sein mochte, half uns über den klaffenden Riß hinweg, welcher seit mehr als einem Jahrzehend unsere staatliche Existenz bedrohte und die Regierungsgewalt lähmte. Aber nicht bloß Ungarn mußte zufriedengestellt werden, sondern auch die Länder diesseits der Leitha. Die erste Bedingung dafür war eine eingreifende Verbesserung unserer Februar-Verfassung, und sie erfolgte durch das Staatsgrundgesetz von 1867, wodurch das Octroi in einen Pact verwandelt wurde, dann durch Beseitigung des gefährlichen Paragraphen dreizehn und manches Andere, auf welches einzugehen mich zu weit führen würde; also wir suchten und fanden Minister.

Am 30. October 1866 wurde Baron Beust Minister des Aeußern und am 7. Februar 1867 nach Belcredi's Rücktritt Ministerpräsident; worauf am 17. Februar die Wiederherstellung eines selbständigen ungarischen Ministeriums erfolgte. Am 23. Juni 1867 wurde Baron Beust Reichskanzler und Graf Taaffe am 27. Juni Minister-Präsident-Stellvertreter. Am 30. December 1867 wurde Fürst Carlos Auersperg Ministerpräsident. Man war in das liberale Fahrwasser eingefahren; aber schon am 26. September 1868 trat Fürst Carlos Auersperg zurück; es folgte ein reicher und mannigfaltiger Wechsel in den Portefeuilles, bis mit der Ernennung des Grafen Julius Andrassy (14. November 1871) zum Reichskanzler und durch die Bildung des Cabinets Adolf Auersperg am 25. November 1871 ein verfassungsfreundliches Ministerium ins Leben trat, welches auch durch mehrere Jahre nachhielt. So sehr die neue liberale Wendung zu befriedigen geeignet war, konnte man sich doch ernster Bedenken nicht entschlagen, seit die liberalen

Ministercollegen den Fürsten Carlos Auersperg gehen ließen, ohne ihm zu folgen, seit Dr. Berger seinen demokratischen Ministerrock mit föderalistischen Schnüren passepoilirte; seit die Herren Minister über Memorandum und Gegenmemorandum coram publico „Rothdursten" verhandelten; seit es auch dem Minister Dr. Giskra gelang, Hohenwart zu finden und ihm in den Steigbügel zu helfen. Wie sollte gründlich, d. h. auf die Dauer geholfen werden, wenn man nicht die Energie und Selbstverleugnung gewann, *um die directen Wahlen zur Cabinetsfrage zu machen.*

Um das tiefgesunkene öffentliche Vertrauen wieder aufzurichten, war man zur Wahl von Ministern geschritten, welche ihre constitutionelle Befähigung, sowie ihre freisinnige politische Richtung in Frankfurt a. M. wie im eigenen Vaterlande erprobt hatten. Das war das Ministerium, welches man mit ironischer Betonung, das Bürger- oder wohl auch das Doctoren-Ministerium nannte. Man wird zugeben, daß der neue intelligente Reichskanzler diesen Entwickelungsgang wesentlich beeinflußte und förderte. Baron Beust war in den hohen Adelskreisen keine beliebte Persönlichkeit; er fand seine sympathischen Stützen vielmehr in der Haute finance und in den Kreisen der Publicistik; dies empfahl ihn nicht bei den Trägern der alten Wappen; allein er galt für einen Mann des Zeitbedürfnisses und man fügte sich. Als die politischen Wasser wieder etwas ruhiger zu fließen schienen, tauchten neue Combinationen empor und der große deutsch-französische Krieg erschütterte wider Erwarten die Stellung des aus der Fremde bezogenen Reichskanzlers; dem allmächtig gewordenen Fürsten Bismarck war er keine persona grata und vielleicht hatte er auch, wie Herzog von Grammont ausschwätzte, durch zu lange Zeit napoleonischen Sympathien nachgegeben. Graf Beust wurde als Botschafter nach London geschickt.

Neue schwarze Punkte zeigten sich auf dem innern politischen Horizonte. Graf Hohenwart wagte es, eine böhmisch-nationale und feudal-clericale Restauration zu versuchen. Sie schlug in das Gegentheil um, denn die öffentliche Meinung wies die reactionären und den Gesammtstaat zertrümmernden Zumuthungen mit lebhaftem Unwillen zurück. Ungarn hatte sein altes Recht wieder erobert und mißtraute ebenfalls dem feudal-clericalen Grafen und den Ansprüchen slavischer Autonomie. So gab es denn nur ein kurzes politisches Zwischenspiel und an Hohenwart's Stelle trat ein Ministerium, welches gleich dem frühern Bürger- oder Doctoren-Ministerium aus freisinnigen politischen Capacitäten gebildet war. Der seit seinen

Anfängen unter Minister Bach mit praktischer Gewandtheit sich durchwindende Minister Lasser legte das politische Gartenmesser an die Reiser des bedenklichen Wahlgesetzes; an die Stelle der indirecten Wahlen traten directe und somit war das von Hohenwart geplante Uebergewicht des Czechenthums beseitigt. Diesseits und jenseits der Leitha schien man Eines Sinnes zu sein, bis die leidige Geldfrage wieder eine Trennung schuf, welche, sprechen wir unumwunden, das selbstische Bestreben der Ungarn verschuldet hatte. Diese wollten ihre kümmerliche Volkswirthschaft und ihre kranken Finanzen durch das Geld des Brudervolks wiederherstellen und daraus entsprang ein Feilschen und Nörgeln, welches uns mit einem ernsten Bruderzwiste bedrohte. Es war zunächst die Bankfrage, welche als Erisapfel von Pesth nach Wien geschleudert worden war. Leider ließ sich das Ministerium Auersperg mehr „einfädeln" als es gut gewesen, denn der geplante Bankdualismus widerstrebt allen gesunden volks- und staatswirthschaftlichen Anschauungen und Erfahrungen, war für uns auch politisch bedenklich. Es war der thatkräftige Widerstand, welchen die Vertreter der Bank-Interessen dem magyarischen Ansinnen entgegenstellten, wodurch dieses zu Fall gebracht wurde, und das größte Verdienst hierbei gebührt dem intelligenten General-Sekretär der Bank, Ritter von Luccam. Allein der geführte Kampf blieb nicht ohne üble Folge für das Ministerium Adolf Auersperg, denn obschon eine nothdürftige Einigung über diesen heiklen Gegenstand zu Stande gebracht wurde, so blieb doch das Vertrauen zu dem Ministerium Auersperg geschädigt.

Als nun vollends die leidige Orientfrage den Beweis lieferte, daß einer wirksamen parlamentarischen Censur in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten und Kriegsfragen keine Berechtigung oder doch wenigstens keine praktische Geltung zugestanden werde, da war der Parlamentarismus lahm gelegt und eine unerquickliche Zerfahrenheit verwirrte und verbitterte das parlamentarische Leben. Der Rücktritt des Ministeriums Auersperg war eine Calamität, weil insbesondere die Art, wie dasselbe sich zerbröckelt hatte, den Parlamentarismus selbst in Verruf und Mißcredit zu bringen drohte; während doch nur dieser den Staatsgedanken aufrecht erhalten kann, ohne welchen ein Oesterreich-Ungarn nur ein bloß geographischer Begriff werden und sein würde. Entschiedenes, aber besonnenes Vorwärtsbringen auf den Bahnen desselben ist heute unsere politische Aufgabe, ist das dritte Stadium unserer constitutio-

nellen Lebensentwickelung. Als das Erste bezeichnete ich oben den leitenden Grundsatz: wo wir mit thaten, wollen wir auch mit rathen. Das Zweite gab uns die Aufgabe: gleichberechtigte Brüdervölker zu schaffen, diesseits und jenseits der Leitha. In dem dritten endlich ist uns das Ziel gesteckt: Alles für das Volk, mit und durch dasselbe. Denn das geflügelte Wort Napoleon's I.: „Tout pour le peuple, rien par le peuple" war doch nur einer hochmüthigen Khalifenlaune des großen Mannes entsprungen. Andererseits ist der ausgesprochene Grundsatz nicht so demokratisch als er vielleicht Manchem erscheint, denn unter dem „Volke" ist der Gesammtstaat zu verstehen, in welchem jede Gruppe der Staatsbürger ihre geschichtliche, durch die Gesammtaufgabe richtig gestellte Berechtigung und Sendung hat.

Wir standen in jenen Jahren und stehen noch immer auf dem Kampffelde der Partei des October-Diplomes gegen den modernen Staatsgedanken. Das ist traurig; denn in diesem staatsrechtlichen Streite liegt die Frage der Macht nach außen und der Stärke der Regierung im Innern und in meiner Ueberzeugung steht fest, daß Oesterreich-Ungarn ohne die moderne politische Freiheit und ohne staatliche Einheit als Großmacht abdiciren müsse. Die politisch bunte Reihe der Ministerien und Minister in dem Zeitraume von Graf Belcredi's Rücktritt und des Grafen Taaffe Amtsantritt ist in dem Anhange zu meinem Buche verzeichnet und diejenigen, welche diese Zeit mit erlebt haben, werden den Rahmen auszufüllen wissen. Es ist immer der schaukelnde, wechselnde, politische Kampf für die endliche Wiedergeburt.

— — · · —

Aus der Versöhnungs-Aera.

Versöhnung heißt das Loosungswort des Coalitions-Ministeriums, möge es Wahrheit werden! Die Völker Oesterreichs haben in den jüngsten Jahren viel Versöhnungsfeste durchgemacht: am 27. April 1879 die Huldigungsfeier zur silbernen Hochzeit des hohen Kaiserpaares, in den Tagen des August und September (1880) die Feste zur bedeutungsvollen Rundreise des

Kaisers, den deutschen Parteitag zu Wien am 14. November und in den letzten Novembertagen 1880 die Erinnerungsfeste an Kaiser Josef's Thronbesteigung; das giebt denn eine ganz hübsche österreichische Tetralogie, von welcher ich sprechen will. Nach der Katastrophe von 1866 wurde das Ermannungs- und Trostwort: „Das österreichische Bewußtsein" auf unser politisches Programm gesetzt. Man hörte es in den Salons, in dem Bureaux, auf dem Markte, wie in der Armee. Es lohnte sich wohl der Mühe, sich mit dessen Deutung zu beschäftigen. Böse Zungen spotteten: „Es stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein, wirksam, wie preußische Zündnadel-Gewehre!" Sie warfen das angeführte Wort als eine halbbyzantinische Phrase bei Seite. Ich will dasselbe aufrecht erhalten. Es ist etwas Eigenthümliches um die wegwerfende Bezeichnung „Phrase": zweierlei ist möglich, einmal, daß ein Satz, wenn man ihm logisch an den Leib geht, wirklich des gesunden und richtigen Gedankeninhalts entbehrt, und dann mag er den Weg alles Fleisches gehen; oder aber, daß dem Hörer die Befähigung oder die selbstlose Empfänglichkeit mangelt, um den Gedanken herauszufinden und seine Berechtigung anzuerkennen. Reden ist eine Kunst und diese geht nicht bloß nach Brod, wie die darbenden Künstler sagen, sondern auch nach Formen, in welchen sie lebt und besteht und wirkt, daher hat auch die Phrase ihre selbständige künstlerische Berechtigung, denn Worte und Phrasen sind die Formen, in welchen der Gedanke durch die Welt zu gehen versucht, und sie sollen seinen lebenswarmen Körper bilden. Als ich einstmals mit Franz Grillparzer von der künstlerischen Bedeutung der Form sprach, sagte dieser: „Gehen Sie einmal hinaus über den Naschmarkt, da werden Sie vielleicht hören, wie die Frau Liesel zur Frau Kathel sagt: ‚Hat die Frau g'hört, heut' Nacht ist mein Nachbar, der Knopfmacher, endlich g'storben; nun, der hat auch ein schweres Leben g'habt. Ach du mein Gott! wenn man nur wüßt', wie's drüben aussieht, aber es ist halt noch Keiner z'rückkommen, der es erzählt hätt' und darum ist es Einem so bang' vor dem Sterben'." „Da haben Sie," fuhr Grillparzer fort, „den Monolog von Hamlet, aber er ist es doch nicht!" Es war ein strenges, die Akademiker werden sagen triviales Wort gegen Diejenigen, welche die bequeme Formlosigkeit bald als ein Vorrecht der Genialität, bald als Merkmal praktischen Verstandes geltend machen wollen. Der Denker, welchem es heiliger Ernst ist um seine Sache, muß sich oftmals abarbeiten, um [illegible]

seinen Gedanken das passende Kleid in Worten zu finden, und er findet es mühsam genug, indem er denselben und dessen Kleid durch das Fegefeuer der Denkarbeit reinigt. Zum Lohne seiner Arbeit wird ihm nicht selten die Freude zu Theil, daß ursprünglich dunkle Phrasen sich als Gedankensucher und -Finder entpuppen. Ich möchte sagen, daß sie als Krücken dienen, an welchen der erlahmende Geistestritt sich aufrichtet und fortbewegt. Die Phrase wird dem Denker zum Meißel, um den Gedanken, welchen sie verbirgt, endlich logisch und sprachlich correct darzustellen. So will denn auch ich meißeln an der Begriffsbestimmung des modernen Schlagworts: „Oesterreichisches Bewußtsein."

Das homo sum et nil humani a me alienum esse puto gilt sowohl für den Staatschef ex pacto, als für den Fürsten von Gottes Gnaden. Dem liberalen Vollblut-Doctrinarismus ist der Monarch nichts Anderes als der begriffliche Staats-Chef. Als solcher soll er aber weder Mann, noch Weib sein, weder Bruder, noch Sohn, noch Familie haben, darf sich für keine religiöse Confession begeistern, nicht selbständigen Ueberzeugungen sich hingeben, weder hassen, noch lieben; allein dadurch ist ihm der Boden des wirklichen, praktischen, socialen und physiologischen Lebens genommen. Das geht aber nicht an, denn der Monarch steht mitten im Leben drin, kann nur in demselben wirken und was jedem Staatsbürger zukommt, darf ihm um so weniger versagt werden. Er ist auch berechtigt, zu irren wie Jedermann, aber damit sein Irrthum nicht gemeinschädlich werde, so bestehen die Schranken des Gesetzes, an welche der Fürst gebunden ist wie Jedermann, nur in formell verschiedener Weise. Ihm muß die res republica, d. h. das Recht, die Freiheit und die öffentliche Wohlfahrt höher stehen als jedem seiner Unterthanen; in ihm muß die res privata seiner Person und Familie tiefer untertauchen, als man dies von einem gewöhnlichen Geschäfts- und Berufsmanne verlangen kann. Das ist die „Republik mit dem Großherzog an der Spitze;" der Fürst muß die res publica schützen und fördern, nicht aus Gnade des Herrschers, sondern aus Regentenpflicht. Man stellte in Frankreich die Regel auf: Le roi régne, mais il ne gouverne pas; merkwürdig bleibt es jedoch, daß der Erfinder dieser Phrase A. Thiers, als er selbst Staats-Chef wurde, lächelnd erklärte, diese Regel passe nicht für ihn, den denkenden, frei wollenden, im vollen Leben seiner Zeit thätigen Patrioten. Andere dagegen, ich will sie weder tadeln, noch verdächtigen, schwärmen in mittel-

alterlicher Begeiſterung für den alten patriarchaliſchen Staat, in welchem allein ſie Religioſität und Gläubigkeit, Gehorſam und Achtung von der Autorität, Liebe für den Herrſcher und ſeine Dynaſtie zu finden glauben. Dieſes Gemeinweſen der Vorzeit iſt jedoch kein Staat mit der großen menſchheitlichen Aufgabe, ſondern nur eine durch Privatintereſſen zuſammengefügte Gemeinſamkeit, allmählich geſchichtlich aufgebaut, ohne einen für alle Theile gemeinſchaftlichen und ſie verpflichtenden Zweck. Deshalb fiel es auch dem Abſolutismus zum Opfer nach dem Grundſatze „Macht geht vor Recht", ſo daß auch bei hervorragenden Culturvölkern in dem weltbeherrſchenden Rom, ſowie in dem an der Spitze der modernen Cultur voranſchreitenden Frankreich, dort der Cäſar ſich auf den Altar ſtellen und als Gott verehren laſſen konnte, hier ein übermüthiger König zu ſagen wagte: „Der Staat bin ich." Wenn aber heutzutage der patriarchaliſche Staat wie ſein Sohn und Erbe, der Abſolutismus, unmöglich geworden iſt, ſo hat dieſes nicht die Doctrin allein bewirkt, ſondern das Leben ſelbſt mit ſeinen tauſendfachen Polypenarmen hat den Vater wie den Sohn umfaßt, erſtickt, unmöglich gemacht, und wenn Recht und Geſittung, allgemeine Wohlfahrt und cultureller Fortſchritt nicht eitle Phraſen ſein und bleiben ſollen, ſo muß man ſich nach andern Grundlagen und Wurzeln umſehen, als welche die patriarchaliſche Einfachheit und Unterwürfigkeit zu bieten vermögen, um menſchenwürdige Gemeinweſen aufzubauen nach den Anforderungen der Vernunft, den Bedürfniſſen des Lebens und im Geiſte des unverfälſchten Chriſtenthums; denn die einmal entfeſſelte menſchliche Denkkraft, verbunden mit dem wildaufſtürmenden Thatendrang der Selbſtſucht, müſſen ihr Maß und Gleichgewicht in weiter angelegten Organiſationen ſuchen und finden, als welche das erweiterte Familienleben des Patrimonialſtaats und die geträumte polizeiliche Allmacht des Abſolutismus zu beſchaffen vermögen. Ich behaupte, daß der neue Culturſtaat das, was die patriarchaliſche Staatsgemeinſchaft Edles und Nachahmungswürdiges aufwies, nicht ausſcheiden und verbannen dürfe. Faſſe ich insbeſondere unſer polyglottes Geſammtreich ins Auge, um für das Wort „Leiſtungsfähiges Bewußtſein" eine Beſtimmung zu finden, alsdann möchte ich ſagen: dasſelbe müſſe aus zwei Strömungen genährt werden, deren eine den Bedürfniſſen der Neuzeit entquillt, während die andere aus dem Boden der Erinnerungen und Gefühle der alten ſtaatlichen Gemeinſchaft ins Freie tritt. Die erſte iſt der

Staatsgedanke mit seinem Streben nach staatlicher Einheit, mit seiner Kampfbereitschaft für bürgerliche und politische Freiheit, mit seiner Begeisterung für culturelle Fortschritte, mit seinen Anstrengungen für die Verallgemeinerung des Wohlstands; er steht daher auf dem Boden, welchen der Liberalismus als seinen Bauplatz beansprucht. Die zweite Strömung aber ist die thatkräftige Anhänglichkeit an unsere, durch die Vorsehung mit dem Schicksale des Reichs verbundene und in demselben mit ihren Interessen aufgehende Dynastie. Die Anhänglichkeit an dieselbe ist nicht bloß Sache des Herzens, sondern auch ein Product politischer Ueberlegung, denn jeder vorurtheilsfreie Denker und Kenner unserer Geschichte, in alten wie in neuen Tagen, muß die Hand auf's Herz legend sich eingestehen, daß nicht bloß der Republikanismus, von dem ich nicht sprechen will, sondern auch der unter dem historischen Schilde feudaler und kirchlicher Selbständigkeit oder nationaler Autonomie angestrebte Föderalismus in unserm Völker- und Staaten-Conglomerate zur Zersetzung und Auflösung des Staatskörpers führen müsse, sobald die uns verbindende patriotische Gesinnung nicht in einer den Staatsgedanken individualisirenden Dynastie Halt, Stütze und Nahrung findet. Entbehrten wir einer dieser beiden Strömungen, so wäre unser staatlicher Verfall nur mehr eine unabwendbar heranrückende Frage der Zeit. So definire ich das salonfähig gewordene „österreichische Bewußtsein", hebe es aus dem Gebiete einer bloß conventionellen Phrase heraus und mache es zu dem Doppelbande, welches den alten mit dem neuen Staate zu einer lebenskräftigen Gesammtheit verbindet. Was ich gesprochen, sprach ich zu Cis- und Transleithanien, zu allen Nationalitäten, Confessionen und politischen Schattirungen. Wenn es aber welche geben sollte, von denen meine polititische Ergießung als utopistischer Sanguinismus ironisch belächelt wird, so verweise ich sie auf den 27. April, an welchem beide Strömungen, von welchen ich sprach, vor den Augen des angestammten dankbaren Herrschers sich ergossen, auf den Festzug zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares. Diese politisch denkwürdige Feierlichkeit faßte die Doctrin und das Leben in ein gemeinschaftliches Bild zusammen; es war ein Bild des modernen Rechts- und Culturstaats, durchzogen und beleuchtet von Bildern und Streiflichtern aus dem patriarchalischen Staatsleben. Was ich logisch zu definiren versuchte, war hier von echter Künstlerhand lebenskräftig hingestellt vor die Augen der überraschten

und hochbefriedigten Beschauer. Es war nicht eine byzantinische Festvorstellung, sondern der künstlerisch durchgebildete Ausdruck des modernen Staatslebens in einer alten Monarchie, es war der neue Staat mit den aus dem alten überkommenen Gefühlen dynastischer Liebe und Anhänglichkeit. Es war der Staat der Friedensarbeit und des Fortschritts, der Staat der Freiheit in Wort und Schrift, in welchem das freie Bürgerthum Gegenwart und Vergangenheit zur Staatseinheit verbindet. Kaiser und Volk waren Eines Herzens und Sinnes und aus beiden sprach mit lauter Stimme das „österreichische Bewußtsein". Die Rede des Volks war in langer und bunter Schrift niedergeschrieben, vom Praterstern über die Ringstraße bis zur Votivkirche, und die Herzensstimmung des Kaisers fand in schlichten Worten einen Ausdruck voll Wahrheit und Innigkeit in dem Handschreiben an den Ministerpräsidenten Grafen Taaffe.*)

Aber noch von Einem drängt es mich zu sprechen, von der

---

*) Dieses kaiserliche Handschreiben lautet:

„Lieber Graf Taaffe!

Während Meiner mehr als dreißigjährigen Regierung habe Ich nebst manchen trüben Stunden auch viele Freuden mit Meinen Völkern getheilt, aber eine reinere, innigere Freude konnte Mir wohl kaum geschaffen werden als in den letztverflossenen Tagen.

Sie ward Mir durch die Liebe Meiner Völker bereitet!

Tief bewegt fühlen Wir Uns, Ich und die Kaiserin, von diesen spontanen Kundgebungen aufrichtiger Liebe und treuer Anhänglichkeit. Von Einzelnen und Vereinen, Corporationen, Gemeinden und Behörden, Vertretern aller Länder, aus allen Ständen und Schichten der Bevölkerung wurden Uns die rührendsten Beweise aufrichtiger Freude, die herzlichsten Glückwünsche entgegengebracht.

Ich bin stolz und glücklich zugleich, Völker, wie sie dieses Reich umfaßt, als Meine große Familie betrachten zu können, in deren Uns heute umgebenden Liebeszeichen Wir auch eine Wirkung jenes himmlischen Segens erblicken, den Wir vor fünfundzwanzig Jahren am Traualtare für Unsern Bund erflehten und den Wir von der Gnade Gottes für Unser bisheriges Familienglück, für Unsere geliebten Kinder, sowie zum Heile des Vaterlandes auch fernerhin erhoffen.

Die rauschenden Festlichkeiten sind vorüber, aber die dankbare Erinnerung an diese Tage wird nie aus Unseren Herzen schwinden. Nur Wenigen von den Millionen konnten Wir mündlich Unsern Dank aussprechen; verkünden Sie es daher allgemein, daß Wir Allen, Allen innigst und herzlichst danken.

Wien, am 27. April 1879.

Franz Josef mp."

Stellung, welche die Haupt- und Residenzstadt Wien in dieser von der gesammten Monarchie gefeierten Festvorstellung einnahm. Vor mehr als sechzig Jahren bezeichnete Julius Franz Schneller, Geschichtsprofessor in Graz, in seiner „Oesterreichischen Staatengeschichte" das kleine Oesterreich als den goldenen Reifen, welcher die großen Juwelen der Krone zu einem glänzenden Diadem verbinde. Der besprochene Festzug rechtfertigte diese Metapher, denn die Residenzstadt Wien zeigte, daß sie berufen ist, Knauf und Knotenpunkt zu sein für alle Culturinteressen des Reichs, für seine Freiheit, Intelligenz und seinen Wohlstand. Was Wien geboten, das gab es ohne Ueberhebung und ohne durch unzeitgemäßes Vordrängen den Neid oder die Eifersucht herauszufordern. So wurde jener Festtag zum Interpreten des „österreichischen Bewußtseins".

Fließen beide Strömungen, von welchen ich sprach, in allen Gauen und bei allen Stämmen unsers gemeinsamen Vaterlandes? Wenn einer der beiden Factoren fehlte, alsdann giebt es kein Product mehr, sondern nur eine Summe von Menschen und Ländern, aber keine Multiplication von Willen und Kräften, kein viribus unitis. Und um dieser Einheit Kraft und Dauer für alle Zeiten zu geben, muß die Pietät für das Herrscherhaus in dem Bewußtsein des Bedürfnisses untrennbarer Zusammengehörigkeit Wurzel geschlagen haben und daraus emporwachsen, nicht umgekehrt, denn die Personen steigen in's Grab, aber die Gedanken leben fort, deren Träger und Vollbringer sie waren.

Das ist der Idealismus, den wir nicht entbehren können; denn der Realismus, welcher nur mit persönlichen oder nationalen Interessen selbstisch rechnet, genügt nicht, sobald unpatriotische Verführungen an den Ehrgeiz und die Selbstsucht herantreten. Dieser Idealismus ist aber mehr als patriarchalische Gemüthlichkeit oder christliche Hingebung an den Gesalbten des Herrn; er ist die Idee vom Staate als dem Horte des Rechts, der Freiheit, der Cultur und allgemeiner Wohlfahrt. Aus dieser fruchtbaren Idee muß das „österreichische Bewußtsein" seine Nahrung ziehen, wenn es eine politische Kraft sein soll, nicht bloß eine dienstbeflissene Phrase. Bei uns giebt es keine antidynastische Partei; wer eine solche aufbauen wollte, müßte die Bausteine in jenen Lagern aufsuchen, wo man die Staatsidee verwirft, wo der föderalistische König über den einheitlichen Kaiser gestellt wird. Es wurde von berechtigtem Munde ausgesprochen, „daß, wenn Oesterreich nicht schon

bestände, Europa in seinem eigenen Interesse dasselbe aufbauen müßte." Wir wollen diesen Satz nicht vergessen.

Der Festzug vom 27. April 1879 erhielt eine Fortsetzung oder wenn man will Vervollständigung durch die Kaiserreise im August, September und October 1880. Auch dieser war das Gepräge aufgedrückt, den einheitlichen Culturstaat mit den pietätvollen Erinnerungen des patriarchalischen Staats zu vermitteln. Diese Festreise kann von großer politischer Tragweite werden, ihre Ringstraße begann in Prag und ging von da über Olmütz, Krakau, Lemberg nach dem polyglotten Czernowitz und von dort durch die Karpathen in das pußtenreiche Ungarn, um jenseits der Donau in Fünfkirchen den großen Festzug abzuschließen. Die Begeisterung und Herzenswärme, mit welcher der Kaiser allerwärts empfangen wurde, beweisen, daß die Erinnerungen einer patriarchalischen Vergangenheit noch nicht erloschen sind, und dies erfreut uns; denn der besonnene Beobachter übersah nicht, daß man in dem bejubelten König einen mehrfachen König, Herzog und Landesfürsten bejubelte, den Kaiser, den angestammten Herrscher eines großen Reichs, den Schirmherrn des Rechts, den Hort der Macht und den Förderer der Wohlfahrt. Es war der Reichsgedanke, welchem man den Jubelgruß entgegenbrachte, derselbe Gedanke, welcher auf der Ringstraße zu Wien seinen patriotischen Ausdruck gefunden hatte. In diesem viribus unitis liegt das Recht, die Macht und die Wohlfahrt aller Stämme und Zungen des schönen Reichs; daraus muß die Nationalität aufwachsen, welche wie die englische und amerikanische über die Sprachgrenzen hinaus reicht. Dem Föderalisten, welcher es ehrlich meint mit diesem viribus unitis, kann auch der ehrliche Centralist unbedenklich die Hand reichen, aber ehrlich muß man sein hüben und drüben.

Das dritte Stück der Tetralogie, von welcher ich erzähle, ist der am 14. November 1880 in Wien abgehaltene Parteitag der Deutsch-Oesterreicher. Derselbe, von den Gegnern vorweg viel benörgelt, herabgesetzt, um nicht zu sagen gehöhnt, ist ein politisches Ereigniß, welches ich nicht unbeachtet übergehen darf. Hervorragend und hochanerkennenswerth sind vorerst die Ordnung und Ruhe, der Anstand und die Zuversicht, womit er sich vollzog. Seine große Bedeutung ist meines Erachtens nicht bloß deutsch-nationalen, sondern vor allen politischen Charakters. Ich werde mich auf wenige Bemerkungen beschränken. Die einstimmig und mit großer

Wärme von der zahlreichen Versammlung angenommene Resolution lautet:

„Tiefe, stetig wachsende Beunruhigung hat das deutsche Volk in allen Gauen Oesterreichs ergriffen. Die Maßnahmen der jetzigen Regierung und der Einfluß jener Coalition, welche sie mit einer von ihr selbst geschaffenen, dem Deutschthume, der Reichseinheit, den freiheitlichen Verfassungsgrundlagen feindlichen, parlamentarischen Mehrheit geschlossen, haben ihm einen neuerlichen schweren Kampf um seine höchsten Güter auferlegt, einen Kampf, um so beklagenswerther, als er zugleich die als eine der wichtigsten Aufgaben anerkannte wirksame Pflege staats- und volkswirthschaftlicher Interessen, zumal der gewerblichen und landwirthschaftlichen Frage, stört und aufschiebt.

In so bedrohlicher Lage ziemt es dem patriotischen Sinne der deutschen Stammesgenossen, sich enger an einander zu schließen und in ernster Erwägung der einzelnen Ziele die gemeinsam zu beschreibenden Wege klarzustellen.

Vor Allem mahnt der vierte deutsch-österreichische Parteitag eindringlichst daran, den oft ausgesprochenen Grundsatz der Zusammengehörigkeit aller Deutschen in Oesterreich zur lebendigen That zu gestalten und dem allenthalben entfesselten nationalen und politischen Ansturme mit geeigneter deutscher Kraft zu begegnen.

Die staatsnothwendige, das culturelle Gepräge des österreichischen Staatswesens bestimmende berufsvolle Stellung des deutschen Stammes, seine nationalen Rechte und Interessen wirksam zu schirmen und zu wahren gegen jedweden und von wem immer drohenden Eingriff, erklärt der vierte deutsch-österreichische Parteitag gleichmäßig als Pflicht nationaler Selbsterhaltung wie als Pflicht vorbehaltloser Treue gegen das österreichische Vaterland.

Festhaltend an dem österreichischen Staatsgedanken und dem die Macht und den Bestand des Staatsganzen verbürgenden Reichsverbande ruft der vierte deutsch-österreichische Parteitag zur entschlossenen Abwehr aller föderalistischen Bestrebungen auf, welche in ihrem Endziele die Zerreißung des die Deutschen in Oesterreich umschließenden grundsätzlichen Verbandes, die Verneinung des Staats selbst bedeuten.

Gegenüber der oft wiederholten Betheuerung des Festhaltens

an der Verfassung hält es der vierte deutsch-österreichische Parteitag für pflichtgeboten, auszusprechen, daß er das Wesen einer wahrhaft verfassungstreuen Regierung nicht in der bloßen Befolgung der Verfassungsformen, sondern vielmehr nur in der rückhaltlosen Bekennung und fortschreitenden Entwickelung des freiheitlichen Geistes der Verfassung und ihrer Institutionen in einer vom gleichen Geiste getragenen Verwaltung zu erblicken vermöge.

Vertrauensvoll erwartet der vierte deutsch-österreichische Parteitag, daß alle freisinnigen Deutsch-Oesterreicher und in erster Reihe ihre Abgeordneten, enggeschaart um das gemeinschaftliche Banner des Deutschthums und des österreichischen Staatsgedankens, im Einvernehmen mit den verfassungstreuen Mitgliedern des Herrenhauses, feste Grundlagen für die Organisirung einträchtigen Vorgehens baldigst gewinnen und zunächst in der gesetzmäßigen Bekämpfung der gegenwärtigen Regierungspolitik ausharren werden mit unerschütterlicher Treue, mit kraftvoller Entschiedenheit."

Die schwungvolle Rede des Dr. Schmeykal, welcher die Resolution Namens des Comité's einbrachte und vertrat, ist allen Lesern bekannt.

„Wir haben," sagt Schmeykal, „nicht muthwillig und streitsüchtig den Kampf gesucht, er ist für uns ein Kampf der Abwehr, nicht des Angriffs, uns aufgenöthigt durch das Verfahren der Regierung, die es sich wahrlich nicht zum Verdienste anrechnen darf, das schon im Verglimmen begriffene Feuer der Gegensätze unsers öffentlichen Lebens zu frischer Lohe entfacht zu haben. Die wahre Sprachen-Verordnung Oesterreichs hat die Geschichte erlassen . . ."

„Unsere nationalen Anliegen," sagt der Redner weiter, „überschreiten die österreichische Grenze nicht, aber Theil wollen wir behalten an der großen culturellen Arbeits-Genossenschaft unsers deutschen Volksstammes und ihren Früchten und Verdiensten. Deutsche sind wir und Deutsche wollen wir bleiben. Unsere Zusammengehörigkeit findet ihren grundgesetzlichen Ausdruck in dem einheitlichen Reichsverbande, und beide bieten sich wechselseitig Schutz und Deckung. Wir Deutsch-Oesterreicher wollen festhalten an dem einen großen Vaterlande, in seinem historisch und verfassungs-

mäßig sanctionirten Bestande und wollen diesen ungetheilten staatlichen Verband schützen und schirmen gegen jede föderalistische Lockerung und jedes Zerreißen. Es wäre ein schwerer politischer Mißgriff, die föderalistischen Prätensionen als einfach abgethan zu behandeln. Dem Föderalismus müßte unverkennbar Macht und Größe des Reichs zum Opfer fallen. Aber nicht nur unsere nationalen Interessen und bloß den österreichischen Staatsgedanken vertheidigen wir mit der Reichseinheit, wir vertheidigen mit derselben auch unsere Freiheit. Von unsern freiheitlichen Institutionen darf nicht die Breite eines Haares nachgelassen werden."

Ja wohl, nur die politische Freiheitsidee vermag uns zu vereinigen, sie allein vermag es, dem Staate und seiner Dynastie andauernde Macht zu verleihen. Ich wage es auszusprechen, daß die Föderalisten und Klerikalen keine warmen österreichischen Patrioten sind, weil sie ihre Liebe zum Reiche wie zur Dynastie andern außerhalb liegenden Sympathien und Bestrebungen unterordnen. Es gilt dies insbesondere von den Bemühungen, die Kirche über den Staat zu stellen. Noch immer stehen wir: Welfen gegen Ghibellinen. Eine riesige Kirche mit einem unfehlbaren Oberhaupte, durch die Geschichte gesetzgebend geworden in wichtigen staatlichen Aufgaben, ist politisch doch etwas Anderes als bloße verbundene Gruppen von Kirchengemeinden: die katholische Kirche anerkennt keine Particularkirchen, sondern behauptet und verlangt eine einheitliche, untrennbare, alle Gläubigen in sich schließende Gemeinschaft zu sein, und wenn man an ihr unfehlbares Oberhaupt das Begehren nach Reform stellt, so wird es und muß es, wie der berühmte Jesuitengeneral, antworten: „Sit, ut est, aut non sit." Das ist weder eine Anklage noch eine Feindseligkeit, sondern die einfache Klarstellung von Thatsachen und nebenbei die Motivirung, weshalb ich nicht Föderalist bin; denn das Elitecorps unserer Autonomisten und Föderalisten bilden die Ultramontanen. Nicht die Nationalität ist die Quelle alles Rechts, sondern das dem Menschen und der Menschheit zugetheilte Recht der Persönlichkeit, aus welchem auch die Nationalität ihre nationalen Ansprüche rechtfertigen muß. Es ist ein politischer Kampf, aber ihre materielle Kraft und ihre Mannschaft müssen die Parteien auf dem nationalen Boden gewinnen und rekrutiren und auf diesem entwickeln auch die praktischen Slaven ihre Heeresabtheilungen gegen die Deutschen und insofern hat Dr. Schmeykal

Recht. Die Deutschen in den österreichischen Ländern hat aber die Geschichte zum General-Quartiermeister-Stab in den politischen, nationalen und internationalen Kämpfen gemacht und darin liegt ihr Recht und ihre Pflicht. Den General-Quartiermeister-Stab ihrer Gegner bilden aber die Ultramontanen und darum wird der Kampf so heiß, denn die Ultramontanen können nicht anders und sind im Vollgefühle ihrer Macht. Hie Herbst, hie Lienbacher, die Chefs der beiden Generalstäbe. Der Gewaltherrscher Napoleon I. besuchte eines Tags den in Paris gefangen gehaltenen Papst Pius VII. Der corsische Emporkömmling versicherte den heiligen Vater mit gleißenden Worten seiner Ergebenheit für die katholische Kirche und ihr Oberhaupt. Er hob hervor, wie sie beide vereint berufen seien, die Welt zu beherrschen, und keine Gewalt vermöchte ihre vereinte Macht zu brechen. Auf den wohlgesprochenen und pietätvollen Erguß seufzte ohne aufzublicken der heilige Vater: „Commediante!“ Hierüber tief ergrimmt, erfaßte der französische Herrscher eine, auf einem Console stehende alabasterne Engelsburg, hielt dieselbe dem Papste vor das Gesicht, warf sie dann zu Boden, daß sie in Trümmer ging und rief: „So zerschmettere ich, wenn es mir gefällt, eure Macht und Herrschaft!“ Der Papst aber sagte gelassen: „Tragediante!“ und ging. So erzählt uns die Geschichte jener Tage. Das stolze, zuversichtliche Benehmen des heiligen Vaters drückt ein Selbstbewußtsein seiner Sendung und seiner Macht aus, welches den gewaltigen Imperator demüthigte und dessen schlauen, kriechenden Versuch zu Schanden machte. Die katholische Kirche beugt sich vor keiner weltlichen Macht und ideal aufgefaßt ist sie in ihrem Rechte; aber concret als priesterliche Organisation und weltliche Verhältnisse legislativ und administrativ ordnend und beherrschend ist sie es nicht, weil sie nur der Negotiorum gestor des Staats während seiner Unreife und Unmündigkeit gewesen ist. Die Verständigung zwischen Staat und Kirche ist aber möglich, wenn jeder Theil dem Beruf, welchen ihm Gott und die Geschichte vorgezeichnet haben, ehrlich und patriotisch nachkömmt und danach seine Wirkungssphäre abgrenzt. Die Controverse zwischen beiden liegt meines Erachtens auf ethischem Gebiete. Die Kirche behauptet, daß die Ethik ausschließlich ihre Domäne und der Staat auf diesem Gebiete nur der Diener und Gerichtsvollstrecker der Kirche sein dürfe. Das ist unrichtig. Der Friede zwischen Beiden wird sich einstellen, wenn der Staat der Paladin der Glaubens- und Gewissensfreiheit ist und

bleibt, wenn er, wie ich a. a. O. sagte, weder Freigeisterei treibt, noch Theologie. Doch genug! ich schließe mit den Worten Schmerkal's: „Bezeugen Sie, meine Herren, daß der Boden, auf welchem deutsche Männer tagen, in ernster Stunde kein Boden für die Pioniere der Zwietracht ist."

Wie dem deutschen Parteitage das schöne Fest zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares vorangegangen war, so folgte ihm in kürzester Zeit die Gedächtnißfeier von Kaiser Josef's vor einem Jahrhundert stattgefundenem Regierungsantritt. Wenn eigenthümliche Verhältnisse eine gemeinschaftliche, großartige Feier nicht zuließen, so wurde diese reichlich und vielleicht wirksamer ersetzt durch die zahlreichen, in allen deutschen Ländern Oesterreichs spontan veranstalteten Gedächtnißfeste. Im Jahre 1819, als ich am Lyceum zu Graz studirte, kam unser Geschichtsprofessor Julius Franz Schneller auf Kaiser Josef II. zu sprechen; er eröffnete seinen Speech ungefähr mit den Worten: „Sehen Sie, meine Herren, von diesem edlen Manne soll man am heutigen Tage nichts Anderes sprechen, als: er ward geboren, regierte so viele Jahre und starb. Ich will aber mehr von ihm erzählen." Dem Beispiele Schneller's folgten in unsern Tagen alle deutschen Gemeinden; man konnte es nicht verhindern und ich kann mich darauf beschränken, auf die Nachlese alles dessen zu verweisen, was in allen Gauen und Orten zur Erinnerungsfeier an den Unvergleichlichen gesagt worden war. — Das ist das Vierte und Schlußstück der Tetralogie von österreichischem Bewußtsein, welches wir der Versöhnungs-Aera verdanken.

Die Zeit ist zu ernst für unsere Leichtlebigkeit, von welcher auch die Politik angesteckt ist; der Weltgeist darf ihr zurufen, wie der Papst Pius VII. dem Kaiser Napoleon I.: „Commediante! Tragediante!" Die Frage des Föderalismus ist für uns keine theoretische, über welche die Publizisten geistreiche Essays schreiben, sondern eine eminent praktische, eine Lebensfrage für Oesterreich, an welcher unsere Staatsmänner erproben sollen, ob sie Verständniß und Patriotismus haben, österreichisches Bewußtsein und warme dynastische Gesinnung im Herzen tragen. Ich habe keine Krone zu verlieren und keinen Ministerfauteuil zu erobern; es sollte daher — werden die Ueberbesonnenen meinen — mir gleichgiltig sein, ob Oesterreich nach der Kartographie Napoleon's III. von der Karte Europa's verschwinde oder nach den Sprachengebieten Palacky's geographisch, aber nicht staatlich fortbestehe: es ist mir dies jedoch nicht gleichgiltig. Der Föderalist, je nach der Varietät, zu der er gehört — vorausgesetzt,

daß er nicht bloß als Troßbube mitläuft — gipfelt entweder in der ultramontanen Auffassung und dient als Wegweiser nach Canossa; oder er will in seinem Ländchen oder Lande die Herrschaft führen, wie die Altvordern thaten in der Versammlung feudaler Ritter und privilegirter Großbürger: ich aber möchte zu einem geachteten, mächtigen und wohlhabenden Vaterlande gelangen.

Versöhnung!! hat Graf Taaffe, der Schöpfer des Coalitions-Ministeriums, auf seine Ministerfahne geschrieben; schön, und wer wünschte es nicht? Ich Aermster hoffe nicht, daß es Wahrheit werde. Man hat weder die Kraft, noch den Muth, auf dem Boden der theresianisch-josefinischen Staatsidee sich zu versöhnen, sondern steht auf der pragmatischen Sanction Karl's VI., allerdings angethan mit modernen Phrasen von politischer Freiheit, vom Rechtsbewußtsein der Königreiche und Länder, vom Provinzial-Rechte, von Sonderrechten der katholischen Kirche u. s. w.; doch mit diesem Apparate schafft man keine starke Regierung, opfert aber die Staatsmacht, welche Maria Theresia und Josef angestrebt haben, opfert die Sympathien Europa's, besonders Deutschlands und des cultur- und geldreichsten Stammes im eigenen Lande. Mit denjenigen, welche den Weg nach Canossa empfehlen, schafft man keine Staatsmacht, sondern wird Ambos, nicht Hammer sein; Männer aber, welche, um ihre einstmaligen Sonderrechte wieder zur Geltung zu bringen, nach Paris und nach St. Petersburg Deputationen schicken, um allda Hilfe zu suchen, welche sich anmaßen zu sagen, ihre beanspruchten Rechte seien nur durch ein Octroi oder eine Revolution zu erreichen, diese Anmaßlichen tragen kein österreichisches Bewußtsein in ihrer Brust, sie sind keine Oesterreicher, wollen und können nicht ehrlich mitbauen an dem Staate Maria Theresia's und Josef's. Darum erwarte ich nur schlimme Ergebnisse von dem angekündigten Versöhnungsprogramm.

Zwei Sterne beleuchten als Castor und Pollux den Weg des Grafen Taaffe: die Versöhnung und das historische Recht. Von dem Lichte des ersten sprach ich des Längeren; über den zweiten gestatte ich mir noch die folgende Bemerkung. Registraturbeamte sammeln mit Zuziehung der Hilfsarbeiter des Referenten die Voracten zu den Amtsstücken. Die Canzleisprache heißt dies „prioriren" und die Referenten anerkennen gern die Wichtigkeit dieser Vorarbeit. Die Geschichtsforscher prioriren für die Gesetzgeber und für die Minister und diese haben allen Grund, ihnen dafür dankbar zu sein; der Registrator priorirt für die kleine Politik, für das, was

man zunächſt im Hauſe nöthig hat; der Geſchichtsforſcher für die große Politik, welche die Zukunft in's Auge faßt. Aber wie die Regiſtranten nicht immer gut zu prioriren verſtehen oder es nicht ehrlich thun und dadurch den Referenten und ſeinen Chef irre führen, ſo geht es auch in der Publiziſtik, wenn ſie aus der Regiſtratur der Weltgeſchichte ihre Auszüge macht und verballhornt, um ſie nach dem Geſchmacke des begehrlichen Miniſters zu adjuſtiren, ſagen wir zu fälſchen.

Vierzehntes Gedenkblatt.

Unser dualistisches Oesterreich-Ungarn ist weder ein Bundesstaat noch ein Staatenbund, noch eine bloße Personal-Union.

Was ist es also? — Ein undefinirbarer Dualismus.

Mein Buch würde sehr unvollständig sein, spräche ich nicht auch noch von unserm Verhältnisse zu Ungarn, sowie von den Aufgaben und von den Irrgängen unserer Orientpolitik. Dies will ich nun in dem vorliegenden und in dem nächsten Gedenkblatte thun.

Unser Dualismus von 1867/68 schafft nur einen Staatenbund; die Geschichte, sowie eine gesunde Politik verlangen einen Bundesstaat. Es ist kaum auf eine Verständigung zwischen Parteien, welche eine nachhaltige Einigung anstreben, zu hoffen, wenn jede derselben andere Zielpunkte und Zwecke im Auge hat, vollends wenn sie sich gegenseitig zu übervortheilen und zu überlisten bemüht sind; es ist insbesondere nicht möglich, Völker zu einem Staatsganzen zu vereinigen, welche die Nothwendigkeit oder doch Nützlichkeit einer solchen Verbindung nicht begreifen; wird hingegen dieses Bedürfniß gefühlt und anerkannt, beherrscht es die öffentliche Meinung, dann sind auch die Anhaltspunkte zur Verständigung unschwer zu finden, durch welche die Einigung geschaffen und dauernd gemacht werden soll. Diese leitenden Gedanken auf unsern Ausgleich mit Ungarn anwendend, gelange ich zu der Ueberzeugung, daß eine dauernde, von Patriotismus getragene Einheit nur dann zu hoffen sei, wenn hüben und drüben Uebereinstimmung in den maßgebenden politischen und volkswirthschaftlichen Grundanschauungen besteht. Ueber diese kann nicht pactirt werden, sie müssen in der öffentlichen Meinung Wurzel geschlagen haben und aus derselben zu einem Ganzen herauswachsen. Ich fasse

die politischen Constructionen diesseits und jenseits der Leitha nicht wie geschichtliche Gegensätze auf, sondern *als neben einander sich entwickelnde Theile eines zu bildenden politischen Ganzen*, deren Kitt übereinstimmende politische Anschauungen und die nach innen wie nach außen convergirenden Interessen liefern müssen.

Aus diesem Standpunkte mögen meine Ausführungen beurtheilt werden; sie sind nicht Vorschläge, wie Einzelfragen und Differenzen ausgeglichen werden sollen, sondern Anregungen und Aufforderungen, daß man *mit dem rechten patriotischen Geiste* die 1867 begonnene Arbeit fortsetze. Zwischen der öffentlichen Meinung diesseits und jenseits muß Harmonie geschaffen werden. Ich schreibe nur *Prolegomena* zu unserm Ausgleich, nicht einen Entwurf zu demselben, zeige nur, daß die Natur wie die Geschichte uns auf einander angewiesen haben, erzähle wohl auch nebenbei, wie viel diesseits und jenseits gesündigt wurde und daß wir diese Sünden bereuen und ablegen müssen, wenn wir zu einander passen sollen. Meine politischen Ergüsse sind nicht germanisch, noch magyarisch sondern österreichisch-ungarisch. Ich habe die Hoffnung des Gelingens noch nicht aufgegeben, sonst schriebe ich nicht, wie schwach und kleinlaut sie auch sein mag. Wenn ich es wage, große Fragen und inhaltsschwere Zeitereignisse in Aperçus und photographischen Bildchen zu besprechen und zu zeichnen, so geschieht dies, um populär zu schreiben, *in des Wortes* guter Bedeutung.

Am Sarge Déak's.

Als die Leiche des gefeierten Patrioten in Buda-Pesth aufgebahrt lag, veröffentlichte ich in der „Grazer Tagespost" einen Aufsatz, welcher überschrieben war: „Unsere Zeit ist doch besser als ihr Ruf!" Ich nehme denselben theilweise als Einleitung hier auf. Er lautet:

„Wir haben pietätvoll hinüber gehorcht und hingeblickt nach Buda-Pesth. Eine schöne, hohe Frau, deren reiches Haar die Königskrone schmückt, kniete weinend an dem schwarzbekleideten Katafalk, welchen die Ersten des Landes trauernd umstanden. In den Straßen wogten Menschenmassen vom stolzen Magnaten herab bis zum kecken Betyaren. Auch die verbrüderten Nachbarländer hatten ihre Leidtragenden abgesendet nach der Doppelkönigsstadt an den Ufern der

gewaltigen Donau. Aus allen Gauen des dreieinigen Königreichs trugen sie ihre Schalen voll heimischer Erde nach der Metropole, um den Sarg des großen Patrioten damit zu bedecken, denn Stückchen von allen Erden des vaterländischen Bodens sollen den Verblichenen umhüllen. Solche Trauer befiehlt man nicht, sie geht nur hervor aus einem Herzen voll Dankbarkeit und Pietät, und weil wir solcher Trauer fähig sind, so sage ich, daß unsere Zeit besser sei als ihr Ruf. Die Brust des Mannes, welchen sie klagend zu Grabe trugen, war nicht überdeckt mit glänzenden Orden, einer nur glaube ich, schmückte sie; keine langen Titel schlossen sich an den kurzen Namen Franz Déak, noch bekleideten prunkende Uniformen den gedrungenen Körper; weder Kammerdiener noch Haiduken umstanden den frugalen Tisch, noch Güterdirectoren und Procuraführer erschienen Aufträge heischend beim Morgenkaffee; aber wir trauern um ihn, als wäre ein großer und guter König gestorben; und solche Trauer ist ein trostvolles Zeichen der Zeit, denn sie achtet und ehrt, was unsern Déak groß und ehrwürdig gemacht hat für alle Zeiten. Der schwarze nationale Rock war schlicht und schmucklos, aber der Mann, welcher ihn trug, hatte klares Verständniß und warmen Eifer für die Ideen der Neuzeit, nach welchen er die Wiedergeburt seines einer riesigen Revolution erlegenen Vaterlandes unbeugsam nach rechts und links anstrebte.

Wenn man Déak feiert, wer dächte da nicht auch an Stefan Szechenyi? Sie waren ein Dioskurenpaar am sturmgepeitschten Himmel ihres Vaterlandes. Szechenyi, der begeisterte, ideale, reiche, vielgereiste Cavalier, der Bewunderer englischen Lebens, dem kein Opfer zu groß war, um es auf dem Altare seines geliebten Vaterlandes darzubringen, bis er selbst in halber Geistesnacht dahinsank; Déak dagegen, der Landedelmann, der scharfsinnige, redegewandte Jurist, rein wie Gold, unerschütterlich beharrend bei seinen Ueberzeugungen, treu seinem angestammten Könige, ein selbstloser Kämpfer für die Rechte seines Volks. Die beiden Männer sind abgeprägt: der eine in seinem geistreichen und schwunghaften Buche „Der Credit", der andere in den berühmten Adressen, welche er seinerzeit im Kampfe mit der Beschlußpartei zur Geltung brachte. Wir diesseits der Leitha haben weder einen Szechenyi, noch einen Déak — und gestehen wir's — wir können sie nicht haben, wegen unserer föderalistischen Zersplitterung; aber am Sarge, der jüngst geschlossen wurde, sollen wir uns wiederholen, daß Oesterreich und Ungarn sich nicht trennen dürfen, nicht können, denn es wäre hüben und drüben Selbstmord.

So dachte auch Déak; wir wollen denken und handeln wie er. Déak war Ungar und Mannes genug, um weder feige und unberechtigte Opfer zu bringen, noch übermüthig, solche zu verlangen. Alle, die wir an seinem Grabe trauern, wollen uns diese Lehre wiederholen und einprägen, damit wir ihn fortleben machen unter uns.

Es liegt etwas Ideales in dieser Pietät für den klugen, charaktervollen und überall maßhaltenden Mann der Pußta, welcher die Ideen der Neuzeit in den alten nationalen Attila einhüllte. Das Kleid blieb dasselbe, aber der Mann drinnen hatte sich politisch erneuert und modernisirt. Diesem Manne gilt unsere Trauer; ihm, dem politisch vorwärtsschreitenden, klugen, maßhaltenden Staatsmanne, welcher an der Seite des schwungvollen Stefan Szechenyi die politische Laufbahn betrat, ein Jahrzehend später einem Ministerium L. Batthyani sich anschloß, ja selbst an L. Kossuth es versuchte; jedoch als dieser das Maß des Rechts und die Formen der Verfassung revolutionär zerschlug, da ging Déak und pflanzte wieder seinen Kohl, in banger Erwartung des unvermeidlichen Endes.

Schmeichelnd umwarben ihn hierauf die Besieger Kossuth's; aber Déak blieb ebenso fest und unbeugsam in dem Kampfe für Ungarns Recht, welches der absolutistische Doctrinarismus als verwirkt erklärte! Der alte Bund, so meinte Déak, solle fortbestehen und verjüngt werden, aber die alten Rechte sollen nicht untergehen und erdrückt werden in der Umarmung des bureaukratischen Centralismus. Nicht minder entschlossen kämpfte er später auch gegen die Zerreißung des Bundes durch die erbitterte Beschlußpartei. Der Pact von 1867 ist seine Siegestrophäe. Déak war durch und durch ein freisinniger Mann in des Wortes edelster Bedeutung; die Liberalen haben Recht, ihn zu den Ihrigen zu zählen, allein wir vermeiden diese Bezeichnung, um die Sympathien nicht abzuschwächen, welche ihm aus allen politischen Lagern in üppiger Fülle zuströmten. Wenn unsere Zeit diesen seltenen Mann hoch ehrt, so ehrt sie die Gedanken und die Bestrebungen, welche sein Leben ausfüllten. Sie ehrt dadurch sich selbst und darf verlangen, daß man dies anerkenne."

Jenseits und diesseits.

Es ist lange her, denn ich war noch grünes Holz, als ich aus der sich gut nährenden königlichen Freistadt Oedenburg, der Hauptstadt des gemüthlichen Hienzenlandes, nach eingenommenem Morgen-

kaffee nach dem alten Forchenstein wanderte, dem fürstlich Esterhazy'schen feudalen Schlosse, sagenreich, von düsterm Ansehen wie die Zeiten, welche uns dasselbe überlassen hatten. Täusche ich mich nicht, so war Forchenstein in alter Zeit ein Besitzthum des bekannten steirischen Ritters Andreas Baumkircher. Zur Erinnerung an die alte Feudalherrschaft schritten auch noch in neuer Zeit gravitätisch ein paar Diener des Fürsten als Soldaten in feudaler Uniform umher und thaten, als ob sie einen Wachedienst verrichteten. Allerlei Interessantes und Uninteressantes wurde mir gezeigt, auch der tiefe Brunnen; man warf einen hölzernen Kreisel mit Feuerwerkskörpern gefüllt, die „Katze" genannt, in denselben, welcher feuerspeiend die Wände und die Tiefe des Bauwerkes beleuchtete. Von da wanderte ich durch üppige Laubwaldungen hinauf und hinaus zur freundlichen Rosalienkapelle mit der überraschenden Rund- und Fernsicht; blickte nach dem Wechsel, dem Sonnwendstein, der Raxalpe, dem Schneeberg, dem kleinen Anninger vor Gaden und über das Hügelland, welches gegen Wien sich hinzieht und nach dem Wienerwald, welcher bei Greifenstein als Buhne am rechten Donauufer steht und dem Flusse den Weg nach Ungarn weist. Vor mir aber lag die große Ebene, welche industriereich, aber ziemlich arm an Vegetation nach der Residenz führt, südöstlich von der humusreichen Leitha begrenzt. Ich stand auf dem westlichen Rande des großen Glacis und des Ravelins, welches das feste, steirische Alpenland gegen die Donau vorschiebt und dessen eine Seite mit Hainburg abschließt, dem Pfeiler des Wasserthors, durch welches der Strom nach Ungarn eilt, und dessen andrer Schenkel in Visegrád endet und eine Treibbuhne bildet, welche den Fluß in das ungarische Flachland wirft, in Visegrád, wo der glänzende König Matthias Corvinus Hof hielt und wo einst blutige Kämpfe stattfanden zwischen dem magyarischen Adel und dem slavischen des Oberlandes. War ich doch zufällig dort gewesen, als der katholische Ortspfarrer, ein eifriger Slavophile, einer slavischen Märtyrin, einer jungen, schönen Hofdame mit kirchlichem Pompe ein vergoldetes Kreuz auf dem Visegrád aufstellte. Die Sage erzählte, daß die junge Dame aus dem slavischen Adel verleumderisch eines unerlaubten Umgangs mit dem Könige beschuldigt worden sei, und daß man sie in ein Faß gesteckt habe, in welches Messer und Spitzen von außen eingetrieben waren und dieses Faß von der Höhe, auf welcher nun das Kreuz stand, zur Donau hinabrollen ließ. Das Hügelland, von welchem ich hier spreche, war ein Theil des römischen Pannoniens und hatte seine eigene Geschichte, durch welche es einflußreich auf die Gestaltung

des österreichischen Länderconglomerats einwirkte. Bei der lieblichen Rosalienkapelle stand ich. Es war ein herrlicher Anblick, aber die müden Glieder sehnten sich nach einer Siesta. Ich gab nach und schlummerte ein. Der Traumgott führte mich den Bergrücken entlang gegen das Schloß Hainburg; und siehe da, die Donau war fort und der Bergrücken schloß sich an die gegenüber nach Nordost ziehenden mährischen Karpathen. Auch Wien war fort und alle Ortschaften diesseits und jenseits der Donau; ein riesiges Wasserbecken breitete sich vor mir aus und schlug mit seinen schmutzigen Wellen an die steirischen Alpen, wie an die mährisch-schlesischen Sudeten und Beskiden, an den Altvater, wie an die ragende Lissa. Es war ein trostloser Anblick. Erschrocken blickte ich nach Südosten und wieder ergoß sich vor mir ein meeresgroßes Wasserbecken, begrenzt von den Centralkarpathen in Ungarn und Siebenbürgen und südlich vom Balkan, südwestlich aber von den julischen Alpen. Fort waren die humusreichen Länder, mit den Slovaken, Wallachen, Serben, Magyaren, Croaten, Sereschanern, Juhazen und Scokazen, den Wenden und den andern südslavischen Volksstämmen. Ich seufzte hinaus in die schauerliche Wasserwüste: da sah ich den Erdgeist sich niedersenken aus den Wolken. Ob er auch donnerte und blitzte, wie im Zaubermärchen, oder Krone und Schweif trug, wie der Erlkönig, weiß ich nicht. Er wendete sich zu den Wassern und sprach zu ihnen: „Ihr müßt fortziehen, hinab und hinaus in die salzige Meerfluth, bahnt euch den Weg; denn ich will, daß Raum werde für eine üppige Pflanzenwelt, für nützliche Thiere und für arbeitsame Menschengeschlechter, welche sich auf den schönen Flächen zusammenthun sollen zu gemeinschaftlicher Culturarbeit.“ Die Wasser horchten auf den Erdgeist und wogten gegen den Damm, auf welchem ich stand, rissen ihn fort, und die Fluthen des obern westlichen Beckens stürzten in das südöstliche und mit vereinter Kraft bahnten sie sich eine zweite Straße durch und über die Felsen des Balkan am „eisernen Thor“ und erreichten die salzige Meerfluth. Aber ein mächtiger Strom blieb zurück — unsere schöne gewaltige Donau; und die Länder links und rechts derselben trockneten ab, wurden fruchtbar und nährend für Thiere und Menschen. Diese aber kamen, ausgesendet von der kinderreichen Altmutter Asia: Kelten und indogermanische Stämme, Slaven und Deutsche arischen Stammes und noch viel andere Stämme. Sie stiegen nieder in die schönen Länderbecken an den Ufern der Donau; zogen den Fluß hinab von Westen kommend und gingen stromaufwärts vom finstern Pontus her und aus dem cultur-

reichen Hellas. Nach Jahrhunderten stieg ein mächtiges Volk griechisch-römischer Gesittung und Kraft von der Adria herauf über die Berge bis zu dem rechten Ufer unsers schönen Donaustroms und gründete dort ein Vindelicien, Rätien, Norikum und Pannonien. Auch von Südost kamen sie aus Thracien und Mösien und bauten sich in Transsilvanien an, überall griechisch-römische Cultur anpflanzend. Aber das mächtige römische Weltreich stürzte zusammen unter dem wilden Anstoß der Slaven, Germanen und anderer Volksstämme. Die beiden Länderbecken wurden zum blutigen Tummelplatze der Völkerwanderung. So träumte ich, als eine Procession andächtiger Slaven singend heranzog zur heiligen Rosalia. Ich erwachte, verließ das Bett der grünen, duftigen Matte und eilte den Berg hinunter, denn ich wollte noch W.-Neustadt erreichen, an dessen Brücke einstmals der steirische Horatius Cocles „Baumkircher" gekämpft hatte. Geschichtliche Erinnerungen beschäftigten fortan mein Gedächtniß und knüpften an die Traumgesichte an, welche den Schläfer beschäftigt hatten. Das römische Weltreich war christlich geworden und vollbrachte seine letzte That: das Christenthum zur Weltreligion zu machen. Da sendete die Mutter Asia, wahrscheinlich von den Ufern des Dons, ein kühnes Reitervolk, sie waren wohl ein Rest von den Völkern des wilden Königs Heerführers, welchen die Geschichte als die Geißel Gottes bezeichnete. Alles vor sich niederwerfend, stürmten sie in das untere Becken, eroberten es und drangen tollkühn vor bis an die Ufer des Lech, ja bis an den Rhein. Aber das deutsche Schwert unter Heinrich dem Finkler und Otto I. trieb sie zurück bis über die Leitha in das untere Land. Hier aber vollendete das Christenthum den deutschen Sieg; der ungarische König Stefan I., zubenannt der Heilige, wurde Christ und christianisirte sein Volk. Zwar blieben die beiden Ländergruppen diesseits und jenseits der Leitha staatlich getrennt, aber der gemeinschaftliche Culturweg verband sie bereits. Die nomadisirenden asiatischen Reiter waren seßhafte und ackerbautreibende Europäer geworden. Als Eroberer wahrten sie ihre Hegemonie. Der Magyare, geistig frisch, tapfer, culturfähig und gesellig, verstand es, die Unterjochten zu gewinnen und seine Nationalität zur maßgebenden zu machen; so gewann das ungarische Staatswesen schon damals einen nationalen Charakter, welchen es bis heute unerschütterlich festhält.

Die Heerführer des Reitervolks waren große Grundbesitzer geworden und ihre Mannschaften hörige Bauern. Sie bildeten das nationale Heer, welches als „Insurrection" für die Landesvertheidi-

gung zusammentrat. Ungarn wurde groß und mächtig, aber die Führerschaft behielt der magyarische Stamm; die übrigen Nationalitäten: Slaven, Deutsche, Rumänen u. s. w. fügten sich seiner frischen Energie. Die hundertsechzigjährige Unterjochung des Landes durch die Türken änderte Nichts in diesen Verhältnissen, und als die Osmanlis durch die deutschen Habsburger vertrieben waren, gruppirten sich die Nationalitäten in alter Weise. In dem kühnen Reitervolke war der alte Freiheitssinn nicht erstorben, es übertrug ihn vielmehr in die Herzen seiner Unterjochten. So kam es, daß, während die größten Reiche Europa's dem romanischen Absolutismus erlagen, Ungarn seine Freiheiten wahrte und aufrecht erhielt. Auch als die blutigen Religionswirren losbrachen und das schöne Deutschland bis zur Ohnmacht verwüsteten, behauptete sich in Ungarn ein Recht der Religions- und Gewissensfreiheit.

Anders war es in den Ländern, welche sich westlich von der Leitha um die obere Donau gruppirten. Der große Organisator Karl der Große hatte sie germanisirt; sie waren deutsches Land geworden und hineingezogen in alle Entwickelungsphasen dieses Reichs, in den Kampf mit dem römischen Papstthume, in den Investiturstreit, in die Hildebrand'schen Uebergriffe der Curie. Das Papstthum hatte mächtige Vertreter gefunden, ich verweise auf das Erzbisthum Salzburg und das Bisthum Passau. Auch die Kreuzzüge mit ihren schweren, nachhaltigen Folgen zogen die Donau entlang nach dem Orient.

Deutscher Geist und germanisches Wesen hatten vor allem durch das edle und ritterliche Geschlecht der Babenberger diesseits der Leitha sich eingebürgert, aber angrenzend entwickelten sich mächtige slavische Reiche: Großmähren und das Reich der Przemysliden; der deutsche Kaiser Rudolf von Habsburg wies die slavischen Dränger zurück und sicherte die deutsche Ostmark bis an die Leitha; der deutsche Geist der Hohenstaufen verflüchtigte mehr und mehr und wich dem selbstischen Bestreben der Dynasten, ihre Hausmacht zu befestigen und zu erweitern. Auch die Nachkommen des bescheidenen Grafen von Habsburg blieben hierin nicht zurück, und so wurde allerwärts dem politischen Absolutismus die Bahn geebnet: in Deutschland, in Italien, in Frankreich, in Spanien, in England u. s. w. Auch der Geist der Habsburger war überwiegend dynastisch, italienisch, spanisch und römisch-kirchlich geworden. Anders war es in Transleithanien,

wo der geschichtliche halbasiatische Feudalismus den modernen westeuropäischen Absolutismus nicht aufkommen ließ.

Als nun aber das Vordringen der mächtigen Osmanen das Reich, die Religion und die romanisch-germanische Cultur bedrohte, da wandte das Haus Habsburg seinen zu ausschließlich nach Westen gekehrten Blick nach dem östlich gelegenen Ungarn. Fast wäre man zu spät gekommen, nur der eintretende sittliche und politische Verfall des Reichs der Osmanen machte es möglich, das Versäumte nachzuholen. Die Türken wurden zurückgeworfen und die Krone des heiligen Stefan kam bleibend an die Beherrscher von Oesterreich.

Die gegenseitigen Interessen beider Ländergruppen waren sich um ein gutes Stück näher gerückt; aber Land und Leute, die culturellen, die socialen und die politischen Verhältnisse blieben hüben und drüben wesentlich verschieden. Diesseits der Leitha herrschte romanischer Absolutismus, verbunden mit katholischer Intoleranz; die alten ständischen und religiösen Rechte, Freiheiten und Immunitäten waren niedergetreten; man gestattete ihnen nur noch ein dürftiges Scheinleben und fand selbst dieses überflüssig und widerwärtig. Jenseits der Leitha gab es zwar weniger Verwaltungskunst, dafür aber Sinn für politische Freiheit und ein frisches, wenn auch halbasiatisches Verfassungsleben. Es war ein schwerer Fehler, daß der monarchische Absolutismus hartnäckig auch jenseits eindringen wollte; er hat die beiden Ländergruppen sich beharrlich entfremdet und gemacht, daß wir auch heute noch auf dem Schaukelwege eines Dualismus schwanken. Seit Leopold I. und beziehungsweise der Vertreibung der Osmanen blieben die beiden Ländergruppen ununterbrochen vereinigt und die Völkerschaften wurden sich immer mehr der Gemeinschaftlichkeit ihrer Interessen und des Bedürfnisses der Zusammengehörigkeit bewußt, so daß selbst der erbitterte Kampf mit Tököly und das beklagenswerthe Blutgericht zu Eperies zwar bittere Erinnerungen, aber keine Trennungsgelüste zurückließen.

Als der letzte Habsburger Karl VI. beigesetzt war und als alleinige Erbin seine hochbegabte Tochter Maria Theresia zurückließ, erhoben die Nachbarn und sogenannten Freunde, trotz der von ihnen anerkannten pragmatischen Sanction die mannigfaltigsten Ansprüche, um das reiche habsburgische Erbe zu zertrümmern; aber die schöne, muthige Erbin wandte sich an die Treue der Ungarn und auf dem Reichstage zu Preßburg riefen sie der schönen Frau, welche mit ihrem Söhnlein auf dem Arme unter sie getreten war,

mit donnernder Begeisterung das berühmte: „Moriamur pro rege nostro, Maria Theresia!“ zu. Mag diese Scene — wie neuere Geschichtsforscher wollen — auch eine patriotische Mythe sein, jedenfalls traten die Magyaren für ihre Königin Maria Theresia erfolgreich in den Kampf ein. Das habsburgische Erbe blieb beisammen und man konnte schon damals von einem Oesterreich-Ungarn sprechen; leider hatte das fortgesetzte Bestreben, auch in Ungarn ohne Verfassung zu regieren, eine schwerwiegende Verstimmung hervorgerufen. Die edle Kaiserin hatte nur Verständniß für den patriarchalischen Absolutismus; ihr schwunghafter und menschenfreundlicher Sohn nur für den modernen, aufgeklärten; beide Formen aber widerstritten dem geschichtlichen ungarischen Verfassungsleben; so wurde der Gegensatz zwischen Jenseits und Diesseits nicht vermittelt, sondern bedenklich zugespitzt, und die kleine Leitha wurde zu einer politischen Scheidewand zwischen Oesterreich und Ungarn.

Wie wir diesseits endlich zu einer Verfassung gelangten.

In dem ungarischen Staatsrecht besteht, wie Franz Déak mit Recht behauptet, eine geschichtliche Rechtscontinuität; wir können von unserer Verfassung des 26. Februar 1861 und den darauf gefolgten Verbesserungen und Ergänzungen derselben mit Einschluß des Dualismus nicht dasselbe sagen; dies soll uns aber nicht hindern, daran festzuhalten. Gestehen wir uns, daß man weder hüben noch drüben zufriedengestellt ist, nicht sowohl wegen eines zu niedrigen oder zu hohen Grades von Liberalismus, obwohl selbstverständlich auch hierin tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten sich kundgegeben, sondern vor allem deshalb, weil das national-föderalistische Blut, welches die Adern sehr vieler österreichisch-ungarischen Staatsbürger, wenn ich diese uneigentliche Bezeichnung anwenden darf, durchströmt, sich mit den neuen Institutionen nicht zurechtfinden kann. Die Staatsbürgerschaft auf Zeit und Widerruf kann eben nicht zufriedenstellen, weil sie dem Rechte sowie dem Bedürfnisse zu genügen nicht vermag. Das immer wiederkehrende Ausgleichungsverfahren macht verdrießlich und mißtrauisch; und wenn man constant ausgleichen muß, so ist man auch constant im Streite begriffen. Vor der Hand wollen wir zufrieden sein, daß hier und dort der alte Grundsatz in Geltung kam: „Wo wir mitthaten, wollen wir auch mitrathen.“

Dankbarkeit ist Pflicht, wenngleich nicht Mode: wir wollen dankbar anerkennen, daß wir unsern Constitutionalismus seinem großen Theile nach der Beharrlichkeit der Ungarn verdanken, denn sie waren es, welche seit Jahrhunderten verhinderten, daß die Bäume des Absolutismus auch jenseits der Leitha emporwuchsen, daß die Denk-, Rede- und Glaubensfreiheit, sowie das Versammlungsrecht nicht völlig ausgetilgt wurden in den österreichisch-ungarischen Ländern. Der ungarische Constitutionalismus, dessen Embryo schon unter Stefan I. (997—1038) gegeben war und in der goldenen Bulle Andreas' II. (1222) eine bestimmtere Form gewann, ist zwar in seinen civilisatorischen Ergebnissen nicht anlockend, allein er gewährte den höhern Ständen eine gewisse bedeutende Autonomie gegenüber der eingeschleppten romanischen Willkürherrschaft; freilich mit der Wirkung, daß er die Misera plebs contribuens nur um so tiefer herabdrückte. Allein ich will nicht in die Zeiten vor der pragmatischen Sanction zurückgreifen, mit welcher erst, um mich so auszudrücken, das Areal für eine österreichische Monarchie planirt wurde. Es war unvermeidlich, daß der in derselben festgehaltene österreichische Staatsgedanke auf der absolutistischen Idee der Fürstenmacht fußte, und da waren es denn vor allem die Ungarn, welche sich diesen Zumuthungen des Hofes nicht fügten, während in den andern Ländern der großen Monarchie die alten privilegirten Stände zwar remonstrirten und repräsentirten; allein auf ihren Privilegiumsurkunden und Landhandvesten war nur noch die Unterschrift Karl's VI. zu lesen, während Maria Theresia und Josef unerbittlich die Unterzeichnung verweigerten. Dieses absolutistische Bemühen der Regierung scheiterte nur in Ungarn, welches fortan der Hort des Constitutionalismus blieb und deshalb in den öffentlichen Urkunden geradezu als Ausland bezeichnet wurde. Der Absolutismus der großen Kaiserin und ihres aufgeklärten Sohnes war jedoch nicht eine entsittlichende Willkürherrschaft, wie man sie an dem französischen und spanischen Hofe, ja mit Bedauern muß man es sagen, in den meisten Residenzstädten fand; sondern Maria Theresia war eine patriarchalische, sittliche, deutsche Hausfrau, und ihr Sohn Josef ein aufgeklärter menschenfreundlicher Fürst, welcher, wie Friedrich II. von Preußen, das Recht und die Philosophie auf den Thron setzen wollte. Wenn daher Mutter und Sohn vielleicht mehr als sie es rechtfertigen konnten über die bestehenden föderalistisch-constitutionellen Rechte hinausgingen, so geschah dies nicht aus eitler Herrschsucht, sondern weil sie es für die ihnen von Gott gewordene Mission hielten, auch die untern Stände

[illegible] auf ein gleiches Niveau des Rechts, der Bildung und des [illegible] mit den social höhern Ständen, welche bis dahin [illegible] oder doch privilegirten dastanden. Das Jahr [illegible] in seinen Hoffnungen getäuschten Kaiser [illegible] am Neumarkt, nachdem 1789 die noch [illegible] französische Revolution entzündet war. [illegible] in Ungarn zu befürchten, und Kaiser Leopold II., der freisinnige Reformator in Toscana, be- [illegible] den ungarischen Reichstag, um die beunruhigten [illegible] und die drängendsten politischen Wirren [illegible]. Die von der Regierung sanctionirten Beschlüsse [illegible] sind der Ausgangspunkt der Rechts- [illegible], welche in der März-Verfassung vom Jahre [illegible] fand und für welche Franz Déak einen [illegible] und erfolgreichen Kampf führte, daß sein großer [illegible] und jenseits der Leitha unvergessen bleiben wird. [illegible] hatte die Treue vergessen, mit welcher [illegible] Maria Theresia gestanden und mit welcher sie [illegible] Anträge Napoleon's I. im Unglücksjahre [illegible] hatten. Sie verleitete den Monarchen, [illegible] des constitutionellen Landtags durch eine [illegible] zu versagen. Das war nicht gut und [illegible] im Jahre 1825 und im Jahre 1830 entschloß [illegible] der Krönung der Kaiserin und des [illegible] und König von Ungarn, zur Einberufung [illegible] bis zum Sturmjahre 1848 folgten [illegible] Bestrebungen beharrlich dahin gingen, [illegible] und die Verfassung zu modernisiren; [illegible] mit schlechten Witzen und heitern [illegible] unter diesen Männer hervor- [illegible] Europa's und die wärmste [illegible] Ich will nur Einen davon [illegible]

[illegible] 48 losbrach, [illegible]

ich [illegible]
mit [illegible]
bürgers[illegible]
stellen, we[illegible]
vermag. D[illegible]
verdrießlich u[illegible]
gleichen muß,
begriffen. Vor [illegible]
und dort der alte Gru[illegible]
wollen wir auch mitrathe[illegible]

Staatsgedanke, welcher noch die pragmatische Sanction durchleuchtete, war verdunkelt und nebelhaft geworden.

Bis zum März 1848 hatten wir vielleicht Grund, den Ungarn dankbar zu sein; von da an aber entfremdeten sie sich unsern Interessen, erweiterten mehr und mehr den Riß, welchen der Dualismus geschaffen hatte, indem sie sogar mit auswärtigen Mächten, unter der Voraussetzung eines von Oesterreich völlig getrennten selbständigen Königreichs Ungarn, diplomatische Verbindungen anzuknüpfen versuchten. Dies war ihr eigenes, wie unser Verderben; der Rückschlag blieb nicht aus; im blutigen Jahre 1849 wurde auch Ungarn niedergeworfen, und es lag, wie Fürst Paskewitsch sich auszudrücken beliebte, „zu den Füßen des Czaren." Der ganzen politischen Linie entlang feierte nun die Reaction ihre Siege, und wäre sie nicht eben Parteireaction gewesen, sie konnte vielleicht ein Gesammtösterreich schaffen; ich verweise auf die Kremsirer Verfassung. Der März 1848 hatte uns die Revolution gebracht; im März 1849 brachte uns der Reichstag von Kremsir eine moderne Verfassung, welche sehr liberal in ihren Grundsätzen den besondern föderalischen Verhältnissen des Kaiserstaates durch ein „Staatenhaus" Rechnung zu tragen suchte. Niemand glaubte an ihre Verwirklichung; denn so lange die ungarische Revolution nicht niedergeworfen war, mußte sie gegen den Centralisationsgedanken ankämpfen; als aber Ungarn besiegt war, sträubte sich der siegende Absolutismus gegen die Zumuthungen der Kremsirer Verfassung, weil sie ihm ans Leben gingen; so wurde sie denn im Jahre 1851 auch formell abgethan. Ich möchte sagen: mit der Capitulation von Világos hatte der Gallicismus gesiegt und zwar mit jenen verderblichen Allüren, welche der Napoleonide in Scene gesetzt hatte; man dachte daran, das Kaiserreich in Departements zu zerschlagen, mit Präfecten an der Spitze, welche man Kreispräsidenten nannte, schuf aber zugleich wieder Statthalter, um den alten Ländergruppen scheinbar Rechnung zu tragen. Eine Gensdarmerie und ein Polizeiministerium nach französisch-russischem Vorbilde sollte die Reichseinheit gewährleisten; und ein selbständig hin-
[illegible] Linienregiment sollte den Knauf bilden, welcher alle Rippen
verbände. Dieser absolutistische Aufbau wurde
allerlei moderne Einschiebungen und Ornamente
seitigte das alte Unterthansverhältniß, hob die
auf, erklärte die Gemeinden für autonom, ge-
nklichen Spielraum, verirrte sich sogar

bis zu den Schwurgerichten u. s. w., allein die Ordnung im Staatshaushalte vermochte man nicht herzustellen und sie blieb die immerfort schmerzende unheilbare Wunde am kränkelnden Absolutismus, bis dieser unter dem Kanonendonner von Solferino zusammenbrach. Nach einem traurigen Decennium bezahlten wir die Erkenntniß der „ererbten Uebelstände" mit dem Verluste der schönen Lombardei, wurden jedoch anderthalb Jahre später modern constitutionell. Ungarn, tief erbittert, wies den österreichischen Staatsgedanken, insofern dieser über die bloße Personalunion hinausgehen sollte, beharrlich zurück. Die „ererbten Uebelstände" dachte man zu heilen durch das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860; allein dasselbe wurde diesseits und jenseits der Leitha als unzureichend und unwirksam erkannt; nachdem man es aber zu den Todten gebettet hatte, machte die unglückliche Theorie der „Rechtsverwirkung" die Vermittelung zwischen Cis- und Transleithanien unmöglich. Es ist ein unsterbliches Verdienst Franz Déak's, daß er diese Theorie siegreich bekämpfte, während unsere selbstbewußten Liberalen dieselbe mit Hartnäckigkeit vertraten. Zur Beleuchtung dieses Anachronismus erzähle ich ein Geschichtchen aus meinem Universitätsleben: Als ich im Jahre 1826 promovirte, verlangte der alte Professor Egger an der Wiener Universität, im Staatsrechte ein Anhänger von Haller's Restaurationstheorie, von mir eine schriftliche Ausarbeitung über die Frage: ‚Ist ein Regent berechtigt, seine aufrührerischen Unterthanen mit Entziehung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu bestrafen?' Ich verneinte diese Frage selbst für den Fall, als man den Ansichten Haller's beipflichte. Und siehe da! Egger war hocherfreut über meine Antwort. Ist es nicht merkwürdig und zugleich belehrend, daß unsere Halb- und selbst die Vollblut-Liberalen aus dem Verfassungsjahre 1861 dieselbe Frage bejahten?! —

Da es mit dem October-Diplom nicht ging, weder jenseits noch diesseits der Leitha, da selbst der inzwischen improvisirte „verstärkte Reichsrath" sich ablehnend verhielt, die Beseitigung der „ererbten Uebelstände" jedoch feierlich zugesagt war, so entschloß sich Se. Majestät der Kaiser, es mit einer modernen Verfassung zu versuchen. Graf Goluchowski erhielt seine Entlassung, Anton Ritter von Schmerling wurde zum Staatsminister ernannt und beauftragt, einen Verfassungsentwurf vorzulegen. So entstand die Verfassung vom 26. Februar 1861. Sie war ein Uebergang, zunächst bestimmt, den österreichischen Staatsgedanken zum Ausdruck zu bringen

und den Absolutismus, welchem schon das October-Diplom die Spitze abgebrochen hatte, für immer zu begraben. Gegenüber der Verfassung von Kremsier, der Verfassung vom 4. März 1849 und der ungarischen Verfassung aus dem März 1848 war sie ein Rückschritt. Sie war zudem nicht lebensfähig, weil sie von dem Grundsatze der Rechtsverwirkung ausging und von den Ungarn unter der Führerschaft Franz Déak's mit aller Macht seines Geistes und Willens bekämpft wurde. Sie war nicht lebensfähig wegen eines innern vitalen Widerspruchs, welcher darin lag, daß sie nach den ihr vorangeschickten gesetzlichen Bestimmungen als eine Entwickelung und Fortbildung des October-Diploms gelten wollte, während sie nach ihrem textuellen Inhalte eine moderne Verfassung sein sollte, fußend auf dem österreichischen Staatsgedanken, wie ihn die Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef aufgefaßt und die Neuzeit ihn zurecht gelegt hatte; während nach dem October-Diplom Oesterreich nicht ein moderner Staat, sondern ein auf die ständisch-föderalistische Zeit zurückgreifender Organismus sein sollte. Die Februar-Verfassung war insbesondere für die Ungarn unannehmbar, sowohl wegen des ihr zu Grunde liegenden Grundsatzes der Rechtsverwirkung, als auch wegen ihrer wesentlichen Verschiedenheit von der ungarischen März-Verfassung, welche die Ungarn als eine Fortbildung und Fortsetzung ihres alten Verfassungsrechts betrachteten. Dennoch wurde sie diesseits mit Freuden begrüßt, denn trotz aller Mängel blieb sie doch der Grundstein für eine weitere constitutionelle Entwickelung. Da man nicht fortbildete, so erwarteten viele eine Rückbildung, ja, einen endlichen Verfassungsbruch. Er erfolgte auch im September 1865 durch das Sistirungspatent und zeigte, daß die Ungarn in ihrem Mißtrauen Recht hatten. Mit dem Sistirungspatente vom 20. September 1865 begann eine neue Verfassungs-Aera, welche mit dem Ausgleiche von 1867 und der Verfassung von 1868/69 ihren Abschluß fand.

Man schuf Oesterreich-Ungarn. Es war ein Bündniß auf zehn Jahre, eine Heirath auf Zeit, ein politischer Dualismus, aber kein moderner Staat und wieder auch nicht eine bloße Personalunion. Immerhin war es aber so besser, als daß der frühere Riß zwischen den beiden Reichsgruppen fortbestanden hätte; wir haben daher Ursache, den beiden Hauptvermittlern, Baron Beust und Franz Déak, zu danken. Meine Betrachtungen gipfeln in wenigen Sätzen. Einmal darin, daß die Natur, die Geschichte und eine gesunde Politik Oesterreich und Ungarn

auf einander angewiesen haben, das Band aber, welches uns derzeit verbindet, nicht stark genug ist, nicht eng genug geflochten, um gewaltigern Stürmen, welche von außen und von innen kommen können und kommen werden, erfolgreichen Widerstand zu leisten; ferner in der Ueberzeugung, daß es möglich sein werde, eine constitutionelle Spitze zu finden, welche, die gegenwärtigen eigenthümlichen Delegationen ersetzend, ausreichen werde, um uns zu einem Staate abzuschließen, ohne zu einem strammen Einheitsstaate überzugehen; endlich in der Ueberzeugung, daß alle Bemühungen und Paragraphkünsteleien vergebens sind, wenn es nicht gelingen sollte, in allen Theilen, in den Bevölkerungen diesseits und jenseits, in den gesetzgebenden Körperschaften, in dem gemeinschaftlichen Heere, in den Organen der Verwaltung, sowie in den Gemeinden, allüberall das Bewußtsein und das Bedürfniß der Zusammengehörigkeit wachzurufen. Die Gesetzes- und Vertragsparagraphen thun es nicht, es thut's die warme, lebenskräftige Vaterlandsliebe, welche darinnen ist; jene sind nur das Taufwasser, diese ist aber der Geist, welcher das Leben giebt.

Andere Zeiten, andere Sitten.

Die Zeiten, in welchen wir leben, sind langsam genug herangereift; nur ihre letzten Entwickelungsperioden möchte ich auf zweihundert Jahre berechnen. Als der westfälische Friede 1648 Deutschland zu einer apathischen Ruhe gebracht hatte, da machte sich überall der patriarchalische Absolutismus breit und entnervte das öffentliche Leben; die Maitressenwirthschaften trugen böse Früchte. Mit dem Frieden zu Aachen 1748, welcher die Erbschaft Maria Theresia's gegen die beutelustigen Nachbarn sicherte, trat für uns eine neue, große, staatliche Periode ein, denn der Staatsgedanke wurde in das Regierungsprogramm aufgenommen, sowie die Anschauungen und Folgerungen der humanistischen Aufklärung in die Gesetzgebung und Verwaltung eindrangen.

Das Sturmjahr 1848 aber brach vollends mit den alten Traditionen und wollte über dieselben hinweg einen neuen Staat schaffen, — that es auch. Mit den politischen Umstaltungen änderten sich die intellectuellen Anschauungen. Die Welt wurde besser und schlechter, wie man will. Ihre tiefste Entsittlichung fällt meines

Erachtens in diese zwei Jahrhunderte, und die Ausbrüche wilder Ausgelassenheit, welche uns in der neuen Zeit mit Recht beunruhigen, sind vielfach sogar nur eine Reaction gegen die 200jährige Fäulniß. Ich glaube, daß wir besser sind als unser Ruf.

Als man Kaiser Josef, es mögen wohl bald hundert Jahre sein, empfahl, Frauenhäuser zu errichten, um die leidige Prostitution zu zügeln, soll er geantwortet haben: „Spannt ein Zelt über die Stadt Wien und ihr habt, was ihr wünscht.“ Wenn dem so ist, so hat der gute Kaiser den Wiener Frauen und Mädchen gar Uebles nachgesagt und doch galten sie damals für frömmer und gottesfürchtiger als am heutigen Tage. Das gute Wien hatte aber seit alter Zeit einen schlechten Ruf, wie seine Chroniken darthun; man sollte daher über die neueste Zeit nicht gar so abfällig und trostlos urtheilen, wie es insbesondere die Frommen thun. In den letzten hundert Jahren haben die Gesellschaft und der Staat allerdings vulkanische Eruptionen durchgemacht, welche den alten Boden vielfach zerrissen und Schlacke wie Asche auf die Oberfläche warfen. Man soll aber nicht allein auf diese letztere sehen, sondern auch auf das gute Gestein und Erz, welche gleichzeitig zu Tage kamen. Zu dem Schlimmen, was diese Zeiten uns brachten, zähle ich wohl mit Recht auch die moderne Halbwelt. Sie besteht nicht, wie Manche oberflächlich sie auffassen, aus den liederlichen Straßenläuferinnen, sondern greift viel tiefer ein in das gesammte gesellschaftliche Leben unserer Zeit und schließt Männer wie Frauen in sich. Man erzählt, daß unser gefeierter Kaiser Josef der Wittwe eines Militär-Verpflegsbeamten, welche um eine Gnadenpension bat, geantwortet habe: „Wer im Rohre sitzt, soll sich Pfeifen schneiden; warum hat ihr Mann dies nicht gethan?“ Wenn dieses Geschichtchen wahr ist, so wollte der edle Kaiser offenbar nicht der Corruption das Wort reden, sondern nur ironisch bitter aussprechen, daß er in gewissen Sphären die Corruption als ein endemisches Uebel voraussetze. Es ist aber nicht gut, wenn die öffentliche Meinung gewissen Beschäftigungs- und Erwerbszweigen oder gar Gesellschaftskreisen stillschweigend ein Anrecht zugesteht, sich außerhalb des Rechts- und Sittengesetzes zu bewegen, insofern sie nur so klug sind, sich den Strafrichter vom Halse zu halten. Es ist jedoch immer so gewesen, und heutigen Tages sind wir zu einer männlichen und weiblichen Halbwelt gelangt, welche daran ist, die öffentliche Meinung zu beherrschen und in welcher die alte Ehrenhaftigkeit als Prüderie und Pedanterie gilt.

Genießen und sich Genußmittel klug und keck verschaffen, dies gilt heute als Lebenszweck und als der Triumph des menschlichen Witzes. Diese Halbwelt ist reich an Talenten, an Muth und Erfolgen, daher auch voll blühenden Wachsthums und voll Reiz für die talentvolle, ihr Glück und ihre Fähigkeiten überschätzende Jugend. Die Gesellschaft ist sich bereits bewußt oder fühlt doch instinctmäßig, daß es sich um eine gefährliche Blutvergiftung des socialen und staatlichen Lebens handle. Die Fanatiker der Ruhe sind selbstverständlich mit diesen unheimlichen Bewegungen höchst unzufrieden. Sie seufzen nach der guten alten Zeit und verlangen die Wiederherstellung von Anschauungen und Einrichtungen, welche nun einmal rettungslos verloren sind, weil die Welt im Denken, im Fühlen und im Arbeiten eine völlig andere geworden ist. Die Einen rufen nach dem Kirchenrath, damit dieser durch äußeren Gottesdienst die emporwuchernde Entsittlichung ausrotte und banne. Allein die Wirkung ihres Eifers bleibt eine äußere und erzieht häufig Heuchler und Zeloten, durch welche die sittliche Blutvergiftung nur um so tiefer in den Gesellschaftskörper eindringt, denn der Heuchler ist ein Lügner und die Lüge des Teufels Großmutter; der Zelotismus aber macht liebeleer und roh, denn das ewige Gesetz des Maßhaltens, welches in der physischen wie in der sittlichen Welt gilt, ist für ihn nicht vorhanden und dadurch macht er selbst das Lobenswerthe, welches er anstrebt, verhaßt, daß die Herzen sich ihm verschließen. Die Andern verlangen den Staatsanwalt, damit er die Heiligkeit des Gesetzes wahre. Allein abgesehen davon, daß nach dem Plaidoyer des Staatsanwalts das Wort dem Vertheidiger gegeben werden muß und dieser gar oft von dem Auditorium lieber gehört wird, als der Ankläger, halb aus Mitleid, halb aus Widerspruchsgeist — abgesehen hiervon, reicht die Aufgabe des Staatsanwalts und seine Befugniß nicht hinan bis zu jenem Gesetz, um das es sich in letzter Auflösung handelt, wenn der entsittlichende Strom der modernen Halbwelt dauernd abgedämmt werden soll. Wie man die Keuschheit im Herzen des Mädchens nicht durch einen ausführlichen Beichtspiegel bewahrt, sondern durch ein lebendiges Schamgefühl vor allem, was unanständig und unsauber ist, so muß auch im öffentlichen Leben die Ehrenhaftigkeit und die gewissenhafte Achtung für Recht und Pflicht sich Tag für Tag ihre Geltung erringen, sowohl auf dem öffentlichen Markte, als im vertrauten Kreise der Freunde. Etwas Teufelei und Heuchelei steckt in jeder Menschenbrust und durch Schreckensherrschaft treibt man sie nicht aus; es ist weder dem

Fanatiker Robespierre gelungen, mit seiner Guillotine die Royalisten zu Republikanern zu machen, noch haben die kirchlichen Terroristen mit Folter und Scheiterhaufen das Ketzerthum überwunden; vielmehr macht jeder Zelotismus hart, ungerecht und lieblos, ja sagen wir's unumwunden, roh und gemein, mag er nun religiöser oder politischer Natur sein, aus dem Dünkel eines Gelehrten oder aus der Selbstüberschätzung eines Künstlers hervorgehen; seine Wirkung ist das Gegentheil von jener, welche Horaz der Kunst zuschreibt, indem er von ihr sagt: „Emollit mores nec sinit esse feros." Leider ist unsere Zeit reich an Zeloten aller Art und man nennt sie charaktervoll, weil man bornirten Eigensinn mit der folgerichtigen Beharrlichkeit des Denkers verwechselt; alle sittlich religiösen und alle freiheitlichen Siege sind durch genossenschaftliches Zusammenwirken mit und ohne Martyrerthum errungen worden. Der Mensch bedarf der freien Zustimmung der Genossen, um im Kampfe stark und aufrecht zu bleiben; denn während der Einzelne nur auf seine Kraft gestellt, zusammenbricht, so bleibt er aufrecht, wenn ihn die Zustimmung zahlreicher Gesinnungsgenossen ermuntert. Der höhere, stärkere Geist tritt erst in die Schranken, sobald der Ideenaustausch die Einzelnen verbindet. „Wenn drei von euch beisammen stehen, so bin ich mitten unter euch." Darin liegt das Geheimniß der nicht geahnten Wirkung, welche religiöse und politische Gesellschaften und Versammlungen ausüben. Freilich gilt dies von dem bösen, wie von dem guten Geist, von dem besonnenen und klaren, wie von dem überstürzenden und verworrenen. Ich habe es nicht selten erfahren, daß man gegenüber einer Versammlung mit Betrübniß sagte: Sehen Sie, mit jedem Einzelnen von ihnen spricht sich's ganz gut, denn jeder ist besonnen und horcht auf Gründe und Erwägungen, allein wenn sie beisammenstehen, um Beschlüsse zu fassen, so ist jeder toll und unnahbar. Mit meiner Erwägung will ich nur gesagt haben, daß, wenn man den abwärts gleitenden, der Versumpfung anheimfallenden Geist aufrichten will, man die Menschen nicht bloß mit dem Pfarrer und mit dem Staatsanwalt anfassen muß, weil es außer dem Religions- und Staatsgesetze noch ein Gesetz humaner Ehrenhaftigkeit und den Antrieb eines selbstlosen Patriotismus giebt, welche als Hebel herangezogen werden müssen, wenn in weiten Kreisen ein besserer Geist wachgerufen werden soll. Gelingt es nicht, diesen aufzuwecken, so versagen auch die Strenge des irdischen Richters, sowie die Schrecken des Jenseits ihren Dienst, weil man an diese nicht glaubt und jener zu entwischen hofft. Als ein eifriger Beichtvater einen störrischen,

zur Beichte kommandirten Soldaten die Schrecken der Hölle in glühenden Farben ausmalte und zuletzt besonders die Ewigkeit derselben betonte, antwortete der Kriegsmann: „Nun, wenn man sie nur aushalten kann!“ Der Russe sagt: „Gott ist hoch und der Czar ist ferne,“ was wohl soviel heißt, als weder von dem einen noch von dem andern hoffe ich Hilfe, noch fürchte ich die Strafe, oder modern ausgedrückt: „Hilf dir selbst!“ Die Gesellschaft kann sich selbst helfen, wenn sie aus dem menschlichen Gemüthe *herausarbeitet*, nicht bloß von außen hinein, wie es denn auch der denkende Pädagoge thut. Unsere, wie eine sittliche Quecke sich immer weiter ausbreitende männliche und weibliche Halbwelt thut deshalb so großen Schaden, weil sie den Seelenadel verspottet, die Gemüthswärme verlacht und die Gemüthslosigkeit zur Mode macht; sie macht die Menschen kalt für alle höheren Interessen, auch für Kunst und Wissenschaft, welche meist nur als Paradepferde geritten werden und als Decorationen zum Aufputze der Salons dienen. „Die Kunst geht nach Brot“ sagte man schon in alter Zeit und heute verlangt der Künstler noch etwas mehr, Champagner und Gänseleberpastete, und diese liefert die Halbwelt prunkend mit ihrem Mäcenatenthum. Die Halbwelt ist nicht fanatisch, sondern genußsüchtig; sie ist auch politisch nicht gefährlich, wie denn auch Cäsar nicht die wohlgenährten Lebemänner fürchtete, sondern den magern Cinna. Sie hat das ehemalige Jung-Oesterreich, Jung-Deutschland, Jung-Italien, Jung-Frankreich und Jung-Europa, welche durch ein Menschenalter den Diplomaten und Polizisten so viele Sorgen machten, verdrängt. Unsere Halbwelt will leben und läßt leben; jagt nicht Idealen nach, wie seinerzeit der deutsche Tugendbund gethan, schleift nicht Dolche wider verhaßte Tyrannen, noch ermüdet sie sich in politischen Controversen, so lange diese nicht Einfluß haben auf die Börsencourse. Ihre Geburtsstätte ist Paris, von welcher Metropole fast alle modernen Culturbewegungen ausströmen. Die Franzosen nannten das neue Culturgebilde, von dem ich rede, bezeichnend die Halbwelt, weil es bestimmt zu sein schien, die eine Hälfte der Gesellschaft aufzusaugen und über den Grenzen seines Geburtslandes seine Arbeit fortzusetzen.

Andere Zeiten, andere Sitten, sie sind gegenseitig Ursache und Wirkung, will sagen: große Ereignisse umwandeln auch die Sitten eines Volkes und diese umstalten langsam fortwirkend auch das öffentliche und politische Leben. Der Wechsel der Zeiten und Sitten, welcher sich bei uns erst in Generationen vollzog, ging in dem heiß-

blütigen Frankreich, dem Lande der Moden und des Kriegsruhms, in Jahrzehenden vor sich. Dabei war und ist dieses Frankreich der Keil, welchen der Weltgeist unabläßig in die Stämme des Culturlebens der andern Völker Europa's eintreibt, und der Vorwurf ist nicht ungegründet, daß unser Culturleben weniger aus sich selbst herauswächst, als vielmehr von außen in uns hineingetragen wird, wie manche Blattpflanzen sich mehr von Atmosphärilien nähren, als aus den Stoffen des Bodens. Der Boden, auf welcher die Gesittung eines Volkes emporwächst, ist das Verhältniß der beiden Geschlechter und insbesondere die daraus sich bildende Familie, daher das eheliche Verhältniß, und deshalb ist die Ehegesetzgebung in erster Linie von größter, socialer Bedeutung und in zweiter Linie kommen bei ihr staats- und kirchenrechtliche Beziehungen in Betrachtung, aber die beiden großen Organismen Staat und Kirche sind bei ihr in hohem Grade interessirt. Ich sprach bereits davon. Einerseits die Erleichterung, andererseits der Schutz und die Veredlung dieses Verhältnisses sind erste und wichtigste Aufgaben der Gesellschaft, der Kirche, des Staats. Polygamie und Monogamie wirken ganz verschieden auf die Gesittung der Völker. Die Erleichterung, Ehen zu schließen, das geschlossene Band nicht leichtfertig zerreißen zu lassen, dagegen auch die Lösung derjenigen zu vermitteln, welche sich als sittlich unhaltbar darstellen, liegt in dem gleichen Interesse der Gesellschaft, der Kirche und des Staats. Und hierin die richtige Mitte zu finden ist die gemeinschaftliche Aufgabe der genannten Organismen; Starrheit und Principienreiterei sind daher vom Uebel. Der heilige Apostel Paulus sagt: „Melius est nubere, quam uri;“ er war also ein Beförderer der Ehe und würde, wenn er in unserer Legislation säße, den modernen Conservativen nicht beistimmen, welche die Erschwerung der Ehen anstreben. Es ist ermüdend viel über die Errichtung oder Unterdrückung von Frauenhäusern gesagt und geschrieben worden; von den hundert Gründen, welche für dieselben angeführt wurden, will ich nur auf die Nothwendigkeit hinweisen, den öffentlichen Straßenskandal nach Möglichkeit zu verhindern, die öffentliche Gesundheit zu wahren und der Prostitutio clandestina Schranken zu setzen. Ich las vor vierzig Jahren das berühmte Werk von Patent-Duchatelet, welches mit großem Fleiße aus den Polizeiacten zusammengestellt und hochinteressante Aufklärungen gewährt; nicht nur wie schwierig es ist, die Frauenhäuser selbst in leidlicher Ordnung zu erhalten, die jugendlichen Bewohnerinnen derselben vor gänzlicher Sclaverei zu sichern

und die Wahrnehmung, daß neben denselben die nicht concessionirte Prostitution doch noch immerfort ihren Weg geht. Paris, überall voran, hatte auch eine Genossenschaft von Cocotten geschaffen, für welche es Genossenschaftsregel war: nur verheirathete Männer zu empfangen, weil sie dadurch ökonomisch gewannen, ihre Gesundheit und das Geheimniß besser wahrten und auch ihre Stellung in der bessern Gesellschaft ziemlich aufrecht erhielten. Aus solchen Elementen bildete sich der General-Quartiermeister-Stab der Halbwelt, allein, wie ich schon sagte, er ist nicht die Halbwelt selbst, sondern nur ein wirksames Element derselben. Was hat alles dieses mit unserm Ausgleich zu thun? Ich antworte: die Sitten sind die Fasern und kleinen Wurzeln, mittelst welcher die Gesittung eines Volkes sich nährt und ansehnliches Wachsthum erreicht, und die Gesittung in ihrer Gesammtheit schafft und baut den Culturstaat. Und dahin wollen wir und sollen wir diesseits und jenseits der Leitha gelangen. Wenn aber zwei Völker von wesentlich ungleicher Gesittung politisch an einander gekettet werden, so wird nothwendig das in der Gesittung höher stehende der Hammer und das andere der Ambos sein. Die erste Aufgabe des Ausgleichs ist daher meines Erachtens die homogene Entwickelung der Gesittung diesseits und jenseits der Leitha.

Fein ausgeklügelte Paragraphen oder in der einen und andern Frage errungene politische oder finanzielle Vortheile geben keinen Ersatz, wenn die angedeutete Homogenität des Culturlebens fehlen sollte. Wir stehen noch bei den Anfängen dieses Ausgleichs und für denselben sind uns hüben und drüben gleiche Zielpunkte gesteckt und verwandte Aufgaben gegeben; Zielpunkte, welche die Verschiedenheit der Sprachen und Nationalitäten nicht zu verrücken vermag. Ein österreichischer Patriot muß dies fühlen, auch wenn er dafür logische und staatsmännische Beweise zu führen nicht vermag. Auf diesem Boden fanden und finden England, Frankreich, Nordamerika, Italien und Deutschland ihren politischen Ausgleich und auch wir müssen ihn allda suchen.

Kluge Wirthschaftlichkeit war niemals unsere Stärke.

Ich erzählte bereits oben, wie ich vor zwei Menschenaltern mit meinem „Quae maribus“ unter dem Arm über den Marktplatz zu Marburg a. d. Drau in die Schule ging. Auf dem Markte

herrschte große Bewegung, Käufer und Verkäufer wehklagten und schimpften, drohten wohl auch und die Vertreter der Behörden hielten sich abseits. Es war der 20. Februar 1811, und ein Finanzpatent hatte unerwartet bekannt gemacht, daß von nun an fünf Gulden Papiergeld nur mehr einen Gulden gelten sollten, und daran reihten sich noch allerlei andere, schlimmere Bestimmungen, welche die ökonomischen Verhältnisse verwirrten und schädigten. Erst in spätern Jahren begriff ich die ganze Wucht dieses Patents und als ich vierzig Jahre später die Papierstreifen, welche man Münzscheine nannte, selbst halbirte, um damit zu bezahlen oder bezahlt zu werden, da glossirte ich in kritischer Weisheit: „Ja, Unwirthschaft ist unser altes chronisches Uebel."

In unserm Ausgleichsprocesse mit Ungarn steht hart neben der staatsrechtlichen Frage die wirthschaftliche, und ich wüßte kaum zu sagen, welche von den beiden die bedeutsamere ist, denn Wohlhabenheit und Wohlfahrt sollen nicht bloß die Wirkungen unserer verfassungsmäßigen Freiheiten sein, sondern sind auch die Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwickelung; vor allem aber sind sie die Stützen unserer Macht und verschaffen uns Geltung nach außen. Unser Ausgleich, wenn er etwas werth sein soll, muß daher sorgen, daß hüben und drüben gemeinschaftlich gut gewirthschaftet werde. Darüber will ich nun sprechen und wenn ich hierbei alter Sünden gedenke, so geschieht es, um gegen deren Wiederkehr zu predigen; denn der beruhigende Spruch des alten Rabbi Ben Akiba: „Alles schon dagewesen", muß durch den warnenden Beisatz ergänzt werden: „Was da war, kann wieder kommen." Wenn die Welt sagt, daß wir schlechte Wirthe seien, so hat sie leider nicht Unrecht. Es ist ein alter Schaden. Der fromme Graf Habsburg war nicht mit Glücksgütern gesegnet, aber er verstand, solche zu erwerben und festzuhalten; ein späterer Nachkomme von ihm, Friedrich, der Friedfertige genannt, vielleicht, weil er in seiner fünfzigjährigen Regierungsperiode, unausgesetzt Krieg führend, sich um so lebhafter nach Frieden sehnte, litt immer an Geldmangel, sowie auch sein ritterlicher Sohn Maximilian I. der Freundschaft Fugger's in Augsburg fleißig zusprach. Wenn Napoleon I. boshaft ärgerlich sagte: „Oesterreich habe immer um eine Idee und um eine Armee zu wenig;" so hätte er historisch gerecht beifügen müssen: „Vor allem aber zu wenig Geld." [illegible] der berühmte Prinz Eugen von Savoyen klagte, daß [illegible] ohne Geld und seine Armee an allen Erfordernissen Man

lasse. Maria Theresia und Josef waren ehrlich bemüht, eine bessere Wirthschaft einzuführen; aber es gelang nicht. Die Prohibition fremder Erzeugnisse schuf doch nicht Geld ins Land, wie die Merkantilisten verkündigt hatten, und als Kaiser Josef sogar mit kühnem Griff die Kirchengüter einzog, um einen Religionsfond zu gründen, wurden diese verschleudert und das Erträgniß war ein spärliches. Auch der fromme Kaiser Franz sah sich im Jahre 1809 genöthigt, nach den Kirchengefäßen zu greifen, aber der Erlös aus ihrer Veräußerung war nur ein Tropfen auf eine glühende Platte geworfen. Wir haben weder das Patent vom 20. Februar 1811, noch die Einlösungsscheine vergessen, welche als Vertreter des Metallgeldes in den Verkehr befohlen wurden, jedoch sehr bald sich zu einem Course von 400 herumschleppten. Im Jahre 1816 erhielten wir eine Nationalbank, ein Geldverkehrsinstitut von größter Bedeutung, aber es wurde seinem Namen nicht vollkommen gerecht, es war zuviel Staatsfinanzbank, um das Staatsschuldenmachen zu erleichtern. So wurde sie auch vorwiegend die Quelle der Bereicherung für einige große, den Geldmarkt beherrschende Firmen und wirkte belebender für das Börsenspiel, als für die Industrie und den Waarenhandel. Auch gewisse Abwege, welche in neuester Zeit viel Unheil schufen, lagen ihr nicht ganz fern; so erinnere ich mich, daß sich schon im Jahre 1825 eine der bedeutendsten Firmen nur dadurch aufrecht erhielt, daß die Bank vermocht wurde, ihre eigenen Actien zu belehnen. Das Börsen-Differenz-Geschäft kam in Blüthe und im Jahre 1840 hatten wir ein kleines Vorspiel des Krachs von 1873 an dem tollkühnen Spiel mit den Mailänder-Actien; denn als Becker sein Rheinlied dichtete und die Deutschen „sie sollen ihn nicht haben“ begeistert sangen, weil Herr Thiers seine napoleonischen Ideen in die Welt warf, da krachte die Börsenwelt in ihren Fugen. Die Geldwelt erholte sich wieder, allein nach zehn Jahren arbeitete wieder die Notenpresse, wie etwa vierzig Jahre zuvor, und so arm waren wir geworden, daß wir selbst die Zehnkreuzermünz-Scheine zerrissen, weil es auch an Scheidemünzen mangelte.

Nachdem der Präsident Louis Napoleon als Retter der Gesellschaft Napoleon III. geworden war, kam ein fieberhaftes Leben in den Geldmarkt; Pereire schuf seinen Credit mobilier; wir eilten, seinem Beispiele zu folgen und gründeten in der Mitte der fünfziger Jahre die Creditanstalt für Handel und Gewerbe, eine großartige Schöpfung von unbestrittenem Nutzen für die

industrielle und kommerzielle Entwickelung des Reichs. Immer entschiedener traten wir in die Beziehungen, Verhältnisse und Gefahren des großen Weltverkehrs. Da traf uns denn auch 1873, was Andere getroffen hatte, nur empfanden wir es tiefer und nachhaltiger, weil wir noch jung und noch nicht erstarkt waren. Mit der Creditanstalt begann meines Erachtens die Aera unsers modernen wirthschaftlichen Lebens; wirthschaftliche, finanzielle, politische und sociale Verhältnisse zwangen uns dazu. Der schwungvolle Handelsminister Baron Bruck, welcher in den Jahren 1850 und 1851 den Bau von Eisenbahnen thatkräftig angeregt hatte, faßte wenige Jahre später als Finanzminister unsere finanziellen Uebelstände mit gleicher Energie an. Er war ein Finanzmann der neuen Schule und gehörte ganz und gar der Zeit an, in der er wirkte. Vieles davon mißfiel den Bureaukraten, und wie vor den Märztagen in dem sichtbar politisch verkommenen alten Oesterreich ein neues sich eindrängte und fortwährend Boden gewann, bis es in den Märztagen das alte über den Haufen warf, so war zugleich mit der Restauration des Jahres 1850 ein commerciell, financiell und industriell neues Oesterreich zu Tage getreten, in welchem das alte fortarbeitete in Sphären und Verhältnissen, welche ihm fremd waren. Daß das alte dem neuen werde weichen müssen, war klar, und empfindliche Opfer und schädliche Mißverhältnisse waren unvermeidlich. Das in dem neuen ökonomischen Leben Nützliche mußte erst eingebürgert und daher von Allen verstanden werden. Dies ging nicht ohne Lehrgeld. Gar Vieles war aber in dem neuen Geschäfts-, Productions- und Verkehrsleben bedenklich, ja entschieden nachtheilig, besonders weil es unsoliden Gebahrungen und, sagen wir's offen, verderblichem Schwindel Vorschub gab, und das Lüderliche lernt sich leichter als das Solide. Leider war auch unsere bisherige wirthschaftliche Erziehung nicht vortheilhaft und lobenswerth. Die Wechselreiterei blühte seit langem, gewissenhafte und rechtzeitige Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten war nicht allseitige Uebung; wir pflegten nicht geschäftlich rigoros zu sein, sondern waren gemüthlich lax und huldigten dem Grundsatze: „Leben und leben lassen." Im Börsenspiel hatten wir es, Dank der vielen Staatsschulden, zu einer anerkennenswerthen Uebung gebracht, und die immerfort kränkelnden Finanzen mußten dieser Geneigtheit wohlwollen. Zu all' dem lockten in tausend Boutiquen die Ankündigungen der

kleinen Zahlenlotterie; die Köchin bestahl ihre Frau, der Bediente seinen Herrn und der Commis seinen Prinzipal, um spielen zu können. Empfänglich waren wir für die zweideutigen Kniffe und ökonomischen Keckheiten der neuen Aera, aber wenig geschickt und gewillt, uns auch die Arbeiten und Mühen, Vorsicht und Wachsamkeit anzueignen, welche das neue Verkehrsleben verlangte, wenn es nicht sofort bedenklich entarten sollte. Unsere alten, vielfach zu nachlässigen Usancen reichten nicht aus in den neuen Geschäftsüberstürzungen und die Gesetze ebensowenig, was zur Folge hatte, daß der Verkehr entweder gesetzlos seinen Weg ging, oder aber, daß die Behörden, durch allzugroße Mißbräuche empört, ausnahmsweise oder wie man sagt, um ein Exempel zu statuiren, alte gesetzliche Bestimmungen neuen geschäftlichen Verhältnissen willkürlich aufzwangen, auf welche sie nicht paßten, wodurch dem herrschenden Uebel nicht gesteuert, wohl aber die Verdächtigung ungesetzlicher Willkür hervorgerufen wurde. Ein besonders beliebtes Vorbild war uns der französische Credit mobilier, welcher manche verlockende Erfindung in das Leben der Erwerbsgesellschaften eingeführt hatte. Die sogenannten Executiv-Comité's lähmten die Wirksamkeit und die Verantwortlichkeit der statutenmäßigen Verwaltungsräthe, sowie des landesfürstlichen Commissärs, welcher meist zu spät vor einer fertigen Thatsache stand, deren Unlauterkeit und schlimme Folgen er wohl kopfschüttelnd vermuthen konnte, ohne jedoch in den Gesetzen genügende Anhaltspunkte zu finden, sie ungeschehen zu machen; abgesehen davon, daß in vielen Fällen ein nicht sehr gewandter Commissär des Pudels Kern erst entdeckte, wenn von einer wirksamen Gegenaction nicht mehr die Rede sein konnte. Nebenbei gedenke ich z. B. der Conti sospesi und anonimi, der Verbuchungen mit fingirten Namen, welche auf der Messerschneide des Betrugs hin balancirten; diese erschwerten außerordentlich die Controle, schufen Gewinnste, welche nicht da waren und verdeckten Verluste, welche man verheimlichen wollte. Dies Alles war lange vor dem Ministerium Auersperg-Lasser da, welches von einer gewissen Partei als der Träger und Schutzherr eines verderblichen Systems beschuldigt wird. Graf Clam-Martinitz, der Abgeordnete des böhmischen Großgrundbesitzes, verwahrte sich in seiner Rede über den Adreß-Entwurf (October 1879) gegen die „alberne Zumuthung", daß er das liberale System des damaligen Ministeriums für den Krach vom Mai 1873 und dessen Folgen verantwortlich machen wolle. Ich nehme Act davon. Er beschul-

digte aber nichtsdestoweniger das Ministerium von damals einer leichtfertigen ökonomischen Politik, insbesondere daß dasselbe, an längst abgethanen Phrasen festhaltend, mitschuldig geworden sei an der wirthschaftlichen Misère, welche uns seit dem 9. Mai 1873 bedrückt. Nun, ich gebe zu, daß das Ministerium von damals, trotz allem Lobenswerthen, das es geleistet, doch in den staats- und volkswirthschaftlichen Aufgaben hinter seiner Sendung zurückblieb, weil es seinen Fiscalismus einer gesunden Staatswirthschaftspolitik überordnete; denn wie lüderlich und verdächtig eine neue Unternehmung auch sein mochte, sie wurde nicht gestört, wenn sie nur Steuern zahlte. Als die Kartenhäuser der Speculation zusammenbrachen, stand die Regierung rath- und thatlos dem Krach gegenüber. Aber es ist unpatriotisch, die allgemeine Nothlage zu politischen Partei-Experimenten auszubeuten. Der hochadelige Sprecher möge überzeugt sein, daß die Wissenschaft fortarbeiten wird wie bisher.

An fremdländischen Meistern, welche kamen, uns zu belehren, sowie an anstelligen Landeskindern, welche im Auslande ihre Studien machten, fehlte es nicht, und überaus rasch und erstaunlich fruchtbar ging der Unterricht vorwärts. Seit der berüchtigte Schotte Law mit seinen Mississippi-Actien die Franzosen toll gemacht hatte, blieb das Speculationsfieber eine endemische und epidemische Krankheit in Europa. Wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert wird, so jener zum Bankerott mit glänzenden Projecten; wer ihn geht, erfreut sich der reizendsten Aussichten, wie der Alpen besteigende Tourist; bis plötzlich der Wolkenbruch der Ueberspeculation niedergeht, den Wanderer in das Thal reißt und in den Gießbach der Crida wirft. Dies hat aber nicht das Ministerum Auersperg verschuldet. Nicht der Constitutionalismus, nicht Confessionslosigkeit, nicht das System des genannten Ministeriums hatten uns ausgebildet und verbildet, wir hatten praktischere Meister; ich nenne — weil, wie ich oben bemerkte, was einmal dagewesen, wieder kommen kann, — den Erfinder des katholischen Capitals, den römischen Grafen Langrand-Dumonceau. Er war von genialer Gewandtheit in der Erschaffung großer Unternehmungen modernen Schnittes: Wie die Naturforscher uns von organischen Gebilden berichten, welche, in Stücke zerschnitten, ebenso viele neue Gebilde geben, so verstand er es, aus der einen Unternehmungsgesellschaft durch Theilung und Association zwei bis drei neue zu erzeugen, um Liebhaber heranzulocken, bis sie Alle zusammen nach Erlegung eines tüchtigen Lehrgeldes bankerott heimgeschickt wurden. Ich rechne es mir zu

einigem Verdienst, daß ich wahrscheinlich den ersten Nagel schmiedete zu dem Sarge des volkswirthschaftlich gefährlichen Mannes, welchen endlich das belgische Strafgericht vollends außer Wirksamkeit setzte. Es war November 1868, als mich die diesseitige Regierung als den von ihr gewählten Verwaltungsrath nach Pest schickte zur Eröffnung des statutenmäßigen Verwaltungraths der Kaschau-Oderberger Eisenbahn-Gesellschaft. Dieses Unternehmen war dem oben genannten Grafen verfallen und zuversichtlich zu erwarten, daß nicht gebaut, sondern nur speculirt und agiotirt werden würde, denn die vorhandenen Bauten wurden für unbrauchbar und des Umbaues bedürftig erkannt und Langrand hatte für die Fortsetzung und Reconstruction des Baues kein Geld zu beschaffen vermocht. Das Schwert des Damokles hing über dem Haupte der Unternehmung. Ich machte dem energischen ungarischen Finanzminister Grafen Melchior Lonnyay einen Vorschlag, welcher Dumonceau verpflichtete, die Kasse der Gesellschaft sofort für das ganze nächste Baujahr vollkommen zu bedecken. Dies vermochte Langrand nicht und so ging sein Geschäft an die Anglo-Austria-Bank über; für Dumonceau hatte aber dieser Verlust bedenkliche Folgen, denn der Credit seiner andern Unternehmungen wurde durch die stete Hinweisung auf die Kaschau-Oderberger Bahn künstlich aufrecht gehalten. Die Bahnunternehmung war gerettet, aber etwa sechs Millionen Gulden waren doch vergeudet. Von da ab ging es mit dem Grafen abwärts und ein Criminalproceß beschloß dessen Carrière.

Aber ich will, da ich schon im Beichten bin, noch ein anderes Pater peccavi absingen, welches uns unmittelbar angeht. Der englische Grundsatz „Zeit ist Geld", oder bestimmter gesagt „Arbeit ist Geld", hat sich in unserer Volkswirthschaft noch nicht eingelebt; wir sind noch immer Zeitverschwender, verlieren daher das Geld, welches in jenem Stück Zeit beziehungsweise Arbeit gewonnen werden könnte. Es ist auch noch nicht so lange her, daß wir von der Naturalwirthschaft in die Geldwirthschaft vollständig übergetreten sind, denn erst der 7. September 1848 machte der immer nur halb fruchtbaren Zwangsarbeit gesetzlich ein Ende. Allein die gesetzliche Freigebung der Arbeit macht noch nicht fleißig, sondern führt nicht selten zum Gegentheile, weil der plötzlich Freigewordene hungert und lungert, aber nicht arbeitet, sondern faullenzt, als ob er nun auf Ferien gesetzt wäre. Dem Fleiße muß sich auch die Arbeitsgeschicklichkeit beigesellen, wenn die Arbeit lohnend sein soll; so fehlt es denn

nach zwei Seiten, am Fleiße und an der Geschicklichkeit. Jüngst sagte mir Jemand, als wir über diesen Gegenstand mit Hinblick auf Frankreich sprachen, für je Dreißigtausend, welche bei uns arbeiteten, seien in Frankreich wenigstens Hunderttausend in Thätigkeit und jeder Einzelne von diesen schaffe ein dreifach so werthvolles Product, als einer der Unsern; da begreift man denn, wie es Frankreich möglich war, in vier Jahren fünf Milliarden Kriegsentschädigung zu bezahlen und seine eigenen Kriegsschäden zu tragen, ohne sich volkswirthschaftlich zu erschöpfen. Auch unsere Erziehung war wenigstens in früherer Zeit dem Müßiggange förderlich, nicht bloß in den aristokratischen Kreisen, sondern auch in den bürgerlichen, wo insbesondere die wohlhabende Bürgersfrau ihre Jungen nach ihrer Pädagogik körperlich pflegte und bei guter Laune zu erhalten trachtete, wohl auch dafür sorgte, daß der Gemahl sich nicht wehe that durch Ueberarbeiten, es vielmehr gerne sah, wenn er dem Bier zusprach und die Gymnastik der Kegelbahn betrieb. So lebten wir denn gemüthlich fort und verlachten wohl auch den unruhigen Hebräer, den beweglichen Franzosen und den unternehmungslustigen Engländer und Amerikaner, daß sie sich so abplagten mit dem leidigen Erwerbe. Aus diesem behaglichen Zustande des Lebens und Lebenlassens wurden wir mit einem Ruck in die Hetze des Geldmachens, des Börsenspieles und wagnißvoller Vergesellschaftungen hineingeworfen. Die Folge davon waren Uebermuth und Uebergenuß und hierauf der Krach und lähmende Muthlosigkeit. Ach ja! die Unwirthschaft ist unser altes chronisches Leiden und noch siechen wir daran.

Knickern heißt noch nicht gut wirthschaften.

Die Unwirthschaft ist ein Unkraut, mit welchem alle modernen Staatswirthe zu kämpfen haben; sie ist eine Pflanze, welche in dem öffentlichen wie in dem Privathaushalte wuchert.

Ich unterscheide sowohl für die private als für die öffentliche Wirthschaft vier Arten des genannten Unkrauts; die erste ist das zu viel ausgeben, die zweite das zu wenig einnehmen, die dritte das zu wenig ausgeben und die vierte das zu viel einnehmen wollen. Von diesen Arten will ich sprechen zum wahrscheinlichen Verdrusse der Finanzdirectoren, wie der Wirthschaftsräthe und Anderer. Die erste Species, das zu viel ausgeben, ist die verbreitetste. Bei den

Privatleuten findet sie ihre natürliche Grenze in dem absoluten Geldmangel, in dem nicht mehr borgen können und schließlich in dem Erscheinen des Gerichtsdieners. Die Staaten hingegen wissen sich zu helfen, denn sie können in alle Taschen greifen; sie bedrucken Papierstreifen und befehlen, daß dieselben Metallgeld seien, borgen noch, wo man glaubt, daß der Credit bereits zur Unmöglichkeit geworden sei. Dies macht, daß die Unwirthschaft des Staats viel länger ausdauern kann als jene eines Privatmannes. Aber woher kommt dieses nicht maßhaltende Bedürfniß? Ich antworte: daher, daß zu den Bedürfnissen des alten Staats noch die des neuen hinzugetreten sind und daß man die einen wie die andern nicht geradezu abweisen kann. Die erstern nicht, weil sie nicht selten auf alten Rechten und eingelebten Gewohnheiten beruhen; die zweiten nicht, weil man mit den Nachbarn vorwärts muß oder eifersüchtelnd will. Obenan steht in den europäischen Staaten im Ausgabebudget das Heeresbedürfniß, welches unbarmherzig die Ersparnisse des Fleißes vernichtet. Man hat in der Doctrin den Grundsatz aufgestellt, daß bei dem Staatsbudget anders als in einer Privatwirthschaft die Einnahmen nach den Ausgaben, nicht die Ausgaben nach den Einnahmen sich richten müßten; was der Staat bedürfe, das müsse herbeigeschafft werden, während man von dem Privaten verlange, daß er seine Bedürfnisse nach seinem Einkommen beschränke. Obiger Satz ist aber nur insofern richtig, als es der Regierung nicht zukommt, mit den Einkünften nach Belieben zu schalten, wie es der Private kann, ohne dadurch einem Andern verantwortlich zu werden; die Staatsgewalt hat also in dieser Richtung beschränktere Rechte als der Privatwirth, welcher über sein Eigenthum nach Belieben verfügt, weil er in den Säckel eines Andern nicht hineingreift; die Staatsgewalt hingegen muß ihre Gebahrung vor dem Steuerträger verantworten. Hierbei sind aber für sie nicht bloß die sogenannten politischen Rücksichten und Zwecke, sondern auch die wirthschaftlichen Kräfte und Verhältnisse maßgebend. Wenn man nicht die wirthschaftlichen Kräfte hat, eine Großmacht zu sein, so muß man sich bequemen herunterzusteigen und trachten, den Abgang an eigner Kraft durch kluge Interessen-Verknüpfungen mit Andern zu ersetzen. Ich will nicht sagen, daß wir uns bereits in der Nothwendigkeit befinden, solche Reflexionen zu machen, aber vielleicht ist es gut, dieselben nicht ganz von der Hand zu weisen; auch unser „Dualismus" drängt dazu, wie mir scheint, denn er hat uns einen kostbaren Compagnon zugeführt. Die Höhe des ordentlichen

Armeebudgets ist vor allem eine wirthschaftliche Frage und insoweit sie dies ist, fällt ihre Beantwortung auch in das Gebiet der Nichtmilitärs, will sagen, der Volksvertreter hüben und drüben der Leitha. Mir scheint auch, daß die Verständigung nicht so überschwierig sei, wenn die Fachmänner, wie die Volksvertreter von warmer Vaterlandsliebe beseelt sind, und die Ersteren nicht glauben, daß sie allein es verständen, wie man eine Armee administrirt und die Zweiten, daß sie in Folge ihres Mandats sofort Alles verständen. Der Krieg kömmt in dem Leben der Staaten wie eine Krankheit im Leben des Einzelnen; man muß diese sofort bekämpfen mit Hintansetzung aller andern Geschäfte und Bedürfnisse, denn die Gefahr ist der Tod oder das Siechthum; den Frieden um jeden Preis erkaufen, heißt sich selbst aufgeben; darum gilt das altrömische Si vis pacem, para bellum. Es ist diese Maxime am heutigen Tage um so nothwendiger, als in der Kriegskunst die Technik entscheidend geworden ist; als man nicht mehr durch Massenaufgebote sich vertheidigt, sondern durch Panzerschiffe, durch Hinterlader, durch Uchatiuskanonen, durch Eisenbahnen und andere kostbare Dinge. Diese schafft man aber nicht in wenigen Monaten, noch durch patriotische Begeisterung, sondern der Techniker ersinnt sie und die Staatkasse bezahlt sie. Wenn das Armeebudget zur Zeit ein hohes sein muß, so ist es auch um so mehr eine politische Pflicht, daran zu sparen, wo es angeht, und es giebt gar viele Ansätze und Absätze desselben, wo der Civilist mitreden kann. Ich war immer Friedensmann oder wie man im Officiers-Kaffeehause sagen würde, ein Federfuchser, erlaube mir jedoch für meine Schwäche eine Autorität anzurufen, welche man respectiren wird. Es war im Frühsommer 1838, als der engelsgute Erzherzog Karl mich zu Tische lud, um seine Söhne, meine gewesenen Schüler, zu sehen; sie waren bereits als Divisionäre in den Provinzen angestellt und auf Besuch nach Wien gekommen. Nach einem heitern Mittagessen, bei welchem ich als der einzige schwarze Frack anwesend gewesen, hielt der erlauchte Herr Cercle mit den zahlreich anwesenden Generälen und Stabsoffizieren. Ich stand bei den jungen Erzherzögen, welche mit großer Wärme von ihrem Berufe sprachen, während ich mich als Friedensmann gab, ernst und scherzend. Ich behauptete endlich herausfordernd, daß die Zeit des ewigen Friedens offenbar angebrochen sei und daß sich für Kampflustige keine Gelegenheit darbieten werde, Lorbeern zu pflücken und den Theresienorden sich zu erkämpfen; nur Polizeidienste könne das moderne Heldenthum

noch in Aussicht nehmen. Da drangen die kaiserlichen Prinzen lebhaft auf mich ein. Der Held von Aspern aber, welcher unsern heitern Wortkampf belauscht hatte, schritt plötzlich an der Spitze einer Garde von Feldmarschallieutenants lächelnd auf uns zu; ich beeilte mich darzulegen, um was es sich handle, um die von mir scherzend behandelte Frage durchzuschneiden. Der Erzherzog nahm sogleich das Wort und sagte zu seinen kriegslustigen Söhnen: „Ich wünsche Euch nicht, daß Ihr Zeiten und Ereignisse durchzumachen habt, wie ich seit meinem achtzehnten Lebensjahre. Man muß ein Schlachtfeld gesehen haben, um die Schrecken und Leiden des Krieges zu begreifen." Der erlauchte Herr erging sich in warmen und ernsten Worten und Alle empfanden das Gewicht derselben, denn aus dem erlauchten Munde sprachen Seelenadel und Gemüthswärme. Wie damals, denke ich auch heute noch, nur haben die Ereignisse seit dem Jahre 1848 mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß unsere schöne Cultur und der Wohlstand der Völker Europa's untergehen müssen, wenn diese nicht endlich das Verständniß und die Kraft erringen, ehrlich und anständig Frieden zu halten; einen Frieden, welcher nicht wie der gegenwärtige durch das Armeebudget alle Ersparnisse des Fleißes aufzehrt und durch die Höhe des Armeestandes die Productionskraft in höchst bedenklichem Grade abschwächt. Aber ich wiederhole, daß ich nicht nörgeln will, ja daß z. B. selbst wünschenswerthe Verbesserungen im Justiz- und Unterrichtswesen dem Vertheidigungsbedürfnisse zur Zeit können weichen müssen, wie der Lehrer und Erzieher dem Arzte, wenn der Zögling und Schüler erkrankt.

Ich bezeichnete zu wenig einnehmen als die zweite Species der Unwirthschaft und muß dies rechtfertigen. Der Staatsschatz besitzt in der Regel große Landgüter und Forste, Bergwerke und Monopolsrechte und deckt seinen Mehrbedarf durch Steuern, welche er unmittelbar aus dem Säckel des Staatsbürgers nimmt. Bei den erstern ist es wohl ohnehin klar, daß das „Wenigeinnehmen" gleichbedeutend sei mit nicht gut wirthschaften; aber auch bei den Steuererträgnissen dürfte diese Anschuldigung wohl begründet sein, denn das Steuererträgniß entspringt aus der Belastung der Production, sowie der Consumtion; gehen diese vorwärts, so wächst auch das Steuererträgniß, gehen sie rückwärts, so fällt es. Nicht die bequeme Steuererhöhung mehrt es, wie der Fiscalist berechnet, sondern das Wachsen der Production und der Consumtion. Darum hatte auch der Dechant Swift allgemeine Zustimmung gefunden, als er sagte: in der Finanz sei zwei mal zwei nicht immer gleich vier

sondern manchmal gleich eins. Darum liefert das Zurückgehen des Steuererträgnisses, oder das „Wenigereinnehmen", wie ich es oben bezeichnete, bei gleichem Steuersatze den Beweis für den Rückgang des Nationalwohlstandes, — oder doch für ein schlechtes Steuersystem; in beiden Fällen sind der Volkswirth, der Finanzier und der Staatsmann zugleich berufen und verpflichtet, die beiden bezeichneten Quellen reichlicher fließen zu machen. Da fehlt es nun aber bei uns wie anderwärts. Der Fiscalist insbesondere glaubt seiner Pflicht Genüge zu thun, wenn er lauert und hascht, ob irgendwo ein auffischbares Stück Geld zum Vorschein komme; ein uralter Brauch, welcher an die Zeiten erinnert, als die Raubritter die Straßen sperrten und die Flüsse verlegten, um die Kaufherren zu brandschatzen.

Ich sprach oben sogar das Paradoxon aus, daß intelligente Staatswirthschaft mitunter verlange, *mehr auszugeben*, als der sparsame Schatzkanzler geneigt ist, weil die Volkswirthschaft Investituren verlangt, welche der Fiscalist nur ungern zugesteht. Ich erinnere mich, wie mir einstmals der hochintelligente und mit großen Erfolgen gesegnete Industrielle Florentin Robert, mit welchem ich als Director der Herrschaft Selowitz im Jahre 1842 in Geschäftsverbindung stand, mit Eifer sagte: „Diese Leute dünken sich hochweise, wenn sie im Januar 100 Gulden in die Kasse sperren und dieselben im December noch allda finden, ohne irgend welchen Ertrag. Sie nennen das Sparsamkeit und Solidität, obschon es nur kaufmännische Unbehülflichkeit ist. Als Baron Bruck das Finanzministerium übernahm, fand er in den Staatskassen, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, achtundfünfzig Millionen unverwendet liegen, was pro Jahr wohl einen Zinsenentgang von zwei Millionen darstellt; das ist nicht Sparsamkeit, sondern Verschwendung. Ich besuchte z. B. in den fünfziger Jahren eine Saline in Ostgalizien und trat da in einen weiten Schuppen, in welchem sich ein riesiger Göpel, von drei Pferden gezogen, langsam fortbewegte; es steckte ein ganzer Dachstuhl in diesem Göpel, aber die Leistung war winzig, denn er förderte nur zwei Schläuche mit Salzsoole langsam aus einem tiefen Brunnen; allein ihn durch eine Dampfmaschine von vier bis sechs Pferdekräften zu ersetzen kostete eben Geld, und man war sparsam oder richtiger, man knickerte. Soll ich noch der höhern Zwecke gedenken, welche der Staat aus Gerechtigkeit und Humanität anzustreben verpflichtet ist? Eine gute Justiz und ein zeitgemäßes Unterrichtswesen kosten viel Geld *und daran knickern ist nicht nur eine politische Sünde, sondern auch Unwirthschaft.*

Als vierte Species der schlechten Wirthschaft bezeichnete ich das fiscalische Bestreben, rücksichtslos mehr einnehmen zu wollen. Es ist eine Gewohnheitssünde aus uralter Zeit. Man klagt bei uns über theures Capital und daß der Mangel daran neue Unternehmungen so sehr erschwere; allein, wenn irgendwo Capitalien sich genossenschaftlich zusammenthun, da nimmt der Steuereinnehmer vorweg einen guten Theil davon und fragt nicht, ob das geplante Unternehmen das Capital verzinsen werde oder nicht; ja nimmt es auch dann, wenn es nahezu auf flacher Hand liegt, daß das fragliche Unternehmen lediglich auf Prellung des gewinndurstigen Publikums hinauslaufen müsse. Die Hast, mehr einzunehmen, führt zur regel- und rücksichtslosen Besteuerung und verringert dadurch die Production wie die Consumtion, ja verwirrt die Wirkungen jedes Steuersystems, weil bei dem naturgemäßen Bestreben eines jeden Steuerträgers, seine Steuerlast einem Andern zuzuschieben, es unberechenbar wird, wer zuletzt als „schwarzer Peter" die Steuerlast zu tragen haben werde. So wird das Steuersystem, welches auf volkswirthschaftlichen Grundsätzen aufgebaut sein sollte, zu einer bloß fiscalischen Plusmacherei und Steuerschraube. Allein genug! Ich will nicht einen Beichtspiegel abfassen und Jedermann, insbesondere der Finanzmann, kennt ohnehin diese Sünden, wie der Beichtvater und Menschenkenner alle andern. Der Reuige bekennt sie auch, beichtet sie sogar, aber begeht sie wieder; dennoch mußte der patriotische Publicist von ihnen aber und abermals sprechen wie der pflichttreue Seelsorger zu seiner andächtigen Gemeinde, damit die Sündhaftigkeit im Leben und in der Finanzverwaltung nicht allzu sehr zunehme.

Abermals dürfte der Leser fragen: „Was hat diese financielle Strafpredigt mit dem Ausgleich zu thun?" Ich antworte: „Weil, wenn wir hüben und drüben fortwirthschaften wie bisher, so dürften uns schließlich die Vergleichsobjecte selbst abhanden kommen."

Haben und Sollen, Können und Wollen.

Eine gesunde Politik macht ihr Programm nach ernster Prüfung der Kräfte, über welche sie verfügt; sie stellt nichts auf dasselbe, was sie nicht auch als ausführbar erkennt. Man kann Ideologe sein, wie nach vorwärts, so nach rückwärts. Ein leichtfertiger Freund, welcher nicht selten einen überflüssigen Witz machte, sagte eines Tags

zu mir, unsere Finanzvorlagen erinnerten ihn an den Berliner Eckensteher Nante, wie dieser eines Tags mit stoischer Entsagung an der beliebten Branntweinschenke Rennebom's mit Selbstverleugnung vorüberging, aber unter siegreichen Seelenkämpfen an das Ende der Straße gelangt, zu sich mit großer Befriedigung sagte: „Nante, Du hast Dich brav gehalten, heute verdienst Du, daß Du zu Rennebom gehst"; und er ging dahin. Die gute Frau Nante's war sehr betrübt darob, sie ermahnte, klagte, weinte, zürnte, aber vergebens; Nante ging fortwährend zu Rennebom. Die Frau sparte am Morgen- und Abendbrod, an den Hemden und Schuhen der Kinder, aber Nante brauchte mehr für Schnaps als sein Weib ersparte, und da machten sie denn Schulden, zogen Wechsel auf die Zukunft ihrer Kinder. Mein Freund machte von diesem Geschichtchen folgende Nutzanwendung: unsere Staatsvoranschläge zeigen das eifrige Bemühen zu sparen; aber wenn wir an einem Ausgabeposten, nicht selten mit nörgelnder Beharrlichkeit, eine halbe Million gestrichen haben, so ist unsere Finanzverwaltung hoch befriedigt; und mit dem Selbstbewußtsein Nante's findet sie sofort einen andern Budget-Artikel bei welchem sie zwei ganze Millionen zulegt; das sei, so meinte mein boshafter Freund, die beruhigende Selbstzufriedenheit des guten Nante. Man weiß, daß es viel schwieriger ist, einen bestehenden großen Haushalt zu verkleinern, als einen bescheidenen zu erweitern. Die Hausfrau und ihre Töchter können doch nicht, so sagen die Tanten, hinter andern ihres Standes in der Gesellschaft zurückbleiben, und die Fonds, die dazu nothwendig sind, müssen beschafft werden, mag der Papa darüber zu Grunde gehen; welche Bedürfnisse jedoch zu den nothwendigen gehören, darüber entscheidet die Mode, der Anstand und der Geschmack. Wenn ein rivalisirender Spinner seine Fabrik von 5000 Spindeln auf 10,000 vermehrt hat, so thut dasselbe auch sein ehrgeiziger Concurrent. Allein ich bin auf einen Irrweg gerathen, denn nicht von dem Ausgabe-Budget wollte ich sprechen, sondern von der Art der Staatseinnahmen.

Die Nationalökonomie und der Fiscalismus liegen in stetem Kampfe, etwa wie der Wirthschafts-Director und der junge Herr, welcher immer Geld verlangt und zuletzt auch erhält; wie diesem verbleibt auch der Sieg in der Regel dem Fiscus und das ist unsere volkswirthschaftliche Calamität. In der guten alten Zeit half sich der Dynast, wenn er Geld brauchte, indem er seinen Kammerjuden rief, um mit ihm eine Münzverschlechterung zu verabreden, oder indem er einem reichen Vasallen das Recht, Münzen zu prägen,

verkaufte, oder indem er die Waaren von durchziehenden Kaufleuten brandschatzte, oder indem er Mensch und Vieh mit einer Kopfsteuer belegte, oder eine Verzehrungssteuer nahm von Fleisch und Brod oder was sonst dem Bürger unentbehrlich war. Ganz so rücksichtslos gehen wir heute nicht mehr zu Werke, nicht sowohl aus Menschenliebe und Gerechtigkeitsgefühl, als vielmehr aus wirthschaftlichen und fiscalischen Klugheitsgründen. Wir verschlechtern nicht mehr die Münzen, wie ehedem ein Defterdar oder Kammerjude gethan, dafür setzen wir Papiernoten in Umlauf, welche ihre Aufschrift Lügen strafen, ja selbst völlig werthlos werden, wie Assignaten, Mandaten und Kossuthnoten. Wo ein Geldcapital zu Tage tritt, sei es um Schulden zu zahlen oder eine Anlage zu suchen, sei es als Erbschaft oder als Kaufgeld, als Zinsenbetrag oder um es lustig zu verzehren, kurz, wo es sich unvorsichtiger Weise sehen läßt, fällt davon ein Stück in den Staatssäckel; dieser speculirt auf die Spiellust, auf den Hunger wie auf den Durst, auf den Fleiß wie auf die Trägheit. Die intelligenten Engländer und Franzosen sind uns auch hierin mit einem lockenden Beispiele vorangegangen; indem sie die Verzehrungssteuer zu einer ungeahnten Schwunghaftigkeit und Ertragsfähigkeit brachten. Wer seine Suppe gesalzen essen will, wer ein Glas Bier trinkt oder vollends eine Cigarre ansteckt, entrichtet seinen Tribut an die argusäugige Finanzkasse. Es wäre interessant — ich glaube ein Engländer gab sich die Mühe — aufzuzählen, wie viele Staatssteuern in jedem Glase Bier stecken. Dieses rücksichtslose Hinaufschrauben der Consumtionssteuern ist von Uebel, denn es vermindert die Consumtionsfähigkeit, vertheuert die Production, entsittlicht, vermehrt den Pauperismus und das Proletariat; allein die dem Fiscus gebotene Bequemlichkeit ist sehr verführerisch. Ich möchte Allen, welche geneigt sind, dieser Sirene sich hinzugeben, die Worte Mephisto's an Faust zurufen: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerbeste Gaben, so bist Du mein."

Der Kaufmann und Industrielle, welcher sein Haben und Soll nicht fleißig bilancirt, kömmt in Verlegenheiten und geht am Ende zu Grunde; dem Staate, welcher sein Wollen nicht nach seinem Können beschränkt, geht es schließlich nicht besser. Es ist dies eine banale Wahrheit, gegen welche die genialen Politiker sich sträuben, aber es ist nichts desto weniger Wahrheit. Die erfindungsreiche Neuzeit hat, wie das Mikroskop und andere Dinge, so auch eine Wissenschaft erfunden oder gefunden, welche der Staatsmann

wie ein Vademecum, oder wie einen Beichtspiegel, oder wie einen Eisenbahncourier bei sich führen soll. Sie heißt: Statistik. Sie ist nicht bloß ein Schulbuch für wißbegierige Studenten, aus welchem diese lernen, wie viel Quadratmeilen und Einwohner dieses und jenes Land habe, wie viele Katholiken, Protestanten, Juden, Sunniten und Schiiten da und dort sich in den Haaren liegen, noch eine Curiositäten-Sammlung, in welcher berechnet wird, wie oft unsere im Gebrauch stehenden Eisenbahnschienen den Aequator umgürten könnten, oder ob eine Schnur aus unsern Garnen gedreht bis zur Sonne oder bis zum Syrius reiche und was dergleichen mehr ist; nein, sie ist ein unentbehrliches Handbuch für jeden Staatsmann, welches ihn, wenn er es zu benützen versteht, über viele Mängel und Mißbräuche in der Staatsverwaltung und Gesetzgebung aufklärt und die Wege der Verbesserung andeutet. Sie ist insbesondere für das Haben und Sollen, für das Können und Wollen von unschätzbarem Werthe. Der Staatsmann muß jedoch lernen, diese Pythia zu befragen, denn auf eine ungeschickte Frage kann sie auch nur eine unpassende oder gar keine Antwort geben. Ja das Fragen ist oftmals schwieriger als das Antworten und darum muß es der Staatsmann lernen, wie es der Naturforscher, der Geologe, der Chemiker, der Fabrikant, der denkende Landwirth und der Arzt gelernt haben und lernen sollen. Staatsmänner! lernet die Statistik benützen, damit sie euch belehre und leite, nicht irre führe: eine Gefahr, welche näher liegt als man glaubt, denn kein Lügner ist hartnäckiger, als welcher in Zahlen lügt, und kein Irrthum täuschender, als welcher aus einer falschen Berechnung entspringt. Und die Statistiker sind leider gesegnet mit solchen, weil sie die Quellen, aus welchen sie ihre Zahlen entnehmen, nicht mit catonischer Strenge und nicht unbefangen prüfen; wer statistischen Discussionen gefolgt ist, wird sich überzeugt haben, daß die Gegner niemals in Verlegenheit sind, ihre entgegengesetzten Meinungen durch Zahlen zu beweisen, und der eine der Gegner muß denn doch im Irrthum sein! Das macht die Gruppirung der Zahlen und die Unlauterkeit der Quellen, aus welchen sie geschöpft sind. Ich stand einstmals mit einem hochgräflichen Gutsbesitzer im Salon seines Schlosses am Fenster und wir schauten nach den gegenüberliegenden bewaldeten Höhen; da trat der Oberförster ein, welchen der Graf hatte rufen lassen. Dieser — es war der rührige patriotische Graf Ferdinand Colloredo Mannsfeld, der Vater des gegenwärtigen Fürsten Josef — sagte zu dem

Forstmann: „Das Kreisamt verlangt, daß wir unsere Platanenbestände für die Statistik eintragen; was soll ich in die Rubrik schreiben?" „Ew. Excellenz, ich bitte zu schreiben: keine." Der Graf herrschte den Forstmann an: „Aber da drüben sehe ich ja einen ganzen Bergrücken mit Platanenbeständen!" „Nun," antwortete der phlegmatische Oberförster, „sie sollen kommen und sie zählen." Es wurde eingetragen „keine", und sie kamen nicht, um sie zu zählen.

Ach ja, die Statistik ist unentbehrlich, aber man muß sorgen, daß sie nicht täusche, daher müssen ihre Zahlen nicht bloß gezählt, sondern auch abgewogen werden.

Neue Pensa für die Statistik.

Wie der Reisende einen verläßlichen Eisenbahncourier, in welchem er den Fahrplan, die Routen und die Fahrpreise findet, nicht entbehren kann, so ist für den Volkswirth, für den denkenden Staatswirth, ja auch für den plusmachenden Fiscalisten die Statistik ein unentbehrliches Vademecum. Ich möchte sagen, sie ist das Mikroskop der Volks- und Staatswirthschaftspolitik, ja der Politik überhaupt, und das neue wirthschaftliche und staatliche Leben liefert ihnen reichlichen Stoff und ihre Pensa mehren sich von Jahr zu Jahr. Ich will nur ein paar davon herausheben, will sprechen von ihrer Aufgabe zur Bezifferung eines rationellen Schutzzolls, sodann von der Bemessung der Steuerpflichtigkeit des landwirthschaftlichen Gewerbes; vielleicht findet sich ein brauchbares Körnlein darin. Denn ich bin hierbei kein völlig unberufener Dilettant.

Zum Zolltarif.

Schutzzoll oder Freihandel ist ein altes Thema, doch bleibt es immer neu und zweischneidig. Ich betrachte den Schutzzoll als ein nothwendiges Uebergangsstadium. Meines Erachtens muß die Statistik vorerst das Material auffinden und ziffermäßig feststellen, auf welchem die Gesetzgebung und Verwaltung des Staats den Schutzzoll zu bemessen hätte. Zu diesem Zwecke verlange ich von ihr insbesondere die Prüfung und Sichtung der Selbstkosten der verschiedenen Productionszweige, um Typen für die Concurrenzfähigkeit der einzelnen Gewerbszweige zu gewinnen, denn die Marktpreise geben nicht genügende Anhaltspunkte

hierfür. Um deutlich zu machen was ich will, gestatte ich mir beispielsweise von einem Schutzzoll auf das Roheisen zu sprechen. Der Statistiker müßte sich zum Vorwurf seiner Forschung einige Hochöfen wählen von mindestens 50,000 Centner Jahresproduction, um zu Typen für die heimische Roheisen-Industrie zu gelangen, deren Concurrenzfähigkeit mit der gleichen fremden Production er ziffermäßig feststellen will. Bei der Prüfung der Selbstkosten müßte jedoch herzhaft, will sagen trotz der Widersprüche des Producenten, des Protectionisten, des Fiscalisten, die Sonde eingeführt werden. Man müßte z. B. sofort untersuchen, ob nicht unpassende Belastungen und Umlagen von Seite der Gemeinde, des Landes, des Staats vorliegen, deren Wirkung besser beseitigt, als durch einen Schutzzoll befestigt würde. Man müßte auch den Fleiß, die Arbeitstüchtigkeit und Lebensweise des Arbeiters und seiner Familie ziffermäßig kennzeichnen in den Gestehungskosten, und zwar, indem nicht bloß die persönlichen Arbeitslöhne in der Heimath und im Auslande oberflächlich verglichen, sondern die Leistung der einzelnen Arbeitsstunden bewerthet wird. Hierbei werden denn die überflüssigen Ruhetage, allerlei sociale Gewohnheiten und Zeitvergeudungen confessioneller wie nationaler Natur in Rechnung genommen werden müssen; denn diese Uebelstände verdienen wohl nicht einen Schutz aus der Tasche der Consumenten und zum Schaden des industriellen Fortschritts. Der forschende Statistiker wird finden, daß oftmals angeborene Schwerfälligkeit und Mangel an Geistesfrische der Arbeiter die Arbeit vertheure und die Concurrenzfähigkeit vermindere; vielleicht lassen sich diese Mißverhältnisse in Ziffern ausdrücken. Ich vindicire meinem Statistiker noch weiter gehende Rechte, z. B., daß er die Erzgewinnung und den Hochofenbetrieb in Ziffern kritisire. Wenn man kaum zwanzig procenthaltige Eisensteine auf zwanzig Meilen verfrachtet, wenn diese zudem noch strengflüssig sind und man unterläßt, dieselben durch Rösten, Quetschen, Versumpfung milder zu machen, um an Brennstoff zu ersparen, wenn man kostbare Holzkohle verwendet statt der wohlfeilern Steinkohle, wenn man aus alter Gewohnheit fortfährt mit schlecht construirten Gebläsen und mit kalter Luft statt mit erhitzter zu blasen und in Folge dessen die Spesen des Brennstoffs unverantwortlich hinaufschraubt u. s. w., dann wäre es eine Ungerechtigkeit, den Consumenten im Schutzzoll diese Versäumnisse des Producenten ersetzen zu lassen. Getadelt sind diese Uebelstände zur Genüge, aber beziffert sind sie nicht, und dieses

muthe ich dem Statistiker zu; die Frage des Schutzzolls soll ihn in diese Kritik hineintreiben. Steigt er nun vom Rohstoff zum Halb- und Ganzfabrikat empor, vom Roheisen zum Stabeisen, zum Blech, zur Sense, zum Draht und zur Nadelfabrikation, so wird er in die Nothwendigkeit kommen, noch viele Uebelstände zu beziffern, um sich die Frage zu beantworten, ob ihnen durch Schutzzoll oder auf anderm Wege zu begegnen sei. Bei allen großen Industrien, welche die Weltconcurrenz zu bestehen haben, fallen die Kosten der Capitalsbeschaffung, die Frachtspesen schwer ins Gewicht, für beide kann die Regierung sehr viel, der einzelne Industrielle nur sehr wenig thun. Die Statistik aber ist in der Lage, in beiden Richtungen vorhandene Uebelstände nicht bloß auszuforschen, sondern auch ihre Wirkungen in Ziffern auszudrücken, und diese Arbeit muthe ich ihr zu. Mit dem Gesagten soll nur die Richtung angedeutet werden, in welcher neue Pensa für die Statistik sich darbieten. Die Lösung derselben beansprucht Mühe, Hingebung und Zeit, und wenn wir derselben auch noch viel Geduld entgegenbringen müssen, so werden doch auch schon während der Arbeit viele nützliche Ergebnisse uns zufallen, welche die Wirthschaftspolitik fruchtbar anwenden kann. Es handelt sich dabei nicht um massenhafte statistische Erhebungen, sondern vielmehr um strenge Analysen der Selbstkosten und Feststellung von Typen, welche für das Urtheil über die Concurrenzfähigkeit des fraglichen Gewerbszweigs im Ganzen und durchschnittlich maßgebend sein sollen; es handelt sich praktisch auch nur um die großen Industriebranchen, also neben der Eisenindustrie noch etwa um vier oder fünf Industriezweige. Die statistische Arbeit wird nicht sowohl umfangreicher als vielmehr eindringlicher und gründlicher werden müssen und sich immer auf dem praktischen Boden zu bewegen haben. Ein bei großen Industrien schwer ins Gewicht fallendes Element des Selbstkostenpreises ist der Capitals- und Geldzins. Bei dessen Prüfung und Bezifferung wird man aber unvermeidlich dem Fiscus an den Leib kommen, denn dieser ist nicht nur in Folge seines constanten Schuldenmachens ein gefährlicher Factor und Concurrent auf dem Geldmarkte, welcher das Capital vertheuert, sondern er übt auch noch die bequeme Praxis, überall zuzugreifen, wo Geld zu Tage tritt, um der Industrie zugeführt zu werden; sich wenig darum kümmernd, ob die neu auftauchende Unternehmung reussiren werde oder nicht, nöthigt er diese schon vorweg, von dem ohnehin theuren Capital auch noch eine größere Summe, als der Ausländer aufzu-

wenden genöthigt ist, durch oftmals unsolide Künste herbeizuschaffen. Diesen Uebelstand müßte ein Statistiker nachsichtslos klar legen, und die Handelspolitik wird, bevor sie auf das Zugeständniß eines empfindlichen Schutzzolls eingeht, an die Finanzpolitik das Ansinnen stellen müssen, daß *diese vorerst* den bezeichneten Uebelständen abhelfe. Man wird mit Recht fragen, weshalb ich, statt auf die schwer zu ermittelnden Selbstkosten, nicht lieber auf die näher und bequemer vorliegenden *Marktpreise* greifen wolle, denn diese schienen denn doch der praktische und leicht anzufassende Maßstab der Concurrenzfähigkeit zu sein. Ich antworte: „Der Marktpreis ist von allerlei temporären Verhältnissen und Conjuncturen beeinflußt; er ist die alleinige Richtschnur für den Speculanten und Marktfieranten, aber nicht für den staatswirthschaftlichen Politiker, welcher auf die bleibende *Grundlage* des Marktpreises, d. i. auf die Selbstkosten zurückgehen muß, denn der Handels-Politiker hat nicht ins Auge zu fassen, ob und wie heute oder morgen ein *Geschäft* in gewissen Landes-Erzeugnissen zu machen sei, sondern, wie der inländische Erzeuger, sei es auch erst in zehn Jahren, zu einer *Tüchtigkeit* sich empor arbeiten könne, welche es ihm möglich macht, die *Concurrenz des Ausländers* zu bestehen. Den Speculanten und Marktfieranten interessirt nur die Gegenwart, den Volkswirth die Zukunft. Deshalb mußte ich auf die Bequemlichkeit verzichten, nur oder auch nur vorzugsweise die Marktpreise als Regulativ heranzuziehen.

Der Schutzzoll wird jedoch in neuester Zeit als eine *Handhabe zur Förderung der hohen Politik* herbeigezogen. Man will durch ihn — vor der Hand in Deutschland — die Einheit des Reichs befestigen, eine größere Unabhängigkeit der Regierungsgewalt schaffen und eine imposante Militärmacht sicher stellen. Ich untersuche nicht, in wie weit er geeignet und berechtigt ist, solchen Zwecken zu dienen; allein wenn er dazu taugt, so sollte man mit offenem Visir vorgehen und nicht versuchen, die Wissenschaft zu fälschen, welche am Ende doch Recht behält; dann müßte man aber auch nur von einer temporären Action sprechen, von einem *Ausnahmsfalle*, wie ein solcher beispielsweise selbst die Suspension von Staatsgrundgesetzen rechtfertigen kann; es ist immer gefährlich und schafft böse politische Lagen, wenn man die Wissenschaft mißbraucht, und rächt sich spätestens an den Enkeln und Urenkeln.

Zur Steuer-Reform.

Ein zweites Gebiet, auf welches ich die Thätigkeit der Statistik hinweisen muß, ist die Steuerreform überhaupt und jene von Grund und Boden zunächst. Ich fasse die letztere ins Auge. In Oesterreich hat man auf diesem Gebiete viel und fleißig und einsichtsvoll seit sechzig Jahren gearbeitet, aber die Ergebnisse stehen hinter dem Aufwande von Mühe und Geld zurück und deshalb fangen wir immer von Neuem an, wie Penelope ihr Gewebe; es ist also noch immer an der Zeit, darüber zu reden. Als ich meine volkswirthschaftlichen Studien begann, imponirte mir sehr die, wie es schien, theoretisch correcte Richtung, in welcher die Grundsteuer-Regulirung von Schule und Amt angegriffen war. Die Ermittelung des reinen Einkommens von Grund und Boden und die darauf basirte Besteuerung sollten, wie man meinte, den Theoretiker und Praktiker zufriedenstellen; allein als ich älter wurde und im praktischen Leben mich umtrieb, da wuchsen die Zweifel in meinem Kopfe und ich fand zuletzt, daß weder der Parzellar- noch der Werth-Cataster das besteuerungsfähige Einkommen von Grund und Boden verhältnißmäßig richtig zu beziffern vermochten. Man war von der Volkswirthschaft abgekommen und in eine lediglich fiscalische Plusmacherei gerathen. Man schmeichelte sich, sowohl durch den einen, als durch den andern den Reinertrag einer Landwirthschaft, beziehungsweise das reine Einkommen des Eigenthümers aus derselben zu beziffern und verhältnißmäßig zu besteuern; allein weder der Parcellar- noch der Werth-Cataster vermögen diese Aufgabe zu lösen; der erstere bonitirt Parzelle um Parzelle, sieht jedoch von einem Wirthschaftskörper und einem gewerbsmäßigen Betrieb der Landwirthschaft völlig ab, erlaubt sich überdies Willkürlichkeiten in seiner Bezifferung, welche das Ergebniß derselben incorrect machen. Dagegen mischen sich in die Capitalsziffer des Werth-Catasters allerlei Elemente, welche mit dem Reinertrage, beziehungsweise dem reinen Einkommen aus der betreffenden Landwirthschaft, Nichts zu thun haben, vielmehr in dieser Richtung eine falsche Einschätzung zur Folge haben müssen, wie z. B. wenn die landwirthschaftliche Entität überwiegend als Voluptuarium oder zu andern Zwecken eingekauft und abgeschätzt wird, wo man sich dann ungenirt mit allerlei fiscalischen Kunstgriffen und Willkürlichkeiten hilft. Ist der leitende Grundsatz unrichtig, so müssen es auch die Corrolarien desselben sein. Nehmen wir z. B. an, daß

eine mittelgroße landwirthschaftliche Entität in der Nähe einer größern Stadt vorzugsweise Cichorien baue für eine in dieser Stadt bestehende Fabrik, daß sie den Düngerbedarf aus der Stadt beziehe und dadurch die Haltung von Düngervieh erspare, daß sie die Bestellung ihrer Felder durch gemiethete Züge und Arbeiter zu bewirken vermöge, so würden Arbeits- und Düngervieh, ein großer Theil Arbeiter und viele Wirthschaftsgebäude ihr nicht zur Last fallen, daher die Passiva ihres Wirthschaftsconto's wesentlich vermindert sein; setzen wir dagegen, daß in der Nachbarschaft dieses Anwesens sich ein andrer Landwirth etablirt habe, welcher jedoch nicht mehr in der Lage ist, in der angedeuteten Weise Dünger- und Arbeitsvieh und die dazu erforderlichen Wirthschaftsgebäude zu ersparen, so wird er dieselben aufbauen und Vieh und Leute anschaffen müssen; da kömmt nun der Werth-Cataster und rechnet ihm alle diese Passiva als Activa in den Werth seiner Landwirthschaft ein; der betreffende Eigenthümer wird somit catasterrichtig mit einem höhern Steuersatze als sein besser gestellter Nachbar beziffert werden.

Auch die neuerlich so sehr betonte Unterscheidung zwischen Grundertrag und dem Einkommen des Eigenthümers von Grund und Boden beruhigen meine Skepsis nicht, indem der Ertrag das Object, von welchem der Steuerzahlende seine Steuer gewinnt, im Auge hat, während eben dieser Ertrag in der Tasche des Eigenthümers dessen Einkommen bildet, wovon er die Steuer bezahlt; deshalb scheint mir, daß diese Unterscheidung mehr fiscalisch nützlich als theoretisch fruchtbar sei.

Man hat in der national-ökonomischen Doctrin einstmals theoretisch den Satz aufgestellt, daß zuerst die ertragfähigsten Grundstücke von den Menschen in Bearbeitung genommen würden und diese erst dann auf die minder fruchtbaren hinübergriffen. Dagegen hat man neuerlich bewiesen, daß dieser Satz nicht richtig sei, weil viele schwerwiegende Beweggründe und Verhältnisse geschichtlich zu einem entgegengesetzten Vorgehen antrieben; z. B. die Sicherheit und Unabhängigkeit, welche das Gebirge gewähre, Gewohnheiten, klimatische und persönliche Rücksichten, endlich auch die Freiheits- und Unabhängigkeitsfrage. Heute ist bei den Finanzmännern der Grundsatz beliebt, daß die Besitzer eines Grundstücks, wenn sie von demselben eine eigentliche Grundrente nicht mehr gewännen, dasselbe verlassen würden. Auch dem ist nicht also! Auf dem eigenen Grundstücke zu sitzen und es zu bearbeiten, um davon zu leben, dadurch selbständig zu sein, eine Familie gründen zu können und ein Heim zu

haben, das sind Beweggründe genug, um die ökonomische Bilanzfrage zurückzudrängen und lediglich als Arbeiter auf dem eigenen Anwesen seinen nothdürftigen Unterhalt sich zu verschaffen, den Arbeiter und Arbeitgeber in eigener Person zu vereinigen. Wenn man die Belastung einer Zwergwirthschaft an Robot und Steuern — ich hatte Gelegenheit dazu — einer Prüfung unterzog, so fand man, daß der betreffende Landwirth von seinem Grundbesitze keine Rente gewann, sondern nur von seiner Arbeit lebte, er war eben sein eigener Knecht und Dienstbote, daher war auch die Grundsteuer, welche ihm von seinem sogenannten reinen Einkommen catastermäßig bemessen wurde, nur eine Besteuerung seiner Arbeit. Hätten solche Zwergwirthe ihre patentmäßige Robot nach dem Marktwerthe in Geld ablösen müssen, so hätten sie besser gethan, Haus und Hof einfach zu verlassen. Ich erinnere mich in Ostgalizien, wo ich die Grundentlastung leitete, einen Bauerngrund getroffen zu haben von dreißig Jochen Areal und nothdürftigen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, welcher um 300 Fl. C.-M. keinen Käufer fand! Der Parzellar-Cataster aber verstand es, überall ein reines Einkommen herauszuschrauben.

Es war in Mitte der vierziger Jahre, als der Parzellar-Cataster für Schlesien beendet werden sollte. Ich war damals der Director eines großen Güter-Complexes allda und daher verpflichtet, die Ergebnisse zu prüfen, denn der herrschaftliche Säckel war dabei sehr ins Mitleiden gezogen, selbst dann, wenn es sich vielleicht zunächst nur um eine Ueberlastung des bäuerlichen Grundbesitzes handelte. In unserm Catastergesetze war die Bezifferung der schwerwiegenden Düngerkosten kurz und cavalierement abgethan, indem zur Begleichung derselben das Stroh außer Rechnung zu lassen angeordnet war. Landwirthe, welche, wie in Schlesien, überwiegend Kartoffel- oder eine keinen Strohrückstand zurücklassende Fruchtwechselwirthschaft betrieben, mußten dadurch in ihrem Reinertrage überschätzt und in der Steuer überbürdet werden. So kam es, daß die fruchtbarsten und üppigsten Korn- und Weizenfelder einen geringern Ertrag auswiesen, als arme Kartoffel-Parzellen des Gebirges. Ich mußte daher pflichtmäßig die rücksichtslose Anwendung dieses Grundsatzes bekämpfen und that dies so entschieden, daß der Chef des gesammten Catasterwesens, der intelligente und billig denkende Hofrath von S., selbst nach Teschen kam, um eine Verständigung mit mir anzubahnen. Ich war conciliant und wir vereinigten uns auf eine Herabsetzung des Kartoffelpreises; dadurch stellte sich die

Grundsteuer wesentlich niedriger, aber die Unrichtigkeit des Grundsatzes, welcher auf dem eingeschlagenen Wege das reine Einkommen beziffern wollte, war thatsächlich zugestanden. Siehe da! als ich wenige Jahre darauf Statthalter von Schlesien und Präsident der Finanz-Landesdirection wurde, entdeckte ich, daß man mit fiscalischer Gemüthlichkeit den für den Teschener Kreis zugestandenen Steuerausfall ohne Umstände durch Erhöhung der Besteuerung des Troppauer Kreises hereingebracht hatte. Derlei Erinnerungen erwecken in mir eigenthümliche Betrachtungen, wenn ich von den erbitterten Kämpfen erzählen höre, die in unserer parlamentarischen Commission für die Grundsteuer-Reform Zwietracht stiften. Ich anerkenne in vollem Umfange die vielen nützlichen und sehr schätzenswerthen Ergebnisse des Parzellar-Catasters, denn er hat Ordnung geschafft in dem Grundbesitze und zu einer rationellern Behandlung der landwirthschaftlichen Besteuerung geführt; das, was er aufgebaut, wird immer Grundlage und Grundbau sein für die statistischen Erhebungen auf diesem Gebiete. Ich will versuchen, für die Besteuerung des Ertrags von Grund und Boden eine verläßlichere Grundlage zu gewinnen, als ihn die beiden genannten Cataster darbieten; mögen die Grundsteuer-Koryphäen in und außer dem Parlamente diese Kühnheit mir verzeihen.

Das Einkommen des Landwirths wird von drei Hauptpotenzen bestimmt und bemessen: 1) von der Ertragsfähigkeit und Dankbarkeit des Bodens, welchen er bearbeitet, 2) von dem Umfang und der Wirksamkeit der Capitalien, über welche er verfügt und 3) von der Intelligenz, dem Fleiße und dem Geschicke, womit er arbeitet. Von diesen dreien ist die erste oftmals ausschließlich das Ergebniß der Naturkräfte, welchen die Thätigkeit des Landwirths sehr bescheiden gegenüber steht; dagegen sind zwei und drei sein eigenes unmittelbares Werk. Wenn der Staatsschatz in die Tasche des Landwirths greifen will, wie er muß und zu thun ein Recht hat, so muß er diese drei Potenzen im Auge behalten, sobald er seinen Anspruch beziffern und rechtfertigen will. Die Ertragfähigkeit des Grundes und Bodens ist in ihren natürlichen Grundbedingungen von dem menschlichen Willen nahezu unabhängig, Wind und Wetter, Wasser und Feuer, Frost und Hitze, Heuschrecken, Mäuse, Reblaus und Borkenkäfer verfügen oftmals unbarmherzig darüber. Dagegen sind Capital und Intelligenz und deren Anwendung des Wirthes eigenstes Werk. Ich meine daher, daß auch die Besteuerung des Einkommens von Grund und Boden, diese Verschiedenheit im Auge behaltend, jene

Potenz des landwirthschaftlichen Einkommens, welche in der Naturkraft, in der Fruchtbarkeit, in der angebornen Ertragsfähigkeit von Grund und Boden wurzelt, anders bemessen und angefaßt werden müsse, als jenes Einkommen, welches überwiegend das Ergebniß der zweckmäßigen Capitalsanwendung und der Gewerbsthätigkeit des Landwirths ist. Aber auch schon in der Wirksamkeit der ersten Potenz spielt das Capital mit, jenes nämlich, welches zur beharrlichen andauernden Erhöhung der Ertragsfähigkeit von Grund und Boden verwendet wird; wenn der Landwirth Capital anwendet, um seine Wiesen zu entwässern, um seine Aecker zu trainiren, um Wald und Feld durch einen kostbaren Damm gegen Ueberschwemmung sicher zu stellen, dann gehen diese Capitalsanlagen gleichsam in Grund und Boden über, erhöhen nicht nur dessen Tauschwerth, sondern werden Theile der zeugenden Naturkräfte des Bodens selbst, ändern, um mich catastralisch auszudrücken, die Culturgattung, welcher die Parzelle einzureihen ist. Dagegen wird das in der zweiten Ertragspotenz wirkende Capital periodisch aufgezehrt, muß daher durch den Ertrag periodisch amortisirt werden, wie solches bei der großen Mehrzahl aller Gewerbsunternehmungen, welche nicht lediglich auf persönlichen Eigenschaften beruhen, der Fall ist. Vollends die dritte Potenz, von welcher ich sprach, nimmt einen persönlichen Charakter an und verlangt die Entlohnung des Gewerbsmannes durch einen Unternehmungsprofit. Die Besteuerung des landwirthschaftlichen Gewerbes muß daher meines Erachtens auf zwei wesentlich verschiedenen Grundlagen aufgebaut und durchgeführt werden; davon ist die eine die natürliche Ertragsfähigkeit des Grundes und Bodens, ich möchte sagen dessen wirthschaftlicher Werth mit Einschluß der in demselben zu bleibender Befruchtung eingelegten Capitalien; die zweite Grundlage der gedachten Besteuerung ist aber das landwirthschaftliche Gewerbe mit seinen wirthschaftlichen Erlebnissen, welche aus der glücklichen Anwendung von Betriebscapitalien und einem besonnenen Unternehmungsgeiste hervorgehen. Diese Unterscheidung läßt mich die Besteuerung des Reinertrages von Grund und Boden in zwei theoretisch und praktisch zu trennende Theile zerlegen und zwar 1) in eine Taxe, welche auf die natürliche und bleibend verbesserte Ertragsfähigkeit von Grund und Boden gelegt ist und 2) in eine Besteuerung der Gewerbsthätigkeit des Producenten im landwirthschaftlichen Gewerbe. Es scheint mir in die Augen fallend zu sein, daß diese beiden Potenzen des Grundertrags in der

Besteuerung theoretisch und praktisch gesondert werden sollen. Ihre gekünstelte Ineinanderschiebung halte ich nicht nur für unwissenschaftlich, sondern auch für den Staatsschatz abträglich. Bevor ich in diesen Auseinandersetzungen fortfahre, gestatte ich mir einige Bemerkungen zwischen zu legen, welche unmittelbar unsere praktische Finanzlage im Auge haben, d. h. ich will den Uebergang andeuten, welcher uns aus dem gegenwärtig bestehenden Grundbesteuerungssysteme in ein neues rationell reformirtes System hineinleiten soll, ohne den unentbehrlichen Bedarf des Staatshaushalts bedenklich zu schmälern. Meines Erachtens könnte und sollte das gegenwärtige Grundsteuer-Ordinarium jene constante Bodentaxe bilden, von welcher ich sprach, denn obschon dieses Ordinarium im Sinne des Catasters als eine Percentual-Auflage auf das reine Einkommen ermittelt oder doch beabsichtigt wurde und es daher bedenklich erscheinen könnte, dasselbe sofort als die constante Bodentaxe festzuhalten, so kann ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß ich ein solches Bedenken nicht theile, einmal weil der Cataster in der Regel wirklich mit Minimalziffer-Ansätzen arbeitete und dann, weil es praktische Uebung geworden ist, bei Anlagen von Geld-Capitalien auf Grund und Boden, den Werth desselben mit dem Hundertfachen dieser Grundsteuer zu beziffern, ohne daß dagegen von der Praxis Einsprache erhoben wird. Man ist daher berechtigt, das gegenwärtige Ordinarium ohne Zuschlag nur als ein Percent des Grundwerths anzusehen, wonach dessen Fixirung als constante Grundtaxe keine Ueberlastung befürchten läßt. Dabei müßten aber selbstverständlich die leider in Uebung gekommenen willkürlichen Zuschläge entfallen. Ich werde noch davon sprechen, wie dieser Ausfall ersetzt werden soll; vor der Hand halte ich an dem Gedanken fest, daß die gegenwärtige Grundsteuer in zwei getrennte Steuern und zwar in eine constante, nur in Folge der geänderten Culturgattung wechselnde Bodentaxe und in eine landwirthschaftliche Gewerbesteuer zerlegt werden soll.

Der Bodentaxe könnte und sollte der bestehende Parzellar-Cataster mit dem von ihm festgestellten Reinertrage der Parzelle als Auftheilungs-Grundlage dienen, bis durch die oben angedeutete wissenschaftlich richtigere Bonitirung der Parzellen ein besserer Auftheilungsschlüssel gefunden sein wird. Eine auch hierbei nicht zu vermeidende Ungenauigkeit der Auftheilung wird, durch den Tausch und Verkehrswerth der Grundstücke nahezu aufgehoben und unschädlich gemacht. Schon derzeit pflegt, wie ich bereits oben bemerkte, selbst im

amtlichen Verkehre der Tauschwerth der Grundstücke mit dem Hundertfachen der ordinären Grundsteuer beziffert zu werden. Mit der ohne Zweifel wünschenswerthen Reform der Ansätze des Parzellar-Catasters hat es somit, auch wenn man unmittelbar die gedachte Grundsteuerreform in Angriff nehmen wollte, keine dringende Eile, aber nothwendig scheint sie mir, denn bei der Confection des gegenwärtigen Parzellar-Catasters sind mehrfach überwiegend andere Rücksichten in Betrachtung genommen worden, als die agricole Leistungsfähigkeit der Parzelle. Mein Augenmerk ist dahin gerichtet, Fruchtbarkeitsgruppen der Ackergründe zu gewinnen, um die einzelnen Parzellen in dieselben einzureihen. Der sehr schätzenswerthe Parzellar-Cataster würde nur da, wo er der Steuerbemessung unmittelbar dient, in den Hintergrund treten. Ich nehme da einen Gedanken wieder auf, welchem ich vor etwa sechszehn Jahren nachging. Im Jahre 1864, als ich das Ackerbau-Ministerium leitete, machte der intelligente Dr. Lorenz, damals Concipist, gegenwärtig Ministerialrath (oder vielleicht Sectionschef) im Ackerbau-Ministerium, auf Grund eines mit mir vereinbarten Plans den Versuch, die Ertrags- bezw. Steuerleistungsfähigkeit und dadurch den Werth von landwirthschaftlichen Grundstücken auf einem andern Wege, als es der Cataster that, festzustellen, indem er Typen suchte, welche die Fruchtbarkeit von Grund und Boden in rationeller Weise, insbesondere mit Berücksichtigung des Untergrundes und der Sonnenlage beziffern und classificiren sollten. Es emanirte zu jener Zeit auch eine Denkschrift des damaligen Handels- und Ackerbau-Ministeriums. Dr. Lorenz ging zu probeweisen Erhebungen nach Brünn und nach Linz, beziehungsweise nach St. Florian ab, welche Versuchs- und Studienplätze ich mit Hinblick auf die dort befindlichen hervorragenden Secretäre der landwirthschaftlichen Gesellschaften ausgewählt hatte. Ich erwähne dieser besonderen Studie, weil sie mit dem Gedanken zusammenhängt: für eine möglichst constante Steuer von Grund und Boden bleibende normale Typen zu gewinnen, welche bei der Auftheilung des Steuer-Landes-Contingents als Schlüssel und Maßstab zu dienen hätten. Das von Dr. Lorenz unter meiner Theilnahme veröffentlichte Elaborat wird sich noch irgendwo in der Registratur oder dem Archive des Ministeriums als „schätzbares Material" vorfinden! So komme ich denn dazu, diese Arbeit an die Statistik als Pensum zu überschieben. Der in der angedeuteten Weise gebildete Landessteuer-Cataster würde sonach die Verhältnißzahlen als Auftheilungsziffern

enthalten, nach welchen die von anderswoher ermittelte Steuerlandesquote an der Bodentaxe auf die Steuer-Gemeinden und einzelnen Anwesen concret aufzutheilen käme.

An die gedachte Bodentaxe hätte sodann die Steuer auf das landwirthschaftliche Gewerbe sich anzuschließen. Es entsteht sofort die Frage, ob bei der Bemessung der Gewerbesteuer die Bodentaxe als Passivum in Abrechnung zu bringen sei? Ich bejahe diese Frage mit dem Beisatze, daß hierbei die wissenschaftlich und praktisch geprüften Grundsätze, Erfahrungen und Cautelen, welche die Umlegung einer Gewerbesteuer verlangen, überhaupt in Anwendung zu bringen seien. Aber eines besonderen Verhältnisses will ich noch gedenken: des Verhältnisses der sogenannten Zwergwirthe zu der in Aussicht zu nehmenden landwirthschaftlichen Gewerbesteuer. Diese Zwergwirthe dürfen meines Erachtens dieser, in ihrem Wesen industriellen Steuer nicht unterzogen werden; denn sie sind, wie ich bereits oben gesagt habe, nichts Anderes als Arbeiter im eigenen Solde; ihr Einkommen ist nur ein gemeiner Arbeitslohn, aber kein Gewerbsgewinn und zu dieser theoretischen Begründung treten noch die socialen Rücksichten, welche es dem Staate zur Pflicht machen, Steuerbelastungen zu vermeiden, welche nur das Proletariat und den Pauperismus vermehren. Der Zwergwirth lebt von der Hand in den Mund, mit seiner Hände Arbeit sich und seine Familie nothdürftig ernährend; wenn er auch für einen Theil seiner Kartoffeln: Getreide, Mehl, einen Krug Bier oder ein Stück Fleisch eintauscht, so kann man dies wohl nicht einen besteuerungsfähigen Gewerbsbetrieb nennen. Sind auch in dem Gewerbsbetriebe der Landwirthschaft große Capitalien in Gebäuden, Einrichtungsstücken, im Viehstande, in der Umwandlung der Rohproducte für den commerziellen Verkehr thätig und werfen erkleckliehen Gewerbsnutzen ab, so gilt dies nur von wenigstens mittleren, productiv selbständig dastehenden Wirthschaftskörpern, und es wird Sache der Gesetzgebung sein, die Grenze zu bestimmen. Kaum scheint es mir nöthig, noch beizufügen, daß der Zwergwirth, welcher in der Regel eine Familie zu ernähren hat, durch die leider so zahlreichen Consumtionssteuern und Personallasten und Dienste bedrückt und durch die Bodentaxe genügend in Mitleidenschaft gezogen ist.

Ich will noch ein Wort über den Unterschied zwischen der Staats- und der Privatwirthschaft sagen, welcher für die Confection des Staatsbudgets von Einfluß ist. Der Private stellt sich zuerst sein Einnahmebudget fest, um nach demselben seine Ausgaben zu erweitern

oder zu beschränken. Der Staat dagegen entwirft zuerst sein Ausgabebudget, denn er ist nicht unbedingter Herr des Vermögens und der Einkünfte der Staatsangehörigen, soll daher nicht mehr ausgeben, als der erweisliche Bedarf verlangt, darf deshalb nicht willkürlich in die Tasche des Staatsbürgers greifen, sondern ist gehalten, diesen Griff durch den Bedarf zu rechtfertigen. Dieses Verhältniß führt dazu, daß das Ausgabebudget *vor* jenem der Einnahmen geprüft und festgestellt werde. Geschieht dies aber, so gelangt man zu einem Gesammtbedürfniß des Staats und zu der Folgerung, daß dessen Bedarf zunächst durch die eigenen Einkünfte des Staats, welche er als Bodenproducent, Industrieller und Monopolist bezieht, sodann durch die Revenuen aus Regalien, Gebühren und Geschäftstaxen für von seiner Seite geleistete Dienste und gegebene Concessionen, endlich aus den Einnahmen aus Verzehrungssteuern u. s. w. gedeckt werden müsse. Erst zu dritt gelangt man zur Auftheilung der noch ungedeckten Quote des Staatsbedarfs durch directe Steuern, welche unmittelbar aus dem Säckel des Staatsbürgers genommen werden sollen. Damit will ich aber keineswegs den indirecten Steuern und andern volkswirthschaftlich abträglichen Belastungen das Wort geredet haben, sondern nur den praktischen Weg bezeichnen, auf welchem bei der Confection der Budgets vorwärts zu gehen ist, will sagen, daß man den Contribuenten zunächst mit der Bedarfsziffer entgegentreten müsse; denn die Frage ist nicht: was *könnt* ihr, sondern was *müßt* ihr zahlen, weil es der Staat nicht entbehren kann. Selbstverständlich erhält jedoch das Ausmaß des Bedarfs seine Beschränkung durch das Ausmaß des *Könnens* der Steuerträger.

Ist somit vorerst festgestellt, was der Staat aus unmittelbar staatlichen Einkünften: aus Staatsgütern, Regalien, Gebühren u. s. w bezieht — und ich rechne dazu auch aus dem Erträgniß der *Bodentaxe*, welche aus einer Art Mitbesitz der Staatscommune an dem Grundbesitze des Einzelnen sich ergiebt — ist weiter festgestellt, welches Erträgniß die Verzehrungssteuern, die Zölle u. s. w. erwarten lassen, dann erst wird der sich herausstellende *Abgang durch die directen Steuern* zu berechnen und zu rechtfertigen sein. Auf solche Art wird man zu einer *Gesammtquote der directen Steuern* gelangen, welche in Landesquoten oder Contingente aufgelöst, zur individuellen Besteuerung führt. Neben den beiden genannten Catastern, dem Parzellar- und dem Werth-Caster, wird also noch ein dritter nothwendig werden; ich will ihn, damit das

Kind einen Namen habe, den Quoten-Auftheilungs-Cataſter nennen.

Zur Feſtſtellung der Quote.

Wie ſollen nun ſowohl die Geſammtquote, als auch die einzelnen Landesquoten, ſowie endlich jene für die einzelnen Steuerbezirke ermittelt und bemeſſen werden? Ich antworte: „Der Statiſtik muß es meines Erachtens möglich ſein: durch Bezifferung und Bewerthung der gesammten agricolen Production und Conſumtion die relative Steuerfähigkeit derſelben im Ganzen und im Einzelnen feſtzuſtellen, indem ſie die Ausſaat und Ernte in den einzelnen Landestheilen, ſowie im Reiche ermittelt; ferner durch die Feſtſtellung einerſeits des Conſums von Bodenproducten im eigenen Lande, andererſeits des Exports zum Verkauf, ſowie des Imports zum Einkauf die inländiſche Rohproduction beziffert; ſodann deren Verkehrungswerth durch die Einbeziehung der Marktpreiſe feſtſtellt. Es dürfte ihr zugleich möglich ſein, mit Berückſichtigung des Capitalzinsfußes, zu welchem in einem Lande Landgüter gekauft und belehnt werden, ſowie durch die Einziehung des Geldzinsfußes für umlaufendes Capital den Abzug feſtzuſtellen, welcher an dem Werthe der Rohproducte zu machen iſt, um annäherungsweiſe den Reingewinn, welcher an dem Rohwerthe dieſer Producte gemacht wird, zu beziffern. Werden auf ſolche Art die Ziffern des Bodenertrags des geſammten Reichs, ferner ſeiner beiden Hälften Cis- und Transleithanien, endlich der einzelnen Steuerbezirke in den Königreichen und Ländern gewonnen, ſo ſind die Schlüſſel gegeben, um die Auftheilungsziffern feſtzuſtellen, nach welchen die Geſammtquote auf die beiden Hälften des Reichs, dann auf die einzelnen Länder und deren Steuerbezirke, bis herab zum einzelnen Steuerträger aufzutheilen ſein werden. Dies iſt das große und ſchwierige neue Penſum, welches ich der Statiſtik zumuthe. Ich übergehe die Länder der Stefanskrone und ſpreche nur von den Königreichen und Ländern diesſeits der Leitha. Die Reichsregierung gemeinſchaftlich mit dem Reichsrathe hätte die Auftheilungsziffer als Maßſtab etwa für ein oder zwei Jahrzehnte, desgleichen die Zerlegung des Reichserforderniſſes in die Landesquoten durch ein Geſetz zu beſchließen; die Vertheilung der Landesquoten auf die einzelnen Steuerbezirke im Lande würde durch die Landesgeſetzgebung, endlich die Auftheilung auf den einzelnen Steuerträger durch eine Vertretung des Steuerbezirks mit Vorbehalt der Berufung des Steuerträgers an die Landesvertretung geſchehen. Die gedachten

Auftheilungsschlüssel werden allerdings viel Mühe und Arbeit in Anspruch nehmen, dafür würde die jährliche Auftheilung selbst mit ungeahnter Leichtigkeit vollzogen werden und wir würden in den legislativen Körperschaften Scenen vermeiden, wie wir sie jüngst erleben mußten, welche geeignet sind, uns zu betrüben und zu beschämen. Die Grundsteuerreform steht bereits seit achtzehn Jahren auf dem Programme der Legislation und noch kämpfen, zanken und nergeln die berufenen Gesetzgeber. Als dieselbe vor achtzehn Jahren zum ersten Male eingebracht wurde, stellte die Regierung einen Antrag, welcher für jeden Kenner keine Lösung, sondern eine bloße Aufschiebung derselben gewesen ist. Ich sprach darüber im Hause fünf Viertelstunden lang bei großer Aufmerksamkeit und reger Theilnahme meiner Zuhörer. Der Regierungsantrag wurde bei namentlicher Abstimmung mit hundertdrei gegen hundert Stimmen angenommen; die drei Stimmen, welche die knappe Mehrheit machten, waren die Stimmen der drei anwesenden Minister, was wohl bewies, daß der Antrag selbst vom Hause meritorisch verurtheilt wurde. Seit jener Zeit schleppte sich die Frage bis heute fort und heute protestiren gegen die Mache nicht nur die hervorragendsten und kundigsten Mitglieder des Hauses, sondern auch die Bauernversammlungen in allen Ländern deutscher Zunge. Darum sind meine Auseinandersetzungen nicht eitle selbstgefällige Projectenmacherei, sondern ein eingreifender Versuch: der vorhandenen Misère mit kühnem Griffe abzuhelfen; vielleicht finden sich patriotische Männer, um von dem Gesagten einen praktischen Gebrauch zu machen.

Wenn Volkswirthe und Financiers am heutigen Tage eine progressive Einkommensteuer vorschlagen, so treibt sie dazu nicht ein unberechtigtes demokratisches Gelüste, sondern die Nothlage der Finanzen; und diese neue Steuer wird zwei große Zwecke zu erfüllen haben: zuerst die endliche Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Staatsausgaben und -Einnahmen zu bewirken, ohne die öffentlichen Interessen zu verkümmern; und dann jene Steuerlasten aus den Budgets zu entfernen, welche Theorie oder Praxis oder beide als nachtheilig, entsittlichend oder den höheren Interessen schädlich erkennen. Sie wird es der Regierung ermöglichen, die dürftigen Bevölkerungsklassen zu entlasten und deren culturelle Entwickelung zu fördern. In diesen Zwecken und in der allgemeinen Verpflichtung, daß jeder Staatsangehörige zu den Staatszwecken nach seinem Können beitrage, findet die Steuer als progressive Belastung auch ihre staatsrechtliche Begründung. Sie muß als ein

bleibender Besteuerungsmodus in das Finanzsystem aufgenommen werden, und wird das Schatzkästlein sein, um zu verbessern und zu ergänzen.

Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Statistik.

Der Statistik obliegt die Kritik aller Gesetzgebungs- und Verwaltungsacte, insoweit dieselben in Ziffern Ausdruck finden; für eine schlechte oder nachlässige Regierung ist sie daher ein widerwärtiger Censor, welchen man aber in seiner Thätigkeit schätzen muß, wie es die Römer mit den ihrigen thaten. Für diesen Beruf bedarf sie der Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Wir haben ein Reichsgericht, einen unabhängigen Verwaltungsgerichtshof, eine selbständige Staatsrechnungs-Controlbehörde; wir bedürfen auch einer selbständigen, unabhängigen statistischen Behörde, welche nur der Wahrheit dient, daher sich weder der Schönfärberei und Beschönigung begangener Fehler, noch einer gehässigen, aufhetzerischen Schwarzseherei schuldig machen darf. Jedes Ministerium darf sich bei ihr Raths erholen, aber Keinem kann das Recht zugestanden werden, sie zu beauftragen, jene Ziffern zu finden, welche man wünscht oder jene zu streichen, welche mißliebig sind. Es ist selbstverständlich, daß die Statistik bei einer solchen Stellung unter den Dikasterien es verstehen muß, Maß zu halten, besonnen und unbefangen zu bleiben.

Ein Wort über die Localsteuern.

Die Localbedürfnisse der Gemeinden und Ortschaften wachsen von Jahr zu Jahr und vermehren das Ausgabebudget derselben und dieser Zuwachs ist zum großen Theil unabwendbar. Man macht es sich zur Zeit sehr bequem mit der Bedeckung derselben, indem man ohne feine Studien und Rechtsscrupeln einen percentualen Zuschlag zu den directen oder indirecten Staatssteuern genehmigt und sofort vorschreibt. Das ist weder volkswirthschaftlich empfehlenswerth noch gerecht; man sollte sich daher die Mühe nicht verdrießen lassen, eigene locale Auftheilungs-Maßstäbe zu suchen, und ich glaube, daß zu diesem Zwecke unschwer andere Besteuerungsgrundlagen als zur Bedeckung der Landes- und Reichslasten herangezogen werden können und sollen, wenn man nicht mit bequemem Doctrinarismus oder aus localem Egoismus den zur Zeit üblichen Modus festhält. Ich beschränke mich auf einige aphoristische Bemerkungen. Ich

meine nämlich, daß man in dem engeren Kreise der Gemeinde oder der Ortschaft manchen Grundsatz oder Modus in Anwendung bringen könne, welchen die große Staatswirthschaft zurückweisen muß, so daß hier auf Naturalleistungen zurückgegangen werden könne, durch welche unbeschäftigte Arbeitszeit in Anspruch genommen und baare Geldleistung dem Contribuenten erspart würde; meine, daß in gewissen Fällen und Verhältnissen die Geldgaben durch Naturalgaben ersetzt werden könnten; daß von Fall zu Fall auch die Möglichkeit sich finden werde, um diejenigen mehr in Mitleidenschaft zu ziehen, seien es Einzelne oder Genossenschaften, welche von einer Anstalt oder Einrichtung mehr Nutzen ziehen als ihre Gemeindegenossen. Ich bin nämlich der Ansicht, daß im Bereiche dieser Belastungen von der in der Staatsverwaltung unvermeidlichen ausschließlichen Geldwirthschaft Ausnahmen gemacht werden könnten und sollten, um zu sparen und die Gemeindeangehörigen weniger zu belasten, denn die Schablone der Staatswirthschaft ist nicht selten in beiden Richtungen vom Uebel. Ich will auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht haben, keineswegs ihn eindringlich besprechen, aber auch hierin liegt die Heranziehung der Statistik zur nothwendigen Vorarbeit auf flacher Hand.

Schutzzöllner und Freihändler.

An der Spree und am Rhein, an der Seine und an der Themse, wie am Mississippi kämpfen die Freihändler mit den Protectionisten. Den Theoretikern bietet der Streit einen breiten, anlockenden Fechtboden, auf welchem sie in zahlreichen Gruppen ihre theoretischen Assauts auskämpfen können; die Praktiker kämpfen für Geld und Gut, für Haus und Hof, für reichen Gewinn und wider bösen Verlust, daher wird der Kampf heftig und erbittert. Die Frage ist zunächst volkswirthschaftlich, denn sie greift jedem in die Tasche; sie ist zugleich financiell und geht daher allen Finanzministern nahe. Sie ist politischer Natur, denn sie beeinflußt die Machtfrage und darum hat in jüngster Zeit Fürst Bismarck sie zu einer Cabinetsfrage gemacht, um in seinem Geiste eine starke Centralregierung zu schaffen. Sie ist eine sociale Frage, denn die Art ihrer Lösung beeinflußt wesentlich die Bildung und Stellung der gesellschaftlichen Gruppen und ihrer Erwerbsthätigkeiten. Sie ist aber auch eine sehr verwickelte Frage, welche

zahllose Elemente und Potenzen berücksichtigen muß und wird in großen Kreisen sehr häufig nur einseitig und instinktmäßig beantwortet, so daß sie beinahe auf das Gebiet der Glaubensstreitigkeiten übertritt und die Kämpfenden sich gegenüberstehen, wie Welfen und Ghibellinen, wie Sunniten und Schiiten. Für uns ist sie insbesondere auch eine Frage des Ausgleichs mit unsern ungarischen Nachbarn; und darum spreche ich hier davon.

Unsere Zeit ist überwiegend wirthschaftlich in ihrem Denken und Streben, wenngleich sie viel Unwirthschaft treibt. Theoretisch und praktisch beschäftigen sie der Erwerb und der Genuß, diese beiden Ziele haben uns in Parteiungen getrennt, welche sich schroff und bitter bekämpfen; Freihandel rufen die Einen, Schutzzoll und Protection begehren die Andern. Alles, was ist und geschieht, hat eine gewisse Existenzberechtigung, so denn auch einerseits der Grundsatz der Freihändler, daß jeder ein Recht habe, das, was er bedarf, dort zu suchen, wo er es am wohlfeilsten bekommt, und andererseits der Lehrsatz der Protectionisten, daß der patriotische Consument Opfer bringen müsse, um die nationale Arbeit zu bethätigen und dadurch nationalen Reichthum und nationale Unabhängigkeit zu schaffen. Der Streit zwischen beiden bewegt sich um die Frage des einzuschlagenden Wegs, damit man beiden Grundsätzen gerecht werde. In dem heftig entbrannten Kampfe benützt jede Partei die Statistik als Rüstkammer und Registratur, Alles beweisend, was sie eben beweisen will, denn die Zahlen sind an und für sich nur trockenes Material, dessen Beweiskraft in ihrer Genesis und Gruppirung liegt. Es lauschen die Zuhörer und die Statistik läuft ihnen wie ein Mühlrad im Kopf herum; so daß zuletzt nur als Glaubensartikel haften bleibt, was logische Ueberzeugung sein sollte. Auch sind die Vortragenden und die Zuhörer meistentheils nicht unbefangen, weil in ihnen entweder das Interesse der Production oder jenes der Consumtion überwiegend hervortritt. Da kommen nun die Dritten, die Vermittelnden, zu welchen auch ich zähle. Alles, was besteht, hat ein gewisses Recht seines Bestandes, unterliegt aber der Naturnothwendigkeit allmählich ein Anderes zu werden: Das ist, wie mir scheint, die erlaubte, rationelle Halbheit, in welcher all unser Thun und Leben sich fortschleppt. Als ich in Lemberg bei der Statthalterei bedienstet war, erzählte man mir, daß vor Jahren, als ein Referent beim Vortrage eines Geschäftsstücks seinen Standpunkt sehr warm vertrat und damit schloß: man solle kein Flickwerk machen, da habe der durchlauch-

tigste Civil- und Militärgouverneur entgegnet: „Alles, was wir machen, ist Flickwerk.“ Und der erlauchte Präsident hatte nicht Unrecht, da wir überall auf den Boden der Vermittlung praktisch angewiesen sind; nur müssen wir als Flickschneider sowohl den nächsten Zweck des Kleidungsstücks, als auch was künftig daraus werden soll, scharf im Auge behalten. Auch der volkswirthschaftliche und handelspolitische Uebergang, in welchem wir uns befinden, darf als eine solche Flickarbeit bezeichnet werden; wir müssen uns klar machen, wohin wir gelangen sollen und können, ohne eine ephemere Zukunft zu träumen, oder der reellen Gegenwart zu schwere Opfer aufzulegen. Da alles Naturwüchsige zuletzt durchdringt, so wird auch der Freihandel durchdringen, zunächst in Europa, welches mehr und mehr zu einem geschlossenen und homogenen Staatensysteme sich ausbildet und abrundet. Sein Eisenbahnnetz beseitigt alle Entfernungen und drängt die europäischen Staaten zu einer großen Wirthschaftsgemeinde zusammen. Endlich auch, weil man bald nicht mehr in der Möglichkeit sein wird, einen vernünftigen Protectionstarif zu construiren, indem der Zoll, welcher den Einen schützt, den Andern schädigt und weil die demoralisirende Verkehrspfiffigkeit die Feinheit der Zollmänner zu Schanden macht. Der Freihandel wird daher obsiegen, wie die Gewerbefreiheit gegenüber den Zünften und privilegirten Gremien, wie hundert andere Beschränkungen und Chikanen im Güterverkehr den Grundsätzen des freien Umsatzes weichen mußten; wie die Censur der Preßfreiheit Platz machte und in der politischen Sphäre der Grundsatz obsiegte: „Wo wir mitthaten, wollen wir auch mitrathen.“ Wenn ich die Gesammtlage und den Entwickelungsgang Europa's in's Auge fasse, so scheint mir, daß nicht mehr das Princip in Zweifel sei, sondern nur der Uebergang zu demselben, und daß insbesondere ein Binnenland, wie wir in der Hauptsache doch sind, sich demselben nicht entziehen könne. Gewiß ist es unstaatsmännisch, wenn man für momentane politische Errungenschaften volkswirthschaftliche Interessen opfern wollte, allein ebenso wenig läßt sich leugnen, daß die volkswirthschaftliche Politik in der Gesammtpolitik eines Staats mitten darin steht und mit ihr lebt und wirkt. Blicke ich vollends auf unser besonderes Verhältniß zu Ungarn, so tritt die Nothwendigkeit dieses Uebergangs als ein unabweisbares Bedürfniß in den Vordergrund, und wenn wir ein gemeinschaftliches Parlament hätten, so würde die Majorität

ſicherlich nicht den Protectioniſten zufallen, denn die Ungarn ſind nicht gewillt, auf eine unbeſtimmte Reihe von Jahren hinaus ihre Bedürfniſſe theurer zu bezahlen, um in unſern Ländern eine wohlhabende Induſtrie zu ſchaffen.

Als der Congreß der Volkswirthe im Jahre 1875 zu Wien tagte, betheuerten die Freihändler, daß ſie weit entfernt ſeien, eine ſofortige Aufhebung aller Schutzzölle zu verlangen; nur mäßigen wollten ſie dieſelben und ihren Beſtand durch Handelsverträge feſtigen. Die Protectioniſten dagegen betheuerten, daß ſie weit entfernt ſeien, Prohibitivzölle zu verlangen; nur mäßige Schutzzölle beanſpruchten ſie. Hätte man nicht meinen ſollen, daß ſich die beiden Kämpfer ſofort die Hände ſchütteln würden Eines Herzens und Eines Sinnes? Und doch geriethen ſie hart an einander, weil die Uebereinſtimmung nur nothdürftig auf den Lippen ſaß, die Ueberzeugungen und Wünſche aber gar weit aus einander gingen. Die Freihändler wollten durch internationale Verträge den Gegnern den Weg abſchneiden, um ſofort entſcheidende Schritte nach vorwärts thun zu können. Die Protectioniſten dagegen verſtanden unter ihren „mäßigen Schutzzöllen“ ſo hoch hinaufgeſchraubte, daß ſie genügen müßten, um nicht nur die ſeit lange beſtehenden Induſtriezweige, für welche die natürlichen Bedingungen vorhanden ſind, aufrecht zu erhalten und gegen fremdländiſche Concurrenz zu ſchützen, ſondern auch um das Entſtehen aller Arten neuer Zweige und Etabliſſements, auch wenn die natürlichen Bedingungen dazu fehlten, auf Koſten des Säckels der Conſumenten durch zureichende Schutzzölle künſtlich zu ermöglichen und lebensfähig zu erhalten. Bei ſolchen Hintergedanken auf der einen wie auf der andern Seite war an eine Verſtändigung wohl nicht zu denken. Ja es iſt klar, daß von einer aufrichtigen Vereinigung der beiden Parteien nicht die Rede ſein kann, weil die Principien ſich ſchroff gegenüber ſtehen, wie zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, zwiſchen Cenſur und Preßfreiheit, voller Glaubens- und Gewiſſensfreiheit und einer privilegirten herrſchenden Kirche u. ſ. w. Der Kampf wird alſo nothwendig fortdauern. Ein wahrer, ehrlicher Friede iſt nicht möglich, ſondern nur ein gewiſſenhaft eingehaltener Waffenſtillſtand. Nur ein Modus vivendi, eine annehmbare Art des Nebeneinanderlebens läßt ſich finden; aber wenn dies erreicht werden ſoll, dann haben die Freihändler wie die Protectioniſten, endlich die Regierung ſelbſt harte Pflichten zu erfüllen und ſchwere Aufgaben zu löſen, worüber ich mir ein paar Worte erlaube. Die

Freihändler müssen ihren Eifer zügeln, sie müssen lernen sich gedulden, müssen warten, bis dieses und jenes geschaffen sein wird, um unsere Producenten kampftüchtiger und die Consumenten im eigenen Lande consumtionsfähiger zu machen; denn die eigene Consumtion ist vor allem entscheidend, wenn man zu einem nachhaltigen national-ökonomischen Aufschwung gelangen soll. Dieses Zuwarten kostet allerdings Geld, weil der zugestandene Schutzzoll die Natur einer Consumtionssteuer hat, welche das Publikum bezahlt. Aber das Opfer muß gebracht werden, um nicht investirte Capitalien zu vernichten und vielleicht eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung dem Pauperismus in die Arme zu werfen. Vielleicht noch empfindlicher ist die Anforderung, welche der geplante Uebergang an die Protectionisten stellt, weil man ihnen zumuthet, die bisher inne gehabten Fleischtöpfe Egyptens zu verlassen und auf magererem Boden zu arbeiten. Sie müssen darauf verzichten, neue Industrien durch Begünstigungen, welche das verzehrende Publikum zu zahlen hätte, künstlich in's Leben zu rufen; müssen darauf verzichten, bestehende Etablissements aufrecht zu erhalten, wenn diese lebens- und concurrenzunfähig geworden sind, sei es weil sie mit übermäßigem Capitalsaufwande sanguinisch und verschwenderisch in's Leben gerufen wurden, sei es, weil sie in ihrer Production nicht zeitgemäß vorwärts gingen, oder durch leichtfertige Ueberproduction unhaltbar geworden sind; ja, man muß von ihnen sogar verlangen, daß sie noch mitwirken und mitzahlen, um durch allerlei Einrichtungen und Gesetze sich selbst Concurrenten zu erwecken. Die Regierung endlich muß nicht nur auf den bezeichneten volkswirthschaftlichen Gebieten ohne Engherzigkeit und ohne Knickerei vorwärts gehen, sondern insbesondere ihre fiscalischen Tendenzen den national-ökonomischen Zeitforderungen unterordnen, daher dasjenige zu beseitigen suchen, was in Folge ihrer Steuergesetzgebung und Verwaltung einerseits die Erzeugungspreise künstlich erhöht und dadurch, daß das Ausland solche Belastungen ihren Producenten nicht auflegt, unsere Concurrenzfähigkeit herabdrückt, oder andererseits die Consumtionsfähigkeit des Inlandes vermindert. Darum glaube ich, daß der Tarifreform die Steuerreform vorangehen müsse. Wenn wir daher zu dem verlangten ehrlichen Modus vivendi zwischen Freihändlern und Protectionisten gelangen sollen, müssen meines Erachtens zwei große Arbeiten gemacht werden: die erste ist eine durchgreifende Steuerreform, um nicht, wie es derzeit der

Fall ist, die Selbstkosten des Producenten künstlich zu erhöhen und ihn dadurch gegenüber seinen auswärtigen Concurrenten schon vorweg in Nachtheil zu bringen; die andere ist eine rationelle Prüfung und Feststellung der Selbstkosten unsers inländischen Producenten, einmal um seine Concurrenzfähigkeit mit dem Ausländer richtig beurtheilen zu können und dann, um zu ermitteln, ob und in wie weit eine unpassende Steuergesetzgebung die Selbstkosten zum Vortheile des Ausländers künstlich erhöht. Bisher kam man diesen Anforderungen nur sehr bureaukratisch leichtfertig nach.

Fast alle Elemente des Kostenpreises: der Arbeitslohn, der Capitalszins, die Frachtspesen u. s. w. werden von fiscalischer Seite nachtheilig beeinflußt. Der Arbeiter ißt, trinkt und wohnt zu theuer, wegen der rücksichtslos und unbedacht aufgelegten Verzehrungssteuern und der Gebäudesteuer sammt Gemeindezuschlägen. Die tüchtigsten Arbeitskräfte verschlingt das Heeresbedürfniß. Der Sparsinn wird nicht geweckt und genährt, sondern vielmehr durch die verhängnißvolle kleine Zahlen-Lotterie und hundert Anderes geschädigt und durch Spielsucht verdrängt. Sobald ein Geldkapital irgendwo sichtbar wird, streckt das Steueramt seine Arme danach aus und fragt nicht, ob dessen Anlage fruchtbringend sei oder mit Verlust arbeite. Die Frachten sind theuer und die Frachtunternehmungen werden rücksichtslos belastet. Alle diese Uebelstände, welche den Kostenpreis wesentlich erhöhen, kommen bisher thatsächlich und ziffermäßig nicht in Betracht, wenn man unsere Concurrenzfähigkeit discutirt behufs der Bemessung eines Schutzzolls. Zur theilweisen Illustration des Gesagten gedenke ich eines englischen Montan-Unternehmens in Wales. Die Gewerke liegen in Wales auf einem mit Canälen durchschnittenen Parterre, hinter welchem zwei Terrassen aufsteigen. Auf der obersten stehen zwanzig Hochöfen im Halbkreise, jeder auf 100 000 Ctr. Jahresproduction berechnet; hinter jedem derselben ist ein Stollen in den Berg getrieben, aus welchem die englischen Hunde in Folge des natürlichen Falls mit Steinkohle beladen zur Gicht laufen. Der Eisenstein wird gleichfalls in nächster Nähe gewonnen; den Mittelpunkt zwischen den im Halbkreise aufgeführten Hochöfen, nimmt das Amtshaus ein, von welchem aus man sämmtliche Etablissements überblickt. Auf der untern, beziehungsweise mittlern Terrasse stehen die Puddlings-, Walz- und Streckwerke und im Parterre befinden sich die Etablissements für die Feinwaaren. Das Verkaufsgut wird

in kleinen Schiffen auf den Kanälen in den benachbarten Fluß und auf diesem nach dem Hafen von Hull gefahren. Die schwerere Waare, Steinkohle und Roheisen, geht zumeist als Ballast in See, so daß sie fast ohne Frachtspesen an ihren Verkaufsort gelangt. Dieses große Etablissement gehörte damals einem einzigen Besitzer, welcher sich nebenbei das Vergnügen machte, von einem Fenster seines Amtshauses die lange Reihe von Eseln zu beschauen, welche in Körben die Schlacken auf einem Saumwege nach einer Schlucht trugen, um diese auszufüllen. Es war dies eine aparte Marotte des Eigenthümers. Mit einem derart begünstigten Etablissement können gewiß wenige der Welt concurriren, aber das Etablissement kann nicht die ganze Welt versorgen, darum concurrirt man doch mit demselben; allein ein Warnungsruf ist es, daß man nicht durch unbedachte Besteuerung oder schlechte Verwaltungsgesetze dem concurrirenden Ausländer noch eine Importprämie schaffen soll. Bei einer Enquête, welche im Frühjahre 1865 zwischen englischen und österreichischen Producenten unter meinem Vorsitze vorgenommen wurde und welcher auch Herr Hutt, der Präsident des Port of Tred beiwohnte, stellte ich die Frage, wie hoch sich die Belastung durch Steuern und andere Auflagen auf eine Jahresproduction von 250 000 Ctr. Roheisen einerseits bei uns, andererseits bei ihnen belaufe. Die Berechnung ergab, daß gegenüber je einem Gulden in England je dreißig Gulden in Oesterreich aufgelegt seien, wir also den concurrirenden Engländern eine Einfuhrsprämie von 29 fl. zahlen.

Um den gedachten Modus vivendi auf rationellen Grundlagen zu vereinbaren, fehlt uns noch zur Zeit eine genügende Gewerbsstatistik, mangeln uns noch Einzelbilanzen, welche für diesen Zweck ausreichten; sobald aber dahin zielende Erhebungen und Berechnungen versucht werden, kämpfen tendenziöse Bestrebungen mit einander, von der einen Seite, um einen niedrigen, von der andern, um einen höhern Zollsatz herauszurechnen, ähnlich den Kämpfen, welche sich zwischen dem fiscalischen Steuerbemesser und dem Steuerträger abspinnen. Ich vertraue jedoch auf die patriotische Wahrheitsliebe der Betheiligten und rechtfertige mein Vertrauen durch eine kleine Erfahrung: als im Beginne des Jahres 1850 die Bemessung und Umlegung der neuen Einkommensteuer in Frage kam, berief ich als Statthalter von Schlesien mehrere hervorragende Fabrikanten und wir verständigten uns zunächst darüber, daß das Mitgetheilte, wie ich mich ausdrückte, ein Beichtgeheimniß bleiben sollte. Man gab zu,

daß die Gesammtsteuer, welche den Anwesenden zugemessen war, nicht übermäßig sei und dennoch klagten mehrere mit Recht über unbilligen Steuerdruck. Da sagte der mir zunächst sitzende Fabrikant: Sie haben dem N. N., meinem Nachbar doppelt so viel Steuer bemessen als mir, legen Sie seine Steuer mir auf und die meinige ihm, so werden Sie vielleicht das Richtige getroffen haben. Das ist ein Fehler von 1:4. Die Ursache dieses Mißverhältnisses war die Nichtberücksichtigung der in der Unternehmung steckenden Passiv-Capitalien. — Ich sagte oben, daß die zwischen Freihändlern und Protectionisten schwebende Streitfrage auch eine Frage des Ausgleichs oder unsers Ausgleichs mit Ungarn sei, denn wir müssen hüben und drüben dieselbe Handelspolitik treiben, wenn überhaupt von einem Oesterreich-Ungarn die Rede sein soll. Die Herrn jenseits der Leitha schienen in dieser leidigen Sache den richtigern Weg zu gehen, ich kann jedoch nicht verhehlen, daß es mich hoch überraschte, als sie ihren freihändlerischen Anlauf durch Getreidezölle eröffneten. Stefan Szechenyi belehrte sie seinerzeit, daß es die Engländer umgekehrt machten, denn als sie Anfangs der dreißiger Jahre eine neue Handelspolitik begannen, inaugurirten sie dieselbe durch die Abschaffung der Getreidezölle. Armand Freiherr von Dumreicher spendet in seinem geistreichen Buche: „Ueber den französischen National-Wohlstand als Werk der Erziehung. Wien 1879" dem genialen Minister Colbert und dem Colbertismus großes Lob und ich freute mich über die Verve, mit welcher er es thut und über den anerkennenswerthen Fleiß, mit welchem er das Material dazu sammelte und studirte; ich will mir jedoch eine kleine Randbemerkung zu dieser ausgezeichneten Monographie nicht versagen. Wenn ein genialer Minister mit absolutistischer Thatkraft über die Geldkräfte eines Landes in einseitiger Richtung verfügt, so vermag er Staunenswerthes zu leisten, sei es nun in Bezug auf die Heeresmacht, oder die Industrie, oder die Kirche, oder die Kunst u. s. w. Aber der Staat ist ein lebendiger Organismus gleich dem menschlichen Körper und verlangt gleichmäßige und allseitige Ausbildung. Er steht zudem auf dem Boden des Rechts und den genialen Staatsmännern geht häufig die Macht vor Recht. Hätte man nicht durch die Aufhebung des Edicts von Nantes die Hugenotten verjagt, so wäre Colbert nicht genöthigt gewesen, ihre Geschicklichkeit und ihren Fleiß wieder einzukaufen und einzuschmuggeln. Alles, was ich sagte, gipfelt in dem Einen Satze, daß wir diesseits der Leitha wie jenseits derselben gleiche volks- und staatswirth-

schaftliche Politik treiben müssen, und ich zweifle nicht, daß es gelingen wird, wenn wir diesseits und jenseits Patrioten sind.

Zur Eisenbahnpolitik.

Der Ausgleich mit Ungarn, für welchen wir uns abmühen, kann nicht auf staatsrechtlichem Boden fertig gemacht werden, das praktische Zusammengehen in der wirthschaftlichen Politik ist dafür viel wirksamer und fruchtbarer als staatsrechtliche Vereinbarungen es sind, und die Eisenbahnpolitik ist einer der Knotenpunkte in dem Geflechte der Einigungspolitik. Ich habe einiges Recht, davon zu reden, auch gegenüber von Transleithanien, da ich durch ein paar Jahre mit den ungarischen, croatisch-slavonischen und siebenbürgischen Hofkanzlern an demselben Ministertische fungirte. Der Bau von Straßen war den großen Regenten aller Zeiten, war allen Culturvölkern das Alpha ihrer civilisatorischen Arbeiten; was die Römer hierin leisteten, staunen wir noch heutigen Tags an. Die Straßen der Neuzeit sind aber die Eisenbahnen, und als ich die Leitung des Handels- und Communications-Ministeriums übernahm, sprach ich auch an maßgebender Stelle als leitenden Grundsatz und Wegweiser aus: „Bauen wir Eisenbahnen!“ nicht als letzte, sondern als nächste Aufgabe der volkswirthschaftlichen Politik, selbstverständlich in gut gewählten Linien, ohne monumentale Verschwendung; jedoch verhältnißmäßig rasch, denn militärische und volkswirthschaftliche Bedürfnisse drängen zur Eile. Bauen wir die Hauptlinien auf Staatskosten, denn der Staat muß Herr bleiben dieser ihrer Natur nach nothwendig monopolistischen Straße. Der in den meisten Fällen gewiß zutreffende Grundsatz, daß die Privatkraft wohlfeiler arbeite als der Staat, paßt nicht auf große Actiengesellschaften, weil in denselben die Intelligenz, der Fleiß und das eigene Interesse des Einzelnen sich nicht mehr in vollem Maße geltend machen können, sondern durch die Eigenthümlichkeit der Capitalsbeschaffung, sowie durch die Verwickelungen der technischen Durchführung um ihre individuelle Wirksamkeit gebracht sind; daher nicht mehr das Auge des Herrn, wie man zu sagen pflegt, sondern die Findigkeit und das Interesse des Miethlings entscheidet. Actiengesellschaften sind häufig verschwenderischer und nachsichtiger, als es eine Staatsadministration ist, weil die Staatsgewalt doch über ausgedehntere

und wirksamere Zwangs- und Strafmittel verfügt, als Privatgesellschaften gesetzlich zugestanden werden können. Dieser Satz gilt um so mehr von den Eisenbahnstraßen, weil bei denselben das öffentliche Interesse über das Gewinnstinteresse der Unternehmung gestellt werden muß. Die Hauptlinien auf Staatskosten zu bauen, war auch die Ansicht des Freiherrn von Bruck und seines Generalinspectors, meines jüngern Bruders Franz, welcher ehrlich, fleißig, verschwiegen, in das Geschäftsleben eingeschult, für den schwunghaften Minister ein treuer und nützlicher Hilfsarbeiter war. Nach Bruck's Rücktritt wurde sie leider aus fiscalischen Rücksichten in Folge der finanziellen Nothlage aufgegeben und von den großen investirten Capitalien nur in Bruchtheile hereingebracht. Nach Bruck's bedauerlichem Rücktritt bekam wieder der Fiscalismus das Oberwasser und es war nicht einmal zu erreichen, daß die Staatseisenbahnkassen als selbständiger Geldsucher auf dem Geldmarkte erscheinen durften, weil sie für den schuldenmachenden Finanzminister ein nachtheiliger Concurrent gewesen sein würden; man wollte sie lieber verschleudern! So blieb denn unsere Eisenbahnpolitik den Anschauungen und dem guten Willen der großen Gesellschaften überliefert. Die preußische Regierung war besser daran; durch ihren reichen Actienbesitz, sowie durch ein strammeres Verwaltungssystem konnte sie leichter als wir bei vorkommenden oder geplanten Uebergriffen der Gesellschaften wirksame Einsprache erheben und Graf von der Heydt versäumte es nicht. Als ich dem Fürsten Bismarck, welchem vorgestellt zu werden ich die Ehre hatte,*) davon sprach, ermahnte er mich: diesem Beispiele nicht zu folgen, denn das Recht müsse allüberall obenan bleiben. Die neue constitutionelle Aera vermochte nicht darin im Wesentlichen etwas zu ändern. Der in der Presse und im Parlamente erhobene Ruf nach einem neuen Eisenbahngesetz anstatt des bestehenden aus dem September 1854 war vollkommen berechtigt, aber bedrohte uns zunächst nur mit langathmigen, legislatorischen Auseinandersetzungen und Kämpfen, welche den Bau neuer Eisenbahnen, so dringend diese waren, auf unbestimmte Zeit hinausschieben mußten; und ein energischer Uebergang zum Selbstbau war durch die Finanzmisère zur Zeit unmöglich. Das Ministerium der Schmerling'schen Aera mußte sich daher sagen: „Hilf Dir selbst, so gut Du kannst. Klopfe an die Geldkasten in Wien,

*) Vergl. Seite 356.

in Frankfurt, in Paris und in London, vielleicht wird Dir aufgethan." Das Ministerium horchte auf diese Mahnung.

Die Großmutter unserer Eisenbahnen, die Kaiser Ferdinands-Nordbahn wurde meines Erinnerns im Jahre 1836 privilegirt und zwar — difficile est, satyram non scribere — nach dem allgemeinen Erfindungs-Privilegiumspatente von 1830, auf welches auch die Erfinder eines neuen Kochofens, einer Feuerspritze, einer Pomade oder eines Wäter-closets ihre Privilegiumsrechte stützen. Als nach vielen Jahren die k. k. privilegirte Staatseisenbahn begehrte, ihre ungarische Linie von Stadlau über Brünn nach dem Norden fortzusetzen, lag es nahe, daß man das angeführte Privilegiumspatent abseits liegen ließ und sich mit einer Administrativ-Justiz behalf; obschon es gesetzlich folgerichtig gewesen wäre, die beiden großen Gesellschaften in ihrem Kampfe sich selbst zu überlassen, da bei der praktischen Unanwendbarkeit des Privilegiumsgesetzes von 1830 auf den vorliegenden Fall das Resultat kein anderes gewesen sein würde, als die Fortsetzung der Staatsbahn gegen Norden und die Zurückweisung der Nordbahngesellschaft mit ihren, aus dem Privilegiumsgesetze abzuleitenden, im öffentlichen Interesse jedoch unzulässigen Ansprüchen. Obschon das Ministerium die Nothwendigkeit der Verbesserung des bestehenden Concessionswesens und ein planmäßiges Vorgehen als höchst wünschenswerth anerkannte, so war es doch vor allem dringend, daß wieder Schaufel und Spaten zur Hand genommen wurden. Wer konnte auch bestreiten, daß gesetzliche Feststellungen über das von der Regierung einzuhaltende Netz, über die Reihenfolge und den Vorrang der einzelnen Strecken, über Staats- oder Privatbau, über staatliche Mitbetheiligung, über zu gewährende Begünstigungen, als Steuerbefreiungen, Zinsengarantie, unentgeltliche Ueberlassung von Grund und Boden, unmittelbare Betheiligung des Staats in der Capitalsbeschaffung, Dauer des Privilegiums u. s. w., daß alle diese Dinge von hoher Bedeutung waren, aber ebenso wenig konnte sich irgend Jemand verhehlen, daß ihre verfassungsmäßige Feststellung durch ein allgemeines Gesetz eine unmeßbare Zeit beanspruchen mußte, welche der Regierung, wie dem Parlamente nicht zur Verfügung standen, wenn sie das Wohl und dringende Bedürfniß des Landes energisch fördern und befriedigen wollte. Erstere befand sich daher in der Alternative, entweder zu debattiren und nicht zu bauen oder dem thatsächlichen dringenden Bedürfnisse Rechnung tragend, auf den be-

stehenden, wenn auch mangelhaften Gesetzen fußend, von Fall zu Fall die Zustimmung des Parlaments nachzusuchen. Die Regierung hatte den Muth, das letztere zu wählen und im Geiste des bestehenden Concessionssystems und des Gesetzes vom April 1854 Concessionsvorlagen vor das Haus zu bringen. Ich faßte vor allem die Ostländer Ungarn, Croatien, Dalmatien, Siebenbürgen, Galizien und die Bukowina in's Auge, überall den Blick nach dem schwarzen und ägäischen Meere gerichtet; außerdem die Verbindung Tyrols mit den andern Provinzen durch das Pusterthal und von Wörgl aus mit Salzburg und mit Bruck a. M. In Consequenz dessen wurde die Südbahngesellschaft unausgesetzt zur Vollendung der Bahn über den Brenner, sowie zum Bau durch das Pusterthal, dann von St. Peter in Krain nach Fiume gedrängt. Auch ein Concessionsbegehren für die Kronprinz-Rudolfs-Bahn war bereits im Sommer 1865 zur Vorlage bereit, kam jedoch wegen der unvorhergesehenen plötzlichen Auflösung des Reichsrathes nicht mehr in Vorlage. Vor allem waren es die Länder der Krone des heiligen Stefan, deren Interessen ich in's Auge faßte, mit Hinblick auf die hereinbrechende orientalische Frage. Zunächst stellte ich zwei Bahnen auf mein Programm: Die Lemberg-Czernowitzer, welche den Gürtel für die Ostgrenze nach den Donau-Fürstenthümern verlängern sollte. Ich verweise über dieselbe auf den Artikel der „Neuen Freien Presse" (6. März 1875, No. 3781), überschrieben: „Unsere Eisenbahnpolitik vor dem Schwurgerichte." Die zweite war die Kaschau-Oderberger Linie, welche von Oderberg aus nach der Ostsee, von Kaschau, resp. von Arad aus über Hermannstadt durch den Rothenthurmpaß in die Donaufürstenthümer eindringen sollte. Constitutionell interessant ist die Geschichte der Letzteren, da sie schon bei der Geburt in Folge magyarischer Gegenbestrebungen ihr embryonisches Leben aushauchen mußte. Die Siebenbürger waren in dem Wiener Reichsrath erschienen, was ihnen die Magyaren nicht verziehen. Die Eisenbahnfrage bekam sofort einen national-politischen Charakter. Die Magyaren begehrten die directe Verbindung von Großwardein mit Klausenburg über den Kiraly-Hago und die Fortsetzung nach Kronstadt mit der seinerzeitigen Ausmündung in die Walachei! Diese Trace erschien mir als eine lediglich national-magyarische, nicht aber als eine volkswirthschaftliche, noch weniger im Interesse des Reichs liegend, für welches die Fortführung der Theißbahn nächst den reichen Erz- und Kohlengruben nach Hermannstadt zum Rothenthurm-

paß und in die Walachei sich geltend machte; vorbehaltlich einer Fortsetzung von Karlsburg nach Klausenburg und Kronstadt. Commercielle und politische Rücksichten machten es nothwendig, nach Rumänien vorzudringen und der Durchgang durch den Rothenthurmpaß war unschwer auszuführen; dabei war es selbstverständlich, daß diesem Uebergang nach den Balkanländern, die Donau und die Save entlang noch andere commerciell, politisch und militärisch wichtige seinerzeit folgen mußten. Die Schicksale dieses Bahnprojects werfen unerquickliche Streiflichter auf unsere parlamentarischen Verhältnisse. Seit dem Verkaufe der großen Staatsbahnlinien schien der Geldmarkt für neue Eisenbahnbau-Unternehmungen zu Gunsten französischer und einheimischer Geldmächte monopolisirt zu sein. Es war nothwendig, an eine Concurrenz zu denken. Man schuf eine solche zuerst durch die Verleihung der Lemberg-Czernowitzer Concession an den Engländer H. Bracly. — Die für die Route von Arad über Karlsburg und Hermannstadt durch den Rothenthurmpaß vorgenommenen Traci-rungen und Einschätzungen stellten zuerst als Erforderniß ein Nominal-Capital von achtundfünfzig Millionen Gulden österreichischer Währung heraus, fünf Procent verzinslich. Das war mir zu viel Geld. Durch eine neue, unter gewissen Modificationen vorgenommene Einschätzung gelang es, das Nominal-Erforderniß auf sechsundvierzig Millionen Gulden herabzusetzen. Inländische Geldkräfte erboten sich, auch auf diesen Minderbetrag einzugehen. Inzwischen gelang es mir, von einem englischen Unternehmer unter Garantie des Hauses Rothschild eine Offerte auf nur einundvierzig Millionen zu erlangen. So stand es, als ich im Reichsrathe das Concessionsbegehren einbrachte, beziehungsweise die Ermächtigung verlangte, unter Zugrundelegung eines Maximalbetrags von sechsundvierzig Millionen mit einem vertrauenswürdigen Unternehmer abzuschließen. Belehrt durch die gemachten Erfahrungen hatte ich in einem besondern Artikel verlangt, daß die Regierung ermächtigt werden möge, nach Lage der Umstände das Geld selbst zu beschaffen und selbst zu bauen. Zwei Betrachtungen bestimmten mich zu diesem Begehren: einmal der im Reichsrath oft und lebhaft betonte Grundsatz „des Baues durch den Staat selbst“ und dann, um für die Verhandlung mit Offerenten ein wirksames Mittel zu gewinnen, den Preis herabzudrücken; denn das übliche Verfahren, mit einzelnen Unternehmern zu unterhandeln und mit Vorbehalt der reichsräthlichen Genehmigung abzuschließen, war eine von vielen Uebelständen

und Ränken begleitete Verfahrungsweise; ich meinte, wenn von Seite des Parlaments der Maximalsatz und die wesentlichen Bedingungen festgestellt sein würden, dann sollte man der Regierung wohl das Vertrauen schenken, individuell abzuschließen; solle ihr aber auch die eventuelle Ermächtigung zum Selbstbau ertheilen, um ihre Stellung gegenüber von relativ überspannten Forderungen zu befestigen. Dies war mein leitender Gedanke. Diese verlangte Ermächtigung wurde jedoch im Ausschusse von den sonst so lebhaften Vertheidigern des Eisenbahnbaues durch den Staat selbst hartnäckig bekämpft und schließlich abgelehnt. Zweimal siebzehn Ausschußsitzungen mit je etwa vier Arbeitsstunden waren verbraucht und die entscheidende Reichsrathssitzung stand bevor; da wurde zu allgemeiner und insbesondere meiner eigenen Ueberraschung der Reichsrath geschlossen und die vielen Acten wanderten in den Papierkorb. Der Magyarismus hatte gesiegt.

Der gewaltigste Staatsmann unserer Zeit hat uns gerathen, unsern Schwerpunkt nicht in Wien, sondern in Buda-Pest zu nehmen. So entschieden ein österreichischer Patriot diese Zumuthung zurückweisen muß, ebenso klar war es mir, daß die volkswirthschaftliche Hebung der Länder, welche zur Krone des heiligen Stefan gehören, eine der ersten und dringendsten Aufgaben einer gesunden Reichspolitik sein müsse. Und da stand denn die Beschaffung von Communicationen durch Eisenbahnen um so mehr obenan, als das Land meist schwere Frachten hat und kein Material, um gewöhnliche gute Straßen zu bauen. Wien blieb mir der Mittelpunkt des wirthschaftlichen Lebens und Verkehrs im Doppelreiche, denn es war mir das Centrum für das Reich, sowie Buda-Pesth das zweite untergeordnete Centrum für die Länder der Stefanskrone. Nächst Buda-Pesth faßte ich Essek als Knotenpunkt der ungarisch-croatischen Communicationen auf, von welchem Eisenbahnen ausstrahlen sollten nach Buda-Pesth, nach Stuhlweißenburg, nach Großwardein, nach Belgrad, um die alte Römerstraße aufzusuchen, nach Sissek, Carlsstadt und Fiume, um auf diesen Wegen die Adria, das ägäische Meer, den Bosporus und den Pontus zu erreichen. War dies der leere Traum eines Theoretikers oder der Plan eines vorausblickenden Praktikers? Ich gestatte mir mit einer Thatsache zu antworten. Es war damals in Wien einer geistreichen und thatkräftigen englischen Dame, deren Bekanntschaft ich gemacht hatte, gelungen, einflußreiche Männer ihres Landes zu einer Besprechung

nach Wien zu bestimmen; sie kamen, der eine von London, der andere von Florenz, der dritte von Odessa. Unter ihnen befand sich auch Herr Giles, welcher englische Bahnen in Hindostan tracirt und gebaut hatte; er war über mein Ersuchen so gefällig, die Trace Karlsstadt-Fiume zu begehen. Weder an Geld, noch an Unternehmungslust, noch an praktischen Kenntnissen schien es zu mangeln; ich proponirte Esseg als Knotenpunkt, von welchem aus nach Dalmatien, an's adriatische Meer, nach Belgrad, nach dem Alföld (Großwardein), sowie nach Pesth und Stuhlweißenburg gebaut werden sollte. Ich erzähle das hier, um den ungarischen Eiferern gegen das Ministerium Schmerling zu sagen, daß die realen Interessen der Länder der Stefanskrone nicht vernachlässigt, sondern bevorzugt wurden; ich erzähle es, um Jenen zu antworten, welche immerfort oppositionell von großen Conceptionen schwatzten, aber durch mißtrauisches Nergeln die Thätigkeit der Regierung nur lähmten; im Sommer 1865 stand jedoch das Februar-Ministerium und der Reichsrath bereits auf dem politischen Aussterbe-Etat und mein kühnes Project fiel in den Papierkorb. Der Dualismus von 1867 inaugurirte für Ungarn auch eine selbständige unabhängige Eisenbahnpolitik, die sich zwar sofort aller Vortheile erfreute, welche der, im Jahre 1868 beginnende fieberhafte Aufschwung der Unternehmungslust darbot, aber auch an allen Uebeln, welche die nicht selten unlautere Ueberstürzung mit sich brachte, krankte. Hüben und drüben hielt man nicht Maß, und persönliche wie nationale und locale Sonderbestrebungen schädigten die gesunde Entwickelung. Hüben und drüben klagt man mit Recht über die oftmals unbedachte Belastung der Finanzen.

Nachdem die großen Eisenbahnlinien sich vervielfältigt hatten, lag es nahe, daß man auch an die Herstellung von Zwischenlinien, Secundär- und Localbahnen dachte. Da tauchte im Jahre 1868 eine Gesellschaft für Vicinalbahnen auf und ich hatte die Ehre, der Präsident des Verwaltungsraths zu sein. Die Unternehmung schien mir sach- und zeitgemäß. Die großen Arterien und Venen bedürfen der kleinen zur Vermittelung eines Netzes, ebenso auch die großen Bahnen der kleinen als Zufuhrs- und Abfuhrswege. Man sagte zwar damals — insbesondere eine geistvoll redigirte Zeitschrift: „Der Oekonomist" — solche kleine Bahnen müßten lediglich durch Local Capitalien gebaut werden, denn sie vertreten locale Interessen. Ohne Zweifel ist dies für Länder, in welchen es zahlreiche Sammelplätze für kleine und mittelgroße Capitalien giebt, richtig;

allein bei uns hatte bereits die Centralisation der Capitalien in Wien den Geld- und Capitalsmarkt so sehr überwuchert, daß alles flüssige Geld diesem Centrum zuströmte und auch wieder von da abströmen mußte, um activ gemacht zu werden. Die Folge davon war, daß die Local-Unternehmungen unselbständig und abhängig von dem Centrum Wien blieben und in die Bewegungen des großen europäischen Geldmarktes hineingezogen wurden, man ihnen daher die Fonds versagte, sobald diese auf dem Weltmarkte eine gewinnreichere Unterbringung hoffen durften. Daran scheiterte auch das Unternehmen der Vicinalbahnen, sie fielen den türkischen Bahnen und den Türkenlosen zum Opfer. Schon nach einem Jahre liquidirte die Gesellschaft, war jedoch in der Lage, den Actionären sogar einen kleinen Gewinn zuzuwenden, welchen sie in Börsengeschäften gemacht hatte. Engländer, Franzosen, Holländer, Amerikaner und Andere haben den patriotischen Stolz, ihre Capitalsersparnisse zunächst im eigenen Lande zu fructificiren und so den inländischen Unternehmern unter die Arme zu greifen. Unsere Geldmänner sind kosmopolitischer; sie halten sich an den Grundsatz: ubi bene, ibi patria und schicken ihr Geld ins Ausland, sobald es alldort bessern Gewinn verspricht.

Nebenbei noch ein Wort von den Pferde-Eisenbahnen, den Tramway-Unternehmungen. Sie stehen zu den Locomotiv-Eisenbahnen etwa in dem Verhältnisse, wie die Cabotage zu der großen Seeschifffahrt, wie der Küstenfahrer zum Ostindienfahrer, wie ehedem der Stellwagen und der Fragner im Dorfe zum Post- und Eilwagen und zum Großfuhrmann. Sie haben aber ihre Berechtigung und ihre Stellung im Localverkehre. Als im Jahre 1864 die Concessionirung einer Tramway-Gesellschaft für Wien von einem Schweizer Hause begehrt wurde, warf man ihr allerlei nicht zu rechtfertigende Schwierigkeiten in den Weg. Die Juristen versagten das Expropriationsrecht und überlieferten dadurch die Unternehmung den Ränken wucherischer Speculanten in Grund und Boden; die Väter der Stadt wollten daraus ein Communal-Einkommen ziehen und so vermehrten sich die Anlags- und Betriebsspesen der Unternehmung in bedenklicher Weise und die Folgen blieben nicht aus. Ich gedenke dieser Uebelstände nur, um zu warnen, daß man volkswirthschaftliche Politik nicht juridisch-pedantisch, noch mit fiscalischer oder communaler Begehrlichkeit betreiben soll. Wie komme ich dazu, in dem Gedenkblatt über den Ausgleich mit Ungarn, soviel von der Eisenbahnpolitik zu sprechen? Meine Antwort ist:

Die Eisenbahnpolitik ist eine gemeinsame Reichsangelegenheit und muß diesseits und jenseits der Leitha nach gleichen Grundsätzen betrieben werden. Es ist eigenthümlich, daß der Kaiser von Deutschland den Königen von Sachsen, Bayern und Württemberg zumuthen darf, daß sie ihre Eisenbahnen für Reichsbahnen erklären und verwalten lassen sollen; während eine gleiche Zumuthung des Kaisers von Oesterreich an den König von Ungarn als eine verfassungswidrige Gewaltthat zurückgestoßen wird!

Auf der Donau.

Der alte Danubius arbeitet sich seit Jahrtausenden ab, um bei Gönye ein ordentliches Bett zu vertiefen, um am eisernen Thor die Felsen des Strombetts wegzuwaschen, um endlich den Sand an der Sulina-Mündung in's schwarze Meer zu tragen. Es gelingt ihm nicht, denn die Ungarn helfen ihm nicht bei Gönye; die Ungarn-Oesterreicher, die Türken, Rumänen und Serben lassen ihn am eisernen Thor ohne Hilfe, wie viel sie auch diplomatisiren mit dem europäischen Concerte über einen anzulegenden Canal oder eine Vertiefung des Flußbetts; bald fehlt es an technischer Verständigung, bald an Geld, bald wieder treten völkerrechtliche Schwierigkeiten dazwischen, und so bleibt es beim Alten; grollend treibt der altersgraue Stromgott seine breiten Wellen dem finstern Pontus zu; grollend, daß die Trägheit der Menschen und unverständiger Zank die Ausnützung seiner reichen Schätze und Kräfte verhindern. Ach, der vorweltliche Geselle versteht nichts von moderner Diplomatie, nichts von den Irrwegen der Völkerbündnisse, nichts von unserm verwickelten Dualismus! Aber sein Wunsch wird doch in Erfüllung gehen: die Donau wird für alle Nationalitäten frei, sie wird an allen Orten correct fahrbar werden, sie wird endlich vom eisernen Thor bis in's schwarze Meer ein neutraler Strom werden. Man hat in dem Pariser Frieden vom Jahre 1856 ihre Freiheit pomphaft ausgesprochen, hat das Monopol der großen Gesellschaft durch Abfindung beseitigt; allein die gehoffte Wirkung blieb aus, denn Gönye und das eiserne Thor und der Sand in der Sulina-Mündung und vieles Andere lähmten und schädigten die Schifffahrt; und als nun vollends in jüngster Zeit die Wasser des Weltstroms zum Exercirplatz für Torpedos und Monitors ausersehen wurden und als Leichenhaus dienen für Baschi-Bozuk's und Nizam's, für Russen und Rumänen, da war der pomphafte Pariser Friede zu einem Spottgedichte geworden. Für uns in Oesterreich-Ungarn ist die Donaufrage das Alpha und

das Omega der Orientfrage. Die Donau muß wahrhaftig frei, sie muß wahrhaftig fahrbar, sie muß wahrhaftig neutral werden. Darin liegt das nächste Interesse unserer Orientpolitik, und nicht bloß das unsere, sondern auch jenes von Deutschland und ganz Mitteleuropa. In wie weit darin auch unsere Ehre und die Ehre des Concert européen betheiligt ist, will ich nicht erörtern. Wenn aber die Neutralität der untern Donau zur Wahrheit gemacht wird, dann wird Europa eine unübersteigliche Friedensmauer zwischen Rußland und der ottomanischen Pforte aufgebaut haben und es wird seine Sache sein, an dieser Friedensbastion Wacht zu halten.

Im Mai 1872 wurde mir als Administrator der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft die große Ehre zu Theil, Se. Majestät den Kaiser und König auf einem unserer schönen Passagierschiffe von Pesth an die Einmündung des Bega-Kanals zu führen, von wo Se. Majestät auf einem Schiffe der ungarischen Gesellschaft nach der Theiß schiffte, um die Gegenden in Augenschein zu nehmen, welche die aufgestaute Theiß weithin überfluthet hatte. Ich hatte die weitere Aufgabe, nachdem der König von Ungarn, um dualistisch correct zu sprechen, das Schiff verlassen hatte, innerhalb dreizehn Stunden bis zur Mündung der Theiß in die Donau, Belgrad gegenüber, thalwärts zu steuern und von dort die Theiß stromaufwärts bis zur Einmündung des Bega-Kanals in die Theiß, Groß-Beczkerek gegenüber zu gelangen, und mein Schiff wieder dem Könige zur Verfügung zu stellen. Ein Schraubendampfer begleitete meinen Raddampfer, um für den Fall einer Beschädigung an diesem nicht in Verlegenheit zu kommen. Ich durfte den Dampf nicht sparen, denn so rasch es die Donau abwärts ging, so war doch die Fahrt bergan auf der Theiß nur langsam möglich. Bei einbrechender Nacht war ich zur festgesetzten Stunde auf dem mir zugewiesenen Platze bei Groß-Beczkerek. Die Fahrt befriedigte mich in hohem Grade; fast vergaß ich, daß ich eine Landratte war und fühlte mich als seetüchtigen Commodore. Von Pesth bis zur Einmündung in den Bega-Canal gewährte mir die interessante Gesellschaft, in der ich mich befand, große Befriedigung; ich will nur auf die Anwesenheit des gesammten ungarischen Ministeriums, an dessen Spitze damals der gewandte und energische Graf Melchior Lonyai stand, sowie auf den interessanten Erzbischof von Kolocza, Haynald, hinweisen. Dieser versteht es, geistreich zu denken und angenehm zu sprechen und erfreute mich persönlich durch die Versicherung, daß er in seinen Jugendjahren mit viel Vergnügen die Schriften meines verstorbenen Onkels

Johann gelesen habe. Auch für die Conversation mit den Herren Ministern gab es manchen interessanten Stoff; insbesondere aber beglückte die wohlwollende und herablassende Weise des Kaisers und Königs. Als ich, nachdem der allergnädigste Herr in den Bega-Canal eingefahren war, mit meinen zwei Dampfern allein weiter steuerte, machte ich mich auf dem Verdecke breit, genoß in vollen Zügen die balsamische Mailuft und horchte dem bezaubernden Gesange der Nachtigallen, welche nicht müde wurden, in den ununterbrochenen Auen ihre Liebesgesänge auszutönen. Der Sprosser mit dem dunklen Gefieder, der weißlichen Kehle und den geflammten Bauchfedern, zugleich größer als sein Verwandter in den Wäldern, ist doch der König des Gesangs und die Donauauen sind ihm die liebste Heimath. Der alte Danubius war mir immer sympathisch, heute im Alter wie ehemals, da ich noch als junger Herr zwischen Tuln und Zwentendorf in einem „Seelentränker" zum Zeitvertreibe hin und wieder fuhr. So war ich denn in befriedigter und gehobener Stimmung, als ich Belgrad in Sicht bekam, die veraltete Veste, einst von schwerwiegender Bedeutung in unsern Kämpfen mit den Osmanen. Mein Blick schweifte südwestlich ab in der Richtung Bosniens, der Herzegowina und des adriatischen Meeres; da erinnerte ich mich, wie mein Geschichtsprofessor in Graz, der von mir schon wiederholt genannte Julius Franz Schneller, ausgesagt hatte, daß erst der Besitz Bosniens in Zusammenhang mit dem gebirgigen Siebenbürgen unsere Befestigung gegen den Orient abschließe und Oesterreich daher trachten sollte, dasselbe mit den Ländern der Stefanskrone zu verbinden und so unsern natürlichen Festungsgürtel bis an das adriatische Meer über Dalmatien vorzuschieben. Ich erinnerte mich auch der traurigen Ereignisse des Jahres 1859 und daß ich mich eben bei dem Grafen Goluchowski in seinem Bureau befand, als die Nachricht kam von dem Abschlusse des Präliminar-Friedens zu Villafranca; erinnerte mich, daß ich auf die vor uns liegende Karte weisend dem Grafen sagte: Venetien sei doch nicht zu halten; wir sollten es also an Italien verkaufen und für den Erlös Bosnien und die Herzegowina einkaufen. Der Graf erwiderte, daß man einen solchen Gedanken in Wien als hochverrätherisch und demüthigend zurückweise. Ich schwieg denn. Nun sieben Jahre später mußten wir es doch hingeben ohne Entschädigung, und zwölf Jahre später gestattete uns der Berliner Friede mit zweideutiger Gerechtigkeit, diese Länder für uns, auf unsere Kosten zu erobern. Also umherschauend verfiel ich in einen gefährlichen Traum von der Wiedererweckung des einstigen Jagellonen-

reichs. Ich sah, wie der Träger der Stefanskrone von der Ostsee bis an die Küsten des adriatischen Meeres herrschte; Ofen-Pesth war eine Weltstadt geworden, dafür lag Wien in nebliger Ferne und Cisleithaniens Grenzen verschwammen in undeutlichen Umrissen. Den bösen Traum verscheuchte meine Einfahrt in die Mündung der Theiß, welche wir nun stromabwärts befuhren. Es begann für mich eine interessante Fahrt, denn ich hatte im Jahre 1864 als Leiter des gemeinschaftlichen Handelsministeriums Vorverhandlungen gepflogen mit dem belgischen Hause Riche u. Comp. über die Regulirung der Theiß, zunächst des obern Theils derselben bis Szegedin, und am heutigen Tage bereiste der Kaiser und König die Landstrecken, welche dieser Fluß unbarmherzig überschwemmt hatte. Schon die Ausmündung in die Donau zeigt, daß es nicht anders sein kann. — Der wasser- und fischreiche Fluß von trägem Laufe mündet unter einem rechten, beinahe stumpfen Winkel, in einen noch viel gewaltigern Strom von viel größerm Gefälle; dadurch wird das Rückstauen der Theiß und die Ueberströmung ihrer niedrigen Ufer unvermeidlich; die mächtige Donau aber trifft am eisernen Thor auf einen Felsengrund, welcher wie eine Wehre ihren Abfluß hindert und die reichen Wassermassen gegen die Theißmündung zurückstaut. Soll also nachhaltig geholfen werden, so muß der Einströmungswinkel der Theiß in die Donau geändert, müssen die Felsen des eisernen Thors theilweise beseitigt werden. Die Bergfahrt war mühsam, aber meine Dampfer arbeiteten fleißig und erfolgreich. Das schöne, egyptisch fruchtbare Land zu rechts und links war eine glitzernde Wasserfläche und rief meine, vor acht Jahren geplanten Regulirungsgedanken mir wieder in's Gedächtniß; ich hatte Zeit, mich mit ihnen zu beschäftigen. Es ist bedenklich und gefährlich, einen Fluß von oben nach unten zu reguliren, statt von unten nach aufwärts, denn beim Eintritt von Hochwassern ist die Fluth, welche sonst mehrere Tage brauchte, in etwa vierundzwanzig Stunden in den untern Gegenden angelangt, staut sich in den Serpentinen und überströmt. Der Beweis lag mir vor Augen, weil man mit magyarischem Eifer von Szegedin aufwärts regulirt hat, und vor kaum zwei Jahren wurde die unglückliche Stadt ein Opfer der wilden angeschwollenen Theiß und ganz Europa beklagte das arme, niedergeworfene Szegedin. Als ich vor acht Jahren mit Herrn Riche plante, hatte ich zweierlei im Auge: einerseits die Regulirung des Flusses, andrerseits die gleichzeitige Bewässerung der baumlosen, fruchtbaren Ebenen, deren üppige Ackerkrume in heißer Zeit sehr rasch in Staub verwandelt und von den

Winden sammt der Einsaat fortgetragen wird. Ich dachte also, sowohl an schützende Baumpflanzungen, als an künstliche Bewässerung, nahm daher die Erbauung großer Wasserreservoirs in Aussicht, welche bei Hochwasser zur Aufnahme der überströmenden Fluthen dienen, andrerseits in dürren Jahreszeiten zur Bewässerung von Aeckern und Wiesen verwendet werden sollten. Allein dieser Plan hatte zwei Voraussetzungen, welche nicht da waren: Geld und eine betriebsame Intelligenz der Communen. Der Wechsel des Ministeriums im Juli 1865 warf ihn sofort bei Seite. — Nach neun Uhr warf ich vor Groß-Beczkerek Anker und signalisirte nach Verabredung meine Ankunft durch Raketen; das Signal wurde sofort erwidert und eine halbe Stunde später ging Se. Majestät an Bord. Der Kaiser setzte seine Bereisung zu Land fort; ich steuerte nach Szegedin, hatte Manches gelernt und manches Halbvergessene wieder aufgefrischt. Ich beschaute die Stadt und fuhr sodann in Begleitung unsers ausgezeichneten Directors Ritter von Cassian über Pesth nach Wien. Die angenehme Reise hatte meine Sympathien für das Nachbarland nur gesteigert; es ist eine Perle in der Reichskrone, und wenn die mannhaften Ungarn nicht der ziemlich allgemeinen Erbsünde der Menschen verfallen: ihr Glück und ihre Fähigkeiten zu überschätzen, so können sie mit uns staatlich verbunden ein mächtiges Reich bilden und die Stellung einer Großmacht behaupten.

Personalunion und Dualismus.

Nach den Anschauungen, welche ich im Vorhergehenden entwickelt habe, ist es wohl klar, daß ich der Personalunion nicht das Wort reden kann. Oesterreich und Ungarn würden sich fremd bleiben, wie sie es nahezu sind. Das „österreichische Bewußtsein", auch wo es Wahrheit, nicht bloße Phrase ist, genügt nicht, weil das neue staatliche Leben gar viele Kräfte und Gegensätze aufgenommen hat, welche man mit patriarchalischer Gemüthlichkeit nicht ausgleicht oder bezwingt, um das Länderconglomerat zu einem lebenskräftigen und widerstandsfähigen politischen Ganzen zu verbinden. Die Personalunion ist doch nur ein Vertrag, bei welchem die Paciscenten sich fremd bleiben und jeder Theil nur seinen Advokaten oder Wirthschaftsrath befragt und berathet. Dies ist insbesondere auch dann zu wenig, wenn man im Concert européen eine gewichtige Stimme führen will. Es ist nicht einmal genügend in gewöhnlichen Zeitläufen,

aber völlig unzureichend, wenn schwere Fragen und Ereignisse herantreten. Wir müssen uns näher stehen, als die Gutsinsassen zweier Güter desselben Eigenthümers. Schweden und Norwegen befinden sich zwar ganz wohl bei ihrer Personalunion. Der norwegische Storthing dürfte zwar unsern fortgeschrittensten Fortschrittsmännern genügen, weil gegen dessen Beschlüsse die Krone nur ein aufschiebendes Veto hat; allein die beiden Staaten verzichten darauf, eine Großmacht sein zu wollen, und sie können es, denn sie sind kein polyglottes Binnenland wie Oesterreich-Ungarn, in welches die Nachbarn ihre nationalen Fangarme hineinstrecken, um es gelegentlich zu zerreißen. Darum müssen wir auf unserer Hut sein und vor allem unsere Einheit wahren, was trotz der verfassungsmäßigen Zweiheit möglich ist. Wenn Oesterreich durch Jahrhunderte der habsburgische Hammer gewesen ist, welcher auf die Ambosse in Deutschland, in Italien und anderwärts, wo die Völker ein Gelüste zeigten, sich frei zu machen, mächtig niederfiel, so müssen wir am heutigen Tage Sorge tragen, daß das Verhältniß sich nicht umkehre und nicht wir zum Ambos werden, auf welchen herrschsüchtige, nationale oder imperialistische Eroberungsgelüste als Hammer niederfallen, um, die Lockerheit unsers Staatsverbandes ausbeutend, uns zu zertrümmern und stückweise zu annectiren. Das ist die Gefahr, mit welcher eine bloße Personalunion uns bedroht.

Auch den heutigen Dualismus bedrohen ähnliche Uebelstände und Gefahren; ja, es könnte kommen, daß er den großen Zwecken und Aufgaben noch nachtheiliger würde als die bloße Personalunion, wenn er, den Grundsatz „Communio est mater discordiarum“ illustrirend, einen stetigen selbstischen Krieg im Gange erhielte. So lange der Dualismus zwischen uns und Ungarn nicht von einer ehrlichen, unbefangenen und patriotischen Uebereinstimmung beherrscht ist, wird diese Gefahr über unsern Häuptern schweben, und um sie zu bannen, bedürfen wir einer constitutionellen Spitze, welche uns zu einem Bundesstaat macht. Wenn man den Ungarn mit einigem Rechte vielleicht den Vorwurf machen kann, daß sie uns gegenüber mißtrauisch und unbillig seien, so sollen wir unser Ohr auch nicht der Stimme der Geschichte verschließen, welche jenes Mißtrauen zu entschuldigen geeignet ist. Eine gewaltige Revolution, welche zu den weltgeschichtlichen Ereignissen zählt, hat ihnen ein Machtbewußtsein gegeben, welches über ihre reelle Macht hinausgeht; und die blutige Art, wie die Revolution niedergeworfen wurde, hat Erbitterung und Mißtrauen zurückgelassen, so

daß wohl noch eine Generation wird in's Grab steigen müssen, bis der Stimmungsausgleich in einem gemeinsamen Patriotismus sich herstellen kann. Ueber Beschlüsse, wie sie der 14. April 1849 zu Debreczin brachte, kann wohl mit dem Schwerte zur Tagesordnung übergegangen werden, aber man vergißt sie nicht, weder hüben noch drüben. Dazu kommt noch eine weiter zurückliegende Geschichte, welche den Staatsgedanken für ein vereinigtes Oesterreich-Ungarn nur mühsam aufkommen läßt und eine verkehrte Politik, welche sich bis zu dem Unglückstage von Königgrätz fortsetzt.

Der Abgang einer gemeinschaftlichen constitutionellen Spitze schädigt wesentlich unsere Bedeutung im Concert européen. Jener bewirkt, daß die Krone mit Umgehung der Organe des Constitutionalismus diesseits und jenseits der Leitha ohne Zögern absolutistisch vorgeht, indem sie, den einen Factor gewinnend, über den andern hinwegschreitet. Wir diesseits sind im bureaukratischen Centralismus erzogen und gehen daher vielleicht zu weit bei der Bezeichnung dessen, was als gemeinsam behandelt werden soll. Unsere Nachbarn dagegen sind übereiferſüchtig, wenn wir irgendwo mitthun sollen, wo die Angelegenheiten ihres engern Vaterlandes zunächst in Frage stehen. Als im Jahre 1850 die Restaurationsarbeiten begannen, legte man diesseits der Leitha zu viel Werth auf eine kleidsame Uniformirung, auf gleichförmige Stimmungsberichte und homogene Gensdarmerie-Rapporte u. s. w. und that dies mit solcher Energie, daß die tieferliegende innere Verstimmung äußerlich nicht zu Tage kam, oder wo dies dennoch geschah, glaubte man im Vollgefühle seiner Macht darüber kraftbewußt hinweggehen zu können; aber die überreich angewendete Gewalt bewirkte nicht die Einigung, von der man träumte, sondern verbitterte die Trennung, welche eine unheilvolle Revolution geschaffen hatte. Die darauf gefolgte constitutionelle Aera von 1861 blieb gegenüber von Ungarn ein Theorem, denn sie hatte sich durch ihre starre Rechtsverwirkungstheorie den Boden unter den Füßen weggezogen und das derselben vorangegangene Diplom vom 20. October 1860 athmete zu viel föderalistischen, nationalen und reactionären Geist, um von den Ungarn nicht entschieden zurückgewiesen zu werden, welche auf ihrem Gedanken der Rechtscontinuität und auf ihrer März-Verfassung von 1848 unerschütterlich bestanden. Als nun völlig unerwartet der Unglückstag von Königgrätz hereinbrach, war die Regierung macht- und rathlos und konnte nur capituliren. Der Ausgleich von 1867, welchen der sächsische Baron und das Ministerium Belcredi-Taaffe

mit dem allmächtig gewordenen Franz Déak zusammenschweißten, fußte auf der Rechtscontinuität Ungarns und schob den theresianischen Staatsgedanken so sehr in den Hintergrund, daß sein feingesponnener Dualismus von einer einfachen Personalunion nur für scharfe Augen zu unterscheiden war. Unsere nächste Aufgabe ist es somit, den nahezu untergegangenen Staatsgedanken wieder zu beleben und ihm eine greifbare Realität zu geben. Mir scheint dieses Ziel nicht ein unerreichbarer frommer Wunsch zu sein, weil große materielle Interessen, welche mehr und mehr hüben und drüben begriffen werden, dafür sprechen. Aber wir diesseits müssen uns von centralistischen Vorurtheilen lossagen, sowie die Herren jenseits begreifen müssen, daß sie nur dann eine europäische Geltung hoffen dürfen, wenn sie mit uns Hand in Hand und Schulter an Schulter im europäischen Staatensysteme stehen und handeln. Ich will nun von dem sprechen, was mir dazu unerläßlich zu sein scheint. Es ist dies zweierlei: einmal die Bildung einer verfassungsmäßigen obersten Spitze, ich möchte sagen, eines Verfassungsknaufes, welcher alle Rippen des Dachbaues verfassungsmäßig verbindet; und zweitens: patriotische Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung in dem politischen Grundgedanken, so daß derselbe politisch-patriotische Geist hüben und drüben die Verfassungs- und Verwaltungskörper, die Gemeinden und ihre Organe, sowie die gesammte öffentliche Meinung belebe, beherrsche und vereinige. Das Erste worauf ich hindeutete, ist ein entsprechender Ausbau unserer Verfassung und ich verkenne die Schwierigkeiten nicht, welche den Architecten vorliegen, aber ein warmer Patriotismus und die unbefangene Einsicht in die Gefahren, welche uns bedrohen, wenn der Ausbau unterbleibt oder mißlingt, können dieselben überwinden. Das Zweite, oder vielmehr die Grundlage und Vorbedingung des Ersten ist: daß auch in die beiderseitigen Verwaltungen Homogenität gebracht werde, so daß in den Beziehungen, welche das Geschäftliche, so wie das Alltagsleben mit sich bringt, Jeder sich hier und dort zu Hause fühle und das leidige Gefühl, da oder dort im Auslande zu sein, völlig verschwinde. Soll diese Uebereinstimmung Wahrheit werden, so muß zunächst in den materiellen Interessen Uebereinstimmung geschaffen werden, daher in den Angelegenheiten des Post- und Communicationswesens, der Eisenbahnen, des gewerblichen und Handelsverkehrs lästige Verschiedenheiten

vermieden und in der Gesetzgebung sowohl, als in der Verwaltung dieser Zweige eine coulante Gleichartigkeit hergestellt werden. Ich betrachte es als eine erste, ernste patriotische Aufgabe der Publizistik, auf die Klärung und Berichtigung der öffentlichen Meinung in der bezeichneten Richtung hinzuarbeiten.

Es liegt nahe, daß zu diesem Zwecke die bestehenden unzureichenden Delegationen zu einer wirksamen constitutionellen Spitze fortgebildet werden, allein der Paragraph thut es nicht, es thut's der Geist, der drinnen ist; wenn es daher den Bemühungen der Publizistik nicht gelingen sollte, ein patriotisches Gemeingefühl zu wecken, wenn nicht hüben und drüben Homogenität in den Gesetzgebungen und in den Verwaltungen herrscht, wenn man nicht die Ueberzeugung gewinnt, daß die Macht und Geltung des Staats nicht decretirt noch pactirt wird, sondern auf realen Grundlagen emporwachsen muß, wenn man nergelt und feilscht wie bisher, um persönlichen Eitelkeiten und Interessen Zugeständnisse zu erobern, dann kommt man über eitle Verfassungsmacherei nicht hinaus und thut besser, beim Alten zu bleiben. Daß die derzeitigen Delegationseinrichtungen verbesserungsbedürftig sind, wird kaum irgend Jemand bestreiten und unsere Zeit ist in Verfassungmachen sehr eingeübt, aber der Geist ist hüben und drüben noch kein einheitlicher. Als Einer, welcher schon im Jahre 1848 mitthat, erlaube ich mir auch gegenüber der eben berührten Frage einige Andeutungen. An die Stelle der gegenwärtigen Delegationen soll eine Reichs-Deputation treten mit den Rechten und Formen eines Parlaments. Die Zahl der Mitglieder soll etwa auf 120 gestellt sein und ihre Beschlußfähigkeit auf 80 Anwesende beschränkt werden. Die Zahl der Deputirten einerseits für Cisleithanien, andrerseits für Transleithanien wäre nach einem Rechnungsschlüssel zu bemessen, welcher aus drei Größen: dem dies- und jenseitigen Flächenmaße, der Einwohnerzahl, endlich der Steuerleistung zu berechnen wäre. Die Wahl der Deputirten hätte zu geschehen, indem diesseits und jenseits, hier das Herren- und Abgeordnetenhaus, jenseits das Ober- und Unterhaus zu je einem Wahlkörper zusammentreten. Die gemeinsamen Minister hätten ihre Vorlagen als verantwortliche Minister an die Reichsdeputation zu machen. Diese debattirt und beschließt darüber in parlamentarischer Weise. Die Minister der gemeinsamen Angelegenheiten leiten sodann die von der Reichsdeputation angenommenen Gesetzesvorschläge an die legislativen Körperschaften

dies- und jenseits der Leitha, welche in diesem Falle wie bei der Wahl zu je einem Hause vereinigt sind. Diese Landesparlamente sind auf eine Generaldebatte zu beschränken, haben keine Abänderungsanträge zu stellen, sondern stimmen über die von der Reichsdeputation angenommene Vorlage nur mit Ja oder Nein ab. Von der Reichsdeputation verworfene Anträge können in derselben Session nicht mehr vor die Landesparlamente gebracht werden. Insofern es sich um Geldbewilligungen handelt und von denselben die regelmäßige Fortführung der Staatsgeschäfte abhängig ist, wird von der Reichsdeputation durch Bestellung einer Commission oder in anderer Weise Vorsorge zu treffen sein, daß der regelmäßige Gang der Verwaltung nicht durch den Abgang von Geldmitteln gestört werde.

Diese knappe Skizze dürfte ausreichen, den Weg zu bezeichnen, auf welchem der Reichsgedanke zu verwirklichen wäre, ohne in den derzeit bestehenden Verfassungsbau allzutief einzugreifen. Die Ungarn haben so viel politische Reife und Patriotismus in einer langen Reihe von Jahren bewiesen, daß ich glaube, sie dürften für den ausgesprochenen politischen Fortschritt zu gewinnen sein. Sollte ich mich in meinen sanguinischen Hoffnungen täuschen, dann werden wir nach weiteren zehn Jahren eben da sein, wo wir heute stehen. Zwei Vorfragen werden die immer zuwartenden Besonnenen mir entgegenwerfen, die eine: ob denn eine reelle praktische Nothwendigkeit zu einer solchen Um- und Fortbildung der Verfassung vorliege, und die zweite: ob im Falle der Bejahung dieser Frage Dringlichkeit vorhanden sei, dieselbe sofort auf das Programm der Legislationen zu stellen? Ich bejahe die erste Frage und verneine die zweite. Unser Delegationen-Institut ist ein Zwitterding, ist kein Frieden, sondern nur ein Waffenstillstand; ist eine bewaffnete Neutralität, welche die Kriegslust nährt; schafft nicht Vertrauen, sondern nährt das Mißtrauen; ist eine Fortsetzung jener lauernden Politik, welche uns seit Generationen entfremdet; schwächt unsere Stellung im Concert européen, welches in unserm Dualismus kaum mehr sieht als eine Personalunion. Diese zwiespältige Verbindung ist ein Pfahl im Fleische unserer wirthschaftlichen Entwickelung, schwächt uns ökonomisch und dadurch auch politisch und militärisch; sie macht das viel verkündete „österreichische Bewußtsein" zu einer Phrase und nimmt dem Wahlspruche „viribus unitis" Kraft und Wahrheit. Deshalb ist die befürwortete staatliche Neugestaltung eine politische Nothwendigkeit. „Soll dieser Verfassungsbau

befriedigen und nachhelfen, dann muß er in der öffentlichen Meinung hüben und drüben tiefe Wurzel geschlagen haben. Ich betrachte es daher zunächst als eine Aufgabe der Publizistik, diesen Gedanken diesseits und jenseits in der öffentlichen Meinung einzuführen und darin lebenskräftig fortzubilden, damit aber nicht zu säumen, denn, wenn uns auch für ein Decennium ein dürftiger Modus vivendi gesichert ist, so bedarf doch ein in das Staatsleben so tief eingreifender Gedanke einer geraumen Zeit, um in dem allgemeinen politischen Bewußtsein Wurzel zu schlagen. Die Thätigkeit der Publizistik ist daher dringend, aber die Einführung in die Reichsrathsprogramme ist es zur Zeit noch nicht. Was jedoch den Ländergruppen diesseits der Leitha auf den Fingernägeln brennt, ist die finanzielle Calamität, an welcher die eigenthümliche Construction des Delegationenstatuts nicht geringen Antheil hat. Vernünftiges Sparen und die Abwendung unbilliger und ungerechtfertigter Belastungen der diesseitigen Reichshälfte, wie wir sie in dem abgelaufenen Decennium erleben und ertragen mußten, — sind der wichtigste Programmartikel für die diesseitige Legislation, wie für unsere Minister. Hic Rhodus, hic salta. Mag man noch so lebhaft mit den Wünschen und Begehren unserer Fortschrittsparteien sympathisiren: sie alle treten in den Hintergrund gegenüber der großen volks- und staatswirthschaftlichen Frage, auf welche ich hinwies; sie alle werden erreicht werden im ruhigen consequenten Entwickelungsgange, welcher begonnen hat und nicht mehr aufzuhalten ist, — aber nur dann, wenn wir wirthschaftlich nicht untergehen; alle Nationalitäten, alle Confessionen, alle Provinzen, Reich und Arm, Stadt und Land, die Intelligenz, wie die Faust des Arbeiters müssen in dieser Lebensfrage zusammenstehen, welche das Alpha und das Omega unsers Ausgleichs ist, sowie der Probirstein für die patriotische Einsicht und die Charakterstärke eines cisleithanischen Ministeriums.

Der Geist Déak's.

Der Polizeipräsident von Wien hat uns einen bösen Streich gespielt. Er hat den sensationellen amerikanischen Geisterbeschwörer, angeblich wegen nicht ausgewiesener Subsistenzmittel abgeschafft. Ein Geisterbeschwörer und keine Subsistenzmittel, welche Contradictio in

adjecto! Welches Verkennen des Zeitbedürfnisses! Wir haben Franz Déak begraben, scheinbar nur den Körper; aber auch sein Geist ist fortgezogen und wir hätten dringend nöthig, ihn zu citiren. Daß wir es nicht können, trägt der Uebereifer des Polizeipräsidenten die Schuld, welche um so größer ist, als wie ich höre, jenseits der Leitha eine zahlreiche Spiritistengesellschaft besteht, welche allerlei Medien zu benützen in der Lage ist, um Nachrichten und gute Rathschläge aus der Geisterwelt einzuholen. So müssen wir uns denn behelfen, wie wir können; und wir können es, wenn wir das Leben Déak's, sein uneigennütziges patriotisches Wirken uns vergegenwärtigen, seine muthigen und doch versöhnlichen Reden uns in's Gedächtniß rufen und nicht bloß nationale oder föderale, sondern österreichische Patrioten sind. Wäre ich ein Spiritist und vollends ein Medium, so würde ich Déak citiren und ihn sagen lassen — denn die citirten Geister leisten Parition — ich würde ihn sagen lassen: „Kálmán barátom, seid Ihr denn Patrioten, wenn Ihr um bettelhafter Geldfragen willen das Band zerreißt, welches ich mit Euch so mühsam gewebt habe und wofür Ihr mir außerordentliche und unvergeßliche Ehren erwieset. Ein möglichst hoher Café- und Petroleumzoll, dazu für Garngewebe, Eisen und andere Erzeugnisse, niedrigere Schutzzölle, der Gewinn aus der Banknotenpresse und Aehnliches sind es, um welche sich Euer patriotischer Eifer mit den Schwaben abbalgt; denn über andre gewichtigere Differenzen habt Ihr Euch verständigt oder seid der Verständigung doch ganz nahe. Der Streit um die Ehepacten darf die Ehe nicht vereiteln, will sagen, um solcher Geldfragen willen darf der Bund nicht zerfallen zur Freude seiner Feinde. Wenn in alten Zeiten ein Fürst in Geldverlegenheit war, verschlechterte er die Landesmünze; Ritter und Communen, welche Geld brauchten, brandschatzten die durchziehenden Handelsleute; von Jahr zu Jahr wurde man findiger in dieser fiscalischen Arbeit; man besteuerte, was der Mensch zum Leben nicht entbehren konnte oder nicht entbehren mochte: Brod, Fleisch, Getränke, Dienstleute und Kinder mit Verzehrungs- und Kopfsteuern. So ist man denn auch in neuerer Zeit sogleich mit Consumtionssteuern zur Hand, wenn man Geld braucht. Die neuerlichst von Euch heftig begehrte Erhöhung des Zolles auf Café und Petroleum ist auch nichts Anderes, als ein bequemes Mittel, mehr Geld in die Staatskasse zu bringen, unbekümmert, ob man dadurch dem Bürger wehe thut und den Nachbar verstimmt. Dieses Vorgehen ist auch

nicht billig und gerecht, noch brüderlich, weil daſſelbe handgreiflich auf den Säckel unſerer Nachbarn und Brüder ſpeculirt. Ich will dir was ſagen, Kálmán barátom, bittet unſren geliebten König, daß er an dem Militärbudget ſo viel abſtreiche, als die Erhöhung des Café- und Petroleumzolles mehr einbringen würde, dann werden die Patrioten jenſeits der Leitha ſich bei der Erhöhung ihrer Schutzzölle auch etwas abhandeln laſſen. Freilich, die Abminderung des Militärbudgets wird unſerm guten König nicht zuſagen, allein eben, weil er gut und klug iſt, ſo wird bei ihm die Erwägung obſiegen, daß ſeine Großmachtsſtellung durch die Abminderung des Präſenzſtandes nicht gefährdet wird, wenn dafür gut geordnete Finanzzuſtände und allgemeiner Wohlſtand die Widerſtandsfähigkeit und dadurch das Anſehen des Reichs erhöhen, denn die Machtfrage iſt eine Wirthſchaftsfrage und der Stand der Kaſſen iſt entſcheidender als der Ausweis über die Rekrutencontingente. Er wird um ſo eher darauf eingehen, als viele patriotiſche Männer, welchen man volle Einſicht und ehrlichen Willen zutrauen darf, behaupten, daß durch Verbeſſerungen in der Armeeadminiſtration der in Frage kommende Ausfall vollkommen ausgeglichen werden könne. Unſre vollblutigen Unverſöhnlichen ſind freilich ſehr kriegsluſtig und ruhmdurſtig, dabei aber verbittert und überſchätzen ihr Glück und ihre Fähigkeiten, ſowie ſie die Kräfte ihrer Gegner von jeher unterſchätzt haben, ſie ſind trotz aller Bußen noch nicht klug geworden. Für jeden beſonnenen Vaterlandsfreund muß heute der Ruf nach Einigung ſo laut erſchallen, als wie nie zuvor; denn nur dieſe und nicht eine koſtſpielige Kriegsbereitſchaft kann das Vaterland erhalten und gedeihen machen. Das aufrichtige Beſtreben, ſie zu ſchaffen, kennzeichnet den wahren Freund unſers ungariſchen Vaterlands. Und zu den Miniſtern der jenſeitigen Länder, welch Standes oder Namens oder politiſchen Glaubensbekenntniſſes ſie ſein mögen, würde der Geiſt ſprechen: In Einem Punkte ſtimmen wir Alle jedenfalls überein, in der Hingebung an unſer Herrſcherhaus; darum in dem Wunſche, mit demſelben eine unlösbare Dreieinigkeit zu bilden, beſtehend aus dem Kaiſer und König und den beiden autonomen Ländergruppen diesſeits und jenſeits der Leitha; denn wer dieſe bedroht oder gefährdet, iſt kein Patriot und kein Anhänger des Herrſcherhauſes, mag er für ſeine ſeparatiſtiſche Anſchauung in magyariſcher, in ſlaviſcher oder in deutſcher Sprache plaidiren. Die Schaffung dieſer Dreieinigkeit verlangt aber Opfer, und wer dieſe engherzig verweigert, iſt kein Patriot.

Als ich noch auf dem Kampfplatze stand, da galt es unser altes Recht zu wahren gegen absolutistische Uebergriffe, und daß wir siegten, entschied, ich darf es behaupten, den Sieg des Constitutionalismus überhaupt. Heute ist unsre und die Lage der Welt in eine andere Phase getreten, das Markten und Feilschen muß ein Ende haben. Unsre Brüder jenseits der Leitha mögen aber auch nicht vergessen, daß wir die Aermeren, sie die Vermöglicheren sind; sie sind das bereits besser instruirte Landgut, wir dagegen die zur Zeit noch schlecht investirte Pußta; deshalb können auch unsere staatswirthschaftlichen Anschauungen und Bestrebungen mit den ihrigen nicht immer Hand in Hand gehen und wir müssen uns verständigen. Solche Mahnworte spricht der Geist Déak's zu mir, dem Nicht-Spiritisten, der ich nicht als Medium rede, sondern als einer, der unbefangen der Thaten und des Lebens von Franz Déack gedenkt.

Unfruchtbar ist es, den Geist zu beschwören, damit er uns Offenbarungen mache; soll er nützen und helfen, so muß er, wie er einst leibte und lebte, in den Herzen seiner Landsleute, ich möchte sagen, mit elementarer Gewalt wirken. Aber wahr bleibt des Dichters Klage: „Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen! Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr."

Fünfzehntes Gedenkblatt.

Zu den internationalen Beziehungen Oesterreich-Ungarns.

Mein politisches Glaubensbekenntniß würde sehr mangelhaft bleiben, ich möchte fast sagen, nicht ehrlich sein, wenn ich es unterließe, auch ein paar Worte über die verhängnißvolle orientalische Frage zu sagen. Die Orientfrage ist die ehrgeizige älteste Tochter des Czarenreichs aus der heiligen Moskau; sie war der Liebling Peter's des Ersten und der zweiten Katharina, wurde neu gekleidet und aufgeputzt von dem Czar Nikolaus dem Ersten; von Alexander dem Zweiten, in neuester Zeit mit dem wilden, jungen Panslavismus verlobt; eine gefährliche Heirath für den russischen Autokratismus, denn der Bräutigam ist die Revolution und nur durch diese mächtig; darum hoffte ich auch, daß die cäsarische russische Politik noch in letzter Stunde dem zum Kriege drängenden Panslavismus antworten würde, wie jener weise Grieche der schönen Phryne: „So theuer bezahle ich meine Reue nicht!" Ich täuschte mich. Ebenso täuschte ich mich in Bezug auf die Haltung der Cabinete Europa's, ich hatte ihnen mehr Thatkraft zugetraut; täuschte mich, indem ich den von unserm Minister ausgesprochenen Status quo amelioré für mehr als eine diplomatische Phrase hielt. Ja, ich war sehr naiv in meiner jüngsten politischen Weltanschauung. Dennoch will ich den Gegenstand besprechen und zwar, indem ich mit den zwei Hauptbetheiligten, mit Rußland und der ottomanischen Pforte beginne, hierauf mich zu unserm Vaterlande wende und endlich mit Gesammt-Europa abschließe. „Zuerst die Türkei, dann wir!" so sagte mir jüngst ein zürnender Patriot. Wenn der erste Theil der orientalischen Politik, Verlag Petersburg und Moskau, vergriffen sein wird, dann geht man, so meint mein Patriot, an das zweite Theilungsspensum: Oesterreich-Ungarn. Die Weltgeschichte werde allerdings ihren Weg

auch ohne uns fortgehen, allein so leichten Kaufes würden wir uns nicht opfern lassen, so schloß er. Ich entgegnete begütigend: noch sei der erste Band der Orientfrage nicht bis zum Bürstenabzuge gediehen und ich hoffte, daß er überhaupt nicht zum Druck gelangen werde, wenn Europa sein Interesse, sein Recht und seine Pflicht verstünde. Trotz dieser ruhigen Entgegnung gingen aber durch meinen Kopf allerlei beunruhigende Erinnerungen und Erwägungen. Ich dachte an die famose Karte von Europa, welche ich in einem Kaufladen des Palais royal schon im Jahre 1865 gesehen hatte, und auf welcher unser gutes Oesterreich völlig verschwunden war. Ich dachte an das national-slavische Sieben-, Acht- oder Zehngestirn, welches der gelehrte Herr von Palacky anstatt des alten Oesterreich am publizistisch-literarischen Himmel vor einigen Jahren erglänzen ließ und welches uns in eine Polyarchie verwandeln würde. Ich dachte an den alten Schlachtenruf: „Noch ist Polen nicht verloren"; dachte an die czechischen Fundamental-Artikel, welche entweder ein Rückschritt zum Absolutismus oder ein Fortschritt zur Zerbröckelung des Reichs sind; dachte an unsern ungelenken Dualismus, dessen Hammer in Pesth und Ambos in Wien sein müßte oder umgekehrt, wenn in die constitutionelle Zweiheit administrative Einheit gebracht werden soll; dachte an die Omladina und ihre Thätigkeit in jüngster Zeit. Erinnerte mich, daß schon vor vielen Jahren ein in süd-slavischen orthodox-griechischen Gemeinden Reisender mir mitgetheilt hatte: er habe in den Stuben der Landleute gar häufig das Bildniß des Czaren Nikolaus gefunden aber keines des Kaisers von Oesterreich. Solche Gedanken und Erinnerungen machten mich nachdenkend.

Der Panslavismus und die Wiedergeburt der europäischen Türkei.

Die Orientfrage ist für uns eine Frage der Ehre und des Interesses. Sie lautet heute doppelt bedenklich für uns, weil das russische Cabinet, nicht wie zur Zeit der hochstrebenden Katharina II., nur autokratische Machtentfaltung und Vergrößerung des Reichs im Auge hat, mit welchen Bestrebungen man sich am Ende politisch und diplomatisch auseinandersetzen könnte, während der Panslavismus, welchem die russische Politik in jüngster Zeit verfallen zu sein scheint, social und kirchlich wühlend in die Nachbarländer eindringt. Wir haben daher nicht sowohl mit einem ehrgeizigen Cabinete uns

auseinander zu setzen, sondern vielmehr den Kampf zu bestehen mit einer national-revolutionären Potenz, für welche alte Rechte und tausendjähriger Besitz keine Achtung gebietende Schranken bilden. Wer kann sich solcher Befürchtungen entschlagen, wenn man liest, daß der militärische Polizeimeister von Warschau den widerstrebenden Magistrat der Stadt genöthigt habe, eine panslavistische Zustimmungsadresse zu votiren! Wenn man liest, daß der Czar den neuen moskowitischen Peter von Amiens gnädigst empfängt und daß für den neuen panslavistischen Kreuzzug von den begeisterten Patrioten eine großmüthige Gabe von 10 Millionen Rubel in Aussicht genommen wurde. Der zur Reife getriebene Panslavismus würde mit Naturnothwendigkeit auch seine Arme nach dem serbischen Banat, nach der gesammten Militärgrenze, nach Croatien und Slavonien ausstrecken und bis zur dalmatinischen Meeresküste vordringen. Auch die Slovenen durch Krain und hinter dem Gebirgsstock des Terglou bis hinauf nach dem kärntnerischen Villach würde er sich als Stammverwandte agitatorisch zu annectiren streben. Die Zeiten sind eben wesentlich anders geworden, als sie vor einem Menschenalter gewesen. Ich habe volle zwanzig Jahre, von 1839 bis 1859, in slavischen Ländern mit Slaven aus allen Ständen und Beschäftigungen gelebt und gearbeitet, ich, der Deutsche und ihrer Sprache unkundig, in Schlesien und in Mähren, wie in Galizien; im Flachlande, wie in den Karpathen, mit Polen, wie mit Ruthenen; und ich darf sagen, daß ich mich ihres Wohlwollens und ihres Vertrauens erfreute, selbst in den Revolutionsjahren 1846 und 1848. Ich erlaube mir ein paar Thatsachen zu erzählen. Als ich im Sommer 1852 eine namhafte Anzahl von Gemeinden fragte, ob ihre Kinder in der Volksschule Deutsch lernen sollten, so antworteten sie mir, das verstehe sich von selbst, denn deshalb schickten sie dieselben ja hinein. Das Fortkommen ihrer Kinder lag ihnen eben näher als die Forderungen eines nationalen Fanatismus. Die polnischen Bauern aus den Beskiden in Schlesien wählten mich mit stürmischen Zurufen zur deutschen National-Versammlung in Frankfurt. Die galizischen Gutsbesitzer begrüßten den deutschen Grundentlaster als den Befreier aus ihrer ökonomischen Noth, sie verlangten nicht, daß ich polnisch mit ihnen rede. So war es damals, heute ist es anders. Heutigen Tags haßt mancher Vollblutslave den deutschen Mitinsassen im slavischen Weichbilde wie Shylock den Antonio, und fragt ihr ihn weshalb, so hat er keine andere Antwort als Shylock:

„Wie sich kein rechter Grund angeben läßt,
Daß der kein schmatzend Ferkel leiden kann,
Der keine Katz', ein harmlos nützlich Thier,
Der keinen Dudelsack, ...
So weiß ich keinen Grund, will keinen sagen,
Als eingewohnten Haß und Widerwillen,
Den mir der Deutsche einflößt . . . . . ."

Das Krakauer Blatt „Justrzenka" forderte im Sommer 1848 die Goralen der Karpathen mit heftigen Worten auf, von ihren Bergen herabzusteigen, um mich, den Germanisator, todt zu schlagen; während der slaveneifrige bekannte P. Prutek in Teschen noch im Jahre 1862, zur Zeit des schlesischen Landtags, in Troppau bei einem Festessen in warmen Worten mich pries und mir dankte, daß ich für die Bildung und Sittigung der slavischen Gemeinden so thätig gewesen sei; er sagte, daß die nützlichen slavischen und deutschen Bücher, welche ich zwanzig Jahre zuvor unter die Gemeinden und ihre Schullehrer vertheilen ließ, noch zur Zeit mit Pietät und Eifer gelesen und aufbewahrt würden. Das ist eben der unlautere Paroxismus des Nationalitätsfiebers, vor dem wir nicht erschrecken sollen, aber den wir auch nicht unbeachtet lassen dürfen; vollends heute nicht, wo uns der nihilistische Panslavismus bedroht, daß er den electromagnetischen Draht seiner Wühlereien an dem neu an der Sophienkirche aufzurichtenden Doppelkreuze befestigen und durch unsere Länder fortführen werde. Ein panslavistisches Rußland auf der Balkanhalbinsel wäre der Untergang von Oesterreich-Ungarn, und darum müssen wir ein Vorstoßen Rußlands nach diesem Ziele um jeden Preis zurückweisen, und der Berliner Frieden hat diese Aufgabe noch nicht vollbracht; deshalb ist der Fortbestand des ottomanischen Reichs in Europa zur Zeit für uns eine politische Nothwendigkeit, eine Bedingung unsers eigenen Fortbestandes. Abgesehen von der eben besprochenen politischen Existenzfrage dürfen wir auch andere große Interessen nicht vernachlässigen, welche wir auf der Balkanhalbinsel für Oesterreich-Ungarn und wenn es Noth wäre selbst mit Waffengewalt zu wahren und zu vertreten verpflichtet sind. Da ist es denn einmal die schöne Donau, durch welche unsere Metropole ein Centrum für den mitteleuropäischen Handel nach dem Orient werden soll. Der Pariser Vertrag von 1856 hat die Donau frei erklärt, wir dürfen nicht zugeben, daß dieser Vertrag inhaltlos und werthlos gemacht werde. Noch immer fehlt dieser Freiheit das rechte Leben und die anzustrebende Fruchtbarkeit. Die

Mißverhältnisse am eisernen Thor, die Unzukömmlichkeiten auf dem russischen Gebiete der Sulina-Mündung, Mängel in der Rechtspflege und in der Handhabung polizeilicher Ordnung, sociale und politische Mißstände machten und machen, daß die im Jahre 1856 mit großen Hoffnungen ausgesprochene Freiheit der Donau bis jetzt nur kümmerliche Erfolge aufweist. Wir dürfen gegenüber dem großen Weltverkehr nicht zu einem verkehrslosen Hinterlande werden. Unsere Eisenbahnen müssen die Fortsetzung erringen bis an das schwarze Meer, an den Bosporus, in die ägäischen und adriatischen Häfen. Unsere Industriellen müssen einen unbehelligten Absatz in den Donauländern finden und unser Geld- und Geschäftsverkehr darf nicht durch schlechte Gerichtspflege oder durch eine lüderliche, gewissenlose Finanzwirthschaft beeinträchtigt werden. Wir haben im Laufe der Jahre viel versäumt, was nicht mehr nachzuholen ist, aber ich will davon nicht sprechen, denn Recriminationen machen Geschehenes nicht ungeschehen und Unterlassenes nicht zur That. Nie und nimmer dürfen wir vergessen, daß der volle Sieg Rußlands über die Türkei, die Verschlingung der Letzteren durch den, von der russischen Regierung geführten und organisirten Panslavismus, auch für Oesterreich der Todesstoß sein würde, wenn nicht unmittelbar oder in nächster, doch jedenfalls nicht in ferner Zukunft. Mein patriotischer Freund, dessen ich im Eingange gedachte, könnte Recht haben, da er sagte: „Zuerst die Türkei, dann wir"; denn verhehlen wir uns nicht, daß der fanatisirte Panslavismus stärker ist als das russische Cabinet mit seinen kalt und klug berechnenden Politikern. Ich will keine unserer slavischen Bevölkerungen verdächtigen, aber die politischen Gedanken und kirchlichen Hoffnungen sind fruchtbar und wachsen fort von Generation zu Generation. Wenn der Knabe von heute zum Manne herangereift sein wird, erscheint ihm das, was sein slavischer Vater heute noch kaum zu wünschen und zu denken sich erdreistete, bereits als ewiges, angeborenes Recht, dessen Verwirklichung die Väter feige vernachlässigt hätten. Dies macht den Panslavismus für uns in hohem Grade gefährlich, doppelt gefährlich, dort, wo er von dem wandernden orthodoxen Popen unterstützt wird, welcher als Sendling von der heiligen Pforte der Sophienkirche auszieht, um die Herrschaft des neuen byzantinischen Reichs und des alten orthodoxen Glaubens zu predigen. Zur Zeit fürchte ich noch nicht eine so pessimistische Zukunft für uns, denn das vereinte Europa muß und wird dafür einstehen, daß das alte Byzanz nicht eine Filiale

werde des heiligen Moskau, und im eigenen Lande, denke ich, werden wir vorsorgen, daß die panslavistischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Insbesondere zweifeln wir nicht, daß der vordringende Panslavismus auf seinem Wege durch Ungarn allda einen kampfesfrischen Gegner treffen würde in dem magyarischen Chauvinismus; aber er würde stark genug sein, diesen niederzuwerfen, wenngleich erst nach hartem Kampfe, mit blutigen Opfern. Die Ahnung dieses gefährlichen Zusammenstoßes ist es wohl, welche den Vollblutmagyaren L. v. Kossuth in jüngster Zeit bestimmte, den Magyaren zu rathen, sich mit den verhaßten Schwaben Oesterreichs zu verständigen. So viel zunächst über unsere Bedrängniß. „Eine alte Geschichte", würde der ungeduldige Leser rufen, ich aber antworte: „Zur Stunde bleibt sie leider noch neu!"

Die übrigen Staaten Europa's, wenngleich dieselben nicht zu befürchten haben, daß der siegende Panslavismus sie, wie es uns bedroht, jemals auf den diplomatischen Secirtisch legen werde, müssen sich doch ernstlich bestimmt fühlen, in der Frage, von welcher ich spreche, mit uns Hand in Hand zu gehen; denn auch ihre Interessen würden durch die Herrschaft Rußlands am Balkan nachhaltig bedroht und gefährdet, vollends, wenn dessen Cabinet zu einem Schildknappen des Panslavismus herabsinken würde. Der sodann übermächtige Arm des Czarenreichs würde gar weit hinausreichen über die reizenden Ufer des goldenen Horns. Indien wäre am Bosporus angegriffen, der Landweg dahin mit Einschluß des Suezkanals der Herrschaft des Czaren überliefert. Die commerziellen Interessen nach den reichsten Ländern Asiens würden den Russen tributär gemacht werden. Auch nach dem klassischen Italien würden die gebietenden Moskowiter von der langen illyrischen Küste lüstern hinüber greifen. Mag es aber auch sein, daß der humanitäre Eifer des Czarenreichs überwiegend selbstischen Zwecken dient, so kann sich doch Europa der Pflicht nicht entschlagen, mit der hohen Pforte ein ernstes Wort zu wechseln über die endliche Erfüllung der von ihr wiederholt gegebenen Versprechungen. Der Hattischerif von Gulhane ist bereits siebenunddreißig und jener von Humajum volle zwanzig Jahre alt. Das Programm muß daher nicht nur die Einhaltung, sondern auch die Wiedergeburt der europäischen Türkei sein. Ist vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges geschrieben, aber auch heute noch eine zeitgemäße Mahnung.

Rußlands nationale Politik.

Wir müssen uns freihalten von Russenfurcht, wie von Russenhaß; die erstere wäre eine Feigheit, wenn Europa vereint bleibt und der Haß ist zumeist nur die Erbitterung des Schwachen, welchem seine Schwäche die ersehnte Rache unmöglich macht.

Fast finde ich mich verlockt, ein klein wenig für Rußlands Nationalpolitik zu plaidiren. Ja, ich gehe in meiner sonderbaren Auffassung so weit, die Russen beinahe zu tadeln, daß sie den ihnen vorgezeichneten Weg nach Constantinopel nach dem Tode der Kaiserin Katharina II. nicht mit gewohnter Beharrlichkeit und moskowitischer Thatkraft unausgesetzt verfolgt haben. Freilich muß ich zugleich das übrige Europa und insbesondere uns beglückwünschen, daß es so gekommen ist. Als die Osmanen im Anfange des 14. Jahrhunderts mit einer vortrefflichen Reiterei und ihrer damals einzig dastehenden Infanterie, den neu geschaffenen Janitscharen, nach Thracien hinüber gingen und endlich in Adrianopel festen Fuß faßten, da war der volle Untergang des oströmischen Kaiserreichs nur mehr eine Frage der Zeit. Das schöne alte Byzanz fiel unter ihren wuchtigen Streichen (1453); ein paar Menschenalter später (1526) erstickte nach blutiger Schlacht im Sumpfe bei Mohacs König Ludwig II., und ein glänzender Theil seines großen Reichs, das schöne Ungarn, blieb durch einhundertfünfzig Jahre unter türkischer Knechtschaft, bis das Eroberungsglück der Türken an den Mauern Wiens (1683) für immer seine Grenzen fand. Allmählich wurden die gefürchteten Osmanen wieder bis hinter die Save an den Balkan zurückgedrängt und ihre Heldenperiode neigte sich offenbar dem Ende zu. Bis dahin hatte sie Europa ziemlich unbehelligt gelassen und fast indolent zugesehen, wie sie das oströmische Reich in Trümmer schlugen und die Reste sich zueigneten. Europa fand eben nicht Zeit, an den Orient zu denken! Der römische Papst war beschäftigt, seine geistliche, wie seine weltliche Macht möglichst auszudehnen und zu befestigen. Die Christen des Orients waren für ihn doch nur Schismatiker und großer Opfer nicht werth. Die herrschenden Familien aber dachten nur Dynastien zu gründen, andere zu verdrängen, ihr Besitzthum und ihre Herrschaft im Innern und nach außen auszudehnen. Das romanische Element hatte überall in den Staaten wie in der Kirche die Oberhand; es war auch das gebildetere und befähigtere. Mit dem Aussterben des hochsinnigen fürstlichen Geschlechts der Babenberger war auch der mit den

romanischen Bestrebungen ringende deutsche Gedanke der Hohenstaufen an der Grenze Ungarns zum Stillstande gekommen. Dagegen arbeitete sich das Geschlecht der Habsburger durch das Schwert, sowie durch kluge Verträge und Heirathen zu einer nie dagewesenen Hausmacht empor. Die sogenannten österreichischen Lande, Böhmen und Mähren, Deutschland, sehr viele Theile von Italien, Burgund und die Niederlande, endlich die pyrenäische Halbinsel, sammt den jüngst entdeckten Ländern der neuen Welt, unterstanden dem Scepter dieser übermächtigen Familie, so daß die Herrscher aus diesem Hause wohl sagen konnten: in ihren Reichen gehe die Sonne nicht unter. Ihr Blick war eben deshalb nach Westen gerichtet und die orientalischen Christen blieben nahezu preisgegeben. Frankreich erschöpfte sich in Eifersüchteleien und Kämpfen mit dem genannten gewaltigen Herrscherhaus; und in England zerfleischten sich die höchsten Familien des Landes im Ringen nach der Krone. Deutschland machte Reformation und Gegenreformation, zerbröckelte und verkam endlich in blutigen Religionskriegen, welche selbst die Errungenschaften in Kunst und Wissenschaft nahezu zerstörten. Die Vertilgung von Ketzern und Hexen lag den geistlichen und weltlichen Potentaten jener Zeit mehr am Herzen, als die Rettung, Christianisirung und Wiedereroberung des oströmischen Reichs. So behielten denn die eingedrungenen Osmanen nahezu freie Hand.

Der Westen Europa's hatte aber auch einen mächtigen culturellen Aufschwung genommen, welcher ihn vollauf beschäftigte. Aus den von den Osmanen niedergeworfenen Ländern des byzantinischen Reichs, von dem klassischen Boden des schönen Hellas, welches in Cultur allen Völkern der Erde voranleuchtete wie kein anderes der Welt, waren zahlreiche Flüchtlinge mit ihrem Wissen und wissenschaftlichen Schätzen nach Italien und weiter nach Westen geflüchtet. In jener Zeit begann die Wiedergeburt des Westens, ja man darf sagen, des menschlichen Geschlechts überhaupt, in Wissenschaft, in Kunst, in volkswirthschaftlicher Thätigkeit und in politischen Fortschritten. Nach Amerika waren die Blicke gerichtet und nicht nach Asien; es konnte kaum anders sein. Jedoch auch im eisigen Norden gegen das weiße Meer hin, im alten Nowgorod, an der Wolga und dem Don und am Uralgebirge wohnten bereits Christen, welche von den Sendlingen der heiligen Slavenapostel Cyrillus und Methodius bekehrt worden waren. Diese nun schauten

mit Ehrfurcht und Vertrauen nach dem heiligen Byzanz. Schon die alten Rurik hatten aus den Horden seßhafte Familien gemacht und Gemeindewesen gegründet, sie zu einem achtenswerthen Fürstenthume vereinigt. Die vereinigten Völkerschaften aber *träumten von der alten ehrwürdigen Stammmutter am Bosporus*, welche die Osmanen niedergeworfen und beraubt hatten Als mit Peter I. eine in außergewöhnlicher Thatkraft hervorragende Persönlichkeit den russischen Thron bestieg und sich Czar oder Kaiser aller Reußen nannte, da mußte sich der alte Wunsch der gläubigen Gemüther zu einem bestimmten *politischen Gedanken* entwickeln und ausbilden. Das Testament Peter's des Großen sprach ihn aus. Es war nicht ein bloßer Eroberungsgedanke, wie er etwa in den wüsten Köpfen eines Attila, Dschingiskhan oder Timur aufblitzte, sondern zugleich ein Gedanke von *politischer und cultureller Tragweite*. Die schwunghafte Kaiserin Katharina II. machte ihn zur That. Die Kämpfe mit den Türken wurden unter mannigfachen Vorwänden erneuert und fortgesetzt, bis endlich der Friede von *Kudschuk-Kainardschi* (1774) den Russen eine feste Stellung bis zum linken Donauufer erobert hatte. Als nun zehn Jahre später (1784) der mächtige Günstling Fürst Potemkin seiner üppigen Herrin die *Krim* zu Füßen legte und vollends auch *Georgien* unterworfen war, stand den Russen der Weg nach Constantinopel offen; und der vielsagende Scherz des Fürsten, welcher seiner Kaiserin bei einem ländlichen Feste eine Säule hatte aufstellen lassen mit der Aufschrift: „Weg nach Constantinopel", war nun plötzlich zu einem *weltgeschichtlichen Ernst* emporgewachsen. Von da ab war aber Rußlands Politik durch andere Vorkommnisse in Anspruch genommen. Fast vierzig Jahre gingen darüber hin, und wenn es auch an Kriegen und Blutvergießen in der Balkanhalbinsel nicht mangelte, wie die Friedensschlüsse von Sistowa (1791) und Jassy (1792) beweisen, so arbeitete Rußland doch nicht mit der frühern Energie und Zuversicht, obschon der Ausbruch der französischen Revolution und die darauf gefolgten Kriege *den Nachbar Oesterreich* schwer getroffen und nahezu gelähmt hatten: ich brauche wohl nur an die Friedensschlüsse von Luneville 1801, Preßburg 1805 und Wien 1809 zu erinnern. Erst mit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus nahm Rußland *die Action wieder planmäßig auf*.

Woher kam diese nahezu vierzigjährige Mäßigung, um nicht zu sagen Halbheit? Ein böser Dämon, oder wenn man will, der Schutzgeist der Türken hatte der ehrgeizigen und ländersüchtigen Kaiserin

Katharina II. das unglückliche Polen als Lockspeise in den Weg gelegt und sie griff zu. Die Theilung Polens war nicht bloß eine Uebelthat an der Heiligkeit des Völkerrechts, sondern auch ein politischer Fehler Rußlands, weil es durch dieses Danaergeschenk von seiner Richtung nach Süden abgezogen und in die westeuropäischen Händel verwickelt wurde. Warschau an der Weichsel beschäftigte die thatendurstige Czarewna und ihre Nachfolger mehr als Constantinopel am Bosporus, und dies war ein politischer Mißgriff, denn in und um den Balkan wohnten zehn Millionen Glaubens- und Stammesgenossen und Rußland sollte ihr Befreier werden; die Weichsel aber umwohnten römisch-katholische Polen, ein den Russen feindlicher Stamm; hier galten sie als die Unterdrücker der Freiheit, des Glaubens und der Nationalität, am Balkan als Befreier einer geknechteten, in Stamm und Glauben mit ihnen verwandten Nationalität. Rußland vergeudete seine Kraft im Norden an der Ostsee und als Polizei in Mitteleuropa, während die Zeiten dazu angethan waren, seine national-politischen Pläne gegen Constantinopel durchzusetzen, denn das ganze übrige Europa blutete und stöhnte in schwerer Kriegsnoth. Nach dem Sturze Napoleon's I. 1815 waren die Verlockungen, durch welche Rußland von seiner nationalen Politik abgezogen wurde, noch verführerischer geworden, denn es verfiel dem reactionären preußisch-österreichischen Doctrinarismus. Sein hochsinniger Czar Alexander I., in voller Manneskraft, von gewinnender Leutseligkeit und religiös-poetisch angehaucht, war der Löwe des Tages an allen Höfen, und der Angebetete in allen Kreisen des congreßtaumeligen Wiens. Es schmeichelte seinem Ehrgeize, mit dem Fürsten Metternich der Generalprofoß Europa's zu sein. Er glaubte den Anklagen eines Stourdza und eines Kotzebue, welche ihm sagten, daß insbesondere die deutschen Universitäten die Herde der Revolution seien. Allein welche Gefahren konnte denn der eifrige Turner Jahn und der liebenswürdige und gemüthliche Moritz Arndt, die beiden Vollblutdeutschen dem auf nationalen Bahnen fortschreitenden Czarenreiche bringen? Auch die gelehrten Männer, wie Carl von Rotteck und Carl Welcker schrieben ein Staatsrecht, welches nicht geeignet war, über den Niemen zu dringen. Selbst liberale Agitatoren späterer Tage, ideale Männer, wie Robert Blum und Arnold Ruge taugten nicht zu revolutionären Führern für russische Bevölkerungen. Für diese brauchte und hatte man einen Bakunin, Hertzen und Männer von nihilistischem Ingrimme nöthig. Rußland ging auf falschem Wege, weil es seiner na-

tionalen Politik untreu geworden war, weil es Geld, Zeit und Kraft für vermeinte fremdländische Interessen hinopferte und dafür nur den Haß der Völker des Westens einheimste. Es sollte Rußland bleiben, zog es aber vor, Mitglied der heiligen Allianz zu werden und kam dadurch in eine schiefe Stellung zu seiner nationalen Politik; war es doch der natürliche Alliirte und Führer der zehn Millionen christlicher Unterthanen der Pforte, welche die ottomanische Zwingherrschaft abzuwerfen trachteten und hierbei auf Rußland zählten. Dieser Widerspruch in seiner Politik kam auffällig zu Tage, als die bereits in einem begeisterten Aufstand blutenden Griechen vor dem hohen Congresse zu Verona 1823 erschienen und als Empörer von der heiligen Allianz zurückgewiesen wurden und ihr kaum mehr geheimer Protector dieser Zurückweisung beistimmen mußte. Rußland hatte eben die Politik der freien Hand in einer romantisch-reactionären Anwandlung aufgegeben.

Erst der eiserne Czar Nikolaus I. nahm die Politik Katharinens wieder energisch auf. Mit seinem Regierungsantritte trat die Orientfrage wieder in neue ernste Phasen, wie der Vertrag von Akjerman und der Frieden von Adrianopel beweisen. Ersterer emancipirte Serbien, die Moldau und Walachei und gab die Küstenforts in Mingrelien, Abachasien und Tscherkessien an Rußland; daran schloß sich die Befreiung der Griechen durch die Schlacht bei Navarin, welche das eigenthümliche Schauspiel bot, daß das torystische England sich mit beiden Mitgliedern der heiligen Allianz, Frankreich und Rußland, verband, um die egyptisch-osmanische Flotte zufällig zusammenzuschießen und zu verbrennen und dieses zur Befreiung der aufrührerischen, in Verona pathetisch zurückgewiesenen Griechen. Nicht genug, Rußland drang 1828 und 1829 über den Balkan bis Adrianopel vor und bedrohte die wehrlose Hauptstadt. Da gebot der, den Russen gewiß nicht feindliche Fürst Metternich mit Zustimmung des übrigen Europa's ein festes „Halt" und das Czarenthum fügte sich. Im Frieden von Adrianopel (1829) wurde die Unabhängigkeit Griechenlands anerkannt; die türkischen Festungen am linken Donauufer mußten geschleift werden und die serbischen, sowie die Moldau-walachischen Verhältnisse wurden geregelt und der Türkei eine schwere Kriegscontribution auferlegt.

Die der Juli-Revolution von 1830 nachzitternden, revolutionären Bewegungen hinderten das Czarenreich am weitern energischen

Vorgehen gegen die Türkei. Die Polen waren im November 1830 aufgestanden und eröffneten einen Kampf auf Tod und Leben. Rußland sendete den Balkanübersteiger Grafen Diebitsch-Sabalkansky, um die Rebellen niederzuwerfen. Es gelang ihm nicht, erst Fürst Paskewitsch Eriwansky, der Sieger im Kaukasus, stellte im Herbste 1831 die Ruhe wieder her, die Ruhe des Grabes, wie ein französischer Deputirter seinem Minister zurief. Rußland war abermals durch die westeuropäischen Bewegungen ganz in Anspruch genommen, denn die revolutionären Zündfäden glimmten durch ganz Europa, bis sie im Februar 1848 zu einer mächtigen Lohe aufflammten. Obschon hiedurch vielfach beschäftigt, versäumte Rußland doch nicht, die Verlegenheit der Pforte gegenüber ihrem siegreichen Vasallen Mehemed Ali auszunützen. Es war so freundlich, die bedrängte Türkei durch den Vertrag von Hunkiar Iskelessi (1833) unter seine schützenden Fittiche zu nehmen. Die andern Mächte befürchteten aber, daß der ottomanische Schützling in der russischen Umarmung ersticken könnte, und schließlich fand Rußland selbst das aggressive Vorgehen Mehemed Ali's in Verbindung mit Frankreich sehr bedenklich; es opferte daher den Vertrag von Hunkiar Iskelessi und schloß mit England, Preußen und Oesterreich einen Allianzvertrag zum Schutze der Türkei. Sanguiniker hofften, daß die Türkei sich doch noch zu einem modernen Staat emporarbeiten werde, besonders als ihr aufgeklärter Minister Redschid Pascha durch den Hattischeriff von Gulhane (1839) den Willen dazu feierlich kundgegeben hatte und auch in seinen internationalen Beziehungen überwiegend zu den liberalen Mächten sich hinneigte. Dies mißfiel Rußland und als die Stürme von 1848 ausgetobt hatten, und die Reaction sich in ihrem Siege sicher fühlte, ergriff Rußland gerne die Streitfrage von den heiligen Stätten in Jerusalem (1851), um mit den Türken abermals ein Hühnchen zu pflücken. Seine Entschlossenheit wuchs von Jahr zu Jahr, bis es geradezu über die unter der Oberherrschaft der ottomanischen Pforte stehenden zehn Millionen orientalischer Christen formell das Protectorat beanspruchte, was für diese ein nicht wohl mißzuverstehender Aufruf war, sich von der Pforte loszusagen. Den übrigen europäischen Mächten ging aber dieser Protectionseifer denn doch zu weit. Als nun vollends der russische Gesandte Fürst Mentschikoff der Hof- und Diplomatenetiquette ins Gesicht schlug, indem er in seinem historisch gewordenen Paletot dem Großherrn einen Besuch machte, da schickte Lord Palmerston den

ſchneidigen Stradford Canning Lord Redcliffe nach Conſtantinopel. Die Reibungen zwiſchen Downingſtreet und dem Miniſterium des Aeußern in Petersburg wuchſen bedenklich, und als nun vollends Rußland in die Donaufürſtenthümer einrückte, entbrannte der Krieg. Frankreich ſtand zu England; Oeſterreich beobachtete eine undefinirbare Neutralität. Der Fall Sebaſtopols mit ſeinem berühmten Malakoff führte zum dritten Pariſer Frieden (1856), welcher nebenbei geſagt, eben ſo wenig eingehalten wird, als ſeine beiden Vorgänger aus den Jahren 1814 und 1815. Zwanzig Jahre waren ſeitdem herum. Rußland hatte ſich geſammelt, wie Fürſt Gortſchakoff angekündigt hatte. Es trieb wieder ohne Hehl nationale ruſſiſch-orthodoxe Politik mit allen geſchichtlich erprobten Kniffen, Ränken und Gewaltthaten. Das Concert européen diplomatiſirte und ſchaukelte; die Conferenz zu Conſtantinopel verrann in den Sand. Die Ruſſen gingen über den Pruth, ſetzten über die Donau und erfuhren vor Plewna einen tapfern Widerſtand, welchen ſie nicht geahnt hatten. Plewna fiel. Der Balkan wurde genommen, Adrianopel beſetzt, der Friede von St. Stefano abgeſchloſſen. Da raffte Europa ſich auf, revidirte den Frieden und verwandelte ihn in den internationalen Frieden von Berlin. Die Lage Rußlands gegenüber der ottomaniſchen Pforte iſt eine weſentlich andere geworden. Europa hält fortan Wacht an der untern Donau und am Bosporus und weiſt die ruſſiſche Nationalpolitik in die Grenzen des Völkerrechts.

Man kann von ruſſiſcher Politik nicht ſprechen, ohne des unglücklichen Polens zu gedenken. Man hat es wider alles Recht getheilt und dadurch den europäiſchen Rechtszuſtänden unheilbare Wunden geſchlagen. Die Weltgeſchichte iſt nicht arm an ſolchen Gewaltthaten; aber der Weltgeiſt heilt ſie oder verſöhnt ſie doch, indem er das eine Mal ein rohes Volk durch ein Culturvolk niederwerfen läßt, wie z. B. die Rothhäute durch die Männer vom Sternenbanner und ſo den wilden unabhängigen Horden das Joch der Geſittung auflegt; oder indem er ein verkommendes Culturvolk dem Andringen roher, aber bildungsfähiger Stämme weichen läßt, um dieſe ſelbſt für die Cultur zu erziehen und zu unterjochen, wie z. B. das oſt- und weſtrömiſche Weltreich den wandernden Völkern erlag, aber dieſe auf die Bahnen chriſtlicher Cultur hinüberdrängte. Allein einen ſolchen Verſöhnungs- und Rechtfertigungs-Act hat Rußland gegenüber von Polen nicht geübt und darum iſt ſeine That noch zur Stunde unverſöhnt; wäh-

rend Oesterreich und Preußen sich eine solche Sühne zur Pflicht machten. Man exstirpirt eine Nationalität nicht wie einen Anthrax, sondern versöhnt sie, *indem man sich mit ihr zu einer gemeinschaftlichen höhern staatlichen Nationalität emporarbeitet.* Das ist die große Culturaufgabe, für welche jedoch der cäsaropapistische Despotismus nicht die Befähigung hat. Ich spreche nicht ideologe Träume aus, sondern verweise auf die Geschichte. Es giebt eine Nationalität im Staate, welche über jener der Race und der Sprache steht; es giebt eine deutsche, eine französische, eine italienische Schweiz, aber die *schweizerische* Nationalität steht über jener der Cantone und der Racen; der Amerikaner will nur Amerikaner sein und fragt nicht, in welchem Lande sein Vater oder Großvater geboren wurde; der Engländer ist stolz darauf, ein Sohn Albions zu sein, sowie der Franzose zu seiner Tricolore steht und sich rühmt, der Nation der Gloire und des Esprit anzugehören; auch Deutschland hat sich zu einem politischen deutschen Bewußtsein durchgearbeitet; aber ein merkwürdiges Zeichen der Uebermacht des *politischen* Nationalbewußtseins über die Anhänglichkeit zum *Stamme* ist das Widerstreben der Elsässer und Lothringer, zu ihren alten Stammesgenossen auch politisch-national zurückzukehren. Die Nutzanwendung dieser Thatsachen auf das Verhältniß zwischen Rußland und Polen liegt auf der Hand: das cäsaropapistische Rußland ist unfähig zu solcher Versöhnung, und deshalb bleibt Polen ein Pfahl im Fleische des Czarenreichs.

Wir müssen uns vorsehen.

Rußlands künftige Geschicke steigen am politischen Horizonte Europa's drohend auf wie ein gewaltiger rother Komet, welcher den Abergläubischen Krieg, Pestilenz und Noth verkündigt. Wir wollen nicht abergläubisch sein, aber uns vorsehen, d. h. vor allem uns jeder *unberufenen Einmischung in den bevorstehenden Riesenprozeß enthalten.* Dies gilt nicht bloß für Oesterreich, sondern für ganz Europa. „Russia farà da se", ich glaube, daß Rußland mit diesem Grundsatze der Neutralität zufrieden sein kann. Ich fühle keinen Beruf, demselben politische Weisheit zu predigen, aber insofern wir selbst und ganz Europa von den Lavaströmen, welche der Riesenvulkan auswerfen wird, bedroht erscheinen, dürfen wir davon sprechen, denn es handelt sich um die

eigene Haut. Festhalten müssen wir die Grenzen, welche der Berliner Vertrag der angedeuteten Eruption gesteckt hat und dafür hat ganz Europa einzustehen. Rußland ist ein Militärstaat und kann vielleicht nur auf diesem Wege seine Krise durchmachen. Als staatliches Uebergangsstadium anerkenne ich die Berechtigung des Militarismus. In diesem Uebergangsstadium befindet sich Rußland. Man sagt mit Grund, daß der Militarismus der begünstigte Sohn des Absolutismus sei und beschwert sich über seine Uebergriffe in die Sphären des Rechts und der Politik. Gewiß hat er, wie alle geschichtlich gewordenen Einrichtungen und Formen, seine Licht- und Schattenseiten, aber nur allzu leicht vernachlässigt er das große politische Prinzip des Maßhaltens, welches gerade bei ihm von besonderer praktischer Bedeutung ist, da ihm die Verführung nahe liegt, die Macht über das Recht zu stellen. Zudem ist er nicht nur ein gar großer Consument von nationaler Geld- und Arbeitskraft, sondern wird, sobald er nicht Maß hält, der Entwickelung des bürgerlichen und freiheitlichen Staatswesens unmittelbar gefährlich. Wenn wir seine Gestaltungen überblicken von dem Aufmarsche der Schloßhauptwache des quondam Serenissimus bis zu dem Einrücken der deutschen Truppen in die Schlachtordnung bei Sedan, so sehen wir sein Emporwachsen aus kleinen, gemüthlichen Anfängen bis zu den großartigsten Ausbildungen, mit welchen die Welt jemals überrascht wurde. Aber ich will von Rußland sprechen. Es kann den Militarismus zur Zeit weniger entbehren als irgend ein Continentalstaat; es muß denselben als Mittel und politische Handhabe benützen, um sich zu einem modernen Culturstaate umzubilden, den Uebergang zur autonomen Selbstverwaltung seiner Länder und der Gemeinden in denselben zu vermitteln und zu ermöglichen. Auch Rußland muß dem Constitutionalismus ein Anrecht zugestehen, aber der Militarismus muß der Dachknauf bleiben, welcher die Rippen des unermeßlichen Baues zusammenhält. Ob ihm dies gelingen wird, wer kann es sagen! Europa wünscht, daß es ihm gelinge, es darf und wird seine Arbeit nicht stören, aber ihm dabei wirksam helfen kann es nicht. Dem alten französischen Königthum warf sich 1792 der Republikanismus entgegen und des letztern wilder vernichtender Ausdruck war 1871 die Commune; dem Czarenthum tritt schon vorweg der Nihilismus in den Weg, welcher wilder und blutiger ist als jene mit ihrer Petroleusengarde. Wir, Rußlands Nachbarn, müssen auf jede Eventualität gefaßt bleiben und nur

strenge politische Enthaltsamkeit kann uns vor Schaden bewahren. Rußlands berechnende Regierung wird nur dann aggressiv werden, wenn der Panslavismus sie dazu nöthigt. Derselbe hat diesseits unserer Grenzen leider Verbündete, und darin liegt die Gefahr einer Verwickelung mit dem kreißenden Czarenreich und sie bezeichnet die Stellung, welche wir nicht nur gegen Rußland, sondern auch gegenüber den neuen Balkanländern einzunehmen haben werden: also keine selbstische Einmischung, aber die entschiedenste Abwehr und kein russisches Protectorat am Balkan.

Es ist keine Feindseligkeit, wenn ich sage, daß Rußland kein europäischer, sondern ein asiatischer Staat sei. Der an Schätzen reiche Ural trennt nicht das europäische Rußland von dem asiatischen, sondern verbindet sie beide. Jenseits des Ural liegt für Rußland ein unermeßliches Arbeitsgebiet, sich ausdehnend entlang der Küste des Eismeeres, bis an die Behringsstraße, pochend an die chinesische Mauer, Mittelasien überblickend bis zu den Gebirgen von Afghanistan und bis über den persischen Meerbusen. Die Völker der Großmutter Asia hatten vor Jahrtausenden ihre Söhne und Töchter ausgeschickt nach Westen hin und diese wanderten fort durch das kleine Europa bis zu dem großen Ocean, ja schifften über diesen hinweg beutegierig in die neue Welt von Amerika. Die alte Mutter sendete vorsorglich den Wandernden die reichen Schätze des menschlichen Wissens und des christlichen Glaubens nach; die Kinder lernten daran, vervollkommneten und vermehrten die Schätze; die Mutter aber alterte und wurde schwach. Da wendete sich der am großen Ocean gestaute Culturstrom und floß zurück in die Geburtsländer. Zugleich setzten die vorgeschrittensten Enkel aus der neuen amerikanischen Welt über einen zweiten Ocean mit ihren Gaben hinüber in das Land der Großmutter. In Asien ist denn auch Raum genug, daß die Enkel in Frieden und Eintracht neben einander die Culturarbeiten fortsetzen können. Drei vor allen sind die Berufenen: Großbritannien, Rußland und das allen andern voranstrebende Nordamerika; auch für die Andern bleibt genügender Raum. Wenn die altindischen und egyptischen, die griechischen und römischen Völkerschaften, dann die Romanen und Germanen der Neuzeit ihre weltgeschichtlichen Culturaufgaben theils vollendet haben, theils auf einen hoch achtenswerthen Höhepunkt gelangt sind, so stehen die begabten Slaven noch im Beginne ihrer weltgeschichtlichen Culturarbeit; und da ist es vor allen Rußland, welchem die

Führerschaft zufallen muß. Diese Art Panslavismus anerkenne ich als culturgeschichtlich berechtigt, aber nicht jenen, welcher nur erobernd und unterjochend gegen die weiter vorgeschrittenen Romanen und Germanen andringt, und die bestehenden staatlichen Organisationen Europa's gefährdet. Rußlands culturelle Aufgabe liegt also nicht an dem Balkan, sondern an der Newa, an der Wolga, an dem Don und jenseits des Urals bis zur Behringsstraße. Die Cultur macht ihre Rundreise um die Welt; aber nicht in achtzig Tagen, wie nach Jules Verne, sondern in achtzig Jahrhunderten, wie uns die Geschichte lehrt.

Der berühmte Feldmarschall Graf Moltke sagt in seinen interessanten Reiseerinnerungen: Rußland zerfällt in zwei ungleiche Theile: die Klasse der Gebildeten und die „schwarze Brut" Tschernirnarod, erstere zählt höchstens eine halbe, letztere sechzig Millionen Menschen. Peter der Große konnte es nicht abwarten, sein Volk aus der Wurzel zu veredeln, er pfropfte deutsche und holländische, Katharina französische Reiser auf die Krone. Die trägt nun ihre südlichen Früchte; der derbe und gesunde Stamm und seine weit ausgebreiteten Zweige treiben die alten Holzäpfel fort. Die plötzlich und gewaltsam eingeführte westeuropäische Civilisation ist nirgends in die untern Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Eine kleine Anzahl französisch erzogener, im Luxus aufgewachsener elegant gebildeter, uniformirter und besternter Russen tritt ohne jede Vermittelung neben der an Zahl hundertfach überlegenen Masse der bärtigen, unwissenden, kräftigen und frommen und dabei gelehrigen Bevölkerung auf. Man glaubt kaum, daß der kleine, feine Kammerherr, der elegante Garde-Offizier, der das Französische wie seine Muttersprache redet, gleicher Nation ist wie der Iswoschtschik, der seine Droschke fährt, oder der Muschik, der vor seiner Thür wartet. In England sehen alle Stände äußerlich gleich aus, nicht einmal der Bauer trägt eine besondere Tracht. Dabei ist eine allgemeine Bildung durch alle Klassen verbreitet, welche die geistige Verschiedenheit ausgleicht. In Rußland stehen die Unterschiede schroff neben einander. Paläste neben Hütten, prachtvolle Städte in öder Gegend, eine hundert Meilen lange Eisenbahn, die zwischen ihrem Anfangs- und Endpunkt keine Stadt berührt, Ananashäuser, wo kein Korn wächst, Ueberfeinerung neben Rohheit. Ueberall ist die Kunst im Kampfe mit der Natur, um ihr gewaltsam abzuringen, was übermäßige Ansprüche fordern.

Man muß zugeben, daß die russischen Kaiser Unglaubliches geleistet haben. Eine der prachtvollsten Hauptstädte erhebt sich über dem Sumpfe der Newa, obwohl die Fluth derselben sie zu ertränken drohen; mächtige Flotten in Meeren, die sieben Monate lang zugefroren sind; ein vortreffliches Heer geschaffen, wo jeder Mann ein zinstragendes Kapital seines Herrn ist; Museen mit den Meisterwerken aller Länder, wo das Volk hundert Meilen umher nur die schwarzen Heiligenbilder schätzt; parquettirte Fußböden, aber halsbrechende Straßenpflaster, kurz bis in's Detail schroffe Gegensätze ohne Vermittelung. — So betont Moltke mit großer Schärfe die unversöhnte Kluft, welche in Rußland zwischen der halben Million Gebildeter und achtzig Millionen Ungebildeter, der sogenannten „schwarzen Brut" sich aufthut. Die Ausfüllung dieser Kluft, d. h. die Versöhnng dieser völlig geschiedenen Theile des Volks, ist die riesige Aufgabe, welche dem Czarenreiche gestellt ist, und eben da liegt auch eine unmeßbare Gefahr für dasselbe. Rußland steht vor einem großen national-socialen Kampfe, und auch der Muthigste kann demselben nur mit Zagen und schweren Bedenken entgegensehen, denn der gewaltige Riß klafft noch wie vor hundert Jahren, und wer kann sagen, wodurch und wie er geschlossen werden soll. Auch das übrige Europa ringt mit der Avantgarde der Streiter für den Socialismus, und kein Denkender verkennt die Gefahren, die uns bedrohen, allein fast überall im übrigen Europa haben politische Umgestaltungen und civilisatorische Arbeiten die Gefahren eines gleichen Kampfes vermindert, die Parteien der Ordnung verstärkt und den Regierungen ausgiebige Mittel des Widerstandes zur Verfügung gestellt. Wie unsere politischen Kämpfe einerseits den socialen und socialistischen Anforderungen Vorschub gaben — denn das sociale Besserwerden ist doch das letzte Ziel der Politik — ebenso haben sie andrerseits die Regierungen und die Parteien über das, *was erreichbar ist* und über die zu dem gemeinschaftlichen Ziele führenden *Mittel* belehrt. Anders ist es in Rußland; wenn Sibirien und die Knute und der Aberglauben nicht mehr ausreichen, um die „schwarze Brut" in ihrer demüthigen Verzweiflung niederzuhalten, dann steht das riesige Reich unmittelbar vor einem wilden Chaos. Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, aber der Hungernde weiß nicht, was er mit seiner frei gewordenen Kraft anfangen soll, hat auch nicht Lust, sie durch anstrengende Arbeit auszunützen; nur das eine, meint er, sei nun klar, daß man ihm seit Jahrhunderten schweres Unrecht gethan habe, und der giftige Rest dieser Erkenntniß

heißt Rache und Haß jenen 500,000, welche an seiner Knechtung Schuld waren und durch diese reich und hochmüthig wurden. Den wildfluthenden Massen wird es nicht an intelligenten Führern fehlen, mögen sie nun aus idealer Begeisterung für die Menschheit, oder aus Ehrgeiz, oder aus Habsucht, oder aus persönlichem Haß diese Führerschaft antreten. Dazu kommt noch, daß in Folge des Seelenhandels, sowie der communistischen Eigenthümlichkeiten im russischen Gemeinwesen der Begriff der Persönlichkeit des Menschen, sowie des Eigenthums, wie er bei uns Wurzel gefaßt hat, noch zur Stunde fehlt. Darum ist Rußland das Kanaan des Nihilismus.

Die Russen sind jedoch ein anstelliges und gelehriges Volk, gottesfürchtig und abergläubisch, lenksam und unterwürfig, aber noch thierisch roh und daher nach Umständen wild und grausam. Rathlos und von den Verhältnissen bedrängt, werden sie, wenn es losgeht, eher auf ihre neuen Führer horchen, als auf die Ermahnungen und Drohungen der Regierung; der bekannte Trost des sich demüthig in sein Schicksal fügenden Mannes: „Gott ist hoch und der Czar ist ferne" wird durch das anderswo erfundene: „Hilf Dir selbst, damit Gott Dir helfe" ersetzt werden. Unter solchen Verhältnissen erhebt sich der Panslavismus. Er ist die sociale Revolution, denn gesellschaftliche Verbesserungen muß er schaffen, muß Geld und Gut, Herrschaft und Knechtschaft anders vertheilen, als sie am heutigen Tage vertheilt sind; denn die nationalen und politischen Bestrebungen reichen nicht aus, um den gemeinen Mann zu begeistern; sie genügen den Doctrinen, aber nicht den leiblichen Bedürfnissen der Menge. Der Panslavismus in Rußland ist daher der Schildknappe der social-communistischen Revolution, welche auch anderwärts ihre Cadres gebildet hat. Um sich selbst zu retten und sich umzubauen, sollte Rußland Frieden halten mit aller Welt. Darin liegt Trost für das übrige Europa, aber wird Rußland können, was es soll, oder wider seinen Willen einer undefinirbaren Anarchie verfallen? deshalb müssen wir ihm ferne bleiben, aus gesunder Politik, nicht aus Haß oder Feindseligkeit.

Die hohe Pforte und der moderne Constitutionalismus.

Der kranke Mann berieth seinen Hausarzt und dieser verschrieb ihm einen Abguß von modernem Constitutionalismus; aber die

wohlwollenden Nachbarn und Freunde und Rathgeber blickten sich rathlos an. Der 23. December 1878 brachte den Ländern der ottomanischen Pforte eine Staatsverfassung, welche als eine endliche Erfüllung der in den Hattischerifen von Gulhane und von Humaju gegebenen Versprechen angesehen werden konnte. Diese Verfassung ist so modern und freisinnig, als wäre sie im Sommer 1848 gearbeitet und Midhat Pascha, welcher sie bei seinem Sultan durchsetzte, war der Löwe des Tages in allen liberalen Kreisen Europa's. Sie gefiele mir vielleicht besser, wenn sie weniger modern wäre, dafür fester auf dem historischen Boden des Landes stünde; so aber, wie sie ist, erscheint sie mir weder ein Schutz für die bisher mißhandelten Christen, noch eine reelle Waffe gegen die Russen, noch ein Panzer gegen die Gewaltthätigkeiten des religiösen Fanatismus, gegen den an Rechtlosigkeit gewöhnten Unverstand, noch endlich gegen die notorische Corruption der türkischen Beamten. Die neue türkische Verfassung macht den Islam zur Staatsreligion und den Koran zum Staatsgrundgesetz. Das ist ein unheilbarer constitutioneller Fehler. Eine lange Kette zieht sich von der Abschlachtung der Albingenser im Lande der Troubadours und den Judenhetzen im Mittelalter fort bis zu den Schlächtereien in Damaskus und den neuesten Judenverfolgungen in Rumänien, und diese Kette ist: die Privilegirung einer Staatskirche. Auch bei der neuen Verfassung wird der Nicht-Moslim in der öffentlichen Meinung ein verhaßter und verachteter Giaur sein und bleiben. Ich kann mir nicht denken, daß der Scheikh-ül-Islam sich zur Maxime Friedrich's II. bekehren wird, denn er würde abdiciren. Die Umstände, von welchen die wiederholten Absetzungen zweier Sultane noch in jüngster Zeit begleitet waren, gestatten über die große Machtfülle dieses kirchlichen Oberhauptes keinen Zweifel. Aber auch der Czar wird seine Glaubensgenossen nicht bedrängen lassen. Und so scheint mir schon aus diesem einen Punkte trotz der neuen Verfassung der alte Hader fortdauern zu müssen. Wenn die Türkei den Islam als Staatsreligion aufzuopfern nicht stark genug ist, so bleibt sie auch unfähig, ein moderner europäischer Culturstaat zu sein, denn an den theokratisch-kirchlichen Aufbau schließen sich unmittelbar die culturellen und sittlichen Bedenken über die Harems- und Eunuchenwirthschaft, die Vielweiberei und der Abgang eines eigentlichen Familienlebens. Sie sind nothwendige Ergebnisse des Islams als Staatsreligion, aber unverträglich mit dem modernen Staat, denn sie sind unsittlich und rechtswidrig, vor allem aber Hindernisse einer

allgemeinen sittlichen Entwickelung und menschenwürdigen Kindererziehung. Die Staatsgewalt muß die Gesetzgebung über die Ehe nothwendig für sich beanspruchen, denn die Familie ist eine der ersten sittlichen und socialen Grundfesten des modernen Staats. Eine Confession, welche diese Grundsäule niederwirft, kann nicht Staatsreligion bleiben. Man muß ihren Bekennern volle Glaubens- und Cultusfreiheit einräumen, aber sie privilegiren und über die andern Bekenntnisse stellen, ist politisch unmöglich.

An diese cardinale Unzulänglichkeit der neuen osmanischen Verfassung schließen sich aber noch andere, kaum weniger gewichtige Bedenken, z. B. die große praktische Frage über die Berechtigung und den Umfang der „Autonomie" in der Verwaltung der Gemeinde-, Bezirks- und Landesangelegenheiten. Wie viele doctrinelle, sociale, geschichtliche, nationale und politische Potenzen spielen da hinein. Wir Oesterreicher haben darüber Erfahrungen gemacht und machen sie fortan; Midhat's neue Verfassung wird sie nicht lösen. Ein nicht minder großes Hemmniß für die Verwirklichung dieser Constitution ist die notorische Corruption und Unwissenheit der türkischen Beamten, deren Nachwuchs man aus unverläßlichen Abenteurern auffammeln müßte. Selbst in den legislativen Körpern würden die socialen und confessionellen Gegensätze unlösbar an einander prallen; man müßte daher cum derogatione omnium instantiarum einen Staatsgerichtshof und überdies eine internationale europäische Commission über die Verfassung und den Sultan stellen! Endlich, was kann man von der türkischen Finanzwirthschaft erwarten? Hohe Achtung vor dem Geist und Muth des Großveziers Midhat Pascha, aber von seiner Constitution erwarte ich kein Heil.*)

Ist es denn überhaupt möglich, die Osmanen mit uns Europäern zu verbrüdern, ihr Reich dem europäischen Staatensysteme einzufügen? Das heutige Europa ist nicht das Europa der Römerzeit, der wunderbaren, wo die Commune einer einzigen Stadt die Welt zu beherrschen vermochte und die schönsten Länder dreier Erdtheile ihr zu den Füßen lagen. Das heutige Europa ist auch nicht jenes der Völkerwanderung, jenes Naturereignisses, wo rohe Horden

*) So schrieb ich im Jahre 1878, und heute sehen wir nach einer widerwärtigen Comödie Midhat, des Königsmordes angeklagt, im Kerker, auf Grund eines Verdicts, welches jeder gewissenhaften Justizpflege Hohn spricht.

in naturwüchsiger Urkraft die physisch und sittlich angefaulten alten Culturvölker niedertraten, um aus den zerstampften Resten mit Hilfe des Christenthums neue aufleben zu machen. Das Europa von heute ist auch nicht jenes Karl's des Großen, des wunderbaren Organisators und bekehrungseifrigen Fürsten, welcher das Mittelalter schuf mit seinen feudalen und katholisch kirchlichen Formen und Einrichtungen; noch ist es jenes Europa, welches vor der übermächtigen Tiara, ausgerüstet mit den Schlüsseln des heiligen Petrus und den beiden Schwertern, erzitterte, sich fortwährend dagegen empörte, um immer wieder niedergeworfen zu werden. Das heutige Europa gleicht auch nicht, wie jenes, welches den Absolutismus gebar, einem Schachbrette, auf welchem Fürstenfamilien ihre verschiedenfarbigen Figuren aufstellten, um sich gegenseitig Schach zu bieten. Es ist auch nicht mehr ein absolutistisch beherrschtes Länder-Conglomerat, wo ein übermüthiger König es wagen durfte, auszurufen: „Der Staat bin ich!" Heute sagt ein edler Fürst: „Ich will Frieden halten mit meinem Volke." Das Europa der Jetztzeit bekämpft und verdammt aber auch den Chauvinismus und die Sansculottespolitik. Das heutige Europa will Frieden, Bildung, Wohlstand und die Herrschaft des Rechts. In diesem Wollen und Bestreben sind alle seine Völker und seine Fürsten geeinigt und die internationale Politik trägt durchwegs das Gepräge dieser Bestrebungen. Aus diesem nationalen und internationalen Leben sind nun in fortwährender Zeugungskraft ein geschriebenes, sowie ein ungeschriebenes Völkerrecht und eine gemeinsame Politik erwachsen, zu welchen alle Fürsten und Völker sich bekennen müssen, wenn sie der europäischen Staatenfamilie angehören sollen und wollen. Die ottomanische Pforte als Beherrscherin der europäischen Türkei ist der erst zwanzigjährige Benjamin dieser Staatenfamilie; will sie ihr ganz und für immer angehören, so muß sie auch das sociale und politische Sein und Leben der europäischen Culturvölker sich aneignen. Kann sie dies? Freiheitsgedanken beherrschen die Welt. Jeder will frei werden von der Fessel, wie sie heißen möge, welche sein Thun beengt, auch von dem Zwang des Gesetzes, wenn er es irgend vermag. Aber dieser moderne Freiheitsdrang hat das Ideal aus dem Auge verloren, er wendet sich dem Nützlichen, dem Praktischen zu. Das Volk und der Einzelne wollen zumeist nur frei sein, um Macht zu erlangen, um Geld und Gut zu erwerben, um eine sociale Stellung zu erobern. Diese praktische Richtung hat dem Freiheitsstreben viel

Unedles beigemischt, aber auch unsere Zeit arbeitsamer und ernster gemacht. Das heutige Europa ist die gemeinschaftliche Werkstätte der freien geistigen und leiblichen Arbeit und des wetteifernden klug berechnenden Fleißes. Es ist selbstisch, verweist das Ideal in die Akademien und feiert es auf den Marktplätzen nur durch schöne Reden und Denkmäler.

Kein Volk in seiner Mehrzahl war jemals arbeitsamer, fleißiger und unermüdlicher, als gegenwärtig die europäischen Culturvölker es sind, selbstverständlich mit Einschluß von Nordamerika. Freilich ist dadurch die Gemüthlichkeit und Behaglichkeit der oft gepriesenen alten Zeit untergegangen; das Phäakenthum ist verbannt. Der Seitenblick auf die Moslims liegt nahe; der Tschibuk und das Opium, vielleicht auch der Koran, machen sie träge und fatalistisch. Damit soll ihrem Charakter nicht zu nahe getreten werden, aber erlaubt ist es, ihre Arbeitstüchtigkeit in Zweifel zu ziehen; und doch ruht vor allem auf dieser der mit Recht gerühmte Fortschritt unserer Zeit. Ob die Türken diese Arbeitstüchtigkeit zu erringen vermögen, das ist die Frage, und ich möchte sie dahin beantworten, daß, wenn sie es ernsthaft wollen, sie social und politisch aufhören müssen Türken zu sein.

Intervention oder Nichtintervention, wie man es eben braucht.

Damit verschwendet man seit Jahren viel politischen und juridischen Scharfsinn. Intervention, Nichtintervention, Cooperation, Mediation, Isolirung, Localisirung des Krieges, status quo ante u. s. w. heißen die Schlagwörter, welche seit zwei Menschenaltern und seit länger die publizistischen und diplomatischen Federn beschäftigen. Vorerst meint man, guten Rath könne man immerhin geben, wenn ihn der Nachbar anhören wollte; dieser thut es aber nicht gerne, weil der vermeintliche gute Rath nur allzuleicht zudringlich und zwingend wird. Bei den diplomatisch glatten Noten, bald milden, bald scharfen Tones blieb es auch selten; die Tinte wurde gar leicht vom Schießpulver verdrängt. Daher kommt es, daß man allerwärts vor dem Interveniren eine große Scheu trägt, besonders wenn diejenigen, welche man im Auge hält, nicht zu den Schwachen zählen oder die Patronanz eines Starken in Aussicht nehmen dürfen. Das Rechtsprinzip über Intervention und Nichtintervention ist weder in der Theorie noch durch die Praxis klar gestellt; die politische

Lage und Anschauung, das besondere Interesse, die aufgeregte öffentliche Meinung und der souveräne Wille gewaltiger Persönlichkeiten, oder das Ungestüm eines herrschsüchtigen Volks haben von jeher die Federn der Diplomaten, der Publizisten und auch der öffentlichen Meinung beherrscht; die Logik fügte sich dem Andrange, und je nachdem ihr die Intervention oder Nichtintervention frommte, entsprach sie gefälligst dem Gebotenen oder Gewünschten, und so kam es, daß sowohl die Verfechter der Legitimität, als auch jene der Revolution und des politischen Fortschritts niemals Consequenz an den Tag legten. Die Ersten waren von jeher interventionseifrig, wie es die Convention von Pillnitz (1791) und später die heilige Allianz mit ihren Congressen nach dem Sturze Napoleon's I. zur Genüge darthun; dagegen waren eben dieselben überall für die Nichtintervention, wenn reformatorische oder revolutionäre Ansprüche der Völker durch Unterstützung von außen die wieder zur Macht gelangte Reaction bedrohten. Die Befreiung Griechenlands machte eine interessante und pikante Ausnahme, und wurde durch die Schlacht von Navarin illustrirt. Als die heilige Allianz in Staat und Kirche systematisch restaurirte, sprachen die liberalen Publizisten mit warmem Eifer für den Grundsatz der Nichtintervention; als jedoch die Restauration in Spanien unter Don Carlos die constitutionelle Königin Isabella zu verdrängen drohte, da vereinigten sich vier als liberal bezeichnete Regierungen zu einer Quadrupelalliance und erfanden eine neue völkerrechtliche Bezeichnung für das anrüchige Wort Intervention, indem sie es durch „Cooperation" ersetzten. Unter dieser neuen Fahne wurde der restaurationslustige Don Carlos verdrängt. Als Oesterreich in Oberitalien restaurirte, besetzte Frankreich (Louis Philipp) kurzweg Ancona. Als die weltliche Macht des Papstes durch revolutionäre Bewegungen bedroht war, eroberte das republikanische Frankreich die Stadt Rom und restaurirte die Souveränität des Papstes. Wenige Jahre später, als der rè galantuomo den Kirchenstaat für das geeinigte Italien einzuheimsen sich berufen fühlte, anerkannte eben dasselbe Frankreich freundnachbarlich diesen neuen Besitz des Königs von Italien. Weil die kleine Republik Krakau die revolutionäre Bewegung, welche ihre Nachbarn beunruhigte, nicht abzuwehren vermochte, wurde sie einfach wegdecretirt und Niemand kümmerte sich darum. Bei dem Conflicte Dänemarks und Schleswig-Holsteins intervenirte zuerst die Frankfurter National-Versammlung mit wenig Geschick. Im Jahre 1864 traten die beiden Vormächte Oesterreich und Preußen dazwischen und setzten den neu

in's Leben gerufenen Bundestag einfach vor die Thüre, bis schließlich Preußen auch Oesterreich bei Seite schob und das streitige Schleswig-Holstein für sich einzog. Immer ging es dann bei der praktischen Anwendung des internationalen Rechts auf Intervention oder Nichtintervention in der europäischen Diplomatie recht bunt durcheinander, der Entschlossene behielt Recht und die blinde Themis entsagte zu Gunsten der scharfblickenden Staatsraison.

Die Engländer haben jederzeit lebhaft gegen die Intervention gesprochen, aber wenn eine solche in ihrem Interesse nöthig schien, niemals Anstand genommen, ihre Theorie Lügen zu strafen. Als Don Miquel (1828) gegen seinen Bruder Don Pedro in Portugal eine blutige Reaction in Scene setzte, schickte Lord Palmerston binnen zweimal vierundzwanzig Stunden nach erhaltener Nachricht zehntausend Mann nach Lissabon und intervenirte mit Erfolg. Von Lord Palmerston's Intervention in der schweizerischen Sonderbund-Angelegenheit und der Wiederholung derselben am goldenen Horn erzählte ich bereits oben (Seite 250). Die Geschichte berichtet, daß der Lord trotz der energischen Bekämpfung des herausfordernden Mentschikoff's zugleich den eindringlichsten Eifer entwickelte, um die hohe Pforte zur Verbesserung der Zustände der Christen zu vermögen und zu nöthigen. Albion säumt eben nicht und zagt nicht. Seine gewaltigen Breitseiten steuern und feuern nach rechts und links, wie es eben noth thut. Als im Jahre 1831 der polnische Revolutionsgeneral Dwernicki von den Russen über die galizische Grenze gedrängt worden war, warf sich eine österreichische Husaren-Eskadron zwischen die Streitenden und machte Halt. Da ritt der alte kampflustige Wachtmeister zu seinem Rittmeister und fragte: „Pan Rittmeister, wo sollen wir einhauen, hier oder dort?" und zeigte auf die Russen und Polen. Der tapfere Mann war ein Diplomat in Verlegenheit. Aehnliches kann am goldenen Horn den blauen Theerjacken begegnen daß auch sie ihren Kapitän fragen müssen: „Wohin sollen wir steuern und feuern?" „C'est la guerre", dürfte ein feulletonistischer Diplomat ausrufen. Ich aber sage: das ist die Politik mit ihrem Janus-Doppelgesicht, das ist die Vermittelung, welche sanft aber eindringlich zuredet, um nöthigenfalls wie Erlkönig zu sagen: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Der englische Premier Lord Beaconsfield hat es in seiner Rede bei der Schildkrötensuppe des Lord Majors in energischen Worten ausgesprochen, daß Alt-England nicht ruhen werde, bis es sein Ziel in der Orientfrage erreicht habe; dies war eine für Rußland berechnete Warnung.

Der Premier außer Dienst, Lord Gladstone, berief Entrüstungsmeetings und man donnerte gegen die Metzeleien in Bulgarien. Dies galt der hohen Pforte. Beiden Parteien ist die Erhaltung des neueuropäischen Friedens Ziel und Zweck und sie wollen dafür englische Kräfte einsetzen, sind daher nicht für den Frieden um jeden Preis, sondern ein bischen interventionslustig. Obschon als politische Parteien auseinandergehend, vereinigen sie sich doch in dem gemeinschaftlichen Druck zur Erhaltung des Friedens, wie zwei Seiten eines Kräftenparallelogramms in der Diagonale die Richtung und das Maß des gemeinschaftlichen Stoßes finden; womit ich sagen will, daß die getrennten politischen Parteien Englands nicht in Russen- und Türkenfreunde zerfallen, sondern beide nur Friedensfreunde sind, welche ihren Angriff gegen den vermeintlichen Friedensstörer richten, mag dieser nun Osmane oder Moskowiter sein. Die Nichtintervention mag daher theoretischer Grundsatz sein, aber die Intervention ist die internationale Praxis; und Manches läßt sich auch theoretisch zu ihren Gunsten sagen. Wenn in einem städtischen Gemeinwesen ein Haus feuergefährlich gebaut oder es geworden ist, oder darin in einer Art hantirt wird, daß der Brand jeden Augenblick losbrechen kann und die Gefahr seiner Weiterverbreitung nahe liegt, dann haben die bedrohten Nachbarn wohl das Recht, einen Umbau oder andere Sicherstellungen zu verlangen und die Dazwischenkunft der Gemeinde zu begehren, auch wenn in dem Gemeindestatut Bestimmungen darüber noch fehlen. Und bricht ein Brand los, so kann man ihnen nicht untersagen, mit ihrer freiwilligen Feuerwehr auszurücken. Auch für künftige Gefahr können sie Vorsorge und Sicherstellung erzwingen, d. h. polizeilich interveniren, sowohl im eigenen Interesse, als auch zum Nutzen derjenigen, welche es unmittelbar angeht. Wenn zwei Markungen an demselben Flusse liegen und die obere böswillig, oder nachlässig, oder indolent und leichtsinnig in ihrem Flußgebiete derart gebahrt, daß die untere Markung fortwährend durch Hochwasser gefährdet und beschädigt wird, so kann man die fleißigen und intelligenten Bewohner der untern Markung wohl nicht der Ungerechtigkeit oder Gewaltthat beschuldigen, wenn sie von ihren Nachbarn in der obern Markung die Abstellung jener Uebelstände begehren und nach Umständen erzwingen. Wenn vollends staatliche Gemeinwesen neben einander sich aufgebaut und sich zu Culturstaaten entwickelt haben, andre aber neben ihnen und zwischen ihnen in Zuständen beharren, welche das Rechtsbewußtsein und das menschheitliche Culturbedürfniß

nicht aufkommen lassen, dann haben die Culturstaaten das Recht, regelnd dazwischen zu treten, sowohl im Interesse ihrer eigenen Länder, als auch zum Schutze der Beziehungen ihrer Angehörigen zu den Insassen und Regierungen jener barbarischen Nachbarländer. *Das ist das Recht und, wenn man will, das Privilegium der Cultur, und die Geschichte hat dasselbe durch alle Jahrhunderte und in allen Erdtheilen aufrecht erhalten.* Ich verkenne nicht, daß ich für ein gefährliches Recht plaidire, aber die Geschichte der Menschheit mag es verantworten, und zuletzt findet dasselbe ein ausreichendes Correctiv in der Pflicht des Maßhaltens überhaupt, deren Erfüllung durch internationale Rechtsverbindungen gesichert werden muß. Auch die conservativsten Diplomaten sind durch den bösen Luftzug unserer Zeit so weit gekommen, daß sie den geknechteten und mißhandelten Rajah's die Befugniß zugestehen, sich gegen den Zustand rechtloser Willkür aufzulehnen. Selbst die Vertreter der heiligen Alliance beanspruchten das Recht, auf die Mißhandelten zu horchen und ihnen Hülfe zu bringen.

Ich vindicire also dem gesammten Europa ein Interventionsrecht in die Zustände der ottomanischen Pforte. Ueber die Art, wie das Concert européen dieses ihr Recht verwirklicht, wird die Geschichte nach Maßgabe des erzielten *Erfolges* einst ihr Verdict sprechen, denn Aerzte, Feldherren, Speculanten und Diplomaten müssen es sich gefallen lassen, nach ihren Erfolgen beurtheilt zu werden.

Nach dem Kriege.

Die höchste Errungenschaft der Diplomatie war die Localisirung des Kriegs. Die Räumlichkeit war wenigstens nicht karg bemessen, sie reichte von der langen österreichischen Südgrenze über die Meere hinweg, entlang dem Kaukasus, bis nach Persien und südwestlich bis nach Syrien und Egypten; Raum genug für die Entwickelung russischer Heeresmassen. Wenn man Schafe und Rinder mit hungrigen Löwen in einem gut ummauerten Circus einpfercht, so ist der Kampf zwischen ihnen localisirt, denn sie sind nicht in der Lage, auch Zuschauer zu fressen; aber der Ausgang des Kampfes ist nicht zweifelhaft. Er war es auch nicht in dem localisirten Kriege zwischen Rußland und der Türkei.

Der Krieg wurde nicht verhindert und ich gestatte mir flüchtige Rückblicke auf dessen Verlauf. Wenn der erlauchte Czar am Allerseelentage des Jahres 1878 um die Mitternachtsstunde den Kirchhof besucht hätte, so würde er eine viel längere Reihe von Männern, Weibern und Kindern gesehen haben, welche das beginnende Jahr in den Tod schicken werde, als der geizige Müller in Raupach's Volksdrama. Die Ehre des Moskowiterreichs verlangte noch ein paar tausend Hekatomben von Menschenleichen und die christliche Diplomatie Europa's sagte, daß dies recht, gut und nothwendig sei. Ihr ist seit 1789 das traurige Mißgeschick beschieden, Nichts zu verhindern und Nichts zu vollbringen. Was heute am Balkan sich abspielt, ist ein politisches und culturgeschichtliches Weltereigniß ersten Ranges; aber eben deshalb müssen wir uns ihm fügen, da wir seine Lenkung zu rechter Zeit unserer Hand entschlüpfen ließen. Ich ergebe mich, denn victrix causa diis placuit, und heute ein Cato sein zu wollen, wäre ein Anachronismus. Der Czar hat nichts zu bereuen, weder seine Liebesthaten an den Glaubensgenossen am Balkan, noch die Bezahlung dafür; die ersteren waren reichlich gesegnet und die Saldirung geschah in Menschenleichen, in einer wohlfeilen, schlechten Valuta; denn wie schon Napoleon I., der Mars seines Jahrhunderts, belehrte, so sind im Kriege Pferdeleichname viel mehr in Betracht zu nehmen, als Menschenleichen, welche sich leichter ersetzen lassen, und auch die den Kriegen folgende Pestilenz begnügt sich mit den letztern. Wie aber die Weltgeschichte den blutigen Brei noch gahr machen wird, gehört der Zukunft, und ich gebe es auf, prophezeihen zu wollen.

Wir haben also den langersehnten Frieden. Das Quos ego des britischen Poseidon hat Wirkung gethan, so daß der russische Aeolus, beeinflußt von dem thaten- und redekühnen und redegewandten Odysseus an der Spree seine losgelassenen Stürme wieder eingekerkert hat. Die Thore des Janus-Tempels am Bosporus sind geschlossen. Ich bin genug Optimist, um zu hoffen, daß der neue Frieden die Gefahren für uns Oesterreicher wesentlich abschwäche, vorausgesetzt, daß wir wach bleiben; und wenn wir es nicht blieben, nun dann müßten wir uns *überhaupt* schlafen legen.

Die Abtretung Cyperns an England.

Ein weltgeschichtliches Gepräge erlangt der Berliner Friedens-Tractat durch das Separat-Uebereinkommen Englands mit der

ottomaniſchen Pforte über die Abtretung der Inſel Cypern. Es iſt ein echter John Bull-Streich. Das mächtige Inſelreich wird ſeine kräftigen Arme von Cypern nach Hindoſtan ausſtrecken, den einen über Suez und das rothe Meer nach Bombay, den andern über Anatolien und Perſien nach Afghaniſtan, Delhi und Kalkutta. So hält es nicht nur ſein rieſiges hindoſtaniſches Kaiſerreich mit ſtarken Armen feſt, ſondern thut dies, indem es zugleich die europäiſche Cultur auf beiden Wegen anbahnt und ſich entlang derſelben Anhänger, Verbündete und Abhängige ſchafft. Das Czarenreich wird aber dadurch gedrängt, das Gebiet ſeiner Eroberungen nicht außerhalb ſeiner gegenwärtigen weiten Grenzen, ſondern innerhalb derſelben zu ſuchen, um ſeinen Rivalen gewachſen zu bleiben. Damit beginnt eine neue Aera für die Weltpolitik und für die Culturgeſchichte, welche der Menſchenfreund mit Freuden begrüßen muß. Großbritannien treibt hierin keine Krämerpolitik. Ich bedauere die ottomaniſche Pforte; ſie hat ehrenvoll um ihr Recht und ihr Daſein gekämpft und iſt erlegen; allein es konnte nicht anders ſein, denn ſie ſtand ſeit Menſchenaltern der Strömung moderner Geſittung apathiſch und trotzig gegenüber; ihr Geſammtweſen iſt ſocial und politiſch eine arge Anomalie in dem Culturleben Europa's; darum mußte ſie zuſammenbrechen. Nicht dem Chriſtenthume, nicht dem Cäſaropapismus, ſondern ihrer eigenen Erſchlaffung erliegt ſie. Gewiß hatten die Ruſſen nicht das civiliſatoriſche Mandat, welches ſie zu beſitzen vorgaben, allein ſie glichen dem Sturmwinde, welcher nicht unerwartet hereinbricht, um die Miasmen und böſen Dünſte wegzufegen, welche die Entwickelung des Lebens unmöglich machen. Ich beklage die Türken wie einen Mitmenſchen, welcher an einem unheilbaren Uebel dahinſiecht, oder wie die culturfeindlichen Rothhäute gegenüber den weißen Amerikanern. Die Türkei war in ihrer alten ſtaatlichen Ausdehnung und Form nicht zu retten, auch wenn der Moskowiter ſich nicht zum Civiliſator aufgeworfen hätte. Der Verlauf des Sterbeproceſſes iſt weder erbaulich, noch regelrecht. Allein danach fragt die Weltgeſchichte nicht, denn ſie iſt unbarmherzig und ſtraft die ſocialen und culturellen Fehler und Verſäumniſſe mit Vernichtung. Welterſchütternde Ereigniſſe rufen uns immer Mephiſto's Spruch in Goethe's „Fauſt" in's Gedächtniß: „Ich bin die Kraft, die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft." Das iſt der Schritt und Tritt der Vorſehung, deren Macht auch der böſe Geiſt anerkennen muß. Cypern iſt nicht das Ende der

Katastrophe, sondern der Anfang: Egypten wird nachfolgen und England die Form zu finden verstehen. Frankreich hat sein Algerien und wird es befestigen; Spanien hält sein Auge unausgesetzt auf Fez und Marokko gerichtet; Italien endlich wird dafür sorgen, daß es nicht leer ausgehe und so wird die Nordküste Afrika's ein europäisches Land werden, wie zur Zeit der Römer. Mögen die Historiker und Rechtslehrer darüber glossiren; es ist der ewige Kampf und Sieg der Cultur wider die Barbarei.

Ein Danaergeschenk.

Seit zwei Jahren stehen wir in Serajewo; unsere Truppen haben glänzende Beweise von Tapferkeit und Ausdauer gegeben. Aber was nun? Was wird Bosnien für uns werden? Eine Stärkung oder eine Schwächung unserer Macht? Meines Erachtens kommen drei internationale Gestaltungen in Frage. Die erste ist, daß wir das eroberte Land wieder an seinen Herrn, die ottomanische Pforte zurückstellen. Wäre ich ein Romanist, so würde ich vielleicht beifügen: daß wir es thun sollen, damit man uns nicht nachsage, wir hätten es uns subreptitie oder obreptitie angeeignet, hätten es vi, clam oder precario modo geraubt oder erschlichen; allein solche Rechtsscrupel kennt man nicht im europäischen Völkerrechte, wo nur die Politik der freien Hand gilt. Wenn wir jedoch diese eigenthümliche Beute zurückstellen wollten, so könnte dies nur geschehen, wenn unsere Spesen — denn das vergossene Blut, dieser wohlfeile Saft, bleibt jedenfalls außer Rechnung — rückvergütet würden; wenn wir handelspolitische Vortheile errängen, welche unser Land commerciell bis an die Ufer des ägäischen und adriatischen Meeres vorrückten und damit zusammenhängend ein gesicherter Eisenbahnverkehr von unserer Grenze bis an die genannten Meere führte; wenn selbstverständlich zugleich diese unsere Rechte durch militärische Stützpunkte gesichert blieben; wenn endlich die Regierung und Verwaltung des Landes Garantien darböten, welche die Entwickelung desselben zu einem europäischen Culturstaate gewährleisteten. Eine andere mögliche Gestaltung wäre, daß wir frei von Rechtsscrupeln das Land für uns einheimsen und der heiligen Stefanskrone annectiren, was meinen Traum von der Wiederherstellung des alten Jagellonenreiches wach ruft. Eine dritte Eventualität endlich würde sein, daß ein neuer Kleinstaat aufgebaut würde,

etwa wie Rumänien, welcher mit uns zu Schutz und Trutz verbunden, zur Lösung der bezeichneten Aufgaben mitzuwirken völkerrechtlich verpflichtet sein müßte. Geschähe dies und würde auch das neue Rumänien durch ein Schutz- und Trutzbündniß an uns gefesselt, dann wären wir in der Lage, beide Arme, den einen nach dem ägäischen Meere, den andern nach den Pontus gebieterisch auszustrecken, um durch Niederhaltung panslavistischer Bestrebungen den Frieden Europa's und unsers Reichs zu sichern und unsere commercielle Thätigkeit bis an die beiden Meere vorzurücken. Diese Eventualität scheint mir denn auch die beste und wohlfeilste zu sein, während ich die Einheimsung des in Frage gestellten Landes für die theuerste und unvortheilhafteste und für uns gefährlichste Abwickelung halte. Fürst Bismarck wird vielleicht finden, daß gerade die meines Erachtens für uns bedenklichste Lösung die weltpolitisch richtige sei, weil sie unseren Schwerpunkt nach Ofen-Pesth verlegte, wie er bekanntlich wünscht und dadurch die Ausdehnung des deutschen Reichs bis an die Leitha und an die Adria anbahnen würde! Ja, unser Mandat ist ein Danaer-Geschenk, es ist dem trojanischen Pferde veralcichbar; in seinem Bauche stecken statt der bewaffneten Griechen allerlei Finanz-Ungethüme. Daher haben patriotische Männer, an ihrer Spitze der Abgeordnete Dr. Herbst, gleich Laokoon Speere geschleudert in die Rippen des Ungeheuers*), und wie bei Laokoon's That die Besonnenen unter den Trojanern Schwerterklang aus dem Bauche des Ungethüms vernahmen und unheimliches Aechzen, so vernahmen, als unser Laokoon seine Lanze warf und dieselbe zitternd haftete, unsere Patrioten die Klagen und Seufzer der bedrohten Steuerträger. Allein, wie die zürnende Minerva ihre Schlangen sendete, auf daß sie Laokoon und seine Söhne erwürgten, so schickte Julius Andrassy seine ministeriellen Majoritäten, auf daß sie die Klagen von Dr. Herbst und seiner Genossen erstickten. Sechzig Millionen Schuld-Titres und abermals sechzig entstiegen dem Bauche des Finanz-Ungethüms, mit welchem uns der Berliner Areopag beschenkt hatte. Zur Zeit als der orientalische Krieg am Ausbruche stand und bis zum Frieden von St. Stefano beschäftigte mich, wie Andere, der Gedanke: unter der Garantie und Ueberwachung

*) Stetit illa tremens uteroque recusso,
insonuere cavae gemitumque dedere cavernae.
(Aeneis lib. II.)

Europa's eine Conföderation der neu zu schaffenden Balkanstaaten zu bilden. Der Gedanke lag nahe und hat ohne Zweifel eine civilisatorische Bedeutung; allein am heutigen Tage nach den Erfahrungen, welche über die beharrliche Politik Rußlands vorliegen, würde ein solcher Bund mit seinen unvermeidlichen nationalen oder sagen wir panslavistischen Tendenzen eine stete Gefahr für den Frieden Europa's sein; er würde insbesondere die Interessen und die Ruhe von Oesterreich-Ungarn unmittelbar bedrohen; deshalb gebe ich ihn auf und spreche für ein Schutz- und Trutzbündniß einerseits mit Bosnien und der Herzegowina, andererseits mit dem neuen Rumänien.

Die Genialen unter den Diplomaten und Nichtdiplomaten werden, was ich soeben aussprach, als Krämerpolitik stigmatisiren und sie haben insofern nicht Unrecht, als meinen Auslassungen allerdings das krämerhafte Bedenken zu Grunde liegt: Wir hätten nicht Geld genug, um so großartigen Unternehmungen nachzujagen. Diese Krämerhaftigkeit ist die Folge fünfzigjähriger Lebenserfahrungen, welche mich bis zu einem gewissen Grade philisterhaft machten. Als ich vor einigen Jahren, — ich erzählte oben davon — die Donau hinab dampfte, beschäftigte ich mich mit Annectirungs-Gedanken von Bosnien und der Herzegowina; der wunderschöne Tag und der begeisternde Nachtigallenschlag machten mich poetisch muthig. Auch Bismarck hatte bereits sein verhängnißvolles Wort: „Wir sollten unsern Schwerpunkt in Ofen-Pesth suchen", prophetisch ausgesprochen. Da dachte ich denn an das einstige große Jagellonenreich und frug mich, ob nicht auch der Erbe von Habsburg berufen sein könne, sein Reich auszudehnen von der bernsteinreichen Ostsee bis an das adriatische Meer zu den gefährlichen Scopulos Acrokeraunos, vor welchen Horaz warnt; an das ikarische Meer, das seinen Namen erhielt von dem verunglückten Jüngling Ikarus, welcher mit Flügeln von Wachs zur Sonne flog, so daß das Wachs schmolz und der hochmüthige Jüngling ertrank; bis zum ägäischen Meer, welches ringsum die Küsten der wunderbaren hellenischen Cultur bespült. So träumte ich und lächelte ironisch, denn ich fuhr auf dem Dampfschiffe einer großen modernen Unternehmung und diese rechnen und fragen nach dem Saldo, aber sie treiben nicht Poesie; denn es folgt immer sehr bald das Erwachen und die Ernüchterung. Ich sagte mir: ohne Geld seien unsere Flügel von Wachs und es könnte der Alma mater Austria ergehen wie dem Vater des Ikarus, der seinem ertrunkenen Sohne

nachjammerte: „Ikare, ubi es, qua te regione requiram!“ Ich fing an zu fürchten, wir könnten an bösen Riffen scheitern und die Cultur nach Hellas tragen, sowie verarmt und erschöpft die Uncultur in die Heimath bringen; zum mindesten in der eigenen kräftigen Entwickelung stehen bleiben, wahrscheinlich rückwärts gehen, denn der Fortschritt verlange Geld und das hätten wir in das ikarische und ägäische Meer geworfen. Ohne Gleichnisse und ohne Phrasen gesprochen, ich sagte mir, wir seien nicht stark genug, weder an Fonds, noch an Unternehmungsgeist, noch an Thatkraft, um eine jagellonische Großmacht zu bilden, auch unsere Freunde und Nachbarn seien nicht aufrichtig, sondern neidisch; nicht wohlwollend, sondern mißgünstig und es würde der Tag kommen, wo wir dies erführen. Das ist meine Krämerhaftigkeit. Ja, ich sagte mir auch, daß diese poetisch-politische Erweiterung auf unsern innern staatlichen Zusammenhalt von schädlichem Einflusse werden müsse; daß sie den österreichischen Staatsgedanken lebensgefährlich schädige, indem sie Cis- und Transleithanien vollends zur bloßen Personal-Union drängen würde und zwar mit der bösen Wirkung, daß Cisleithanien mehr und mehr zu dem stammverwandten Deutschland gravitiren und sich dem Verbündeten jenseits der Leitha entfremden werde. Wenn ein Abgeordneter im Reichsrathe unklug und verletzend seine österreichischen Landsleute einer nahezu treulosen Hinneigung zu Deutschland beschuldigte, so hat er schweres Unrecht an seinen Collegen verübt; aber die jagellonischen Träume könnten die Indiscretion jenes Abgeordneten zu einem Cassandra-Ruf machen. Allein, vielleicht sollte ich klagen, wie der alte Meister Anton in Friedrich Hebbel's „Maria Magdalena“, welcher am Schlusse des Drama's ausruft: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“

Ein neues Concert européen.

Vielleicht ein Phantasiestück! aber ich will trachten, Methode hineinzubringen. Wenn ich von den Leistungen des gegenwärtigen Concerts, welches auf dem schlüpfrigen Boden des Wiener Congresses gezeugt und geboren wurde, nicht befriedigt bin, so befürchte ich keinen lebhaften Widerspruch in der Publizistik, selbst nicht, daß mir die Friedensverträge von St. Stefano und von Berlin entgegengehalten werden. Da aber ein solches Concert für die politischen Bedürfnisse Europa's als eine hochwichtige Einrichtung sich

darstellt, so ist es wohl nicht müßig, von seiner Zukunft zu sprechen und zu planen. Seit dem Sturze des weströmischen Reichs spukt der Gedanke einer politischen Einigung Europa's in gar vielen Köpfen, in gekrönten und nicht gekrönten, von Karl dem Großen herab, bis zu den Revolutionären der Neuzeit. Vollends seitdem der Associationsgedanke die sociale und politische Welt erobert, liegt es nahe, daß die Culturstaaten des kleinen Europa's sich associiren, um den Frieden und die Ordnung zu sichern und ihren Culturaufgaben gerecht zu werden. Man darf daher wohl von diesem Thema sprechen, ohne deshalb als Ideolog verunglimpft zu werden.

Zur Zeit giebt es nur drei Weltmächte: England, Rußland und die Nordamerikanischen Freistaaten. Die beiden ersten sind zugleich Großmächte in Europa und haben Sitz und Stimme im Concert européen. Das ist für die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der andern europäischen Staaten nicht unbedenklich. Die Interessen Englands wie Rußlands gravitiren anderswohin, als die der Continentalmächte: jene Englands an den Indus und Ganges, nach Melbourne, nach dem Cap, nach Hongkong, nach Afghanistan u. s. w.; jene Rußlands nach dem Bosporus, nach dem Ural bis an die chinesische Mauer, nach Turkomanien und dem Oxus, nach dem persischen Meere und nach dem indischen Hochgebirge; England, wie Rußland sind daher überwiegend Weltmächte, wenngleich ihr Stammhaus in dem kleinen Europa aufgebaut ist. Diese Weltstellung macht den überwiegenden Einfluß der beiden genannten Mächte auf die europäische Politik für die Continentalmächte bedenklich; insbesondere Rußland, der Protector des Slaventhums, erinnert an Philipp von Macedonien gegenüber den griechischen Freistaaten. Es ist daher meines Erachtens ein hochberechtigter Wunsch, daß diese Continentalstaaten Europa's sich zu einem Staatensystem organisiren, welches als vierte Weltmacht in der Weltpolitik mitzureden das Recht, die Macht und das moralische Ansehen genieße. Das ist nun allerdings ein internationaler Umbau, welcher ein neues Concert européen schaffen und dasselbe als vierte Weltmacht neben die Weltmächte England, Rußland und Nordamerika stellen würde; er scheint mir eine Bedingung der Sicherung des Weltfriedens und der freien Entwickelung der culturellen Interessen in- und außerhalb Europa's zu sein. Die Continentalstaaten müßten sich aber völkerrechtlich verbinden, um die angedeutete Geltung zu erobern und das gäbe ein neues Stück europäischen Völkerrechts. Die ottomanische Pforte paßt

zur Zeit noch nicht als werkthätiges Mitglied in diesen Bund; denn sie ist ein kranker Mann, welcher durch seine Hilfsbedürftigkeit zu einer gefährlichen Last wird. Die Conföderation, an welche ich denke, hat jedoch ein großes Interesse, sich dieses kranken Mannes zu versichern und ihn zu schützen, damit er nicht der Stoßballen werde und bleibe zwischen den andern Weltmächten und diese sich in seine Kleider theilen, wie die Kriegsknechte auf Golgatha. Die Gestaltung der Balkanländer ist also für die gedachte Conföderation von der eingreifendsten und nachhaltigsten Bedeutung; damit will aber nicht gesagt sein, daß die um den Balkan neu geschaffenen Staaten sofort dem neuen Bunde anzugehören hätten, wohl aber Griechenland. Die ottomanische Pforte hat zur Stunde noch keine Art von Selbständigkeit im Völkerconcerte, hat vollends weder den Beruf, noch die Befähigung, in den Angelegenheiten der übrigen europäischen Staaten mitzusprechen. Ja ich glaube, daß ihren eigenen Interessen mehr gedient ist, wenn sie als Schützling des europäischen Völkerbundes gilt, als wenn sie Mitglied desselben ist.

Was die Conföderation, entgegengehalten dem bestehenden Concert européen, an territorialem Umfang und an Machtfülle scheinbar verlöre, würde sie durch die eroberte solidare Weltstellung der Continentalmächte reichlich wieder gewinnen; sie würde eine Macht werden, nicht nur stark genug, um unzulässige Einflüsse auf die Verbündeten abzuwehren, sondern auch, um einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen auf die politische Weltlage, besonders auf die Gebiete um den Balkan und am Bosporus; ich betrachte einen solchen Bund insbesondere als die Vorbedingung einer definitiven und befriedigenden Lösung der Orientfrage.

Die wichtigsten nationalen und internationalen, ökonomischen und culturellen Aufgaben würden einem solchen Bunde zufallen. Ist es nicht ein welthistorischer Jammer und eine gar traurige Illustration unsres Civilisationsstolzes, daß bei jeder Verwickelung der Interessen sogleich das Schwert aus der Scheide zu fahren droht? Sind die sich wiederholenden diplomatischen Schachzüge, die Resultatlosigkeit der Verhandlungen, die zweideutige Halbheit der Uebereinkommen u. s. w. nicht beklagenswerthe Armuths-Zeugnisse für unsere internationalen Beziehungen? In alter Zeit, wo lediglich dynastische Beziehungen maßgebend waren, wo außer der Machtfrage kaum irgend ein anderes Interesse als etwa das kirchliche in Betrachtung kam, wo die Culturfragen, wenn sie nicht dem Prunke der Eitelkeit und der Ueber-

macht dienten, kaum eine Beachtung erfuhren, da man sich um die Misera plebs contribuens wenig kümmerte; in diesen hoch gepriesenen alten Zeiten gab es keine Politik, welche den Wohlstand und die Wohlfahrt des Volks, die Verwirklichung der Menschheits-Idee auf dem Boden des Rechts sich zur Aufgabe stellte; am heutigen Tage begreifen die Völker wie die Fürsten, daß Macht und Reichthum nur durch gemeinschaftliche Arbeit auf sämmtlichen Gebieten menschlicher Thätigkeit zu erreichen und festzuhalten sind. Die Orientfrage giebt einen nächsten Anstoß, um die bezeichneten Mächte und Völker Europa's zu einem solidaren Zusammenwirken zu drängen. Die Anerkennung dieser Solidarität im europäischen Völkerrechte für alle großen Culturinteressen, bethätigt durch einen Bund der Continentalstaaten, das ist der Gedanke, welchem ich hier Ausdruck zu geben bemüht bin. Derselbe erhielt durch den Berliner Friedensvertrag eine thatsächliche Illustration. Das uns zugewiesene bosnische Mandat verlangt die Bildung des Bundes, in unmittelbarem österreichisch-ungarischem Interesse. Der Bund muß unsre Arrièregarde sein.

Der Gedanke, für welchen ich hier plaidire, ist in letzter Auflösung vielleicht kaum etwas Anderes, als die Uebertragung des die moderne Culturwelt beherrschenden Genossenschaftswesens auf die große Politik. Es sollen dadurch die bestehenden internationalen Rechte in keinerlei Weise beeinträchtigt, vielmehr die Fortbildung derselben im Interesse Europa's und der menschlichen Cultur frei von unberechtigter fremder Einmischung ermöglicht werden. Das bestehende, lockere und unzureichende europäische Staatenrecht, sowie das noch gar sehr der Willkür preisgegebene allgemeine Völkerrecht soll nicht umgestürzt, sondern nur klar gestellt und fortgebildet werden. Die Conföderation soll nach außen als eine politische Einheit sich darstellen, während sie im Innern, d. h. in den Beziehungen der verbundenen Staaten unter sich, die moderne culturelle Entwickelung auf Grundlage des unangetasteten Selbstbestimmungsrechts des Einzelstaats sich zur Aufgabe stellt. Die erste Aufgabe für die Verbündeten wird die Erhaltung des Friedens sein und zwar zunächst zwischen den verbundenen Staaten; die zweite aber ist die Wahrung des freien Bestimmungsrechts des Einzelstaats in der Wahl der Wege und Mittel, um den culturellen Anforderungen der Zeit gerecht zu werden, wonach sowohl die schleichenden Eingriffe einer heiligen Allianz, als die Vergewaltigungen eines Convents ausgeschlossen sein müssen, daher ein Recht der Intervention in die innern Angelegenheiten eines Staats nur dann zugegeben werden

kann, wenn entweder die Interessen der Conföderation selbst unmittelbar bedroht oder gefährdet erscheinen, oder wenn durch anarchische Zustände den von jedem Culturvolke anerkannten Anforderungen des Rechts und der Humanität beharrlich Hohn gesprochen werden wollte.

Mit dieser internationalen Enthaltsamkeit ist selbstverständlich das Programm der Conföderation nicht erschöpft, sondern nur der negative Theil desselben bezeichnet. Zur Zeit bestehen im Verkehre der Völker und Staaten noch allerlei kleinliche und dabei schädliche Häkeleien, welche beseitigt werden sollen. Wie viele Verständigungen sind z. B. noch nöthig, um das Communicationswesen überhaupt; das Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen insbesondere; den Münz- und Geldverkehr in einer, alle Theile befriedigenden Weise zu ordnen; wie wenig gesichert ist noch das literarische und Kunsteigenthum; und vollends, wie stehen sich noch nörgelnd und feindlich die industriellen und commerciellen Interessen gegenüber; ja, haben wir nicht in jüngster Zeit eine Schwenkung erfahren, die uns mit Zollkriegen bedroht? Und wie sehr ist es zum Frommen aller Theile zu wünschen, daß auf diesen Gebieten eine friedliche Gemeinschaftlichkeit hergestellt werde; diese kann aber, wie ich glaube, nur erreicht und gesichert werden, wenn sie auf dem Boden einer frei geordneten Conföderation steht, in welcher Niemand herrschen und Großmacht spielen, aber auch niemand pfahlbürgerlich nörgeln soll. Was ich hier den Völkern und Regierungen ansinne, ist nicht vager, cosmopolitischer Idealismus, sondern ein verständiger und geschäftlicher Realismus, wie solchen das genossenschaftliche Zusammenwirken und productive Verkehrsleben der Neuzeit zu Tage gebracht hat. Wenn dabei jeder Staat, sein Fürst, wie sein Volk, eifersüchtig bleiben auf ihre Freiheit, so sind weder revolutionäre, noch reactionäre Uebergriffe von Seite dieser Gemeinschaftlichkeit im Bunde zu befürchten. Weder England noch Rußland haben, wie ich glaube, einen zureichenden, d. h. in ihrem Interesse oder in ihrer Ehre wurzelnden Grund, um der Bildung eines solchen Staatensystems auf dem Continente feindlich entgegenzutreten. England nicht, denn obschon Europa sein altes Stammhaus ist, so gravitiren seine Interessen auswärts und gehen bereits weit hinaus über das, was im alten, continentalen Europa noth thut. Ja, der mächtige Inselstaat kann nur wünschen, daß sein Bruder, der europäische Continent, auf den Bahnen der Civilisation friedlich und rasch vorwärts gehe und seinen guten Theil beitrage, um den Weltfrieden

ſicher zu ſtellen. Die Zeiten ſind vorüber, wo das ſtolze Albion ſich anmaßen durfte, einem Continentalſtaate einen Methuen-Vertrag aufzuzwingen oder wo umgekehrt ein Gewalthaber auf dem Continente ſich herausnehmen konnte, das induſtrielle Inſelreich, das Krämervolk, wie er es hochmüthig nannte, mit einer Continentalſperre und einer Invaſion zu bedrohen. England wird vielmehr durch eine ſolche Einigung des continentalen Europa's große ökonomiſche Vortheile aller Art erringen. Die commerciellen Verhältniſſe zwiſchen ihm und den Continentalſtaaten werden dadurch zu einer Entwickelung gelangen, welche den commerciellen Verkehr mit dem Continente zu einem bis jetzt unbekannten Aufſchwunge bringen müßte, denn es hat nicht zu befürchten, daß das continentale Europa zu dem protectioniſtiſchen Schutzzollſyſtem zurückkehre; um ſo gewiſſer nicht, wenn aus dem zerbröckelten Staatenconglomerate ein gemeinſames, conſumtionsfähiges Ganzes geworden ſein wird. Rußland aber kann das Gewicht der Gründe nicht verkennen, welche Europa nöthigen, gegenüber den Ereigniſſen, welche das Czarenreich bedrohen, auf ſeiner Hut zu ſein und zuſammen zu ſtehen.

Was ich vorſchlage iſt ein ehrliches Entgegenkommen ohne Zwang und ohne Hintergedanken. Die maßgebenden Staaten Europa's, England etwa ausgenommen, ſind Militärſtaaten, welchen die kleinern Heeresfolge leiſten. Die Größe und militäriſche Geltung der Armee ſind zur Zeit das Ziel und der Stolz der tonangebenden Mächte des Continents; die Völker aber ſtehen in dieſer Vorliebe ihren Regierungen verneinend gegenüber, denn ſie ſind die Zahlenden mit Geld und Blut und fühlen es durch, daß dieſe Vorliebe zum volkswirthſchaftlichen Ruin führe. Dieſer Gegenſatz hat eine ſehr reale Grundlage, denn er findet in der Geldbörſe jedes Familienvaters einen aufreizenden Wiederhall. Der Kampf um's Daſein hat bereits ein großes Feldlager von Unzufriedenen zuſammengetrommelt, welche quitte à double ſpielen und allem Beſtehenden den Krieg erklären; bei ſo ſchwerem Kampfe im Hauſe muß man den Krieg außer demſelben vermeiden, aber auch die nichtendenwollende Kriegsbereitſchaft, welche den Völkern das Blut ausſaugt, wie die garſtige Meduſa dem unglücklichen Schwimmer, der in ihre Umarmung geräth. Die Abrüſtungsfrage, für welche bereits auch die militärfreundlichſten Staatsmänner das Wort nehmen, iſt daher die erſte und brennende Frage für jedes Concert européen.

Der geſchäftliche Apparat für den von mir geplanten Bund könnte meines Erachtens ſehr einfach ſein, vorausgeſetzt, daß der

Gedanke selbst von der öffentlichen Meinung getragen wird. Er könnte aber auch wohlfeil sein, denn es handelt sich nicht um prunkhafte Congresse oder langathmige Minister-Conferenzen. Ich denke mir, daß ein permanenter Ausschuß zu bestehen hätte, zusammengesetzt aus Abgesandten des Deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, Frankreichs, Italiens, Spaniens mit Portugal als pyrenäischer Halbinsel, endlich Schwedens und Norwegens als skandinavischer Halbinsel, und zwar mit vielleicht jährlich alternirendem Vorsitze; seine Zusammenberufung hätte nach Bedarf durch den Vorsitzenden zu geschehen. In die Gesammt-Versammlung würde jeder souveraine Staat einen Abgesandten zu entsenden das Recht haben; ihr Zusammentritt zu einer ordentlichen Versammlung hätte jährlich einmal, zu einer außerordentlichen nach Bedarf stattzufinden; ein geschäftlich hochwichtiges Organ wäre selbstverständlich eine stabile Bundes-Direktion und -Kanzlei. Es würde den sechs genannten Mächten anheimgestellt bleiben, welche von den in Frage kommenden Angelegenheiten sie als Collegium zusammentretend und welche sie im Correspondenzwege ordnen wollten; worüber eine von der General-Versammlung gutgeheißene Geschäfts-Ordnung nähere Anhaltspunkte geben müßte. Ich verkenne nicht die Gefahr der Verschleppung, die darin liegt, allein die Zukunft würde dies bessern, sobald die öffentliche Meinung, das Bedürfniß anerkennend, die diplomatische Eifersucht zurückdrängte. Jeder Regierung bliebe zudem die Instruirung ihres Bevollmächtigten, sowohl im Allgemeinen, als auch von Fall zu Fall anheimgestellt. Alljährlich hätte ein Zusammentritt sämmtlicher Bevollmächtigten stattzufinden, in welchem über die Vorkommnisse des abgelaufenen Jahres zu berichten und nach Maßgabe des Statuts und der Geschäfts-Ordnung über Anträge zu debattiren und zu beschließen wäre; die Anträge wären, den Fall der Dringlichkeit ausgenommen, dem permanenten Ausschuß der sechs Vormächte zu überweisen, ohne dessen Einvernehmung in der Regel Beschlüsse nicht gefaßt werden sollen. Diese General-Versammlung hätte eine öffentliche zu sein, während im permanenten Ausschuß die Oeffentlichkeit ausgeschlossen bliebe.

Als Versammlungsort und Sitz der Bundes-Direction und Canzlei wäre vielleicht Frankfurt a/M. zu empfehlen. Ich habe wohl nicht nöthig, die Knappheit, um nicht zu sagen, Dürftigkeit und Flüchtigkeit meines Organisations-Vorschlags zu entschuldigen, auch nicht, daß ich mit Aengstlichkeit hintanzuhalten suche, was

den einzelnen Regierungen als Eingriff in ihre Machtvollkommenheit, in ihr freies völkerrechtliches Dispositionsrecht erscheinen könnte. Was ich gebe, ist ein Embryo, aber es würde unschwer zu einem lebensfähigen Geschöpf sich ausbilden, sobald die öffentliche Meinung so lebhaft wie ich überzeugt wäre, daß das internationale Leben in Europa einer Reorganisation und Bethätigung in der angedeuteten Richtung bedürfe. Der Berliner Friede hat uns nur den Anfang einer neuen Aera gebracht. Europa muß, auf demselben fußend, an ihn anknüpfend seine Wege weiter gehen; insbesondere aber müssen die Staaten des continentalen Europa's zusammenstehen, um sich die Achtung und internationale Geltung der Weltmächte zu erzwingen, nicht durch Krieg und Waffengewalt, sondern durch die anzustrebende Gemeinschaftlichkeit ihrer Interessen und Anschauungen. Meines Erachtens hat der Berliner Friede mit Allem, was ihm vorangegangen war, die Dringlichkeit eines Bundes, wie ich ihn wünsche, unzweifelhaft dargelegt, damit sich nicht wiederhole, was wir Trauriges und Beklagenswerthes erlebt haben und damit die Hand nicht wieder lässig werde, sondern fortarbeite an dem begonnenen Werke. Der Friede darf nicht bloß zu dem Ende geschlossen sein, um sich zu einem zweiten noch größern Kriege zu sammeln; daher muß gegenüber den großen Verhältnissen, welche den Weltfrieden bedrohen, das continentale Europa eine geschlossene selbständige Weltmacht sein, welche, wenn es Noth thut, ihr quos ego dazwischen rufen kann. Dadurch würden eine Pillnitzer Convention, ein französischer Rheinbund, eine heilige Alliance mit ihren Congressen, eine Quadrupelalliance, ein Drei-Kaiser-Bündniß u. s. w. ausgeschlossen, und das ist wünschenswerth.

Die erste und schwierigste Aufgabe wird immer die Erhaltung und Festigung des Friedens bleiben, zunächst zwischen den Bundesgenossen. Da aber die bestehenden Beziehungen zwischen den Continentalstaaten und nach auswärts nach Möglichkeit aufrecht erhalten werden sollen, so wird es an Verwickelungen nicht fehlen, welche selbst die Hand an das Schwert führen könnten. Es liegt nahe, daß der Bund einen Krieg zwischen einzelnen seiner Mitglieder um jeden Preis verhindern müsse, daß er daher zunächst als Vermittler und endlich selbst als bewaffneter Schiedsrichter einzutreten hätte. Bei einem Conflicte eines Bundesstaats mit einem außerhalb desselben stehenden, würde der Bund, wenn es sich um einen Defensivkrieg des angegriffenen Bundesmitgliedes handelte, wenn es Noth thäte, selbst sein Schwert zur Vertheidigung des Mitgliedes in die Wag-

schale werfen. Wäre es jedoch ein unberechtigter Angriffskrieg eines Mitgliedes gegen einen auswärtigen Staat, so würde es Pflicht des Bundes sein, sein quos ego dazwischen zu rufen; der Bund würde so mächtig sein, daß sein Ruf nicht ungehört verhallte. Hätte man eine solche Conföderation sofort nach dem sehr bald lahm gewordenen Pariser Frieden von 1856 geschaffen, so würden die Russen im Jahre 1876 nicht über den Pruth gegangen sein, sie hätten nicht das ihnen preisgegebene Rumänien genöthigt, ihr Bundesgenosse zu werden, sie hätten den tapfern Osman Pascha nicht aus Plewna geworfen, nicht den Balkan genommen, um erst in St. Stefano Frieden zu schließen; hätte ein solcher Bund bestanden, so wäre die Freiheit und die Neutralität der Donau längst zur Wahrheit geworden, die Donaufestungen wären geschleift, die Sulina-Mündungen nicht versandet, das eiserne Thor an der Donau gebrochen und wohl auch der Wasserweg von Gönyö nach Preßburg bereits so geordnet, daß ein aufwärts fahrender Remorqueur nicht bemüßigt wäre, von seinen stromaufwärts geführten fünf Schleppschiffen vier Stücke in Gönyö zurückzulassen, um sich mit dem einen fort- und durchzuarbeiten, wie ein Spaziergänger in einem nach alter Versailler Art angelegten Irrgarten. Es ist an der Zeit, daß Europa sich schäme, solche Mißstände fortbestehen zu lassen.

Ein Phantasiestück! rufen die Diplomaten; aber ich wüßte Einen, der es verwirklichen könnte. Man entgegnet, daß er neuestens reaktionär geworden sei! Sei dem auch so! wenn nur der gewaltige Mann zu dem einigen Deutschland auch ein einiges Europa schafft; das Weitere thut der liebe Gott durch den Geist, welchen er unter den Menschen wachgerufen hat und welcher Vernunft und Wissenschaft nicht verachtet, wie es Mephisto wünscht.

*) Ich hatte diesen Aufsatz vor Jahresfrist in der deutschen Revue veröffentlicht und bin erfreut, daß unser hochgefeierter Rechtslehrer Bluntschli denselben Gegenstand angefaßt und eindringlicher, als ich es gethan, bearbeitet hat. Bluntschli geht in seinen Wünschen und Anforderungen weiter; vielleicht ist es jedoch praktischer und vor der Hand genügend, wenn wir unsere Wünsche auf einen Bund der continentalen Staaten Europa's mit Anschluß von England und Rußland beschränken.

Sechzehntes Gedenkblatt.

Abschiedswort.

Ich nehme Abschied von dem verrufenen und verhimmelten Jahrhundert, welches schon in seinen ersten Lebensmonaten mich aufnahm; ich nehme Abschied von meinen Mitkämpfern für die ethischen Ideen dieses Jahrhunderts, gegen deren Verleugnung, Verfälschung und Mißbrauch wir gesinnungstreu in der Arena verharrten. Wie der Alpensteiger noch flüchtige Abschiedsblicke wirft einerseits nach den Bergriesen, deren Formationen das Gesammtbild beherrschen, andererseits nach den schmalen Pfaden und dürftigen Ruhepunkten, auf welchen er selbst hinaufkletterte, so ziehen an meinen Augen, gleich den Bildern einer optischen Zimmerreise, Bilder aus dem Jahrhundert, in dem ich lebte, vorüber.

Friedrich Hebbel sagt, daß es die Aufgabe unsers Jahrhunderts sei, die ewigen Ideen zu verwirklichen, welche frühere Jahrhunderte aufgefunden hätten. Giebt es denn solche? Ich bejahe diese Frage, denn die Culturgeschichte und die Geschichte der Religionen, das Bedürfniß unsers Herzens, der Drang nach Einheit in unserem Bewußtsein und die noch ungenügenden Erkenntnisse nöthigen dazu; machen, daß der unbefriedigte menschliche Geist in ein Reich von Idealen eindringt, von der Erde zu ihnen aufsteigend, wie der stolze Prometheus, um den Erdbewohnern das Feuer des Himmels zu bringen; aber den Strebsamen, die dieses wagen, ergeht es nicht selten wie jenem Titanen. Diese Ideen sind in Wahrheit Glaubensartikel, nicht beweisbare Theoreme, sind Axiome, welche man sofort begreift, oder gar nicht begreift; sind die Lichtspitzen im geistigen Leben des Einzelnen und Ergebnisse seines seelischen Bedürfnisses, Exponenten seines seelischen Lebens. Das klingt denn freilich sehr mystisch; aber es ist nun einmal so, daß wir nicht selten in einem wenig gebildeten und kenntnißarmen Menschen, gegenüber großen auftauchenden Lebensfragen einen selbstlosen Aufschwung und eine Hingebung für höhere Ziele wahrnehmen, dessen ein viel unterrichteter, gebildeter, an Lebenserfahrungen sehr

reicher Mann nicht fähig ist; Ersterer schaut eben in sich, der Letztere hingegen mehr um sich. Ja, die Ideale sind nicht zu entbehren, wenn die großen sittlichen, socialen und culturellen Aufgaben im Leben der Menschheit an uns heranrücken, aber sie dürfen nicht bloße Traumgebilde sein, welche der Phantast ausspinnt, die Wissenschaft verachtend, indem er die Logik und Realität des Lebens bequem bei Seite wirft. Sie müssen aus dem Denken, Fühlen und Leben Aller sich herausbilden und emporsteigen; sie hängen mit dem Culturleben unmittelbar zusammen und müssen durch die Gesammtentwickelung fortlaufend geklärt und geläutert werden. Der einzelne geniale Führer in dieser Culturarbeit ist selbst nur das Erzeugniß der Gedanken und Bestrebungen von Jahrtausenden. Der Boden, auf welchem dieser Culturkampf seine Arbeit zu vollbringen strebt, ist ein gar mannigfaltiger und theilt sich in einzelne, aber zusammengehörige Gebiete, wie die anorganische und die organische Welt; theilt sich in die Forschungen der Speculationen und der Induction, welche nur vereint uns vorwärts führen. Oben Seite 372 bezeichnete ich diesen Bund mit den Worten: „Schau um Dich, schau in Dich."

Die Führer auf diesem Wege waren, wie uns die Geschichte lehrt, zumeist die Priester; sie waren zugleich die Naturforscher und die Dichter ihrer Zeit und überhaupt die Träger der Intelligenz; sie schufen und pflegten den Naturgottesdienst, indem sie die Naturkräfte zu mächtigen Götzen emporhoben; in ihrer Gottesverehrung stand der Realismus hoch über dem Idealismus. Anders das Judenthum, welches Döllinger als die Vorhalle des Christenthums bezeichnet. Nirgend ist die Idee der Gottheit schöner und idealistischer hingestellt als in dem namenlosen, keiner bildlichen Darstellung fähigen, allmächtigen und strengen Jehovah der Juden, welcher zugleich ihr weltlicher König und Fürst war. Aber das Ceremonialgesetz, von Priestern für Priester erfunden, hatte die Idee verdüstert und entstellt. Dennoch hielt sie sich aufrecht durch ihre eigene innere Kraft und stand, allen Drangsalen Trotz bietend, als ein unzerstörbarer Fels mitten in den Fluthen des Götzenthums. Aus dem Jehova wurde der Gott der Christen mit dem versöhnenden Christenthum. Dieses hob den Menschen zur Gottähnlichkeit empor und schuf dadurch den Gedanken des ewigen Rechts und der Menschenverbrüderung. Es lag jedoch sehr nahe, daß, als die ersten christlichen Gemeinden sich zu einer religiösen Genossenschaft verbanden, der Judaismus sie beeinflußte. Es lag sehr nahe, daß als die christliche

Glaubensgenossenschaft mit Constantin I. auf den römischen Thron stieg, sich ihr gesellschaftlicher Aufbau in cäsarischem Geiste und in den bureaukratischen Formen der römischen Cäsaren-Verwaltung entwickelte. Dadurch wurde es verweltlicht und verheidnischt. Der Geist Christi kämpfte dagegen und die Geschichte weiß uns von vielen religiösen und kirchlichen Kämpfen zu erzählen, welche von jenen Zeiten sich fortspannen bis in die Tage Dr. Martin Luther's.

Ich betrachte diesen Rückblick als eine Vorstudie und die Zeit von Luther bis zur Erstürmung der Bastille als die Vorhalle des 19. Jahrhunderts, des Jahrhunderts, welches seine Aera mit einem Acte von Lynchjustiz eröffnete; des Jahrhunderts der Revolutionen, weil es nicht mehr die Geduld hatte, um die ihm zugefallene Mission der Verwirklichung der Ideen, welche Friedrich Hebbel ihm zutheilt, mit Besonnenheit und Selbstbeherrschung zu erfüllen, sondern wild anstürmte und dadurch nicht selten vereitelte, was es erreichen wollte. Es ist vor allem das Christenthum, welches die Idee einer freien, selbständigen menschlichen Persönlichkeit erweckte und dadurch einen Ideendurchbruch bewirkte. Aber zwischen den kirchlichen Dogmen und den Forschungen des freien menschlichen Geistes entspann sich ein schwerer Kampf. Der Kampf zwischen Glauben und Wissen, das Ringen um persönliche und genossenschaftliche Freiheit, sowie um das Recht der Selbstbestimmung der Völker kennzeichnen die Bestrebungen unsers Jahrhunderts. Die mächtigsten Hebel und Sturmböcke in diesen Kämpfen sind die naturwissenschaftlichen Forschungen, durch welche alte, eingelebte Vorurtheile und abergläubische Irrthümer vernichtet werden; sind zweitens die volkswirthschaftlichen Erkenntnisse und Bestrebungen, welche auf die Vermehrung der Genußmittel und entsprechende Vertheilung derselben zum Zwecke allgemeinen Wohlstandes abzielen; Idealismus und Realismus haben daher nahezu gleichen Antheil an den Geschehnissen. Die socialen Kämpfer durch die Staatsgemeinschaft zu versöhnen, ist die Riesenaufgabe, welche der Weltgeist unserm Jahrhundert unbarmherzig zugeworfen hat. Sie kann nur gelöst werden, wenn sie zugleich social und politisch angefaßt wird, was tiefgehende Umstaltungen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, wie es historisch geworden ist, zur Folge haben muß.

Der Staat, in welchem zuerst der Gedanke der selbstberechtigten freien Persönlichkeit in die Ringmauer der staatlichen Omnipotenz eine Bresche schoß, war England; die Briten eroberten sich die Un-

antastbarkeit des Hausrechts durch den Grundsatz: „My house is my castle", sowie die Freiheit der Person durch die Habeas-Corpus-Acte. Albion's Freiheitswellen strömten über Amerika nach Frankreich und überflutheten von da aus ganz Europa. Englands regierende Zehntausend hatten ihren Freiheitssinn mit seinen Errungenschaften, in die von ihnen eroberte nordamerikanische Welt übertragen; weil aber Old Albion in seinen Colonien nicht constitutionell regieren, sondern privilegirt herrschen wollte, so kehrte sich sein eigener Gedanke gegen sich selbst, wie der Pfeil der Lüge sich gegen den Schützen wendet. Amerika machte sich frei. Aus der neuen Welt zog der politische Freiheitsgedanke in den Köpfen der Franzosen, welche unter Lafayette mit und für die Amerikaner gekämpft hatten, über den Ocean in das hochbegabte aber verlotterte Frankreich. Das Thal der Seine und das Becken von Paris wurden das Stelldichein und Emporium für die alten und neuen Freiheitsgedanken. Aus dem alten Albion, aus Nord und Süd, aus den republikanischen Generalstaaten und der freiheitsstolzen Schweiz, aus dem dynastisch zerbröckelten Deutschland, aus dem manneskräftigen Skandinavien, aus dem kunstsinnigen, für seine Einheit begeisterten Italien, aus der pyrenäischen Halbinsel, die eine große Vergangenheit zu betrauern hatte und so von allerwärts zogen die Freiheitsgedanken der Neuzeit nach der gefeierten Modestadt der Welt, wo ihnen in Werken der hochentwickelten Kunst und Wissenschaft die alten Freiheitshelden aus Rom und Griechenland anregend und begeisternd die Bruderhand schüttelten. Paris hatte nicht Raum genug, für diese Fluthen von Gährungsstoffen, es wurde daher zum brodelnden Hexenkessel, in welchem jene Ideen stürmisch aufkochten, aber zugleich auch alle diabolischen Elemente in Sud und Gluth kamen. Der Sieg der ewigen Ideen, welcher in einer, Freiheit athmenden Verfassung im Jahre 1791 verzeichnet worden war, unterlag sehr bald den Sturmangriffen wilder Leidenschaften; der Gedanke des modernen Staats und seiner humanistischen Aufgaben war jedoch in das europäische Rechtsbewußtsein und dadurch in das Staatsrecht eingedrungen und sollte nicht mehr aus demselben gelöscht werden. Die Führerschaft in dem beginnenden großen Culturkampfe hatte also der Weltgeist an Frankreich übertragen, welches bereits seit drei Jahrhunderten durch seinen Geist und seine literarischen und artistischen Arbeiten tonangebend geworden war, dessen Sprache als Weltsprache galt und dessen Moden in allen Kreisen der höhern Gesellschaft herrschten. Sowie

die Franzosen es verstanden hatten, Industrie und Kunst als Schwestern zu verbinden, so trugen ihre siegenden Heere den nationalen Kriegsruhm knechtend durch alle Länder, bis endlich der erwachte Freiheitssinn der Völker Europa's ihren Kriegsgott niederwarf und auf einem wüsten Eilande verkümmern machte. Elba und St. Helena waren nur die Schlußdecorationen in dem ersten Acte des großen Drama's, dessen erste Scene auf dem Bastilleplatze abgespielt worden war. Es war kein Rechtakt, sondern eine Gewaltthat, als die Alliirten den gestürzten Kaiser auf St. Helena einkerkerten; vielleicht ein Akt der Nothwehr, aber zugleich ein Armuthszeugniß, das sie sich selber und vor allem den Bourbonen gaben. Das Schlimmste für den gestürzten Kaiser war, daß sich die Völker, welche er so sehr begeistert hatte, von ihm abwandten — und weshalb? Weil er jeden Seelenadels baar, Alles seiner Selbst- und Ruhmsucht opferte, die Völkerrechte und die Rechte des Menschen und Bürgers, für welche er zu kämpfen vorgab, mit Füßen tretend.

Die Franzosen waren aber auch wie kein anderes Volk geeignet, für ihre politischen Ideen und Anschauungen Propaganda zu machen und sie thaten es im vollsten Maße mit allen nationalen Eigenthümlichkeiten und Ausschweifungen, sowie mit allem Zwiespalte, welcher in dieser merkwürdigen Nation bestand und besteht und die Staatsgesellschaft in zwei, von Haß erfüllte Abtheilungen zerreißt. Den Gouvernanten, Abbé's, den Haushofmeistern, Stallmeistern und Köchen der Cidevants, um von den Maitressen nicht zu sprechen, waren die Aussendlinge der Jakobiner gefolgt, und da die Strömungen und Rückströmungen zwischen Frankreich und den übrigen Ländern Europa's schon seit Jahrhunderten lebhaft waren, verspürte man sehr bald überall die Gährung, welche in Paris stürmisch emporschlug. Die Zerfahrenheit, der Mangel des Verständnisses für die Neuzeit, die Tact- und Kraftlosigkeit, mit welchen die europäischen Regierungen ihr entgegentraten, machten sie blutig, furchtbar, aber zugleich siegreich. Zwar schien die Schlacht bei Waterloo der französischen Hegemonie ein Ende zu machen, aber es war Täuschung, denn die Reaction schlug nun ihr Hauptquartier in Paris auf. Die heilige Allianz heilte nicht, sie unterdrückte nur nothdürftig die Symptome der Revolution. Wenn die Regierungen für ihre reactionäre Batterie über oberirdische Drähte verfügen, so bedient sich die Revolution der unterirdischen Drahtleitungen. Die ewigen Ideen lassen sich ihr Recht nicht rauben und mit der Willkür der Polizei kämpft das Verbrechen. In Wien, Berlin, Petersburg,

Turin, Mailand, Rom und Neapel rangen die Regierungen nicht nur mit der Geheimbündelei und den Dolchen, welche diese führte, sondern sie kämpften leider und zu ihrem eigenen Verderben auch mit den berechtigten Bewegungen der Geister, und undankbar vergessend, wer sie gerettet und befreit hatte, erbitterten sie durch Geisteszwang und polizeiliche Chikanen auch die Gutgesinnten, so daß diese, obschon Feinde der Revolution, aufhörten Freunde der Regierungen zu sein. Trotz aller bureaukratischen Quälereien waren die Regierungen mehr und mehr lahm geworden und neben dem verhöhnten Schlendrian entwickelte sich der revolutionäre Geist, hier mit lächelnder Ungenirtheit und dort mit der Wildheit des Fanatismus. Oesterreich und die italienischen Cabinette wurden mit den Carbonari's nicht fertig, Rußland nicht mit seinen Polen, das verpreußte Deutschland nicht mit seinen Burschenschaften trotz der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz. Seit dem Wartburger Feste und dem Meuchelmorde an Kotzebue verloren vollends die Minister und Hofräthe die Ruhe und Besonnenheit, ohne durch die Thatkraft und Rücksichtslosigkeit napoleonischer und russischer Polizeiwillkür zu erstarken. Der Spott hing sich an die Fersen der Polizeiorgane und an die Roben der Autoritäten. Der Untergrundpflug der Unzufriedenheit und der Mißachtung hatte die meisten Gesellschaftsklassen unterwühlt. Der Generalquartiermeisterstab der Reaction hatte sein Hauptquartier auf dem Ballplatze in Wien gefunden; seine falsche politische Diagnose und inconsequente Therapie hatte die vertrauenden, eingeschüchterten Fürsten irre geleitet, daß sie sich einem klerikal-polizeilichen Doctrinarismus hingaben, anstatt das öffentliche Leben, wie es geworden war, muthig anzufassen. Das Schlimmste unter dem Schlimmen war vielleicht, daß die Jugend jeden Halt verlor, unwahr, skeptisch und leichtfertig wurde; denn ihre begabtesten Lehrer gehörten zumeist nicht der Reaction an, wohl aber jene Männer, von welchen ihre Zukunft und Carrière abhing.

Schon fünfzehn Jahre nach Waterloo kamen die Julitage zu Paris; und was jedem aufmerksamen Beobachter, je nach dem politischen Standpunkt, den er einnahm, entweder als sehr bedenklich oder als sehr erfreulich erscheinen mußte, war, daß die französischen Revolutionsmänner gelernt hatten, sich zu mäßigen und Disciplin zu halten, wodurch sie gegenüber der Regierungsgewalt eine unberechenbare Stärke erlangten. Die verhängnißvollen Ordonnanzen zu welchen sich Karl X. durch den Fürsten J. Polignac verleiten ließ, waren ein gewaltthätiger Verfassungsbruch, und diesem setzten

die dreihunderteinundzwanzig liberalen Deputirten das Gesetz und ihr verfassungsmäßiges Stimmrecht entgegen; die Pariser Nationalgarde aber griff entschlossen auf ihr verfassungsmäßiges Recht zurück und machte, wenn man es so nennen will, die Revolution, oder richtiger gesagt, sie verhinderte eine unberechenbare Anarchie. Die Revolution hatte sich organisirt und in den Augen Vieler legitimirt, was hoch bedenklich war, für die Theorie wie für die Praxis. Selbst diese Erscheinung hatte die Cabinette der heiligen Allianz nicht belehrt; sie verharrten bei der nackten militärisch-polizeilichen und kirchlich-dogmatischen Repression und verweigerten jeden nennenswerthen Schritt nach vorwärts. Nur die regierenden Zehntausend in Old-England schienen etwas gelernt zu haben, denn sie hoben die Navigations-Akte und die Getreidezölle auf, votirten die Katholiken-Emancipation und gaben durch die Reformbill dem Unterhause einen neuen politischen Charakter. Das war eine Revolution — ohne Revolution, war ein bedenklicher Appell an die Völker des Continents. Auf die Juli-Revolution folgte an der Seine der Juli-Thron. Aber das Juli-Königthum mit seiner unaufrichtigen Freisinnigkeit genügte dem Lande, der Zeit und den socialen Bedürfnissen nicht mehr. So fiel denn auch die Juli-Monarchie 1848, und die unterirdischen Drähte der Revolution entzündeten fast das ganze Mitteleuropa. Selbstverständlich geschah nur zu Vieles, was der freisinnige Menschenfreund beklagen muß, und die spätere Geschichte wird einst sagen, wie viel diese und jene Partei zu verantworten habe. Man hatte es nicht verstanden, die Revolutionen unnöthig und dadurch unmöglich zu machen. Daher kamen sie. Die Revolution begeht aber immer Verbrechen und erzeugt Gegenverbrechen. Fast scheint es, daß die wilde Revolution vom Februar 1848 den Franzosen den besten Theil ihres vielgerühmten bon sens hinweggenommen hatte und ihr Chauvinismus sie blind machte, denn sonst konnten sie nicht aus bloßer Sympathie für den gewaltigen großen Onkel den gewaltthätigen und ränkevollen kleinen Neffen zum Präsidenten wählen und ihm Gelegenheit geben, die Krone Frankreichs sich auf's Haupt zu setzen. Frankreich verblieb abermals die Führerschaft in den continentalen politischen Kämpfen, allein Napoleon III. corrumpirte sein Volk, was schlimmer ist als es knechten, betrog, beunruhigte und bekriegte Europa. Sedan machte dieser Mißwirthschaft ein Ende und die daran sich schließende Bildung eines neuen deutschen Reichs, sowie selbständigen Italiens gab Europa eine andere Gestaltung und wird dem Concert européen

auch eine neue Politik aufnöthigen. Es ist ein langer Zeitraum vom 14. Juli 1789 bis 2. September 1870, er umfaßt drei Generationen; der Großvater stand auf den Ruinen der Bastille, sein Sohn erfror in den Eisfeldern Rußlands und der Enkel fiel bei Sedan. Die grande nation verdient diese Beziehung trotz Wolfgang Menzel, dem Franzosenfresser; ihre grande armée führte in Kopf und Herz den Geist der Nation mit sich und darum war sie siegreich als Trägerin des französischen staatlichen Bewußtseins; sie war ein Sieger anderer Art als die wilden Horden Attila's oder Dschingis Khan's. Der vaterländische Esprit beflügelte und civilisirte ihren Siegesgang; jeder Soldat fühlte sich als Franzose und trug, wie Napoleon prahlte, den Marschallstab in der Patrontasche. Der Franzose fühlte sich zugleich als Civilisator und beschönigte damit seine Gewaltthaten. Sie waren immer eine schwunghafte Nation, diese Franzosen, befähigt, Ideen aufzunehmen und sie in das Leben überzutragen. Gottfried von Bouillon zog mit der Oriflamme und dem Kreuz als Sieger in Jerusalem ein; das war die mittelalterliche religiöse Begeisterung. General Bonaparte rief seinen Franzosen an den Pyramiden zu: „Viertausend Jahre schauen auf Euch nieder." Das war die moderne civilisatorische Begeisterung, ein Abenteuer, hervorgerufen durch den Haß gegen das feindliche Albion. Dem unklugen Manifeste des Herzogs von Braunschweig, welcher hochmüthig verkündigte, daß er Paris der Erde gleich machen werde, antworteten die Franzosen mit dem von Carnot organisirten Massenaufgebot und das „französische Bewußtsein" durchdrang alle Herzen und erwärmte sie bis zur patriotischen Gluthitze. Die Sansculottes drangen, Propaganda machend, über den Rhein; aber das Gebahren der Ohnehosen war nicht geeignet, die Freiheitsideen, welche die Nation begeisterten, auswärts zu vertreten. Aber wie sehr auch das brutale und ausgelassene Benehmen dieser dünkelhaften Freiheitshelden verletzte und verbitterte, die Gebildeten in den andern Nationen unterschieden zwischen den Ideen und ihren Trägern und so wurde die Welt doch revolutionirt. Bonaparte erschien in Egypten in Begleitung bedeutender Intelligenzen, um das Land der Pharaonen zu studiren und so wurde sein Alexanderzug eine Culturmission. Dagegen glich der Kosake, welcher im Jahre 1814 in Paris einzog, nicht dem Franzosen, welcher im Jahre 1798 in Egypten an's Land stieg. Fürwahr, wir haben Grund, die Franzosen wie die Engländer um ihr national-staatliches Bewußtsein zu beneiden, es erinnert uns an das, was wir in der Secunda gelernt haben:

Romanus sum civis, Mucium Scaevolam vocam. Ein solches Bewußtsein übt einen unberechenbaren Zauber, es hat auch in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahrhunderten die deutschen Elsässer und Lothringer in Franzosen umgebildet. Vielleicht gelingt einem großen und mächtigen Deutschland deren Rückbildung. Die Niederlagen des Jahres 1870 machten die Franzosen zu Republikanern, aber nicht im Style von 1793, wie sie durch die energische Niederwerfung der Commune dargethan haben. Die neue Republik ist die entschiedenste Inauguration des modernen Staatsgedankens, und wenn sie ihr Versprechen hält, ein Friedensapostel zu sein, dann muß man Frankreich beglückwünschen und darf hoffen, daß der Schluß des 19. Jahrhunderts ein gesegneter sein werde, nicht etwa durch die äußere Republikanisirung aller Welt, sondern durch die selbstlose, thatkräftige Anerkennung der Aufgaben des Culturstaats innerhalb des Rahmens eines patriotischen Bewußtseins.

Wie verhält sich Großbritannien zu dem modernen Staatsgedanken und zu den Aufgaben des 19. Jahrhunderts? Klingt es nicht paradox, wenn ich sage, daß gerade diese beiden Erbfeinde, England und Frankreich gemeinschaftlich für die Verwirklichung der Ideen, von welchen ich spreche, gearbeitet haben! England hatte seit 1688 den Staatsgedanken zum unerschütterlichen Fundament seines Staatsbaues entwickelt und festhaltend an seinem Parlamentarismus gelang es ihm, allen politischen Stürmen unsers Jahrhunderts Trotz zu bieten, die Freiheit seiner Staatsbürger unangetastet zu erhalten und zu einer Macht und einem Wohlstande zu gelangen, wie sie die Geschichte bis jetzt nicht kennt. Englands Parlamentarismus ist die Quelle und der Spiegel seines nationalen Bewußtseins und durch dieses ist es groß und mächtig und herrscht es an der Themse wie am Ganges. England und sein Parlament sind eben in einander gewachsen und zu einem Organismus verbunden, wie die Organe im menschlichen Körper. In dem Farmer, wie in der blauen Theerjacke steckt englischer Parlamentarismus und beide fühlen, daß sie nur durch ihn reich und gewaltig sind. Diesseits des Rheins aber meint man, daß der Parlamentarismus keine starken Regierungen zulasse; vielleicht ist etwas Wahres daran, so lange in den Vertretungskörpern nur materielle Interessen concurriren und pactiren, ohne gemeinschaftliches, sich gegenseitig ergänzendes, patriotisches Bewußtsein.

Ich wende mich zu den Heimathländern, zu Deutschland

und Oesterreich. Das achtzehnte Jahrhundert war für die Nation der Denker ein goldenes Zeitalter geworden; es war, als ob die griechischen und römischen Musen niedergestiegen wären in die Wälder und Ebenen Deutschlands; die Göttin der Poesie hatte in unserer Mitte Priester erweckt, welche den ersten Sängern aller Zeiten und Länder ebenbürtig sich anreihen; die Philosophen aller Länder und aller Jahrhunderte erhielten Heimathsrechte in unserm Vaterlande. Italien, Spanien, England und Frankreich waren vorangegangen mit ihren Leuchten des menschlichen Geistes, und der unermüdliche, fleißige, bescheidene Deutsche nahm deren Denkarbeiten in sich auf, führte sie weiter, und was anderwärts oft nur als der flüchtige Erguß des Genies in die erstaunte und begeisterte Welt trat, wurde in Deutschland zu einem geschlossenen System ausgearbeitet und dadurch eine logische Macht. Die Ideen, welche anderwärts als Blitze die überraschte Welt beleuchteten, waren in Deutschland zu einer leuchtenden Sonne geworden. War man in andern Zonen sofort praktisch revolutionär geworden, so war man es in Deutschland theoretisch; aber es war ein naheliegendes Naturgesetz, daß der Gedanke zur That heranreifen werde und zwar um so mehr, als von dieser großen Culturbewegung zwei geniale Regenten, ein deutscher König und ein deutscher Kaiser als Gesetzgeber und Verwalter muthig vorangingen. Beide waren aber insbesondere vom französischen Geiste angehaucht und vorwärts getrieben, daher auch nicht frei von jenem Despotismus, zu welchem der gefährliche Satz: „Salus republicae summa lex esto“ die bestgesinnten Regenten verleitet. Als der Sturm in Paris 1789 losbrach, war der geniale, in seinen Mitteln nicht wählerische preußische König Friedrich II. drei Jahre begraben und der humanistisch überströmende edle Kaiser Josef II. siechte bereits dem Grabe zu, in welches er, gekränkt, getäuscht und tief besorgt um seine liebe Schwester Antoinette wenige Monate nach dem Sturme auf die Bastille hinabsank; der große König in verbitterter Menschenverachtung, der edle Kaiser über ein vermeintlich verfehltes Leben klagend; — aber er hatte Unrecht! — er frage heute nach bei seinen Völkern, wo der Glanz seines Namens täglich heller strahlt, Dank und Verständniß die Herzen und Köpfe erfüllen. Fritz und Josef hatten in der Gesetzgebung und Verwaltung ihrer Länder, in der Ummodelung und Verbesserung ihrer Wehrkraft, in der Belebung des gesammten wirthschaftlichen und culturellen Lebens so viel gearbeitet und gewirkt, daß die moderne freiheitliche Völkerbewegung auch in ihren Ländern sympathische Wünsche erwecken

mußte; und wenn die französischen Freiheitsmänner nicht eine so tolle und gewaltthätige Wirthschaft über den Rhein getragen hätten, so wäre die französische Revolution für die diesseitigen Kronenträger noch gefährlicher geworden, als sie es war. Die Zustände Deutschlands waren beklagenswerth; das schöne Land mit seiner treuen und hochbegabten Bevölkerung siechte fort an den schweren Wunden, welche ihm der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte, in der trostlosen Mache des westfälischen Friedens und in dem frivolen französischen Absolutismus seiner Dynastien und Junker. Es sollte aber noch schlimmer kommen: die deutschen Dynasten sollten als dienstthuende Kammerherren auf den Stufen der Estrade stehen, auf welcher der Thron des stolzen Corsen prunkte. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig hatte die bedrohten Franzosen einig gemacht und über den Rhein getrieben und als sie siegreich waren, da schloß die nördliche Hälfte Deutschlands den schmachvollen Separatfrieden zu Basel 1795 und zog jene Deutschland entehrende Demarkationslinie. Die Folgen ließen nicht auf sich warten: die Friedensschlüsse zu Campoformio, zu Lüneville, zu Preßburg, zu Tilsit 1807, Wien 1809 drängten sich, und Deutschland war kaum mehr als ein geographischer Begriff geblieben. Da waren es am Ende doch nur die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, deren Verwirklichung dem neunzehnten zufiel, welche Deutschland und Oesterreich wieder aufrichteten. Danken wir den französischen Adlern, daß sie uns beutegierig zerfleischten, denn das Uebermaß ihrer Gewaltthaten machte uns endlich wieder mannhaft und zu Patrioten: quod medicina non sanat, sanat ferrum, sanat ignis, und so wurde unsere politische Paralyse geheilt. Das Jahr 1813 stellte uns auf die Füße. Es war ein hochmerkwürdiger Aufschwung, welchen das Manifest des Königs von Preußen mit einem Schlage hervorrief. Der deutsche Geist, welcher sich vor den französischen Spionen in alle Winkel verkrochen hatte, trat nun muthig hervor auf dem Markte und in dem Feldlager. Die Dichter fachten ihn an und griffen selbst muthig zum Schwerte; es galt nun auch für loyal, für das Vaterland sich zu begeistern! Der deutsche Geist, wie ihn das achtzehnte Jahrhundert geboren und entwickelt hatte, fuhr mit vollen Segeln! Aber siehe da! der Siegeslärm erschreckte die Diplomaten und die Fürsten, denn diese hatten nur Soldaten gesucht, welche nach der Schlacht wieder heimgingen mit zerschossenen Beinen, auf Halbsold. Dagegen waren ihnen die Combattanten auf den Schlachtfeldern der Intelligenz, welche von den Rechten der Völker sprachen,

von einem weiten, freien, einigen Deutschland, sehr unbequem und sie beriethen, wie der Zauberlehrling in Goethe's Gedicht, wie sie dieselben wieder heimschicken könnten nach gethaner Arbeit. Es bildete sich eine Schule, welche den Fürsten sagte, daß die Geister, welche sie heraufbeschworen hatten, böse Geister seien, Geister des revolutionären achtzehnten Jahrhunderts und daß nur geholfen werden könnte, wenn man den Staat und die Kirche in dem alten, guten Geiste restaurire. Das hörten die Fürsten und die Priester sehr gerne und wurden eifrige Patrioten. Aber es war zu spät. Als der entsprungene Löwe wieder in St. Helena eingekerkert war, athmete man zum zweiten Mal auf, jubelte und tanzte in allen Residenzen, so daß der witzige Fürst Talleyrand über den Wiener Congreß sagen durfte: „Il danse, mais il ne marche pas." Aber nicht bloß lustig, wie Jerôme in Cassel gesagt hatte, sondern auch fromm war man geworden und horchte aufmerksam auf die Lehren Haller's von der Restauration in Staat und Kirche. Trotz Allem gelang es jedoch den politischen Zauberlehrlingen nicht, die Geister einzufangen und in sichern Gewahrsam zu bringen. Auf der ersten der hervorragendsten und tonangebenden Feuereſſe der Revolution flammte es bereits 1830 empor und bedrohte allerwärts: in Belgien, in Italien, in Deutschland, in Polen das restaurirte Europa. Die erst sehr erschreckten Diplomaten beruhigten sich bald wieder und regierten fort in den gewohnten Geleisen.

Die vierte große Periode des Jahrhunderts der Revolutionen begann mit dem 24. Februar 1848 (ich zähle 1789, 1815, 1830, 1848); sie war mächtiger, gewaltthätiger, rascher in ihren Bewegungen, entschiedener und berechnender als die beiden vorangegangenen Epochen. In Deutschland und bei uns hätte das französische Beispiel nicht so rasch und nachhaltig gewirkt als es geschah, wenn die Fürsten und Diplomaten die Geister, welche sie im Jahre 1813 selbst heraufbeschworen hatten, nicht mißachtet, sondern auf sie gehört hätten, wie es ihre Pflicht gewesen. Den genetischen Zusammenhang zwischen 1813 und 1848 sollte man auch heute nicht vergessen, sollte sich demüthig darein finden, daß die ewigen Wahrheiten und die endliche Erfüllung des Menschheitsberufs unblutig und blutig ihren Sieg erkämpfen werden. Allein wie die heidnischen Griechen ihre Sophisten hatten, so haben wir unsere Scholastiker. Diese beharren dabei, daß die sogenannten Ideen nichts Anderes seien, als Phantome des bösen Geistes, welcher selbst den Geist Christi mißbrauche, um

die Kirche Christi anzugreifen und ihre Macht zu schädigen. Der Sturm von 1848 brachte uns die Märztage. Die politischen Optimisten schwelgten in Hoffnungen, die Pessimisten verzweifelten entweder rathlos und thatlos oder sannen auf Vergeltung und Rache. Die Revolutionen in Deutschland sowie in Oesterreich waren von anderen Potenzen und Zielen angetrieben und bestimmt, als jene an der Seine. In Frankreich gab es nur eine Nationalität und nur eine Krone, in Deutschland gab es deren viele; Frankreich war nivellirt, Deutschland und Oesterreich bewegten sich noch constitutiv und administrativ in föderalistisch-historischen Formen, Erinnerungen und Geleisen; Frankreich hatte ein Paris, Deutschland und Oesterreich keine Metropole, welche jener maßgebenden nur entfernt vergleichbar gewesen wäre. Die Erhebung im Jahre 1813 galt dem fremden Zwingherrn und war daher *national* in des Wortes strenger Bedeutung; alle politischen Parteien gingen in dem Einen Ziele: der Befreiung von der Fremdherrschaft zusammen. Im Jahre 1848 begeisterte sich das deutsche Volk für die deutsche Einheit, in einem *constitutionell* aufgebauten gemeinsamen Vaterland, „soweit die deutsche Zunge reicht" wie Moritz Arndt sich ausdrückt. Der Kampf im Jahre 1813 war ein *nationaler Unabhängigkeitskampf*, während die Bewegung im Jahre 1848 *vorwiegend ein politischer Freiheitskampf* gewesen ist. Im Jahre 1813 gab es keine abseitsstehenden politischen Parteiungen, denn die wenigen Cliquen der Französischgesinnten verdienen nicht diesen Namen, im Jahre 1848 aber, in dem ausgebrochenen *politischen Kampfe* standen die politischen Parteiungen schroff gegen einander, alle, auch die preußische Rechte der Frankfurter National-Versammlung, stand, wie Simon aus Trier treffend bemerkte, auf *revolutionärem* Boden, *nicht auf dem Rechtsboden*, wie Freiherr von Finke sich rühmte. Die Linke wollte alle bestehenden staatlichen Autoritäten über den Haufen werfen und dieser Gedanke war vielleicht im Sinne der revolutionären Theorie politisch richtig, allein er war nicht praktisch, er war unerreichbar. Die *Vielstaaterei* lag in dem Blute und in den Erinnerungen; man hat viel darüber gelacht, als ein Redner in Darmstadt damals gesagt hatte: „Ja, wir wollen die Republik, aber mit einem Großherzog an der Spitze"; logisch ist der Satz nicht für einen Staatsrechtslehrer, aber die Bürgersleute meinten, daß sie nicht von auswärts regiert sein wollten, an die Monarchie gewöhnt seien, jedoch nebenbei wünschten, daß der Großherzog nicht viel darein zu reden haben möge. Sollte diesen Wünschen Rechnung

getragen werden, so konnte die akademisch debattirende Versammlung zu Frankfurt a. M. kaum Anderes erreichen, als daß politische Grundrechte festgestellt würden, welche in den Einzelstaaten als Bausteine dienen sollten; allein der besonnene Beobachter konnte nicht wohl auf praktische Erfolge dieser akademischen Arbeit hoffen; dazu kam noch der Kampf der beiden Großmächte. Die vielverheißende und bejubelte National-Versammlung schloß denn auch mit einem revolutionären Rumpfparlamente, und der feierlich bestattete Bundestag stieg wieder aus seinem Grabe empor.

Oesterreich war nur halb-deutsch und daher seine Stellung zu dem Frankfurter Parlamente und dessen Bestrebungen unklar, verworren, ja unhaltbar und zugleich für die Entwickelung der eigenen Zustände gefährlich, denn wenn seine Vertreter die deutsche Nationalität, als allein maßgebend, hoch obenan stellten, wenn sie seine Armee in Italien und anderwärts zu einer Armee des deutschen Reichs, welches doch nur erst ein Begriff war, machen wollten, so gerieth man auf einen Abweg, welcher nicht aufbauen, sondern nur zerstören, nicht vereinigen, sondern nur zerreißen konnte.*) Wenn die Deutschen in Oesterreich das Reich politisch umgestalten wollten, so mußten sie mit ihren Reichsgenossen, den Polen, Ungarn, Slaven überhaupt und den Italienern zusammengehen. Es war daher kein glücklicher Griff, daß man die politische Bewegung in Wien als eine national-deutsche kennzeichnete. Die Wiener Revolution, wenn sie nachhaltige Ergebnisse haben sollte, konnte nur eine politische sein und sollte sie eine staatliche Wiedergeburt des Reichs der Kaiserin Maria Theresia bewirken, dann mußte sie vor allem mit den Ungarn zusammengehend, den berechtigten constitutionellen Ansprüchen der andern Nationalitäten ehrlich Rechnung tragen. Ungarn hatte aber mit seiner März-Verfassung von 1848 seinen Theil bereits hinweggenommen und der diesseitige Verfassungs-Entwurf vom April 1848 anerkannte einen Dualismus, welcher den Staatsgedanken thatsächlich ausschloß. So überdauerte denn auch der Wiener Putsch — man verzeihe mir diesen despectirlichen Ausdruck — nicht drei Vierteljahre; auch die ungarische Revolution brach in Folge ihrer wilden Excesse in achtzehn Monaten zusammen. Die Regierung hatte tabulam rasam gemacht; und leider fiel auch die Kremsierer Verfassung zum Opfer. Die Zeit eines dauerhaften Neubaues schien gekommen zu sein! Man schmeichelte sich durch

*) Vergl. VI. Gedenkblatt.

zehn Jahre, eine starke Regierung aufzubauen, für welche die Sympathie wie die Antipathie der Völker gleichgültig sein sollte. Es ging nicht und Solferino verscheuchte die Fata morgana der Macht. Man anerkannte „ererbte Uebelstände" und versprach sie zu heilen. Das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860 sollte das Heilmittel werden, allein die öffentliche Meinung wies es überall und beharrlich zurück, denn obschon es ein Absagebrief an den Absolutismus war, wovon man mit Befriedigung Act nahm, so gab es doch andrerseits den theresianisch-josefinischen Staatsgedanken preis, oder verdünnte ihn bis zur Wirkungslosigkeit. Die Verfasser des Diploms waren in arger Täuschung, wenn sie vielleicht glaubten, damit diesseits und jenseits der Leitha befriedigen zu können. Die Ungarn hielten eisern fest an der Continuität ihres Rechts und an ihrer März-Verfassung von 1848. Diesseits der Leitha aber vergaß man nicht das kaiserliche Wort vom 15. März 1848, noch die Verfassung von Kremsier vom 4. März 1849, noch endlich was Maria Theresia und ihr Josef gethan hatten. — Das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860 spielte fortan eine gewichtige Rolle in unsern politischen Geburtswehen: Seine Partei trieb Schmerling von dem Ministersauteuil, hob den Grafen Belcredi auf denselben, ermöglichte den kühnen Versuch des Grafen Hohenwart und schuf neuestens das Coalitions-Ministerium. Darum bleibt das Diplom eine inhaltsschwere That in der Geschichte unserer politischen Wiedergeburt, zwar nicht als Rechtsurkunde, wohl aber als Parteiprogramm und Träger des föderalistischen Geistes, welcher unsere Staatseinheit bedroht. Schmerling fiel, weil er die Partei des Diploms mißachtete, die politische Macht der Ungarn unterschätzte und die Völker mit einem kameradschaftlich-wohlwollenden Constitutionalismus abfinden zu können glaubte. Das spätere sogenannte Bürgerministerium erlag ebenfalls den Männern des Diploms, trotz der Opfer, welche es durch Concessionen an die Polen der Slavenfreundschaft gebracht hatte. Auch das an Verdiensten reiche Ministerium Adolf Auersperg mußte weichen, weil es mit den Ungarn mäkelnd und feilschend sein Prestige verscherzt hatte. Das zerfahrene und schwankende Parlament war diesem Ministerium weder ein Fels, auf dem es bauen konnte, noch seine Unzufriedenheit genug imposant, um den Rücktritt des Ministeriums sofort zur Nothwendigkeit zu

machen. Das neueste Ministerium aber — Graf Taaffe, Graf Falkenhayn und Dr. Prazak — ist der alte Feind mit neuem Gesichte. Trefflich gesinnte, wohlwollende Männer, aber ein *starkes* Oesterreich werden sie nicht schaffen.

Als eines der großartigsten und nachhaltigsten Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts muß man anerkennen, daß Oesterreich-Ungarn ein *modern-constitutionelles Reich* wurde. Wir haben es oft gehört und gelesen, daß wir den Beruf hätten, die europäische und insbesondere die deutsche Cultur nach dem Orient zu tragen. Wir haben uns mit diesem Transporte nicht übereilt; mögen wir, nachdem wir constitutionell geworden sind, nicht ultra posse erobernd vorgehen durch Waffengewalt, sondern befruchtend und heranbildend wirken, durch die richtig begriffene Culturmission. Darum habe ich bereits an einem andern Orte der Nothwendigkeit gedacht, uns in dieser Culturarbeit durch eine internationale Conföderation des gesammten continentalen Europa's zu stärken. Noch vor einem Jahrzehnt wird das Jahrhundert um sein, welches die Franzosen mit ihrem Sturm auf die Bastille inaugurirten, und nach etwas mehr als einem zweiten Jahrzehnt wird es auch im Kalender seinem Nachfolger, dem Zwanzigsten, Platz gemacht haben. Wie wird sich der culturgeschichtliche Saldo stellen ünd werden die Franzosen auch am Schlusse die Führer sein, wie sie es im Beginne gewesen? Werden sie Europa republikanisiren, was das Schreckbild so vieler Monarchisten ist? Ich glaube nicht, daß sie es werden. Die heutige französische Republik ist nicht der Convent und der Wohlfahrtsausschuß von 1793 mit seiner wilden Propaganda und seiner rastlos arbeitenden Guillotine. Frankreich ist egoistischer geworden, es sorgt für *seine* Freiheit und für die eigene Wohlfahrt; und fürwahr, man muß die Mäßigung anstaunen, mit welcher die Franzosen den innern Frieden herzustellen und zu sichern bemüht sind, muß nicht minder anstaunen ihren Nationalreichthum, die Frucht ihres Fleißes und ihrer Intelligenz, welche es ihnen möglich machte, eine Ausgabe von mehr als zehn Milliarden zu verschmerzen und dennoch ökonomisch aufrecht zu bleiben. Das ist keine Republik, welche, um Propaganda zu machen, Krieg führen wird. Karl Vogt sagte im Frankfurter Parlamente, zur Zeit als Cavaignac Präsident der neu geborenen französischen Republik war, daß die Franzosen nicht das Zeug hätten für Republikaner, sie seien ihrer Natur nach Monarchisten. Die Linke der Nationalversammlung zischte, die Rechte klatschte Beifall. Da kehrte Vogt den Spieß um und meinte:

bei den Deutschen sei es gerade umgekehrt, sie hielten sich für Monarchisten und seien doch durch und durch Republikaner. Da lachte das ganze Haus. Ich will nicht untersuchen, ob Karl Vogt in seinem Urtheile über Frankreich schließlich Recht behalten wird, aber gegenüber von Deutschland scheint er mir jedenfalls im Irrthum zu sein. Frankreich hat zwar nicht das Zeug für eine germanische Cantönli-Republik, wohl aber für eine centralisirte, erobernde, römische, mit dem ruhmdurstigen Adler unter dem Despotismus eines Convents. Centralistischer Republikanismus ist aber nicht nach germanischem Geschmack und daher nicht dazu angethan, um in Deutschland Propaganda zu machen; denn fast jeder Franzose hat etwas in sich von einem Polizeipräfecten und in seinem liberalen Vademecum spielt das Martial-Gesetz eine hervorragende Rolle, ja er liebt die Ordnung oftmals bis zur Pedanterie. Die Franzmänner sind keine Schwärmer wie deutsche Burschenschaftler. Wenn Karl Vogt den Deutschen die republikanische Form als in ihrem Blute und gesellschaftlichem Wesen liegend zutheilte, dann ließ er sich wohl von schweizerischen Erinnerungen, von ihren social-germanischen Eigenthümlichkeiten, von dem kleinstädtischen Wesen, dem behaglichen Wunsche, sich gehen zu lassen und zugemuthete Opfer für die Gesammtheit pfahlbürgerlich abzuwehren, täuschen; diese Freiheitsliebe ist aber vor allem negativer Natur, sie macht jene patriotische Einheit, welche eine große Republik nicht entbehren kann, nahezu unmöglich, und darum hat Deutschland nicht das Zeug zu einer solchen. Die Republik in Frankreich birgt also keinerlei Gefahr für den Frieden Europa's, und je ehrlicher und rückhaltsloser dies anerkannt wird, desto mehr wird das Friedenswerk gesichert bleiben und gedeihen. Darum haben auch die besonnensten Staatsmänner trotz ihrer monarchischen Gesinnung gegenüber den Intriguen der Monarchisten kein Hehl daraus gemacht, daß sie die Erhaltung der Republik in Frankreich wünschen. Es ist nicht zu bestreiten, daß der moderne Staat etwas von Republikanismus an sich habe, weil er die res publica über die res privata des Fürsten stellt; wenn aber der Fürst uneigennützig dasselbe thut, d. h. das öffentliche Wohl, das Staatswohl, über das Privatwohl seiner Familie setzt, dann steht er selbst auf dem Boden des modernen Staats und die Monarchie bleibt ihm gesichert, weil der Monarch fast möchte ich sagen Republikaner geworden ist. Es giebt aber nur Einen correcten und beruhigenden Ausdruck dieses Willens, und dieser ist eine ehrliche parlamentarische Regierung.

Der Parlamentarismus, wie er leibt und lebt, hat mancherlei an sich, was nicht begeistert, denn er bringt auch viel Kleinliches, Nörgelndes, Unedles und Gehässiges zu Tage; allein er ist unentbehrlich geworden und darum muß man ihn mit patriotischer Hand festhalten und fortbilden. Seine schlimmsten Feinde sind außer den Gesetzlosen und Gewaltthätigen diejenigen, welche die Opposition schon um ihrer selbst willen verdammen. „Wenn wir keine Opposition hätten, müßten wir eine solche schaffen," sagte ein berühmter englischer Minister. So erklärt es sich, daß die besonnenen Monarchisten des Auslandes sich über die entschiedene Antwort freuten, welche die französische Bevölkerung am 14. October 1877 auf den halben Staatsstreich gab, zu welchem sich der schwache Mac Mahon am 16. Mai hatte drängen lassen. Uns, die wir auswärts stehen, gewährte es aber eine Beruhigung, daß die heißblütigen Franzosen diese heikle Action mit einer Besonnenheit und Mäßigung durchführten, welche wir ihnen, ehrlich gesagt, nicht zugetraut hätten.

Die große Bewegung des Jahres 1848 endete erst mit der Herstellung des deutschen Reichs, mit der vollzogenen Wiedergeburt Italiens, mit dem Dualismus in Oesterreich, mit dem Frieden von Berlin, mit dem Bündnisse Oesterreich-Ungarns und des deutschen Reichs. In diesen Thatsachen liegt meines Erachtens der Abschluß der großen Revolution, deren Ziel die Verwirklichung der ewigen Ideen des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Diese muß aber erst Wahrheit werden, um die Segnungen des Friedens einzuheimsen; zur Wahrheit werden durch zwei große Vorarbeiten: Einmal durch die Niederwerfung des Nihilismus und dann durch eine Reorganisation des concert européen; von der letzteren sprach ich im vorangehenden Gedenkblatte; von dem Kampfe mit dem genannten Unholde will ich hier noch ein paar Worte sagen.

Ich betrachte die grausige Blutthat an der Newa vom 13. März 1881 als die fünfte Periode des politischen Entwickelungsganges im 19. Jahrhunderte. Der Nihilismus hat seinen blutigen Handschuh hingeworfen und Europa muß ihn aufnehmen. Aber es soll dies nicht thun in dem Geiste und nach dem Maxime der heiligen Allianz, welche, wie die Franzosen sagten, den Fürsten Metternich zum Grandprévot de l'Europe machte, sondern seine Aufgabe dadurch erfüllen, daß jeder europäische Staat, klein oder groß, die nihilistischen Verschwörungen für politische Meuchelmorde, wenn diese auch nur fremden Staaten und Monarchen gelten sollen, als ein an dem eigenen Staate begangenes, hochverrätherisches Ver-

brechen bestraft: also nicht sowohl die Auslieferung, als vielmehr die Bestrafung der Verbrecher nach Recht und Gesetz des eigenen Landes, daher nach Bedarf die Vervollständigung der betreffenden Gesetzgebung, sollen international vereinbart werden. Aber mit dieser ersten abwehrenden und strafenden Function ist eine zweite unmittelbar verbunden und muß gleichzeitig und gleichen Schrittes erfüllt werden. Was noth thut, ist ehrliche, wortgetreue Verwirklichung der Ideen, welche das bezeichnete Jahrhundert zu einem ethischen Gemeingute aller Culturstaaten gemacht hat: was in dem laufenden Jahrhundert den aufgeregt anstürmenden Völkern von den Fürsten und ihren Ministern wiederholt auf Treue und Glauben zugesagt wurde, muß endlich zur Wahrheit werden. Da liegt es! Also, nicht bloß repressiv und strafend ist die Mission des nächsten Jahrzehnts, sondern, daß sofort treu erfüllt werde, was die vorangegangenen neun Jahrzehnte versprochen haben und wofür so viel Blut vergossen und so viele Verbrechen verübt worden sind. Allein mit der Amnestie kann nicht der Anfang gemacht werden, denn das Gesetz, die Ethik und die Politik verlangen, daß die wilde und unerhörte Verletzung des Gesetzes gesühnt werde, somit Repression, doch zugleich auch die Reform, aber diese nicht als ein Almosen widerwillig hingeworfen auf den Leierkasten des ungestüm bettelnden Volkes, sondern in Anerkennung der heiligen Pflicht, welche das ewige Recht den Fürsten und Völkern auferlegt. Ob die russische Regierung diesen doppelten Weg gleichzeitig zu betreten die Macht und den Willen hat, werden wir bald erfahren; erschreckend ist es, wenn, wie die Blätter erzählen, Graf Stroganow in Gegenwart des Czaren sagen durfte: man müsse auch vor 200 000 Gehenkten nicht zurückschrecken und Graf Loris Melikow die Entschlossenheit hatte, darauf zu antworten: dann müsse man auch auf zwei Millionen Rächer gefaßt sein! Ich sagte bereits an einer andern Stelle: „Russia farà da se“ zu deutsch: „Wir sollen dasselbe seine trostlosen Angelegenheiten selbst abthun lassen!“ Große Rückstände an unfertigen Arbeiten liegen überall vor und erwarten die ehrliche, fleißige Hand, damit die Bilanz des Jahrhunderts mit einem Saldogewinn sich herausstelle. Ich werde nicht mehr Zeuge dieses Rechnungsabschlusses sein, ich will mich mit der Ueberzeugung zur Ruhe betten, daß der Sieg der Ethik und des ewigen Rechts in der Politik der europäischen Völker nicht mehr zweifelhaft ist. Mein Optimismus ist befriedigt, wenn der böse Geist genöthigt ist, wie Mephisto, von sich selbst zu sagen: „Ich bin die Kraft, die

stets das Böse will und stets das Gute schafft." Fürwahr, das ist genügsam und fügsam!

Nur Eines noch möchte ich meinen zurückbleibenden Combattanten, Abschied nehmend, zurufen: „Die Verwirklichung der Ideen geschieht aber weder in der Studirstube, noch im Amtszimmer, sondern im Leben, und sie verlangt einen großen, kostbaren Generalquartiermeister-Stab und ein Arsenal von tausend und abertausend kostbaren Dingen, und dadurch drängt sie uns hinüber auf den Boden des wirthschaftlichen Realismus, eines Realismus, welchen ich wiederholt als den gesunden bezeichnete, weil er dem Idealismus nicht feindlich entgegentritt, sondern mit ihm in brüderlichem Verbande arbeitet.

Soll mein Abschiedswort ein Abschied sein von alten Freunden und Schülern? Die einen hat der Tod mir entrissen, die andern das Leben von mir getrennt. Unter den Männern aber, deren ich in meinen Aufzeichnungen gedachte, sind Viele, von welchen ich wünschen muß, daß ihr Geist und ihr Wirken fortlebe in der neuen Generation, dieser zur Nachahmung und Aufmunterung dienend. Vollends will ich den Gedanken und Idealen nicht entsagen, welche mich durch sechzig Jahre in wechselnden Lebensverhältnissen begleiteten und meinen Muth aufrecht hielten. Ich nehme sie mit mir als Vademecum und Wegweiser. Auch will ich nicht Abschied nehmen von meinem theuern Vaterlande, in dessen Diensten ich arbeitete. Gehe ich, wie ich muß, so thue ich es, wie der Invalide, welcher im Hospital von der Armee fortträumt, in deren Reihen er seine Wunden und Auszeichnungen erhielt und welcher er auch fortan mit seinen Gefühlen und Wünschen angehört. Ich sage Lebewohl meinen Combattanten, denen immer Neue und Jüngere zuwuchsen, empfehle ihnen die Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Erfahrungen, welche mein ganzes Leben ausfüllten und deren Verwirklichung die heilige Aufgabe bleibt für eine unzählbare Reihe künftiger Generationen. Auch diese Männer der Zukunft zähle ich zu meinen Combattanten und sage ihnen meinen Abschiedsgruß.

Mein Buch ist keine kampflustige Parteischrift, sondern ein ehrliches politisches Glaubensbekenntniß, eine Generalbeichte für mich, ein Beichtspiegel für Andere. Ich sage mir wohl auch in trüben Stunden, daß es die Stimme des Rufenden in der Wüste sein dürfte, auf welche niemand hört. Sei es darum: ich habe meine Pflicht erfüllt und das genügt mir. Es ist ein ernsthaftes Buch, einheitlich und ganz, als ein solches wolle es der Leser auffassen.

Anhang.

Ministerien und Minister vom März 1848 bis zum März 1881.

A) in den Königreichen und Ländern diesseits der Leitha.

1848.

13. März. Rücktritt Metternich's.
15. „ Ministerium Pillersdorf:
Pillersdorf: Inneres, Kolowrat: Präsident, Fiquelmont: Aeußeres, Kübeck: Finanzen, Taaffe: Justiz.
27. „ Sommaruga sen. übernimmt das Portefeuille des Unterrichts.
31. „ Fiquelmont übernimmt provisorisch an Kolowrat's Stelle das Minister-Präsidium.
3. April. Philipp Krauß statt Kübeck Finanzminister, Zanini: Kriegsminister.
19. „ An Taaffe's Stelle Sommaruga sen. Justizminister.
30. „ Latour: Kriegsminister.
4. Mai. Rücktritt Fiquelmont's in Folge einer Volksdemonstration. Pillersdorf: Ministerpräsident.
11. „ Dobblhof erhält das neu gegründete Portefeuille des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, Baumgartner jenes für öffentliche Arbeiten.
15. „ Ministerium Pillersdorf reicht seine Entlassung ein.
3. Juni. Stadion mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, lehnt ab. Ministerium Pillersdorf bleibt.
3. „ Wessenberg übernimmt das Aeußere.
8. Juli. Ministerium Pillersdorf tritt zurück.
12.—17. Juli. Ministerium Dobblhof-Bach:
Dobblhof: Inneres und Unterricht, Wessenberg: Präsidium und Aeußeres, Latour: Krieg, Bach: Justiz, Krauß: Finanzen, Hornboſtel: Handel, Schwarzer: öffentliche Arbeiten. (Feuchtersleben Unterstaatssecretär für Unterricht.)
25. Septbr. Schwarzer's Austritt.
6. Octbr. Latour ermordet. Bach und Wessenberg folgen dem Kaiser nach Olmütz. Dobblhof und Hornboſtel ziehen sich zurück. Krauß bleibt als Finanzminister in Wien.

22. Novbr. Ministerium Schwarzenberg-Stadion.
Felix Schwarzenberg: Präsident, Stadion: Inneres und Unterricht, Krauß: Finanzen, Cordon: Krieg, Bach: Justiz, Bruck: Handel und öffentliche Bauten, Thienfeld: Landescultur und Bergwesen. (Helfert: Unterstaatssecretär für Unterricht.)
2. Decbr. Kulmer: Minister ohne Portefeuille.

1849.

Anf. Juni. Gyulay: Kriegsminister.
28. „ Stadion: wegen Krankheit beurlaubt und zum Minister ohne Portefeuille ernannt. Bach: Inneres, Schmerling: Justiz, Gr. Leo Thun: Cultus und Unterricht.

1850.

16. Juli. General Czorich: Kriegsminister an Gyulay's Stelle, der ein Commando in Italien übernimmt.

1851.

23. Janr. Schmerling legt das Justizportefeuille nieder, Carl Br. Krauß wird Justizminister.
23. Mai. Bruck wird seines Postens als Handelsminister enthoben, Baumgartner an dessen Stelle.
26. Decbr. Baumgartner übernimmt (nach Krauß Philipp Rücktritt) auch das Finanzministerium, dem Bergwesen und Landescultur zugewiesen wurden.

1852.

5. April. Minister-Präsident Fr. Schwarzenberg †.
11. „ Buol-Schauenstein wird zum Minister des Aeußern ernannt. Der Posten eines Ministerpräsidenten bleibt unbesetzt.

1853.

1. Juni. Das Kriegsministerium wird aufgehoben. Die gesammte Leitung des Kriegswesens wird an das Armee-Obercommando übertragen.

1855.

7. Febr. Ritter von Toggenburg wird nach Baumgartner's Rücktritt Handelsminister.
10. März. Bruck: Finanzminister.

1857.

17. Febr. Gr. Grünner wird als 1. General-Adjutant Mitglied der Minister-Conferenz. Eine eigene oberste Polizeibehörde wird creirt und F.-M.-L. Kempen zum Chef derselben ernannt.
18. Mai. Gr. Nadasdy: Justizminister.

1859.

27. Mai. Rücktritt Buol's. Gr. Rechberg: Minister des Aeußeren.
21. August. Die Minister Bach, Kempen und Toggenburg ihrer Posten enthoben.
Ministerium Rechberg:
Rechberg: Aeußeres und Präsidium, Goluchowski: Inneres, Hübner: Polizeiminister, Handelsministerium aufgehoben.

20. Octbr. Gr. Grünne wird der Stelle eines ersten General-Adjutanten enthoben.
21. „ Hübner: vom Polizeiministerium enthoben, an seiner Stelle Thierá Polizeiminister.

1860.

22. April. Bruck entlassen († 23. April). Plener mit der Leitung des Finanzministeriums betraut.
20. „ Ministerium Goluchowski:
Ministerien des Innern und des Unterrichts werden als oberste Centralbehörden aufgehoben, statt ihrer werden die Hofkanzleien wieder hergestellt; für die oberste administrative Leitung wird ein Staatsministerium errichtet. Goluchowski: Staatsminister, Mecséry: Polizeiminister, Degenfeld: Kriegsminister, Vay: ungarischer Hofkanzler, Lasser: mit der Leitung des Justizministeriums betraut. Gr. Szecsen: Minister ohne Portefeuille.
9. Decbr. Kemenyi: provisorischer Präsident der siebenbürgischen Hofkanzlei.
13. „ Plener: Finanzminister.
17. „ Schmerling an des zurücktretenden Goluchowski's Stelle: Staatsminister.
19. „ Mazuranic: Präsident der croatischen Hofkanzlei.

1861.

4. Febr. Ministerium Rainer:
Erzherzog Rainer: Präsident des Ministerraths, Rechberg: Aeußeres, Mecséry: Polizei, Degenfeld: Krieg, Schmerling: Staatsminister, Lasser: Verwaltungsminister, Plener: Finanzen, Pratobevera: Justiz, Wickenburg: Handel (nach dessen Rücktritt wurde die selbständige Leitung des Ministeriums an den Sectionschef desselben: Baron Josef Kalchberg übertragen), Vay: ungarische Hofkanzlei, Szecsen: ohne Portefeuille.
18. Juli. Gr. A. Forgach wird statt Vay ungarischer Hofkanzler.
19. „ Gr. Moriz Esterházy wird statt Szecsen Minister ohne Portefeuille.

1862.

30. Juni. Burger: Marineminister.

1864.

19. Febr. F.-M.-L. Frank: Kriegsminister.
22. April. Forgach tritt zurück. Gr. A. Zichy wird ungarischer Hofkanzler.
23. Octbr. An Stelle des abtretenden Rechberg übernimmt Mensdorff das Ministerium des Aeußern.

1865.

26. Juni. Majlath wird an Zichy's Statt zum ungarischen Hofkanzler ernannt.
27. „ Ministerium Rainer giebt seine Demission.
27. Juli. Ministerium Belcredi:
Belcredi: Präsident, Staats- und Polizeiminister, Mensdorff, Aeußeres, Esterházy: ohne Portefeuille, Mazuranič: croatischer Hofkanzler, Frank: Kriegsminister, Majlath: ungarischer Hofkanzler, Larisch: Finanzen, Komers: Justiz.
23. Septbr. Admiral Wüllersdorf übernimmt das Handelsministerium.

1866.

6. Septbr. F.-M.-L. John: Kriegsminister.
30. Octbr. Beust: an Mensdorff's Stelle Minister des Aeußern.

1867.

21. Januar. Larisch tritt ab. Becke wird interimistisch Finanzminister.
7. Febr. Rücktritt Belcredi's, Beust wird Minister-Präsident.
17. „ Wiederherstellung eines selbständigen ungarischen Ministeriums.
7. März. Das Staatsministerium wird aufgehoben und das Ministerium des Innern hergestellt. Taaffe: Minister des Innern.
20. April. Becke: definitiver Finanzminister, Wüllersdorf tritt zurück.
23. Juni. Beust: Reichskanzler.
27. „ Taaffe: Minister-Präsident-Stellvertreter, Hye: Justizminister und mit der Leitung des Unterrichts- und Cultus-Ministeriums betraut.
24. Decbr. Becke: Reichsfinanz-Minister.
30. Decbr. Ministerium Auersperg.
Fürst Carlos Auersperg: Präsidium, Taaffe: Präsident-Stellvertreter, Landesvertheidigung und öffentliche Sicherheit, Plener: Handel, Hasner: Unterricht und Cultus, Potocki: Ackerbau, Giskra: Inneres, Herbst; Justiz, Bresil: Finanzen, Berger: Minister ohne Portefeuille.

1868.

18. Januar. F.-M.-L. Kuhn: Reichskriegsminister.
26. Septbr. Fürst Auersperg erhält die erbetene Entlassung, Taaffe wird interimistischer Minister-Präsident.

1869.

17. April. Taaffe wird definitiver Minister-Präsident.

1870.

15. Januar. Minister Taaffe, Potocki und Berger nehmen ihre Entlassung, Reichsfinanzminister Becke †.
1. Febr. Ministerium Hasner:
Banhans: Ackerbauminister, Stremayr: Unterrichtsminister, F.-M.-L. Wagner: Landesvertheidigungsminister. Die Polizeiagende geht an das Ministerium des Innern über.
21. März. Giskra giebt seine Entlassung.
4. April. Ministerium Hasner reicht seine Demission ein, Potocki mit der Bildung eines neuen Cabinets betraut.
12. „ Potocki: Minister-Präsident und Leiter des Ackerbau-Ministeriums, Taaffe: Inneres, Leiter des Landesvertheidigungs-Ministeriums, Hofrath Tschabuschnigg: Justizminister und Leiter des Cultus- und Unterrichtsministeriums, Sectionschef Distler: Leiter des Finanzministeriums und De Pretis: Leiter des Handelsministeriums.
7. Mai. Br. Petrino: Ackerbauminister, Holzgethan: Finanzminister, Br. Widmann: Landesvertheidigung.
23. „ Melchior Lonyay: (an Stelle des verstorbenen Becke) Reichsfinanzminister.

20. Juni. Widmann enthoben, Potocki mit der einstweiligen Versehung des betreffenden Portefeuilles betraut.
30. „ Tschabuschnigg enthoben von der Leitung des Cultus- und Unterrichtsministeriums und Stremayr zum Cultus- und Unterrichtsminister ernannt. Petrino wird definitiver Ackerbau- und Holzgethan definitiver Finanzminister.
23. Novbr. Ministerium Potocki reicht seine Demission ein.

1871.

4. Febr. Entlassung des Ministeriums Potocki wird angenommen und Hohenwart mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut.
6. „ Hohenwart: Inneres und Vorsitzender des Ministerrathes, Habietinek: Justiz, Jireček: Cultus und Unterricht, Holzgethan: Finanzen, Schäffle: Handel und Leiter des Ackerbauministeriums, G.-M. Scholl, Landesvertheidigung.
11. April. Grocholski tritt als Minister für Galizien in's Cabinet.
26. „ Hohenwart, Schäffle, Jireček und Habietinek reichen ihre Entlassung ein.
30. Octbr. Entlassung Hohenwart's wird angenommen und Holzgethan interimistisch mit dem Vorsitze im Ministerrathe betraut. Einstweilige Leiter der Ministerien sind:
Wehli: Inneres, Fidler: Cultus und Unterricht, Mitis: Justiz, Wiedenfeld: Handel, Possinger: Ackerbau.
6. Novbr. Beust giebt seine Entlassung, welche am
9. „ erfolgt.
14. „ Julius Andrassy wird Minister des Aeußern.
15. „ Gr. Melchior Lonyay wird ungarischer Minister-Präsident.
25. „ Ministerium Auersperg:
Fürst Adolf Auersperg: Präsidium, Lasser: Inneres, Stremayr: Cultus und Unterricht, Banhans: Handel, Chlumecky: Ackerbau, Pretis: Finanzen, Glaser: Justiz, Unger: ohne Portefeuille, Horst: Landesvertheidigung, Holzgethan: Reichsfinanzen.

1879.

17. Febr. Enthebung des Fürsten A. Auersperg und des Dr. Unger und Ernennung des Grafen Taaffe zum Minister des Innern.
10. August. Annahme der Demission des Ministeriums Stremayr, Graf Taaffe mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt.
12. „ Ernennung des Ministeriums Taaffe:
Taaffe: Präsidium und Inneres, Stremayr: Justizminister und Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht, G.-M. Horst: Minister für Landesvertheidigung, Julius Graf Falkenhayn: Ackerbauminister, Carl Freiherr v. Korb-Weidenheim jun.: Handelsminister, Dr. Florian Ziemialkowski und Dr. Alois Prazak: Minister, Sectionschef Emil Chertek: Leiter des Finanzministeriums.
9. Octbr. Enthebung des Grafen Julius Andrassy vom Ministerium des Aeußern und seine Ersetzung durch Freiherrn v. Haymerle.

1880.

16. Febr. Siegmund Freiherr Conrad v. Eybesfeld zum Minister für Cultus

und Unterricht und Adolf Freiherr v. Kriegsau zum Finanzminister ernannt.

8. April. Josef v. Szlávy zum gemeinsamen Finanzminister ernannt,

26. Juni. Moritz Freiherr v. Streit zum Justizminister, Zeno Graf Welsersheimb zum Landesvertheidigungsminister, Adolf Ritter Kremer v. Auenrode zum Handelsminister, Dr. Julian Dunajewski zum Finanzminister.

1881.

14. Janr. Ritter v. Kremer und Freiherr v. Streit werden ihrer Ministerposten enthoben und Freiherr Pino v. Friedenthal zum Handelsminister, Dr. Pražak zum Leiter des Justizministeriums ernannt.

B. in den Ländern der Stefanskrone.

1848.

19. März. Präsident des unabhängigen ungarischen Ministeriums Graf Ludwig Batthyány: ernannt durch Handschreiben des Palatins und kgl. Statthalters Erzherzog Stephan.

16 April. wird Graf Ludwig Batthyány nach Auflösung des Landtags mit der Bildung des ungarischen verantwortlichen Ministeriums betraut und zwar Graf Ludwig Batthyány: Minister-Präsident, Franz Déak: Justiz, Baron Josef Eötvös: Cultus, Gabriel Klauzál: Handel, Ludwig Kossuth: Finanzen, Graf Stefan Szechényi: Communication, Bartholomäus Szemere: Inneres.
Diesem Ministerium gehört noch an als Minister des Aeußeren, auch „um die Person Sr. Majestät befindlicher Minister" genannt: Fürst Paul Esterházy; endlich am

7. Mai. Oberst Mészáros, durch allerhöchstes Handschreiben zum Kriegsminister ernannt.

Vom

11. Septbr. langt in der XLVIII. Sitzung des ungarischen Repräsentantenhauses ein Schreiben des Palatins ein, demzufolge das Gesammt-Ministerium seine Resignation eingereicht hat; das Haus weigert sich diese anzunehmen. In der Sitzung vom

16. „ erklärt sich Graf Ludwig Batthyány bereit, ein neues Ministerium zu bilden.

28. „ Der Palatin Erzherzog Stefan legt seine Würde nieder und verläßt das Land. Das Repräsentantenhaus ernennt im Einverständniß mit dem Oberhause einen Landesvertheidigungs-Ausschuß, dem Kossuth als Präses, dann Szemere, Paul Nyári, Mészáros, Sigmund Serényi, Baron N. Josika, Pazmándy (senior) und Graf Josef Esterházy angehören.

3. Octbr. ernennt Se. Majestät den F. z. M. und Kapitänlieutenant der ungarischen Leibgarde: Adam Freiherr v. Récsey zum Minister-Präsidenten in Ungarn mit dem Auftrage, ein neues Ministerium zu bilden. Mit Rescript von demselben Tage wird unter Gegenzeichnung Récsey's der ungarische Reichstag geschlossen und der Banus

Baron Jellachich zum bevollmächtigten Commissär und Stellvertreter Sr. Majestät ernannt.

6. Octbr. wird in der Sitzung des ungarischen Repräsentantenhauses der Baron Nikolaus Vay mit der Bildung des Ministeriums betraut: Graf Ludwig Batthyány hat interimistisch sein Amt fortzuführen.

7. „ erklärt das Haus in der Sitzung die königl. Verordnung und das Rescript vom 3. Octbr. für ungesetzlich, ungiltig und null und nichtig und beschließt Adam Récsey in Anklagestand zu versetzen.

8. „ Mit allerhöchstem Handschreiben (Sieghardskirchen 8. October) wird die Resignation des ungarischen Minister-Präsidenten Graf A. Récsey angenommen, er hat aber bis zur anderweitigen Besetzung sein Amt fortzuführen.

6. Novbr. wird F.-M. Fürst Windischgrätz durch allerhöchstes Manifest zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Ungarn zur Bewältigung des Aufruhrs ernannt.

Im revolutionären Ungarn fungirt der mit der zeitweiligen Regierung durch den Reichstag betraute „Landesvertheidigungs-Ausschuß" mit Kossuth an der Spitze.

1849.

14. April. wird in der Sitzung des ungarischen Repräsentantenhauses zu Debreczin das Haus Habsburg der Herrschaft über Ungarn verlustig erklärt und Ludwig Kossuth einstimmig zum Landes-Gouverneur (Regierungs-Präsident) erwählt. Dieser ernennt am

1. Mai. zu Ministern: Bartholomäus Szemere als Minister-Präsidenten und für das Innere, Graf Kasimir Batthyány: für das Aeußere Franz Duschek: für Finanzen, Ladislaus Csányi für öffentliche Bauten, Bischof Michael Horváth: für Cultus und Unterricht, Sebastian Bukovics: für Justiz. Das Handels-Ministerium hat einstweilen der Minister des Aeußern Graf Kasimir Batthyány zu leiten. Die Ernennung des Kriegsministers wird später erfolgen.

14. „ der Landes-Gouverneur und die genannten Minister legen in der gemeinsamen Sitzung beider Häuser den Amtseid ab.

In der Sitzung des Repräsentantenhauses vom

18. „ wird Arthur Görgei bereits als „Kriegsminister" bezeichnet. (Die Ernennung ist somit zwischen dem 14. und 18. Mai erfolgt.)

6. Juni. dankt Arthur Görgei als Kriegsminister ab. Als stellvertretende Kriegsminister amtiren zeitweilig die Generale: Ernst Kiß und Georg Klapka.

In den ersten Augusttagen 1849 — Die Proklamationen: „Kossuth zur Nation" und „Görgei an die Nation" tragen kein Datum — tritt Kossuth im Namen des ganzen Ministeriums von der Regierung zurück und bekleidet den General Arthur Görgei mit der obersten Civil- und Militärgewalt. In der Zwischenzeit von der Capitulation zu Villágos (August 1849) bis zur Wiederherstellung eines selbständigen ungarischen Ministeriums (1867) werden unter dem

Miniſterium Goluchowski (vergleiche obiges Verzeichniß A.) die Hofkanzleien wiederhergeſtellt, und zwar:

1860.

20. Octbr. Bay zum ungariſchen Hofkanzler ernannt.
19. Decbr. Mazuranić Präſident der croatiſchen Hofkanzlei.

1861.

18. Juli. Gr. Forgach wird ſtatt Bay ungariſcher Hofkanzler.

1864.

22. April. Forgach tritt zurück. Gr. H. Zichy wird ungariſcher Hofkanzler.

1865.

26. Juni. Majlath an Zichy's Stelle zum ungariſchen Hofkanzler ernannt.

1867.

17. Febr. Wiederherſtellung des ſelbſtändigen ungariſchen Miniſteriums.

Ungariſches Miniſterium in Folge des Ausgleichs von 1867 bis heute.

1867—1871.

Miniſterium Andraſſy.

17. Febr. wurde Graf Julius Andraſſy durch allerhöchſtes Reſcript zum Miniſter-Präſidenten ernannt und mit der Bildung des verantwortlichen königlichen ungariſchen Miniſteriums beauftragt.
19. „ wird durch allerhöchſtes Handſchreiben dem Miniſter-Präſidenten die Leitung des Landesvertheidigungs-Miniſteriums übertragen und zu Miniſtern ernannt: Graf Georg Feſtetics zum Miniſter um die Perſon Sr. Majeſtät, Baron Béla Wenkheim: für das Innere, Melchior Lonyay: für die Finanzen, Baron Joſef Eötvös: für Cultus und Unterricht, Balthaſar Horváth: für Juſtiz, Graf Emerich Mikó: für öffentliche Arbeiten und Verkehr, Stefan Gorové: für Ackerbau, Induſtrie und Handel.

Ergänzungen und Veränderungen in dieſem Miniſterium (in den Jahren 1868—1871).

1868.

8. Decbr. wird mit allerhöchſtem Handſchreiben Coloman Bedekovich zum Miniſter für Croatien, Slavonien und Dalmatien (ohne Portefeuille). ernannt.

1869.

21. Octbr. wird der Miniſter des Innern, Baron Béla Wenkheim mit allerhöchſtem Handſchreiben wegen Geſundheitsrückſichten vom Amte enthoben und gleichzeitig Paul Rajner zum Miniſter des Innern ernannt.

1870.

21. Mai. wird der Finanzminister Melchior Lonyay mit allerhöchstem Handschreiben seines Amtes enthoben und mit

23. „ Karl Kerkapoly durch allerhöchstes Handschreiben zum Finanzminister ernannt.

24. „ der Minister für Ackerbau, Industrie und Handel Stephan Gorové wird seines Amtes enthoben und gleichzeitig an Stelle des in Ruhestand getretenen Emerich Mikó zum Minister für öffentliche Arbeiten und Verkehr ernannt. Am selben Tage Josef Szlávy zum Minister für Ackerbau, Industrie und Handel ernannt.

1871.

2. Febr. stirbt der Cultus- und Unterrichts-Minister Br. Josef Eötvös.

10. „ Theodor Pauler zum Cultus- und Unterrichts-Minister ernannt. Der Minister des Innern, Paul Rajner, wegen seines Gesundheitszustandes vom Amte enthoben und gleichzeitig Wilhelm Fóth zum Minister des Innern ernannt. An Stelle des am 26. Januar 1871 zum Banus von Croatien und Slavonien ernannten Coloman Bedekovich zum Minister für Croatien, Slavonien und Dalmatien Graf Peter Pejacsevich ernannt.

19. Mai. wird Graf Georg Festetics aus Gesundheitsrücksichten vom Amte enthoben und gleichzeitig Br. Béla Wenkheim zum Minister um die Person Sr. Majestät ernannt.

5. Juni. Baltasar Horváth über eigenes Ansuchen des Amts enthoben und gleichzeitig Stefan Bittó Justizminister.

21. „ Stephan Gorové aus Gesundheitsrücksichten seines Amtes enthoben und gleichzeitig Ludwig Tisza: Minister für öffentliche Arbeiten und Verkehr.

Ministerium Lonyay.

(14. November 1871—4. December 1872.)

14. Novbr. Graf Julius Andrassy seiner Stellung als ungarischer Minister-Präsident enthoben; Graf Melchior Lonyay zum Minister-Präsident ernannt und mit der Leitung des Landesvertheidigungs-Ministeriums betraut; ferner die übrigen ungarischen Minister in ihren Stellungen bestätigt und zwar: Baron Béla Wenkheim: als Minister am ungarischen Hoflager, Wilhelm Fóth: für das Innere, Karl Kérkapoly: für Finanzen, Theodor Pauler: für Cultus und Unterricht, Stefan Bittó für Justiz, Ludwig Tisza: für öffentliche Arbeiten und Verkehr, Josef Szlavy: für Ackerbau, Industrie und Handel, Graf Peter Pejacsevich: als Minister für Croatien, Slavonien und Dalmatien.

Ergänzungen in diesem Ministerium.

1872.

4. Septbr. Stefan Bittó über eigenes Ansuchen enthoben und der gleichzeitig vom Ministerium für Cultus und Unterricht enthobene Theodor Pauler zum Justizminister ernannt, Augustin Trefort an Stelle Pauler's Unterrichtsminister.

Ministerium Szlavy.
(4. December 1872—21. März 1874.)

1. Decbr. Die Demission des Gesammtministeriums Lónyay angenommen und mit allerhöchstem Handschreiben vom
4. „ der Minister-Präsident Melchior Lónyay enthoben, gleichzeitig Josef Szlavy, Minister-Präsident mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut und am
5. „ alle früheren Minister neuerdings ernannt und zwar: Baron Béla Wenkheim als Minister am ungarischen Hoflager, Wilhelm Fóth: für Inneres, Karl Kerkapóly: Finanzen, Augustin Trefort: für Cultus und Unterricht, Josef Pauler: für Justiz, Ludwig Tisza: für öffentliche Bauten und Verkehr und Graf Peter Pejacsevich: für Croatien, Slavonien und Dalmatien; ferner Graf Josef Zichy (junior) mit dem Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel und der Minister-Präsident Josef Szlavy mit der Leitung des Landesvertheidigungs-Ministeriums betraut.

Ergänzungen und Veränderungen in diesem Ministerium.

15. „ Béla Szende zum Landesvertheidigungs-Minister ernannt.

1873.

5. März. Wilhelm Fóth aus Gesundheitsrücksichten enthoben und gleichzeitig Graf Julius Szapáry: Minister des Innern.
19. Decbr. Kerkapoly und Tisza auf eigenes Ansuchen enthoben und Szlávy mit der Leitung des Finanzministeriums und Zichy mit der des Ministeriums für öffentliche Arbeiten und Verkehr unter Beibehalt ihrer bisherigen Stellungen betraut.

Ministerium Bittó.
(21. März 1874 bis 2. März 1875.)

1874.

21. März. Demission des Ministeriums Szlávy angenommen und gleichzeitig ernannt: Stefan Bittó zum Minister-Präsidenten, Béla Szende: für Landesvertheidigung, Graf Julius Szapáry: für Inneres, Koloman Ghyczy: für Finanzen, Augustin Trefort: für Cultus und Unterricht, Theodor Pauler: für Justiz, Graf Josef Zichy jun.: für öffentliche Arbeiten und Verkehr, Georg Bartal: für Ackerbau, Industrie und Handel, Graf Peter Pejacsevich: für Croatien, Slavonien und Dalmatien, Baron Béla Wenkheim als Minister am allerhöchsten Hoflager.

Ministerium Wenkheim.
(2. März 1875 bis 20. October 1875.)

1875.

2. März. Demission des Ministeriums Bittó angenommen und gleichzeitig ernannt: Baron Béla Wenkheim: zum Minister-Präsidenten, gleichzeitig mit den Angelegenheiten des Ministeriums am allerhöchsten Hoflager betraut, Augustin Trefort: für Cultus und Unterricht, Graf Peter Pejacsevich: für Croatien, Slavonien nnd Dalmatien, Béla Szende: für Landesvertheidung: Béla Perczel: für Justiz, Koloman

Tisza: für Inneres, Koloman Szell: für Finanzen, Baron Ludwig Simonyi: für Ackerbau, Industrie und Handel, Thomas Pechy: für öffentliche Bauten und Verkehr.

I. Ministerium Tisza.

(20. October 1875 bis 4. October 1878.)

20. Octbr. Demission des Ministeriums Wenkheim angenommen, gleichzeitig Koloman Tisza: zum Minister-Präsidenten und Leiter des Ministeriums des Innern ernannt, ferner Baron Béla Wenkheim als Minister am allerhöchsten Hoflager und ebenso die übrigen sieben Minister des frühern Cabinets in ihren Stellungen bestätigt.

1878.

4. Octbr. Die Amts-Demission des Ministeriums Tisza angenommen, gleichzeitig die einzelnen Minister beauftragt ihre Aemter fortzuführen bis zur anderweitigen Besetzung.

13. „ Koloman Szell vom Finanzministerium definitiv enthoben und die Leitung desselben an den Minister-Präsidenten Koloman Tisza übertragen; die Leitung des Ministeriums des Innern geht an den Minister am allerhöchsten Hoflager Baron Béla Wenkheim über.

Dieses Provisorium dauert bis 5. December 1878.

II. Ministerium Tisza.

(5. December 1878 bis 5. Juli 1880).

5. Decbr. Koloman Tisza neuerdings zum Minister-Präsidenten ernannt und mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt, bez. über seinen Vorschlag ernannt:
Baron Béla Wenkheim: zum Minister am allerhöchsten Hoflager, August Trefort: für Cultus und Unterricht, Béla Szende: für Landesvertheidigung, Thomas Pechy: für öffentliche Arbeiten und Verkehr, Koloman Bedekovics: für Croatien, Slavonien und Dalmatien, Theodor Pauler: für Justiz, Graf Julius Szápáry: für Finanzen, Baron Gabriel Kemény: für Ackerbau, Industrie und Handel, mit der Leitung des Ministeriums des Innern der Minister-Präsident Tisza betraut.

Veränderungen in diesem Ministerium
(1879 und 1880).

1879.

11. Juli. in Folge des Ablebens des Baron's Béla Wenkheim mit der Leitung der Angelegenheiten des ungarischen Ministeriums am allerhöchsten Hoflager der Minister-Präsident Koloman Tisza betraut.

26. Septbr. legt der zum Minister für das allerhöchste Hoflager ernannte Baron Béla Orczy den Amtseid ab.

1880.

28. April. wird (an Stelle des zum Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses gewählten Thomas Pechy) Paul Orbody zum Minister für öffentliche Arbeiten und Verkehr ernannt.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Bei Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig erschienen ferner:

Melchior von Diepenbrock.

Ein Zeit- und Lebensbild

von

Dr. Joseph Hubert Reinkens.

Katholischer Bischof.

1881. Preis 8 Mark.

Staatswissenschaftliche Aufsätze

von

Dr. K. Walcker.

Preis 2 Mark.

Lehrbuch der National-Oekonomie

für Studirende und Gebildete

von

Dr. K. Walcker.

Preis 3 Mark.

Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt.

Princip und Einzelbewährung der Realdialektik

von

Dr. Julius Bahnsen.

I. Band. Preis 8 Mark.

Der zweite Band dieses ausgezeichneten Werkes ist in Vorbereitung und erscheint baldigst.

Druck von C. H. Schultze in Gräfenhainichen.